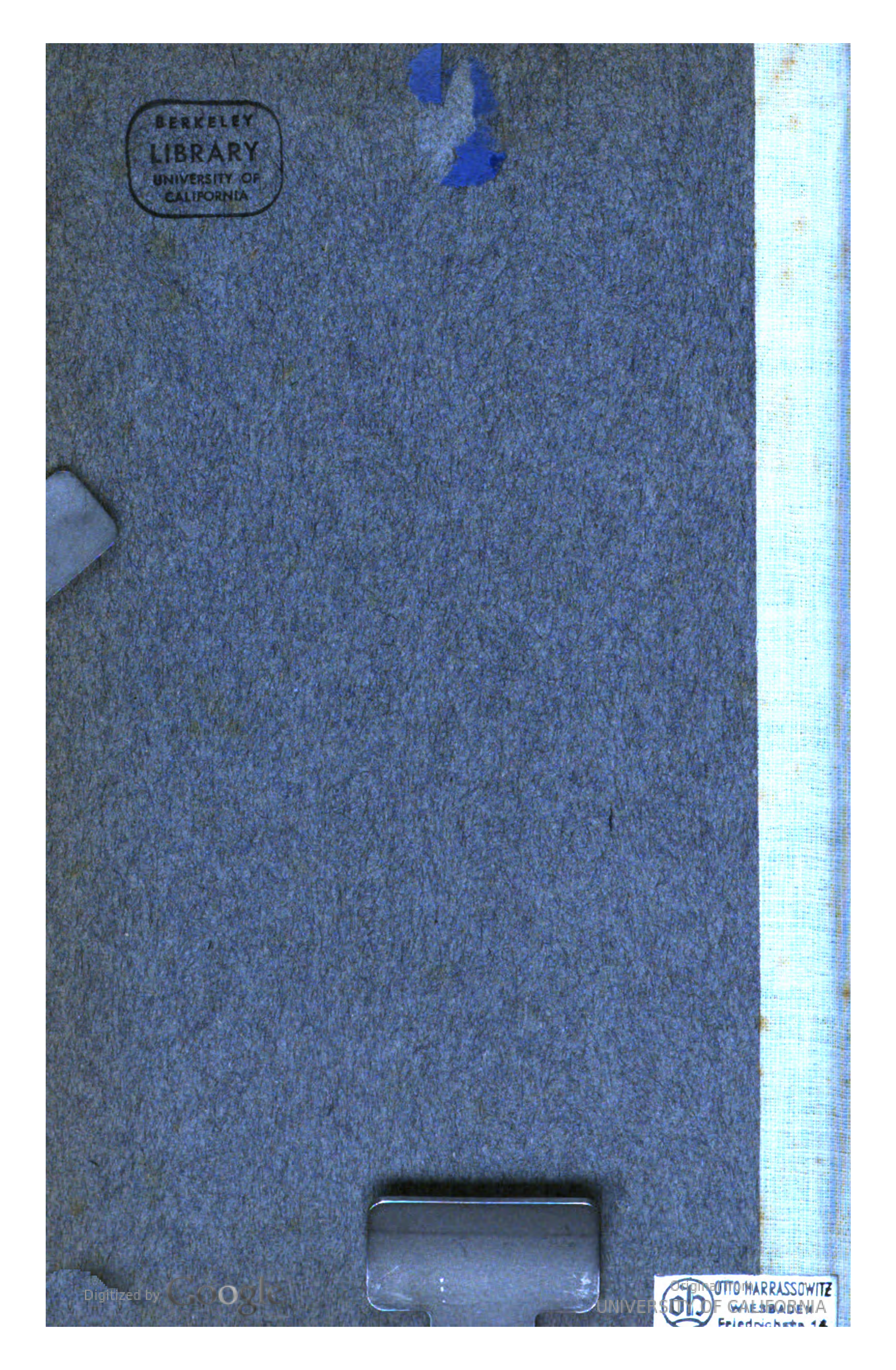
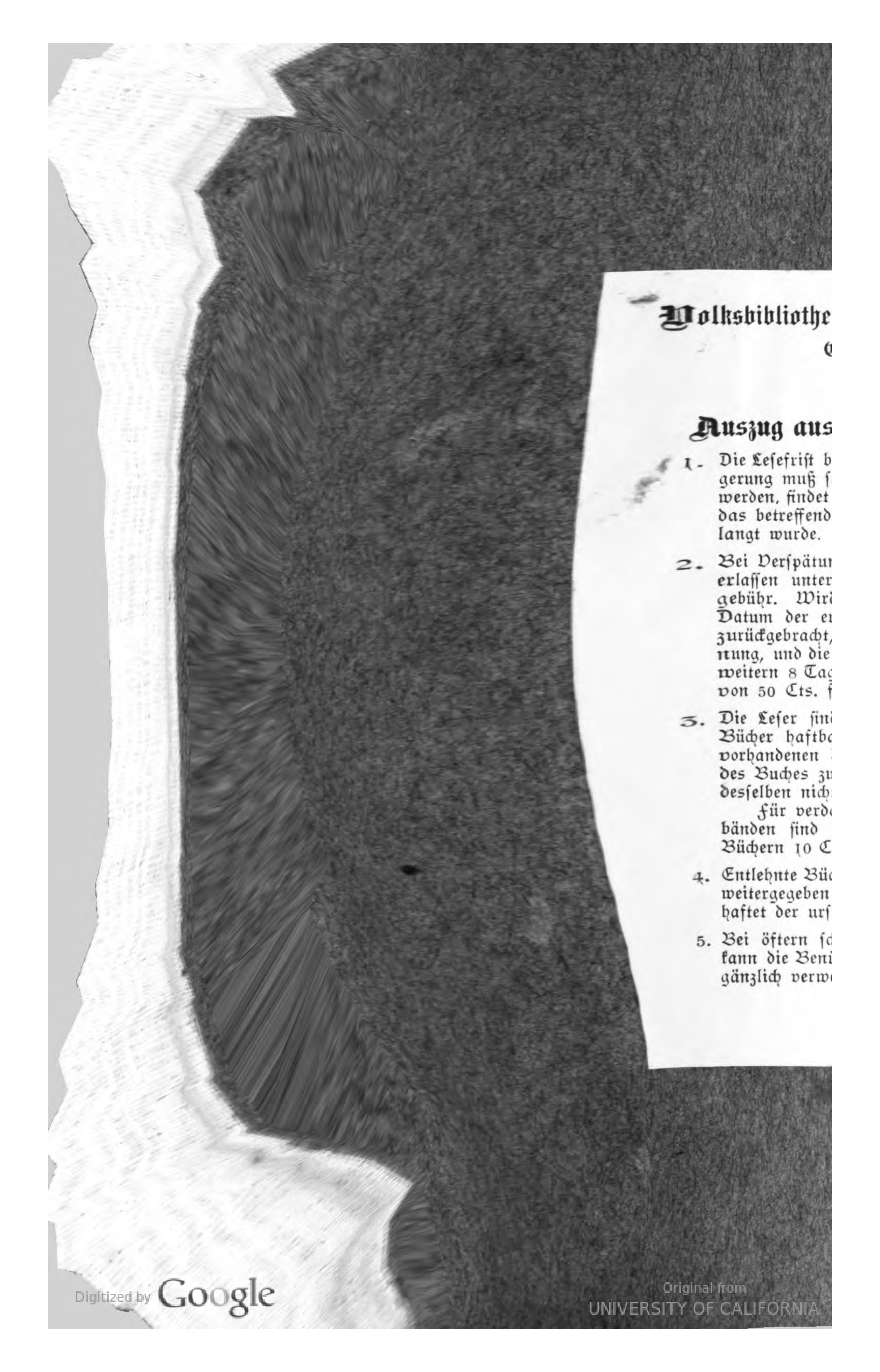
Generated on 2019-11-08 17:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Generated on 2019-11-08 17:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Volksbibliothe
C

Auszug aus

1. Die Lesefrist b
gerung muß s
werden, findet
das betreffend
langt wurde.

2. Bei Verspätun
erlassen unter
gebühr. Wird
Datum der er
zurückgebracht,
nung, und die
weitern 8 Tag
von 50 Cts. f

3. Die Leser sind
Bücher haftba
vorhandenen
des Buches zu
desselben nicht
Für verdo
bänden sind
Büchern 10 C

4. Entlehnte Büc
weitergegeben
haftet der urs

5. Bei öftern sc
kann die Beni
gänzlich verw

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-08 17:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

# Historisch-politische Blätter

für das

## katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1913

Zweiter Band.

---


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

# Historisch-politische

# Blätter

für das

## katholische Deutschland

herausgegeben

von

**Franz Binder und Georg Jochner.**

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hundertzweiundfünfzigster Band.

München 1913.

In Kommission von Theodor Riedel's Buchhandlung.

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

D1
H4
v.152

# Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Preußen, Deutschland und die Grundrechte . . 1
Von Robert Bonschott, Marienwerder Wpr.

II. Neuzeit und philosophische Bildung . . . . . 12

III. Brückenablässe (Schluß) . . . . . . . . 20
Von N. Paulus.

IV. Der Glaube als negative Norm des spezifisch profanen Denkens und Lebens . . . . . . 36
Von Pfarrer Holzamer, Mainflingen.

Duplik . . . . . . . . . . . . . 47
Von Prof. Gisler.

V. Kultur und Konfession . . . . . . . . 53
Von Otto Reeb.

VI. Die Auflösung der schismatischen Kirche . . . 62

VII. Kirchliche Statistik im alten Fürstbistum Speyer . 77

VIII. Kürzere Besprechungen . . . . . . . 84
Eugène Tavernier, Louis Veuillot. — Richard von Kralik, Johannes Scheffler als kathol. Apologet und Polemiker.

IX. Neuzeit und philosophische Bildung (Schluß) . . 89

954



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

X. Soziologische Fragen in christlicher Beleuchtung . 100
Von Th. Brauer.

XI. Preußen, Deutschland und die Grundrechte (Fortsetz.) 113
Von Robert Bonschott, Marienwerder Wpr.

XII. Michael Pacher . . . . . . . . . . 127
Von Dr. Johann Ranftl.

XIII. Thomas Murner . . . . . . . . . 146
Von P. Gabriel Meier.

XIV. Ein kleines Leben Jesu . . . . . . . 160
Von Dr. E. Dentler.

XV. Die Annahme der Militärvorlage . . . . 165

XVI. Soziologische Fragen in christlicher Beleuchtung . . 169
Von Th. Brauer.

XVII. Zur Geschichte und Theorie des Kapitalismus . 185
Von Univ.-Prof. Dr. Franz Walter, München.

XVIII. Die patriotische Gesinnung des hl. Augustinus . 197
Von Heinrich Lesaar.

XIX. Contardo Ferrini . . . . . . . . . 207
Von Franz Weiß, Stadtpfarrer.

XX. Preußen, Deutschland und die Grundrechte (Schluß) 218
Von Robert Bonschott, Marienwerder Wpr.

XXI. Zur auswärtigen Politik . . . . . . . 228

XXII. Die „gelben" Arbeiterorganisationen . . . . 236


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

XXIII. Kürzere Besprechungen . . . . . . . . 240
Msgr. Wilh. Eberhard Schwarz, Die kirchlichen Zustände im Münsterlande um 1570. — Die Kunst dem Volke, Die Madonna in der Malerei. — G. Mentz, Handschriften der Reformationszeit.

XXIV. Andreas Raeß und die gräfliche Familie zu Stolberg 245
Von Dr. Luzian Pfleger.

XXV. Irrungen und Irrfahrten eines altkatholischen Bischofs 257
Von Urban Zurburg.

XXVI. Von der Kulturkraft des Katholizismus . . . 269
Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

XXVII. Dürers schriftlicher Nachlaß . . . . . . 284

XXVIII. Adolf von Stöcker . . . . . . . . . . 297

XXIX. Deutschland und Frankreich; Politik und Finanz . 316

XXX. Kürzere Besprechungen . . . . . . . . 327
Wlad. W. Kaplun-Kogan, Die Wanderbewegungen der Juden.

XXXI. Georg Freiherr von Hertling als Philosoph . 329
Zum 70. Geburtstag.
Von Dr. St. Schindele.

XXXII. Von der Kulturkraft des Katholizismus (Schluß) . 354
Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

XXXIII. Irrungen und Irrfahrten eines altkatholischen Bischofs 371
Von Urban Zurburg. (Schluß.)

XXXIV. Der Friede von Bukarest . . . . . . . 384



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

XXXV. Der Metzer Katholikentag . . . . . . . . 398

XXXVI. Kürzere Besprechungen . . . . . . . . 414
Dr. Joh. Heldwein, Die Klöster am Ausgange des Mittelalters. Dr. Joh. Doll, Frauenchiemsee und Seeon. — Dr. Jos. Plaßmann, Jahrbuch der Naturwissenschaften.

XXXVII. Zur Ästhetik der Landschaft . . . . . . 417
Eine Skizze.
Von F. X. Hoermann, Rosenheim.

XXXVIII. Ein Blick auf die XI. internationale Kunstausstellung in München . . . . . . . . . . 426
Von Max Fürst.

XXXIX. Ein neuer „Pesch“ . . . . . . . . . 437
Von Th. Brauer.

XL. Unser deutscher Adel . . . . . . . . . 457
Von Matthias Salm, Aachen.

XLI. Georg von Ow († 1526) . . . . . . . . 480

XLII. „Polnisch-katholisch“ und „deutsch-katholisch“ . . 486
Einblicke und Ausblicke.

XLIII. Kürzere Besprechungen . . . . . . . . 498
Dr. theol. Johannes Niessen, Mariologie des hl. Hieronymus. — Die Kunst dem Volke, Ein Besuch im Vatikan.

XLIV. Großwelt und Kleinwelt als Abbilder Gottes . . 501
Religiös-philosophischer Essay von Prof. Dr. J. Gspann, Stift St. Florian.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

XLV. Aus der Jugendzeit des Freiherrn Werner von Haxthausen . . . . . . . . . . . 511
Von Joseph Gotthardt (Medebach).

XLVI. Menschen und Bücher . . . . . . . . 533

XLVII. Ein Blick auf die XI. internationale Kunstausstellung in München . . . . . . . . . . . 539
Von Max Fürst. (Schluß).

XLVIII Zentrum und Kölner Richtung . . . . . . 550

XLIX. Die Republik China . . . . . . . . 566

L. Baldessare Castiglione und sein „Cortegiano" . 577
Von Dr. Johann Ranftl.

LI. Die deutsche lyrische und epische Dichtung seit der Reichsgründung . . . . . . . . . . 588
Eine Übersicht von Wilhelm Kosch.

LII. Aus den Papieren des ersten katholischen Journalisten 605
Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Eoskreises.
Von Anton Döberl.

LIII. Aus der Jugendzeit des Freiherrn Werner von Haxthausen (Schluß) . . . . . . . . . . 614
Von Joseph Gotthardt (Medebach).

LIV. Die Kaiserin Friedrich in Paris im Februar 1891 630
Von J. S. M.

LV. Die Kampfrüstungen des antiklerikalen Radikalismus in Frankreich . . . . . . . . . . 644



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

| | | Seite |
|---|---|---|
| LVI. | Kürzere Besprechung . . . . . . . . <br>Mittelalterliche Studien, Bd. I H. 1. | 655 |
| LVII. | Die deutsche lyrische und epische Dichtung seit der Reichsgründung (Schluß) . . . . . . . <br>Eine Übersicht von Wilhelm Kosch. | 657 |
| LVIII. | Baldessare Castiglione und sein „Cortegiano" . . <br>Von Dr. Johann Ranftl. (Schluß.) | 673 |
| LIX. | Die Grundlagen des Sicherheitsbewußtseins in den sozialen Beziehungen . . . . . . . . <br>Von R. A. Guardini, Freiburg. | 687 |
| LX. | P. Albert Kuhns „Roma" . . . . . . <br>Von Max Fürst. | 702 |
| LXI. | Von den lateinischen Schwestern . . . . . | 710 |
| LXII. | Zur Naturgeschichte der Zentrumspartei . . . . <br>Von Dr. Krueckemeyer. | 724 |
| LXIII. | Kürzere Besprechung . . . . . . . . <br>H. Grisar, S. J., Luther 3. Bd. | 733 |
| LXIV. | Vom Kampf um die Orienthypothese in der Geschichte der christlichen Kunst . . . . . . . <br>Von Anton Baumstark. | 737 |
| LXV. | Eine beabsichtigte zweite Berufung Alberts des Großen an die Universität Paris ums Jahr 1268 <br>Von Dr. J. A. Endres. | 749 |
| LXVI. | Die Waldverwüstung in alter und neuer Zeit . | 758 |
| LXVII. | Probleme des Weltverkehrs . . . . . . | 771 |


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

LXVIII. Dir deutsche wissenschaftliche Benediktinerzeitschrift in neuem Gewande . . . . . . . . . 783

LXIX. Zur Naturgeschichte der Zentrumspartei . . . . 787
(Fortsetzung.)
Von Dr. Krueckemeyer.

LXX. König Ludwig III. von Bayern . . . . . 808

LXXI. Kürzere Besprechungen . . . . . . . . 811
Gg. Schierghofer, Altbayerns Umritte und Leonhardifahrten. — Gg. Anton Weber, Vorträge und Ansprachen. — Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland. — Wilhelm Maier, Memento Jerusalem.

LXXII. Nikolaus Paulus . . . . . . . . . . 817
Zum sechzigsten Geburtstag (6. Dezember 1913).

LXXIII. Die Waldverwüstung in alter und neuer Zeit . 830
(Schluß.)

LXXIV. Vom Kampf um die Orienthypothese in der Geschichte der christlichen Kunst (Schluß) . . . . . . 843
Von Anton Baumstark.

LXXV. Die Generalversammlung der österreichischen Leogesellschaft in Salzburg . . . . . . . 854

LXXVI. Zur Naturgeschichte der Zentrumspartei (Schluß) . 865
Von Dr. Krueckemeyer.

LXXVII. Die Monroe-Doktrin . . . . . . . . . 884

LXXVIII. Kürzere Besprechung . . . . . . . . 899
Soziales Studententum der Gegenwart.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

LXXIX. Neue Gedanken zur „Allgemeinheit" der Kirche . 901
Von Professor Dr. J. Gspann, Stift St. Florian.

LXXX. Zum fünfzigsten Todestage W. M. Thackerays . 910
(† 24. Dezember 1863.)

LXXXI. Hallers „Restauration der Staatswissenschaft" . 918
Von Dr. Ewald Reinhard.

LXXXII. Fürst Bismarck 1890—1898 . . . . . . 932

LXXXIII. Die Zaberner Vorgänge in ihrer Rückwirkung auf die Reichslande . . . . . . . . . . 949

LXXXIV. Zukunftsklänge aus der Türkei . . . . . 957
Von Max Roloff.

LXXXV. Kürzere Besprechungen . . . . . . . 964
Walther Vogel, Die Hansastädte und die Kontinentalsperre. — Prof. Kampers, Karl der Große. — Die Kunst dem Volke: Die altschwäbische Malerei. — Dr. Adolf Bertram, Hildesheims kostbare Kunstschätze.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

I.

## Preußen, Deutschland und die Grundrechte.

Von Robert Bonschott, Marienwerder (Westpr.)

Die Arbeiten der deutschen Nationalversammlung werden weniger gewürdigt, als ihr Wert es verdient. Nicht ohne Grund. Den Reden und Majoritätsbeschlüssen der Paulskirche fehlte der sichtbare und schnelle Erfolg, den später Blut und Eisen erzielten, und der äußere Mißerfolg ließ den inneren Wert ihrer Leistung übersehen. Und doch: die deutsche Gesetzgebung hat von den Ideen und Beschlüssen unseres ersten Parlaments viel mehr gezehrt, als die Nachfahren zuzugeben geneigt sind. Nicht zuletzt auf dem Gebiete der Grundrechte. Die Grundrechte des deutschen Volkes, die die Nationalversammlung beschloß, sind das Vorbild gewesen für die Gesetzgebung in Reich und Gliedstaat, die sich mit den Freiheitsrechten des Staatsbürgers befaßt; und obgleich sie nie in Kraft getreten, weil der Staat, dem sie bestimmt, starb, ehe er geboren, gibt dies ihnen das Recht, daß wir heute noch sie beachten. Die Grundrechte der Paulskirche sind die Grundrechte von heute. 1848: „Durch die Macht außerordentlicher Begebenheiten hat das politische Leben in seinen Grundfesten gebebt; jetzt erhebt sich, von dem Jubel und Vertrauen des ganzen deutschen Volks begrüßt, eine neue Größe: das deutsche Parlament.“ So begrüßte der Bundestag unseligen Angedenkens die erlauchte Vertretung der Deutschen. Wie immer war er im Wort groß, klein in der Tat. Die




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutsche Volksbewegung hatte der Ziele zwei. Deutschland sollte staatlich geeinigt und der Deutsche von den Fesseln befreit werden, die sein öffentliches und bürgerliches Leben beengten. Einheit und Freiheit. Zuerst die Freiheit. Der Untertan sollte Staatsbürger, freier Staatsbürger werden, und die Grundrechte sollten ihm die neue Freiheit gewährleisten, die die Sehnsucht aller geworden, die politisch zu denken gelernt hatten. Nichts natürlicher, als daß man im ersten Überschwang jungen Selbstbewußtseins weit über ein vernünftiges Ziel hinausschoß, da man mit den harten Wirklichkeiten staatlichen Lebens zu rechnen noch nicht gelernt hatte; nichts verkehrter, als diese erste Erklärung deutschen Strebens nach Freiheit und staatsbürgerlicher Persönlichkeit nur zu messen mit der kümmerlichen Elle eines trockenen Positivismus. Groß waren die Hoffnungen und Erwartungen, die man hegte, groß die Begeisterung. Eine im Grunde so kühle Natur wie der preußische General Josef Maria von Radowitz konnte noch nach Jahr und Tag schreiben:

„Zum ersten Male seit unvordenklichen Zeiten vereinigten sich unter Zustimmung und Anordnung sämtlicher Regierungen über fünfhundert Männer aus allen Teilen Deutschlands; zum ersten Male saß der Holste und Ditmarse neben dem Tiroler und Allgäuer, der Pfälzer und Rheinfranke neben dem Schlesier und Deutschböhmen, alle dazu berufen und gewillt, nicht bloß die augenblicklichen Wunden zu schließen, aus denen ihre besondere Heimat blutete, sondern die tiefen Gebrechen aufzusuchen und zu heilen, die den Leib des großen gemeinsamen Vaterlandes zu so schwerer Krankheit hingetrieben hatten. Was man auch denken und halten wollte von allem, was vorhergegangen, immer hätte jeder, der ein Herz für seine Nation in der Brust trug, welcher sonstigen Partei er auch angehören mochte, das Werk dieser einzig dastehenden Versammlung mit seinen heißesten Segenswünschen begleiten, immer jeder an seiner Stelle alles dazu tun müssen, um es zu gedeihlicher Vollendung zu fördern. Es gibt Momente im Leben der Völker wie in denen der Individuen, wo auf lange hinaus


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre Geschicke entschieden werden; wer es wohl mit ihnen meint, wem Pflicht oder Liebe gebieten, daß er mit seinem Volke stehe und falle, der soll in solchen unermeßlichen Augenblicken von allem und jedem absehen, was er sonst an Antipathien und Vorwürfen mit sich herumgetragen, und alles versenken in die eine unteilbare Pflichterfüllung, die höchste unter den irdischen Leistungen, die ihm abgefordert werden kann."

Mächtig wie immer zogen an die Vorbilder des Auslands. In guter Stunde hatte das englische Parlament dem zweiten Stuart jenes Gesetz entrissen, das unter dem Namen der Petition des Rechts noch heute gefeiert wird und die zweite große Urkunde bildet der britischen Freiheit; das den König verpflichtete, niemals ohne Zustimmung der Häuser Geld von seinem Volke zu erheben, niemals einen Briten zu verhaften ohne gerichtlichen Befehl, niemals den Bürger zu unterwerfen der Gerichtsbarkeit des Kriegsgerichts (1628). Schon vierhundert Jahre vorher hatte den ersten Grundstein gelegt die magna charta libertatum, die Normannen und Sachsen zuerst das gemeinsame Bewußtsein des englischen Staatsbürgers gegenüber der Staatsgewalt gab (1215); und ein halbes Jahrhundert später bildete den Abschluß des letzten Stuart Habeas-Corpus-Acte und die Erklärung der Rechte, die dem oranischen Wilhelm den Zugang zum Throne eröffnete (1679, 1689). Ein Jahrhundert später erklärten sich Nordamerikas Vereinigte Staaten für unabhängig vom Mutterlande England (1776). An die Spitze der Verfassung, die der junge Staat sich schuf, wurde eine Erklärung gesetzt der Rechte aller Menschheit (1791). Man erklärte mit Worten, die mehr feierlich waren als ernst gemeint, daß alle Menschen gleich erschaffen, von Gott mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt, daß es Aufgabe der Staatsgewalt sei, diese Rechte zu sichern. Bis heute hat diese Erklärung ihre besondere Eigentümlichkeit behalten, die sie auszeichnet vor allen Grundrechten der alten Welt: sie ist nicht nur emporgehoben über die Maße der Gesetze des Staats, indem man sie sicherte dadurch, daß einem besonderen Gesetzgeber die




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abänderung übertragen wurde, sie ist verewigt, möchte man sagen, als geheiligtes Recht Nordamerikas; ist doch der Richter einem Gesetze die Anwendung zu versagen verpflichtet, das die Grundrechte berührt. Nicht minder feierlich und ebensowenig ernst gemeint tritt dem nüchternen Sinn auf unserm Kontinent, dem alten, entgegen die französische Revolution. Lafayette, der als kleiner General der großen Union eben rühmlichen Waffendienst geleistet hatte gegen England und der als letzte politische Tat dereinst unter dem Julikönigtum den Verein für Menschenrechte gründete, wurde der Verfasser der Menschen- und Bürgerrechte, die am 26. August 1789 von der Nationalversammlung erklärt wurden, nachgebildet dem Rechte Virginiens, das er kennen gelernt hatte in der neuen Welt. Der Idee des amerikanischen Volks entsprungen, nicht ursprüngliches Erzeugnis französischen Geistes, entsprach das Pathos der Menschenrechte so vollständig dem innersten Wesen der auf das Äußere gerichteten großen Nation, daß es ganz ihr eigen wurde. Anmaßend wie die junge Unbefangenheit dieser Revolutionsmänner war, glaubte sie dem ganzen Erdkreis ein Gesetz zu geben mit dieser Erklärung. Phrasen, nichts als Phrasen finden darin wir nüchternen Deutschen, jedem Versuch spottend, sie ernstlich und voll anzuwenden in dem vielgestaltigen Leben der Völker. Immer von ungeheuerlichem Einfluß auf die Menge, die zu allen Zeiten ein großes Kind gewesen, haben diese Menschenrechte einen Kopf zu verdrehen vermocht wie unsern Josef Görres, der damals noch nicht sich durchgerungen zur Klarheit und Wahrheit. Nur der Gewalt des Wortes vermögen wir heute uns zu freuen, wenn er redet, der höchsten Wirkung sicher, in: der allgemeine Friede, ein Ideal, 1798 (Schellberg I, 4):

„Unserer Generation war es vorbehalten, nach verflossenen Jahrtausenden voll Graus und Menschenelends plötzlich eine mächtige Nation erscheinen zu sehen, welche die durch den Rost eines so langen Zeitraumes unkenntlich gemachten Menschenrechte ihrem Usurpateur entriß und sie verklärt, in ihrem ursprünglichen Glanze vor die Augen des erstaunten Europa hin-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pflanzte. Der mächtige Schimmer, der, wie ein Blitzstrahl, alle Winkel durchdrang, schreckte die Despoten, sie blinzten das in gedrängter Fülle dahinströmende Licht an; ihnen war nur in Finsternis wohl. Sie bebten bei den schwachen tremulierenden Bewegungen, die dieser allbelebende, den trägsten Körper expandierende Stoff in ihren Völkern hervorbrachte."

Wieder ein Menschenalter weiter. In geistreicher Verbindung der französischen Menschenrechte mit alten freiheitlichen Einrichtungen des Landes erwuchsen in der Verfassung von 1831 die Rechte der Belgier, bewunderungswürdig in ihrer Geschlossenheit und in ihrer Konkretheit gefällig dem deutschen Sinn, der abgeneigt aller Abstraktion, wurden sie in vielem das Vorbild für die Rechte der Preußen.

Andere Länder andere Sitten, andere Sitten anderes Recht. Wie dürftig erscheint uns, mit dieser Entwicklung verglichen, was widerwillig die Bundesakte dem Volke hinwarf, das eben mit der Befreiung die Freiheit zu erringen entschlossen (1815). Man handelte im sechzehnten Artikel von der Gleichheit der christlichen Bekenntnisse und den Verhältnissen der Juden: die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien sollte keinen Unterschied begründen im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte und den Juden wurde eine „bürgerliche Verbesserung" in Aussicht gestellt. Man überschrieb stolz den achtzehnten Artikel: Rechte der deutschen Untertanen und sicherte darin freien Grunderwerb, Freizügigkeit, Freiheit von Nachsteuer zu, zeigte sogar von Ferne das lockende Bild deutscher Pressefreiheit. Das war alles, blieb alles. Aber man sei gerecht; der Zeit, der Savigny den Beruf zur Gesetzgebung bestritt, mangelte die Kraft und die Klugheit, die Freiheit zu greifen mit Maßen, die Dauer versprachen. Noch war man nicht reif: nicht der Staat, nicht Herrscher und Volk. Aber es fing zu dämmern an. Aus dem Norden brach der Freiheit Licht. Wieder erwies sich die preußische Verwaltung viel freiheitlicher, als ihr Ruf es gelten läßt, den die frechen Verächter von Zucht und Ordnung in der Welt machen. Eben hatte die Stein'sche Gesetz-



Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebung schlicht und gottesfürchtig die größte Volksbefreiung vollzogen, die wir kennen. Jetzt lesen wir im siebenten Paragraphen der Regierungsinstruktion vom 23. Oktober 1817, wie den Behörden aufgegeben wird:

„Es muß bei allen ihren Ansichten, Vorschlägen und Maßregeln der Grundsatz leitend sein, niemanden in dem Genuß seines Eigentums, seiner bürgerlichen Gerechtsame und Freiheit, solange er in den gesetzlichen Grenzen bleibt, weiter einzuschränken, als es zur Beförderung des allgemeinen Wohles nötig ist; einem jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwicklung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte in moralischer sowohl als physischer Hinsicht zu gestatten und alle dagegen noch obwaltenden Hindernisse baldmöglichst auf eine legale Weise hinwegzuräumen."

Ein Menschenalter weiter und es durfte mit Hoffnung auf Gelingen der Wurf gewagt werden, dem ganzen deutschen Volke seinen großen Freiheitsbrief auf den Gabentisch zu legen. Da erhob sich dringend die Frage der Grundrechte des deutschen Volkes, keinem ein Zweifel, daß sie festzulegen waren in der Verfassung des Reiches, das zu gründen man Willens. Jetzt oder nie, 1848. Noch am 3. März versuchte der Bundestag von dem alten Regiment zu retten, was zu retten noch war durch den Beschluß, der allen Bundesstaaten freistellte, die Zensur aufzuheben, die Preßfreiheit einzuführen. Doch die Zeit der kleinen Mittel war vorbei. Es ging aufs Ganze. Schon die Beschlüsse des Vorparlaments stellten ein geringstes Maß deutscher Volksfreiheit fest. Die Männer des öffentlichen Vertrauens, die die Bundesversammlung rief, standen nicht zurück; Dahlmann bevorwortete ihren Entwurf des Reichsgrundgesetzes:

„Von der Zeit an, da ein Reichsgrundgesetz dem deutschen Volke die Reichseinheit und seinen einzelnen Staaten eine Fülle der edelsten Freiheiten, wie sie noch kein Volk der Erde in so kurzem Kampfe erwarb, gewährleistet, Freiheiten, deren weiteren Fortschritt nichts hemmen wird, es wäre denn die eigene Besonnenheit, von dieser Zeit an muß für jeden Vaterlandsfreund


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Public Domain in the United States, Google-digitized

die Bewahrung solcher unschätzbarer Güter vor umwälzenden Bestrebungen die Hauptsache sein."

Die Nationalversammlung selbst hatte kaum ihre provisorische Zentralgewalt errichtet, als sie sofort daran ging, die Grundrechte zu beraten und zu beschließen. Zum ersten Male stand am 4. Juli die Beratung der Grundrechte des deutschen Volkes auf der Tagesordnung. Man bestellte einen dreiköpfigen Unterausschuß (Dahlmann, Mohl und, vergessen heute aber damals im Vordertreffen fechtend, der vom Lehrstuhl zur Barre gekommene Österreicher Mühlfeld), der bald einen kurzen Entwurf von 14 Artikeln zustande brachte. Professorenarbeit, knapp zwar, doch abstrakt und jeder Schlagkraft ermangelnd. Ein größerer Ausschuß änderte, weiterte, besserte. Georg Beseler, der Verteidiger des Volksrechts gegenüber dem Juristenrecht, ist in seiner Tätigkeit für die Grundrechte durch Pöppelmann in einer besonderen Schrift gewürdigt worden. Drei Ziele wurden ins Auge gefaßt, die die Versammlung zu den ihrigen machte; es galt, so greift sie Bluntschli zusammen, „zunächst der angestrebten politischen Einheit in den Feststellungen über das Reichsbürgerrecht Ausdruck zu geben, dann die polizeiliche Bevormundung aus dem politischen Leben zu verbannen, die Reste der Feudallasten hinwegzuschaffen, die Verhältnisse zwischen Staat, Schule und Kirche zu ordnen und endlich über die Organisation des Gemeindewesens und die Rechte der einzelnen Ständeversammlungen Bestimmungen zu treffen." Groß war die Redelust, schier endlos zog die Beratung sich hin, endlich siegte der Wille ein greifbares Ergebnis dem Volke vorzulegen, das ungeduldig zu werden anfing. So ging wenigstens das Jahr nicht zu Ende, ohne daß des Reiches Verweser das Gesetz betreffend die Grundrechte des deutschen Volks verkünden konnte, 27. Dezember, und nur um weniges vermehrt gingen dessen Bestimmungen in die Reichsverfassung über, die im nächsten Jahre die Nationalversammlung beschloß. Ein kühner Griff, anziehend noch in einer Zeit, die nüchtern nachzudenken gelernt hat über die Freiheit und ihr



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Recht. Selbst die Regierungen konnten sich bei ihren Verhandlungen über die deutsche Frage der Forderung nicht entziehen, die Grundrechte verfassungsmäßig festzulegen, so eindringlich wurde sie erhoben. Schon längst hatten die Verfassungen von Bayern, Baden, Württemberg den glücklichen Bewohnern dieser süddeutschen Musterländer Grundrechte bewilligt, die beschränkt geblieben waren auf die Enge dieser Kleinstaaterei. Jetzt ging durch ganz Deutschland der Ruf. Unter dem Druck der berlinischen Märzereignisse proklamiert Friedrich Wilhelm IV.:

„Gleichzeitig wird die deutsche Ständeversammlung über die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschland beraten, eines einigen, nicht einförmigen Deutschlands, einer Einheit in der Verschiedenheit, einer Einheit mit Freiheit. Allgemeine Einführung wahrer konstitutioneller Verfassungen mit Verantwortlichkeit der Minister in allen Einzelstaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafsachen auf Geschworenengerichte gestützt, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle Glaubensbekenntnisse und eine wahrhaft volkstümliche, freisinnige Verwaltung werden allein solche höhere Einheit zu bewirken und zu befestigen imstande sein."

In dem preußischen Reichsverfassungsentwurf, der im Mai 1849 dem Dreikönigsbündnisse vorgelegt ist, ist ein umfangreicher Abschnitt über die Grundrechte nicht vergessen, der in den Hauptpunkten übereinstimmt mit der Verfassung der Nationalversammlung. Mußte nicht solche Übereinstimmung zwischen Regierungen und Regierten die Bürgschaft gewähren für den dauernden Bestand der Grundrechte? Aber es kam anders. Zunächst wenigstens. Kaum war den Regierungen ihre Kraft bewußt geworden und ihre Macht, als unter ein paar kurzen Schlägen die Revolution zusammenbrach. Mit ihr mußten vom Boden verschwinden die Gedanken und Bestrebungen, die sie beherrscht. Aufs neue zeigte sich die Macht der den Tatsachen innewohnenden Logik. Um nach außen deutlich den endgiltigen Strich unter die Rechnung zu ziehen, hielt der reaktivierte Bundestag es für erforderlich,

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die Erklärung der Grundrechte, wie sie in der Verfassung der Nationalversammlung war festgesetzt worden, ausdrücklich wieder außer Kraft zu setzen. So war man des Glaubens, das junge Gebilde, das vieles versprechenden Lebens voll zwar, bestimmt war, nie in das Leben zu treten, vollends tot zu schlagen, daß niemand zu befürchten brauchte, es könne je wieder aufstehen. Vergebens. Es ging auch so. Die Idee der Freiheit marschierte. Sieghaft bewährte sich die Kraft des Zeitgeistes, die gesund war im Kerne, und führte auf anderen Wegen die Grundrechte der praktischen Geltung zu, die lebensfähig und lebenswürdig. Verfassungen von Bundesstaaten übernehmen ein Verzeichnis von Freiheitsrechten, das den von der Nationalversammlung beschlossenen ähnlich: die preußische voran in ihrem Abschnitt von den Rechten der Preußen; hier und dort wurden in einzelnen Landesgesetzen einzelne Grundrechte bewilligt. Doch ganz ließ die rückläufige Bewegung sich nicht aufhalten, weil der Bundestag mit der Aufhebung der Frankfurter Grundrechte eine Revision der in den Gliedstaaten bewilligten angeordnet hatte. Die Jahre der Reaktion folgten. Jahre der Sammlung. Viel geschmäht von verständnislosem Sinn, der ihnen in Unkenntnis gegenüber steht, waren sie vielmehr notwendig, die minder haltbare Tagesleistung der Revolutionszeit auszumerzen und durch Pflege ihrer gediegenen Gaben vorzubereiten den Tag der deutschen Einheit und der Freiheit in der Einheit, langsam und sicher. Dann ein letzter Kampf. Nicht um die Frage, ob Grundrechte überhaupt, sondern ob sie festzulegen in der Reichsverfassung. Noch 1866, in der Rede vom 12. September, schien Bismarck nicht abgeneigt, Grundrechte in die Reichsverfassung zu übernehmen. Die Absicht ist nicht ausgeführt worden. Dies war neben andern Gründen die Veranlassung, daß die Fortschrittspartei im Reichstag gegen die Verfassung stimmte; ein Antrag, eingebracht von Waldeck, Virchow, von Hoverbeck, sollte ihre Haltung begründen: „Die Bundesverfassung verleiht den Angehörigen der Bundesstaaten keine Grundrechte mit Ausnahme des beschränkten Indigenats.



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie läßt die Grundrechte der preußischen Verfassung bestehen, gestaltet sie aber im einzelnen und im allgemeinen durch die Art und Weise, wie Verfassungsstreitigkeiten durch den Bundestag und Reichstag geschlichtet und entschieden werden sollen, um. Sie setzt dadurch auch andere verfassungsmäßige Rechte des preußischen Volks in Gefahr." Die Verfassung des Norddeutschen Bundes bleibt dem geeinten Deutschen Reich, es bleibt dabei: keine Grundrechte in der Reichsverfassung. Alle Anträge, die darauf zielten, wurden abgelehnt, darunter der der Zentrumspartei, die Grundrechte der Preußen in das Reichsrecht zu übernehmen. Mit nichten waren deshalb die Grundgedanken der Freiheitsrechte verloren. Was die Verfassung nicht brachte, brachte reichlich im Laufe der Jahre eine unermüdliche Gesetzgebung, zuletzt 1908 die Vereinsfreiheit und Versammlungsfreiheit, nicht ohne den Flecken des Verbots fremder Sprachen. Nur eines steht noch aus: die volle Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der gleichen Freiheit der christlichen Religionsgesellschaften: die werden wir haben, sobald der Grundgedanke, der den Toleranzantrag der Zentrumspartei beherrscht, Gemeingut geworden sein wird aller Deutschen. Die Frage, ob Grundrechte in die Verfassung aufgenommen oder nur in einfachen Gesetzen bewilligt, hat nicht nur formale Bedeutung. Denn als Verfassuugsänderungen unterliegen sie erschwerenden Formen. Im deutschen Reich sind sie abgelehnt, wenn im Bundesrat mehr als vierzehn Stimmen dagegen; in Preußen wird in beiden Häusern des Landtages eine zweimalige Abstimmung mit einem dazwischen liegenden Zeitraum von 21 Tagen verlangt und können wohl einfache Gesetze, nicht die Verfassung vom König durch Notverordnung geändert werden, wenn die Kammern nicht versammelt sind. Daraus erhellt, daß Grundrechte, in die Verfassung aufgenommen, gegen Aufhebung und Abänderung viel größeren Schutz haben als solche, bei denen das nicht der Fall ist. Die rechtliche Bürgschaft für die gewährleisteten Grundrechte ist in Deutschland geringer als in den meisten Kulturländern. Nach preußischem Rechte


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemäß ausdrücklicher Bestimmung der Verfassungsurkunde, nach Reichsrecht gemäß überwiegender Meinung sind die Gerichte nicht befugt, die Gültigkeit dessen, was als Gesetz gehörig verkündet wird, nachzuprüfen. Und wie sicher fühlen wir uns trotz alldem im Besitz unsers freiheitlichen öffentlichen Rechts; wer darf es ernsthaft angreifen ohne zurückgewiesen zu werden in seine Schranken von Presse und Volksversammlung, von Regierung und Reichstag. Die Reichsverfassung von 1849 gewährte den Grundrechten einen doppelten Schutz: es waren die Änderung besonders erschwerende Formen vorgesehen, es wurde dann eine besondere Klage an das Reichsgericht als Staatsgerichtshof gegeben. Die ist in das geltende Recht nicht übergegangen, das einen Staatsgerichtshof bis jetzt noch nicht kennt. Die Gewährleistung der Grundrechte ist in Deutschland tatsächlicher Natur, es ist nicht zu erwarten, daß die Staatsgewalt ohne zwingenden Grund und Anlaß auf die früheren Beschränkungen der persönlichen Freiheit zurückgreifen könnte, und daß es anders geschieht als in den Formen des Rechts und getragen von einer großen sittlichen Bewegung des gesamten Volkes. Die deutsche Nationalversammlung wollte Grundrechte des deutschen Volkes aufstellen, nicht allgemeine Menschenrechte; das Normalmaß, wie Binding es mit glücklichem Worte bezeichnete, sollte bestimmt werden der individuellen Freiheit in Deutschland gegenüber aller Staatsgewalt. Nicht im Widerspruch damit, daß die deutsche Grundrechtserklärung manches gemeinsam hat mit den allgemeinen Sätzen ihrer Vorbilder, der amerikanischen und französischen Menschen- und Bürgerrechte; doch ist das gemeinsame weniger abstrakt im Inhalt als bei diesen und nicht so pathetisch in der Form.

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## II.

## Neuzeit und philosophische Bildung.

„Es war eine Zeit, in der sie (die Metaphysik) die Königin der Wissenschaften genannt wurde . . . . . . Jetzt bringt es der Modeton des Zeitalters so mit sich, ihr alle Verachtung zu beweisen, und die Matrone klagt verstoßen und verlassen wie Hekuba: modo maxima rerum tot generis natisque potens — nunc trahor exul, inops.“ Mit diesen Worten charakterisierte Kant gegen Ende des 18. Jahrhunderts in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner „Kritik der reinen Vernunft“ die damalige Lage der Metaphysik gegenüber der früheren Zeit.

Gelten nicht diese Worte vielleicht auch heute noch und zwar nicht allein von der Metaphysik sondern von der Philosophie überhaupt?

Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, uns diese Frage vorzulegen; denn was nützt es auch, uns rühmen zu können, in der Kultur große Fortschritte gemacht zu haben, weil durch Telegraph und Telephon, durch Eisenbahnen und Schnelldampfer die Menschen einander nähergerückt sind, weil Fernrohr und Teleskop täglich neue Welten enthüllen, weil bisher dunkle Probleme jetzt klargelegt und gelöst sind, wenn wir keine Antwort wissen auf die wichtigste aller Fragen: Welches ist das Endziel des Menschen, welches seine Lebensaufgabe? Und darauf vermag uns natürlicherweise nur die Philosophie Antwort zu geben. Von der Pflege dieser Wissenschaft hängt also zum großen Teile die geistige Verfassung eines Volkes ab.

Wir wollen daher in Folgendem zunächst den Stand der philosophischen Bildung von einst und jetzt darlegen, dann kurz nach den Hauptursachen des Tiefstandes der philosophischen Bildung in unseren Tagen fragen und endlich einige Folgen, die sich daraus ergeben, anführen. Um aber


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Aufgabe gerecht werden zu können, müssen wir uns vor allem über den Begriff „philosophische Bildung" Klarheit verschaffen. „Philosophische Bildung" ist nicht gleichbedeutend mit jeder beliebigen Beschäftigung mit Philosophie, sondern wir verstehen darunter die habituelle Fertigkeit des Geistes zu genauem begrifflichen Denken verbunden mit einer sicheren Welt- und Lebensanschauung.

## I.

Ist nun diese philosophische Durchbildung Gemeingut jener, die wir in unserer Zeit zu den Gebildeten zu rechnen pflegen?

Der bekannte Jesuit Viktor Cathrein schreibt[1]: „Ich stehe gar nicht an zu behaupten, daß die große Masse unserer so genannten Gebildeten ohne jede, irgendwie ausreichende philosophische Bildung oder gar philosophische Schulung bleibt. Sie pilgern unbeschwert von tieferen philosophischen Kenntnissen durch das Leben und haben nicht einmal das Gefühl dieses bedauerlichen Mangels. Sie betrachten die Philosophie als den reinsten Luxusartikel, den man ohne Nachteil entbehren kann ..... Gewiß, es gibt auch heute Männer, die gründliche philosophische Studien betreiben. Aber ihre Zahl ist im Vergleiche zur Zahl der Gebildeten überhaupt eine ganz verschwindende. Sie bleiben als ‚einsame Denker' abseits von der großen Heerstraße der Gebildeten." Diesem Urteile stimmt unter anderen auch Oswald Külpe[2]) bei: „Sie (die Philosophie) ist zu einer Angelegenheit neben vielen anderen geworden und sie ragt unter diesen keineswegs besonders hervor. Wenn man auch nicht allgemein so weit geht, sie bloß als Erbstück vergangener Zeiten zu dulden, so hat sie doch ihre Führerrolle im geistigen Leben unserer Tage an andere Mächte abtreten müssen."

Bevor wir nun den Mangel an philosophischer Bildung bei unseren heutigen Gebildeten im einzelnen darlegen, wird

1) Stimmen aus Maria-Laach 64 (1903) 485.

2) Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland.



Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

es angebracht sein, die Geschichte zu fragen, welche Stellung als Bildungsmittel die Philosophie in früheren Zeiten einnahm.

Bei den alten Griechen und Römern durfte niemand den Anspruch auf den Namen eines Gebildeten erheben, der nicht auch gründliche philosophische Studien durchgemacht hatte; die Philosophie war der Mittelpunkt, die Sonne aller Wissenschaften, von der die übrigen erst ihr Licht erhielten. Im Mittelalter unterschied man drei Arten von höheren Schulen [1]: die Lateinschule oder das Gymnasium im engeren Sinne, wo sechs Jahre hindurch fast nur die zwei klassischen Sprachen gelehrt wurden; dann folgte das Lyzeum, dessen Unterricht drei Jahre ausfüllte. Hier herrschte die Philosophie als Hauptfach, dem sich Mathematik und Naturwissenschaft als Nebenfächer geschwisterlich zugesellten. Und zwar wurden im ersten Jahre Logik und Mathematik vorgetragen; im zweiten die spezielle Metaphysik, besonders Kosmologie, der die Naturwissenschaften zur Seite gingen; im dritten endlich Theodizee und Ethik. Erst wer dieses Lyzeum durchgemacht hatte, fand Zutritt zu den Fachstudien der Universität — also nicht nur der Theologe und, wer die Philosophie sich als Lehrfach zu wählen gedachte, sondern auch der Jurist und Mediziner. Auf diese Weise erwarben sich alle Gelehrten eine philosophische Bildung. So blieb es bis ins 16. Jahrhundert herauf. Mit der Reformation trat auch hier eine Änderung ein, der philosophische Unterricht begann immer mehr und mehr von den Schulen zu verschwinden, bis am Beginn des 19. Jahrhunderts mit der Einführung des Gymnasiums im heutigen Sinne gänzlich mit der Philosophie als allgemeinem Bildungsmittel gebrochen wurde. Die Philosophie ist den übrigen Wissenschaften gleichgestellt und zum bloßen Fachstudium erniedrigt worden.

So ist es auch heute noch. Oder wo findet man auf den höheren Lehranstalten, die ja als Hort der Wissenschaft

1) Vgl. Stimmen aus M. L. 26 (1884) 356 ff.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in erster Linie berufen wären, der Philosophie eine gute Pflege angedeihen zu lassen, ein gründliches Studium der Philosophie?

Von den Gymnasien ist die Philosophie in den meisten Ländern ganz verbannt; die philosophische Propädeutik aber hebt sich, wo sie überhaupt noch besteht, von den anderen Fächern doch nur ab wie eine alte geborstene Säule von dem einstigen Prachtbau eines Palastes — und auch diese Säule „kann stürzen über Nacht". Überdies kann die philosophische Propädeutik an den Gymnasien, wo sie noch vorgetragen wird, infolge der großen Zahl der Lehrgegenstände nur sehr flüchtig behandelt werden; und „wo das geschieht, schadet man mehr, als man nützt, man verdirbt nur den Geschmack an philosophischen Studien anstatt ihn zu reizen. Das Halbe ist in diesen Dingen umso gefährlicher, weil die Philosophie gerade lehren soll, alles aus dem Ganzen zu begreifen". [1])

Und an den Universitäten? Leider ist es auch hier um nichts oder nicht viel besser. Man hat der hehren Himmelstochter Philosophia unter den bescheidensten Plätzchen das allerletzte angewiesen. Außer den Theologen und den Philosophen von Fach findet sich kaum ein Akademiker, der wirklich Philosophie studiert, so daß die Frucht dieser Arbeit eine philosophische Bildung nach der oben gegebenen Begriffsbestimmung wäre. Die meisten vertiefen sich in ihre Spezialwissenschaft, Medizin, Philologie, Jurisprudenz, ohne auch nur zu ahnen, daß außer ihren Hörsälen auch noch eine Welt, reich an den kostbarsten Perlen der Wahrheit, sich ausdehnt. Übrigens können wir uns, um zu zeigen, daß obiges Urteil gewiß nicht zu hart und ungerecht ist, auf das Zeugnis eines völlig unverdächtigen Mannes, des Berliner Gelehrten Friedrich Paulsen berufen; obwohl ein aufrichtiger Bewunderer der deutschen Universitäten, so verschweigt er doch nicht ihre

1) Trendelenburg, Erläuterung zu den Elementen der aristotelischen Logik, S. III.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schwächen. „Mediziner und Juristen," schreibt er,[1]) „bleiben in ihrer Mehrzahl ohne alle philosophische Bildung und aus den beiden anderen Fakultäten kommen viele nicht über eine mehr oder minder oberflächliche Berührung mit ihr hinaus." Und leider nur allzu wahr sind die Worte, mit denen der berühmte Pädagoge Otto Willmann den philosophischen Unterricht an unseren Schulen charakterisiert: „Der philosophische Unterricht ist so teils von den Schulen verschwunden, teils ein kraftloses Anhängsel geworden; auf den Universitäten aber wird er von den Fachstudien zu sehr eingeengt, um wirklich Schulung zu gewähren."[2])

1) Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, 537.

2) Didaktik als Bildungslehre[3] I 410. Noch eingehender schildert die traurige Lage der philosophischen Studien an den Universitäten Matthias Kappes in seiner Schrift „Die philosophische Bildung unserer gelehrten Berufe" (Münster i. W. 1892). Dort heißt es unter anderem: „An den Universitäten treibt man einseitig Fachstudien: der Jurist ist und bleibt Jurist und weiter nichts, der Philologe Philologe und weiter nichts, der Mediziner Mediziner und weiter nichts usw. Jeder sucht sich in seinem Fache lediglich die Kenntnisse zu erwerben, die zu seinem Fachexamen unbedingt nötig sind; wie wenige sind bemüht, sich auch eine über das Fach hinausgehende allgemeinere Bildung zu verschaffen. . . . . . Die Philosophie, die unleugbar den ältesten und besten Rechtstitel als Bildungsmittel für sich hat, wird jetzt für überflüssig, ja gar für unnütz erklärt. . . . . . Der Philologe, der Historiker, der Mathematiker, der Naturwissenschaftler, sie alle belegen philosophische Vorlesungen, weil sie das allgemeine Bildungsexamen in Philosophie machen müssen. Aber wie bereitet man sich in den meisten Fällen auf dieses Examen vor? Irgend ein Kompendium, das kleinste, das nur irgendwo aufgetrieben werden kann, wird kurz vor dem Examen in die Hand genommen, man quält sich mühsam das Notwendigste daraus an; wenn es hoch kommt, wird das System eines Philosophen etwas eingehender durchgelesen und dann geht man ins Examen, von der Güte und dem Mitleid des Examinators mit Zuversicht erwartend, daß er etwaige Lücken übersehe und das nötige ‚sufficit' gewähre. . . . . . So finden wir denn auch bei dem Philologen, trotz der Prüfungsbestimmungen, selten eine allgemeine Bildung in Philosophie, geschweige denn eine philosophische Bildung. Nicht gerade so ungünstig

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Auf den Schulen also erwirbt sich die Mehrzahl der heutigen Gebildeten nicht die nötige philosophische Bildung, und doch wäre dies gerade Sache der Schulen, deren Aufgabe es ist, den jungen Mann mit der für das Leben nötigen Bildung auszustatten. Aber vielleicht wird dieses Versäumnis durch späteres Privatstudium wenigstens einigermaßen gut gemacht? Auch dieser letzte Hoffnungsstern schwindet vor dem Auge, das ins praktische Leben hineinsieht. Wird der Gebildete im Drange der Geschäfte seines Faches überhaupt dazu Zeit finden? Und fände er auch Zeit, wird er Lust verspüren, die Erholungszeit, welche die harte Berufsarbeit ihm gewährt, für das saure Studium der Philosophie zu verwenden? Denn philosophische Bildung, d. h. habituelle Fertigkeit im logischen Denken und Besitz einer selbstdurchdachten und daher überzeugungsfesten Weltanschauung, ist wahrlich nicht eine Frucht, gereift an der Sonne einiger Wochen; sie fordert die heiße Sonne jahrelanger, ernster Arbeit. Wer sich durch kurzes, oberflächliches Studium wahre philosophische Bildung aneignen will, gleicht dem Kinde, das einen Kirschkern in die Erde steckt und schon nach einigen Wochen nachschaut, ob nicht schon Kirschen zu haben seien.

## II.

Wenn wir das bisher Gesagte überschauen, drängt sich uns von selbst die Frage auf: Wie war es doch möglich, daß die Philosophie, die Jahrhunderte hindurch als das erste Bildungsmittel geehrt war, in unserer Zeit sogar fast ganz aus den Schulen verdrängt ist? Der Gründe hiefür lassen sich vor allem zwei anführen: der Tiefstand der modernen

liegen die Verhältnisse bei den Theologen. Ihr Berufsstudium weist sie unmittelbar auf die Philosophie hin, aber trotzdem lassen auch hier die philosophischen Studien noch viel zu wünschen übrig, wenn man auch nicht verkennen darf, daß die allgemeine Bildung in Philosophie bei den Theologen festere Wurzeln gefaßt hat als bei den übrigen Berufen."



Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Philosophie und das Überhandnehmen der exakten Wissenschaften und des Materialismus als teilweise Folge davon.

1. Um den Tiefstand der heutigen außerchristlichen [1]) Philosophie einzusehen, genügt es, einen kurzen Blick auf die Wandlung der Philosophie seit Kant zu werfen. Schon der Grundsatz, der den Ausgangspunkt des Kant'schen Systems bildet, führt notwendig zum Skeptizismus als Endstation; der Grundsatz nämlich: „Unsere Erkenntnis richtet sich nicht nach den Dingen, sondern die Dinge nach unserer Erkenntnis." Entsprechend diesem Grundsatze standen der Reihe nach ein Philosoph nach dem andern auf, von denen jeder, Kants Spuren folgend, mit kühnem Wagemut ein eigenes philosophisches System erbaute und es als die notwendige, allgemeine Form der Weltanschauung hinstellte. Da sich aber diese stolzen Bauwerke auf sandigem Boden erhoben, brachen sie eines nach dem andern bald zusammen und brachten so die Philosophie um ihr Ansehen. Als nun die Modernen selbst diesen Zusammenbruch der Philosophie sahen, wie sogar in den grundlegendsten Fragen nach dem Woher und Wohin des Menschen die Ansichten nach allen Richtungen der Windrose auseinandergingen, erhob einer aus ihrer Mitte, F. A. Lange, um die Mitte des verflossenen

1) Daß selbst die scholastische Philosophie, die ja wenigstens bezüglich der wichtigsten Lehren seit Aristoteles nie einen solchen Niedergang zu beklagen hat, sondern im Gegenteil seit 1850 mächtig aufblüht, in unseren öffentlichen Schulen und bei den Gelehrten wenig Anklang findet, erklärt sich teilweise schon aus dem zweiten anzuführenden Grunde, nämlich der Überpflege der Realwissenschaften und dem Umsichgreifen des Materialismus. Dazu kommt noch das Vorurteil, das man gegen die christliche Philosophie hat, so daß die meisten von vornherein auf eine nähere Bekanntschaft mit ihr verzichten, ja sogar über sie zu Gerichte sitzen, ohne sie auch nur von ferne zu kennen. Oder wäre es nicht gewagt, auch nur zu träumen, die scholastische Philosophie auf allen Schulen Deutschlands vorgetragen zu hören? Denn niemand kann im wahren Sinne scholastische Philosophie treiben, ohne sich auf den Standpunkt der katholischen Kirche zu stellen, wenigstens wenn er mit logischer Konsequenz vorangehen will.

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Jahrhunderts den Verzweiflungsruf: „Zurück zu Kant." Aber es war eine Sisyphusarbeit, da ja Kants System schon den Keim der Spaltung und Uneinigkeit in sich barg. So kam es, daß Paulsen im Jahre 1901 mit Recht schreiben [1]) konnte: „Hegels Philosophie war die letzte, welche die Stellung eines einheitlichen, herrschenden Systems einnahm. Seitdem herrscht Anarchie. Ein Versuch der Sammlung um Kants Namen hat doch bisher auf keine Weise der bestehenden Anarchie, der Zersplitterung in Fraktiönchen und Individualismen ein Ende gemacht." Und an einer anderen Stelle [2]): „Der philosophische Unterricht ist von allen am wenigsten einheitlich, er hat am wenigsten einen Bestand anerkannter Wahrheiten, es gibt kein Einverständnis über Methoden und Ziele, überhaupt kaum einen Punkt gesicherten Gemeinbesitzes. Jeder geht seinen Weg, unbekümmert um die anderen, stolz darauf, keinen Vorgänger zu haben, sondern völlig neue Wege zu beschreiten. Ein anderer, unverdächtiger Zeuge [3]) meint: „daß die Philosophie seit längerer Zeit in einer bedenklichen Krisis sich befindet, wird wohl von niemand bestritten; einige haben sogar wiederholt das Gerücht verbreitet, sie sei schon verschieden; andere wollen bloß von einer Operation wissen, die freilich an dem edelsten Teil des Organismus vorgenommen werden müsse, nämlich am Kopf".

Doch genug der Tatsachen und Zeugnisse; nach alldem kann es uns nicht mehr Wunder nehmen, wenn man heute allenthalben der Philosophie das größte Mißtrauen entgegenbringt und man auf eine ernste Beschäftigung mit einer so unsicheren Sache verzichtet. In vielen Kreisen betrachtet

---

1) Philosophia militans 65 f.

2) Die deutschen Universitäten 537.

3) Gideon Spicker († 19. Juli 1912 als Professor der Philosophie in Münster), Der Kampf zweier Weltanschauungen (1898) 1; man vergleiche vom selben Verfasser auch „Die Ursachen des Verfalls der Philosophie in alter und neuer Zeit" (1892); oder R. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart (1904) besonders S. 110; oder Stimmen aus Maria Laach 79 (1910) 21, 146, 268.



Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

man die Philosophie als das verschleierte Bild von Sais, das keinem sterblichen Auge zu schauen vergönnt ist; oder als gordischen Knoten ohne Anfang und Ende; einst werde die Zeit kommen, wo jeder verständige Mensch gleich der Astrologie und Alchymie auch die Philosophie aus dem Kreise der Wissenschaften ausschließt.[1]) Ja bereits im Jahre 1871 konnte man ganz offen vernehmen, daß die Philosophie den Namen einer Wissenschaft eigentlich gar nicht verdiene, denn es handelt sich in ihr weniger um wirkliches Wissen als um eitle Vermutungen und leere Einbildungen, weniger um klare, einfache Darlegung als um unverständliche, sophistische Verdrehung.[2])

Demnach hat sich die Philosophie selbst der Krone und des Szepters der Herrschaft über die übrigen Wissenschaften und Bildungsmittel beraubt, sie trägt selbst teilweise die Schuld, weshalb man sie aus den Schulen schmählich verstoßen hat und sie jetzt kaum noch eines flüchtigen Blickes für würdig hält.

(Schluß folgt.)

---

## III.

## Brückenablässe.

(Schluß.)

Der heilige Benezet, der Erbauer der berühmten Brücke in Avignon, soll auch zu Lyon die große Brücke de la Guillotière begonnen und zu großem Teile vollendet haben. So ist noch in jüngster Zeit mehrfach behauptet worden,[3]) und zwar auf Grund einer Bulle, die Innozenz IV. im

1) Vgl. Brentano, Über die Gründe der Entmutigung auf philosophischem Gebiete, Wien 1874.

2) Stiebling, Naturwissenschaft gegen Philosophie, S. IV.

3) Namentlich von A. B. de Saint-Venant, Saint Benezet, Bourges 1889.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahre 1245 zu Lyon während des allgemeinen Konzils, das er dort abhielt, erlassen haben soll.[1]) Allein die angebliche Bulle, wie schon aus der Einleitung des Schriftstückes hervorgeht, ist weiter nichts als ein Ausschreiben der Brüder des Brückenwerkes von Lyon.[2]) Zunächst wird darin erzählt, wie der Hirte Benediktus, kaum zwölf Jahre alt, von Gott den Auftrag erhielt, eine Brücke über die Rhone in Avignon zu bauen. Nachdem er diese Brücke zum großen Teile vollendet und daneben auch ein Spital errichtet hatte, sei er nach Rom gegangen, um den Papst zu sprechen. Auf der Rückkehr habe er gehört, daß in Lyon viele beim Übergang über die Rhone großer Gefahr ausgesetzt seien; er sei daher in diese Stadt gekommen, um eine ähnliche Brücke wie in Avignon nebst einem Hospital zu errichten. Als er starb, sei das Werk zu großem Teile vollendet gewesen.[3]) Für diese Brücke (prefato ponti) seien aber folgende Ablässe erteilt worden.[4]) Dann werden die erhaltenen Ablässe aufgezählt: Der Papst (Dominus Papa, gemeint ist Innozenz IV.) habe 1 Jahr und 40 Tage erteilt, sein Vorgänger, Gregorius IX., 40 Tage, der Erzbischof von Lyon 40 Tage nebst verschiedenen Privilegien; zudem hätten die Erzbischöfe von Reims, Bourges, Tours, Bordeaux, Rouen, Sens,

1) Zuerst veröffentlicht in Analecta juris Pontificii. XIIe Série, Rome 1873, 1135 ff., dann wieder und besser von Saint-Venant 81 ff. mit einem Faksimile des alten Schriftstücks.

2) Sanctissimis in Christo patribus Archiepiscopis, Episcopis .... fratres pontem super Rodanum Dei revelatione inceptum peragentes, salutem. Gemeint sind die Brüder von Lyon, nicht, wie Saint-Venant irrig annimmt, die Brüder von Avignon. Die Brücke in Avignon war ja 1245 schon längst vollendet.

3) Pontem simili modo (also in Stein) cum quodam hospitali ... incepit, et antequam moreretur, ex magna parte complevit.

4) Es handelt sich offenbar um die Ablässe für die Brücke in Lyon, nicht um jene für Avignon, wie Saint-Venant (S. 29 84) irrig meint. Schon die Worte: prefato ponti zeigen, daß es sich um die unmittelbar vorher genannte Brücke, also um die Brücke in Lyon handelt; auch aus der Ablaßliste ergibt sich, daß nur Lyon in Betracht kommen kann.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vienne und Arles mit vielen ihrer Suffraganen Ablässe verliehen, die sich zusammen auf 2769 Tage belaufen. Das Schriftstück, das von niemand unterzeichnet ist, trägt folgendes Datum: Datum in concilio generali celebrato apud Lugdunum pontificatus domini Innocentii pape quarti anno secundo; daran hängt das Siegel des Papstes Innozenz IV. Dies Datum mit dem Siegel darf man unbedenklich als eine Fälschung bezeichnen. Die Brüder von Lyon wollten damit ihrem Ausschreiben, das wohl erst nach dem Tode des Papstes Innozenz IV. entstanden ist und zu Almosenspenden auffordern sollte, höheres Ansehen verleihen.

Was in diesem Schreiben über die Anfänge der Brücke von Lyon erzählt wird, entspricht nicht den geschichtlichen Tatsachen, wie sie aus anderen zuverlässigeren Quellen bekannt sind. Mit der Errichtung dieser Brücke hatte der hl. Benezet nichts zu tun. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts befand sich in Lyon bloß eine ziemlich schlechte Brücke aus Holz, die, wie es scheint, von einem gewissen Bruder Stephan in den achtziger Jahren erbaut worden war. In einer allerdings etwas verdächtigen Bulle vom Jahre 1184 od. 1185 berichtet Papst Lucius III., daß der Bruder Stephan den Bau einer Brücke über die Rhone unternommen habe; der Papst mahnt Bischöfe und Pfarrer, dies gemeinnützige Werk der Wohltätigkeit der Gläubigen anzuempfehlen.[1]) Als im Jahre 1190 Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England den dritten Kreuzzug unternahmen, zogen große Heerscharen durch Lyon, was den Einsturz der allzu schwachen Brücke herbeiführte.[2]) Nun wurde beschlossen, eine steinerne Brücke zu errichten. Ein

---

1) M. C. Guigue, Bibliothèque historique du Lyonnais I, Lyon 1886, 129. U. Chevalier, Regeste dauphinois I, Valence 1913, Nr. 4918. Jaffé-Loewenfeld, Regesta Pontificum Romanorum II, Lipsiae 1888, Nr. 15243. Loewenfeld bezeichnet die Bulle als unecht.

2) C. F. Menestrier, Histoire civile de la ville de Lyon, Lyon 1696, 283.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solches Unternehmen überstieg aber die Kräfte der Stadt Lyon; es mußten Sammlungen veranstaltet werden. Bis nach England zogen die Boten des Brückenwerkes. Richard Löwenherz empfahl sie in einem eigenen Schreiben der Mildtätigkeit seiner Untertanen.[1]) Zunächst wurde bloß ein Pfeiler mit dem ersten Bogen aus Steinen gebaut; der übrige Teil wurde wieder aus Holz hergestellt. Es sollten Jahrhunderte vergehen, bevor das schwierige Unternehmen glücklich zu Ende geführt werden konnte.

Um den Fortgang des Baues zu fördern, haben die Päpste öfters Ablässe erteilt. Aus einem nur teilweise erhaltenen Schreiben von Innozenz III. aus dem Jahre 1209 ergibt sich, daß dieser Papst bereits früher den Gläubigen, die „zur Vollendung der schon längst begonnenen Brücke“ Beiträge spenden würden, einen Ablaß erteilt hatte.[2]) Große Förderung ließ namentlich Innozenz IV. dem Werke zuteil werden, so daß er bisweilen, freilich mit Unrecht, als Erbauer der Brücke bezeichnet wird. Daß er einen Ablaß von 1 Jahr und 40 Tagen bewilligt hat, bezeugt eine an der Brücke angebrachte Inschrift.[3]) Im Jahre 1247 nahm er die Brüder der Brücke (fratres ad pontem Rodani Lugduni constituti) in den apostolischen Schutz.[4]) Später haben auch noch andere Päpste wie Urban IV., Klemens VII., Alexander V., Eugen IV., Leo X., das Werk zu fördern gesucht.[5]) Ebenso hat unter Alexander V. im Jahre 1410

1) Menestrier, Preuves, S. XXXI. Der König empfiehlt fratres et nuntios de Ponte qui est Lugduni constitutus. Wie an so manchen andern Orten, so wurde demnach auch in Lyon der Brückenbau von einer religiösen Genossenschaft ausgeführt. Erst im Jahre 1334 übernahm der Stadtrat die weltliche Verwaltung des Werkes. Menestrier XXXIII f.

2) J. B. Monfalcon, Lugdunensis historiae Monumenta, Lugduni 1860, 406.

3) Menestrier 283. Monfalcon, Supplément, S. XXV.

4) E. Berger, Les registres d'Innocent IV, Paris 1884 ff. Nr. 2607.

5) Monfalcon 399.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein päpstlicher Legat für den Brückenbau in Lyon einen Ablaß erteilt.[1])

Nebst der Brücke de la Guillotière sollen in Lyon die „Brückenbrüder“ noch eine weitere Brücke über die Rhone gebaut haben, die sogenannte Heilig-Geist-Brücke.[2]) Allein letztere Brücke ist sehr weit von Lyon entfernt; auch ist sie nicht von den „Brückenbrüdern“ erbaut worden. Pont-Saint-Esprit, ein Städtchen im Departement Gard, heute zur Diözese Nîmes gehörig, hieß ehemals Saint-Saturnin du Port. Die Einwohner dieses Städtchens begannen im Jahre 1265 mit dem Bau einer Brücke über die Rhone.[3]) Die Arbeiter bildeten eine Korporation oder Bruderschaft, wie dies auch bei dem Brückenbau in Avignon der Fall gewesen. Nachdem das Werk im Jahre 1307 zum Abschluß gebracht worden und die Facharbeiter sich entfernt hatten, blieb die Heilig-Geist-Bruderschaft als religiöse Kongregation bestehen. Ihre Mitglieder sorgten für den Unterhalt der Brücke und widmeten sich in dem damit verbundenen Spital der Pflege der Kranken und armen Reisenden. Wie für die Herstellung der sehr großen Brücke, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, die Päpste Ablässe erteilt haben,[4]) so haben sie auch später noch den Unterhalt der Brücke und des Spitals mit Ablaßprivilegien begünstigt. So hat im Jahre

---

1) Menestrier 284.

2) So Leger in Ersch und Grubers Allgemeiner Enzyklopädie XIII (1824) 149, J. Becker im Archiv für Frankfurter Geschichte 1869, 18, und der anonyme Verfasser eines Artikels über die „Brückenbrüder“ in der Wiener Zeitung „Die Presse“, Nr. 351 vom 20. Dezember 1893.

3) Bruguier-Roure in Bulletin monumental XLI, Paris 1875, 421 ff.

4) Nähere Mitteilungen über diese Ablässe sollen sich finden bei L. Bruguier-Roure, Chronique et cartulaire de l'oeuvre des église, maison, pont et hôpitaux du Saint-Esprit, Nîmes 1889—95. Leider war mir dies Werk, das im Buchhandel nicht mehr zu haben ist, nicht zugänglich.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1319 Johann XXII. für dies Werk einen Ablaß von vierzig Tagen verliehen.[1])

Wie Avignon, Lyon und Pont-Saint-Esprit, so besaß auch Vienne eine große Rhonebrücke,[2]) die in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts neu aufgebaut werden mußte. Johann XXII. verlieh 1321 zu Gunsten des Neubaues für die Dauer von zwei Jahren einen Ablaß von 60 Tagen.[3]) In der Einleitung der Ablaßbulle erklärt der Papst, daß ihm unter den gottgefälligen und verdienstvollen Werken der Frömmigkeit die Errichtung von Brücken nicht als eines der geringsten gelte; werde doch dadurch der Verkehr erleichtert und für die Sicherheit der Wanderer Sorge getragen. Er erachte es daher als eine Pflicht des apostolischen Amtes, den Förderern so nützlicher Werke eine Belohnung zuteil werden zu lassen.

Der vornehmste Nebenfluß der Rhone auf der linken Seite ist nächst der Durance die Isère. Als im Jahre 1219 eine furchtbare Überschwemmung, die in der Geschichte als die „Sintflut von Grenoble" bezeichnet wird, in letzterer Stadt die Isèrebrücke zerstörte, erließ sofort der Bischof Johann einen Aufruf an die Gläubigen, um sie zu milden Beiträgen für einen Neubau aufzufordern. Sich stützend auf die Barmherzigkeit Gottes und die Verdienste des heiligen Bischofs Hugo († 1132), des ersten Erbauers der Brücke (qui primitus pontem nostrum instituit), erließ er allen, die der Brückenbruderschaft (confratriae nostri pontis) helfen würden, den vierten Teil der ihnen für die reumütig gebeichteten Sünden auferlegten Buße; zudem verlieh er ihnen Ablaß für alle läßlichen und vergessenen Sünden.[4])

---

1) G. Mollat, Lettres communes de Jean XXII, Tome II, Paris 1905, Nr. 9725.

2) Vgl. darüber Bruguier-Roure, Bulletin monumental XLI 436 ff.

3) Gallia christiana XVI, Parisiis 1865, Instrumenta 65.

4) Gallia christiana XVI, Instrumenta 92 ff. Über die Bedeutung dieses eigentümlichen Erlasses, der in mittelalterlichen bischöflichen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein anderer Nebenfluß der Rhone auf der linken Seite ist der Lez, über den bei Bollène, nordwestlich von Orange, eine von Pilgern viel benützte Brücke führte. Für Beiträge zur Restaurierung dieser Brücke erteilte im Jahre 1426 der Administrator der Diözese Saint-Paul-Trois-Châteaux, zu der Bollène (Abolene) gehörte, einen Ablaß von 40 Tagen. Denselben Ablaß verlieh in den Jahren 1449 und 1459 der Kardinallegat Pierre de Foix sowohl für Geldspenden als für persönliche Arbeit.[1])

In Frankreich weist wohl das Rhonetal die meisten mit Hilfe von Ablaßgeldern erbauten Brücken auf; doch gab es auch in andern französischen Provinzen viele Brücken, deren Herstellung von Päpsten und Bischöfen eifrig gefördert wurde. So ersuchte im Jahre 1222 der Bischof von Rodez seine Diözesanen eine Brücke zu unterstützen, die damals bei Cajarc über den Lot, einen Nebenfluß der Garonne, gebaut wurde. Einen ähnlichen Aufruf erließ 1269 der Erzbischof von Bourges für eine andere Brücke, die zu Entraygues über den Lot führte. In den kurzen Mitteilungen, die über die beiden bischöflichen Schreiben gemacht werden,[2]) findet sich zwar keine Erwähnung irgend eines Ablasses; doch darf man wohl annehmen, daß nach damaliger Sitte die Bischöfe in beiden Fällen Ablässe verheißen haben. Als im Jahre 1339 über den Aveyron, einen andern Nebenfluß der Garonne, eine Brücke zu Rodez gebaut werden sollte, verhieß der Bischof dieser Stadt einen nicht näher bestimmten

---

Ablaßbriefen öfters vorkommt, vgl. meine Abhandlung: Zum Verständnis eigentümlicher Ablaßurkunden, im Histor. Jahrbuch 1913, 295 ff.

1) Albanès-Chevalier, Gallia christiana novissima IV, Valence 1904, 243 269 281. In dem Schreiben von 1459 bemerkt Pierre de Foix: Pontium aliorumque piorum locorum fabricis atque reparationibus manus porrigere adiutrices pium apud Deum et meritorium reputantes.

2) A. de Gaujal, Etudes historiques sur le Rouergue II, Paris 1858, 97 122.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ablaß allen jenen, die sich persönlich an der Arbeit beteiligen würden.[1])

Im Jahre 1305 gewährte Klemens V. einen Ablaß von 1 Jahr und 40 Tagen für eine Brücke bei Larunde in der Diözese Bordeaux.[2]) Da es in jener Gegend (Médoc) keinen Fluß gibt, so handelt es sich wohl nur um eine kleinere Brücke über einen Bach oder einen Kanal.

Für eine Brücke über den Lez bei Montpellier hat im Jahre 1267 Klemens IV. 40 Tage Ablaß bewilligt.[3])

Begeben wir uns nach dem Norden, der Loire entlang, so treffen wir in Nevers eine Brücke, für deren Wiederherstellung Klemens V. im Jahre 1306 einen Ablaß von 100 Tagen verliehen hat. Für eine andere Brücke über die Loire in Nantes hat derselbe Papst 1310 ebenfalls 100 Tage Ablaß erteilt.[4])

Aus Spanien kann hier bloß ein einziger Brückenablaß angeführt werden. Er wurde erteilt von Honorius III. im Jahre 1222 für eine Brücke über den Tajo bei Talavera und belief sich auf 20 Tage.[5]) Wie es im päpstlichen Schreiben heißt, sollte durch diese Brücke den Christen die Möglichkeit geboten werden, ihren Brüdern jenseits des Tajo rascher zu Hilfe zu kommen, wenn sie von den Mauren angegriffen würden.

Reichlicher fließen wieder die Quellen für Deutschland. Die ältesten Brückenablässe begegnen uns hier im Donaugebiete. Im Jahre 1220 hatte Kaiser Friedrich II. den Befehl erteilt, die hölzerne Brücke in Donauwörth durch eine steinerne zu ersetzen. Um die Mittel dafür aufzubringen, mußte man Sammlungen veranstalten. Der Kaiser nahm

---

1) Gaujal II 177.

2) Regestum Clementis V. Nr. 1448: ad reparandum pontem iuxta hospitale de Larunde, ad prioratum de Solaco (Soulac) ordinis S. Benedicti Burdegalensis dioec. pertinentem.

3) Martène, Thesaurus novus anecdotorum II, Parisiis 1717, 461.

4) Regestum Clementis V. Nr. 910 6016.

5) P. Pressutti, Regesta Honorii III, Romae 1888—95, Nr. 6182.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Almosensammler in seinen Schutz und empfahl sie dem Wohlwollen seiner Untertanen.[1]) Auch die Kirche suchte das gemeinnützige Werk zu fördern. Im Jahre 1229 verlieh Bischof Heinrich von Eichstätt einen Ablaß von 30 Tagen für Geldspende oder Handarbeit.[2])

Etliche Jahre später, am 23. Februar 1236, gewährte Bischof Rudiger von Passau 15 Tage Ablaß für Beiträge zu einer Brücke über die Traun in Wels.[3])

Auf der rechten Seite des Rheins können mehrere Brücken namhaft gemacht werden, für welche Ablässe erteilt wurden, zunächst die Neckarbrücke in Eßlingen. Für Beisteuern zur Unterhaltung dieser Brücke haben im Jahre 1286 mehrere ausländische Bischöfe, die damals in Rom weilten, ein gemeinsames Schreiben ausgestellt, um unter Verheißung eines Ablasses von 40 Tagen die Gläubigen zu milden Beiträgen für ein „so frommes Werk" aufzufordern.[4]) Man hat es für „bemerkenswert" gehalten, daß fremde Bischöfe für ein deutsches Unternehmen Ablaß erteilten. Hierin liegt jedoch nichts Außerordentliches. Fast in jedem größeren deutschen Urkundenbuch finden sich Schreiben, in denen mehrere fremde Bischöfe, mit Zustimmung des zuständigen Diözesanbischofs, für irgend ein gutes Werk 40 Tage Ablaß verleihen. Diese gemeinsamen Ablaßschreiben schätzte man besonders hoch, weil darin erklärt wurde, daß ein jeder der unterzeichneten Bischöfe einen Ablaß von 40 Tagen bewillige. Je größer die Zahl der Aussteller war, für desto wertvoller hielt man den Ablaßbrief. Man suchte daher derartige Ablässe besonders an den Orten zu erlangen, wo viele Bischöfe sich aufhielten. Die meisten dieser Schreiben sind denn auch aus Rom oder aus Avignon datiert, weil an der päpstlichen Kurie gewöhnlich viele Bischöfe zu treffen waren.

1) Monumenta boica XVI, Monachii 1795, 34.

2) C. Königsdorfer, Geschichte des Klosters zum Heiligen Kreuz in Donauwörth I, Donauwörth 1819, 77. M. Lefflad, Regesten der Bischöfe von Eichstätt II, Eichstätt 1874, 2.

3) Urkundenbuch des Landes ob der Enns III, Wien 1862, 37 f.

4) A. Diehl, Urkundenbuch der Stadt Eßlingen I, Stuttgart 1899, 77 f.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen derartigen gemeinsamen Ablaßbrief haben im Jahre 1300 zu Rom 15 Bischöfe für die Mainbrücke in Frankfurt ausgestellt.[1])

Aus Avignon dagegen ist der Ablaßbrief datiert, den im Jahre 1360 fünfzehn Bischöfe für die Lahnbrücke in Dietz unterzeichnet haben. Indem der Erzbischof Cuno von Trier 1365 diesen Ablaß, der auf 40 Tage lautete und sowohl für Beiträge in Geld und Baumaterialien als für persönliche Arbeit gewährt ward, bestätigte, fügte er selber einen weiteren Ablaß von 40 Tagen bei. Der Autor, dem wir diese Mitteilungen verdanken, bemerkt, daß die Lahnbrücke einzustürzen drohte. „Fremde Hilfe war nötig bei dem Mangel eigener Mittel zu einem so kostbaren Brückenbau." Deshalb habe Graf Gerhard von Dietz einen Ablaß zu erlangen gesucht.[2])

Auf der linken Rheinseite, in Maastricht, war im Jahre 1275 die große hölzerne Maasbrücke eingestürzt, als gerade eine Prozession darüber zog. Mehr als 400 Personen verloren dabei das Leben. Sechs Jahre später begann man mit einem steinernen Neubau. Zur Vollendung der Brücke erteilten im Jahre 1284 zu Orvieto, wo sich damals die Kurie aufhielt, 4 Erzbischöfe und 15 Bischöfe je einen Ablaß von 40 Tagen.[3])

Seit dem Jahre 1215 war es kirchliche Vorschrift, daß die Bischöfe, abgesehen von der Ablaßspende bei der Einweihung von Kirchen, nur Ablässe von 40 Tagen erteilen sollten. Als Oberhaupt der Kirche war der Papst berechtigt, diese Grenze zu überschreiten. So hat Martin V. im Jahre 1426 zur Herstellung einer steinernen Brücke über die Nahe bei Sobernheim einen Ablaß von zwei Jahren und zwei

---

1) J. Fr. Boehmer-Fr. Lau, Codex diplomaticus Moenofrancofurtanus. Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt I, Frankfurt 1901, 388 f.

2) J. Arnoldi, Miscellaneen aus der Diplomatik und Geschichte, Marburg 1798, 37 ff.

3) Messager des sciences historiques, Gand 1848, 383 ff.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Quadragenen gewährt.[1]) Wie in dem päpstlichen Schreiben bemerkt wird, hatten die Einwohner von Sobernheim den Heiligen Vater gebeten, ihren Brückenbau, dessen Kosten sie allein nicht bestreiten könnten, fördern zu wollen, da schon öfter in ihrem Gebiete beim Übergang über die Nahe Personen den Tod gefunden hätten. Der Papst kam dieser Bitte gern nach. Das ihm auferlegte Hirtenamt, erklärte er, mache es ihm zur Pflicht, den Gläubigen in ihren Nöten und Anliegen zu Hilfe zu kommen. Da er aber die Hilfeleistung beim Bauen von Brücken, wodurch mannigfachen Gefahren und Verlusten vorgebeugt und das allgemeine Wohl gefördert werde, als ein frommes, gottgefälliges und verdienstvolles Werk betrachte,[2]) so mahne er öfters die Gläubigen, derartige Werke zu unterstützen, und suche ihre Mildtätigkeit durch Verheißung geistlicher Gnaden, nämlich von Ablässen, anzuspornen.

Mit denselben Worten beginnt die von Klemens VI. am 1. August 1343 gewährte Ablaßbulle zu Gunsten der Moselbrücke in Koblenz, die Erzbischof Baldewin von Trier damals zu erbauen beabsichtigte.[3]) Diese Brücke, „eine Schöpfung, die nun 500 Jahre überdauert hat und der Gegend zur Zierde, besonders aber zu unendlichem Nutzen gereicht", „wurde jedenfalls das schönste Denkmal, das der Erzbischof sich gesetzt hat."[4]) Der Papst erteilte den Wohl-

1) J. C. Fuchs, Oratio de dioecesi Beckelnhemensi, Biponti 1732, 22 f.

2) Ad fabricam, reparationem et conservationem pontium, per quos fideles ipsi a variis periculis et dispendiis relevantur, reipublicae utilitatibus ipsorumque fidelium necessitatibus subvenitur, manum porrigere adiutricem pium apud Deum et meritorium reputantes.

3) W. Günther, Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus III, Koblenz 1825, 458. H. V. Sauerland, Urkunden und Regesten zur Geschichte der Rheinlande aus dem Vatikanischen Archiv III, Bonn 1905, 82.

4) A. Dominicus, Baldewin von Lützelburg, Erzbischof und Kurfürst von Trier, Koblenz 1862, 515 f.

Generated on 2019-11-08 17:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

tätern des Werkes einen Ablaß von 1 Jahre und 40 Tagen, der bis zur Vollendung der Brücke Geltung haben sollte; doch verbot er, Almosensammler (quaestuatores) mit Abschriften des päpstlichen Schreibens im Lande herumzusenden. Durch dies Verbot, das in vielen mittelalterlichen Ablaßbriefen ausgesprochen wird, sollte den vielfachen Mißbräuchen, die sich die Almosensammler häufig zuschulden kommen ließen, vorgebeugt werden. Zwei Monate später haben eine Anzahl Erzbischöfe und Bischöfe, die damals in Avignon weilten, für dieselbe Brücke einen Ablaß von 40 Tagen bewilligt. In dem betreffenden Schreiben werden die Gläubigen ermahnt, zu dem so löblichen gemeinnützigen Werke (ad tam laudabile opus fundandum pro totius communitatis ac Christi fidelium transeuntium commodo ac pro re publica) aus christlicher Liebe (caritatis intuitu) beizusteuern.[1]) Erzbischof Baldewin ließ im Jahre 1344 die beiden Ablässe verkünden und erneuerte bei dieser Gelegenheit den Ablaß, den er selber 1343 zu Gunsten der neuen Brücke bewilligt hatte.[2]) Weitere Ablässe für die Moselbrücke erteilten die Erzbischöfe Boemund II. im Jahre 1356 und Werner in den Jahren 1390 und 1409.[3]) Aus dem letzten Schreiben[4]) ergibt sich, daß zu jener Zeit die Brücke noch nicht ganz vollendet war. Auch später haben die Trierer Erzbischöfe noch mehrmals Ablässe für das Brückenwerk in Koblenz erteilt, so Erzbischof Otto in den Jahren 1422 und 1424, Erzbischof Jakob I. im Jahre 1440.[5])

Für Beiträge zur Wiederherstellung der großen Elbebrücke in **Dresden** hatte schon um 1275 Bischof Withego

1) Hontheim, Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica II, Aug. Vind. 1750, 155.
2) A. Goerz, Regesten der Erzbischöfe von Trier, Trier 1861, 84 f.
3) Goerz 92 121 133.
4) Abgedruckt bei Günther IV 130 ff.
5) Goerz 150 153 174. Nach einem undatierten Anschlagzettel belief sich die Totalsumme der erteilten Ablässe auf 9743 Tage. Günther III 459.


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Meißen Ablässe verliehen.[1]) Einen Ablaß von 40 Tagen erteilten im Jahre 1319 dreizehn Bischöfe in Avignon. Unter Hinweis auf die Mahnung des Apostels, daß die Gläubigen sich gegenseitig unterstützen sollen, erklären sie in ihrem Schreiben, daß sie gemeinnützige Werke, wodurch allerhand Unfällen vorgebeugt werde, gern empfehlen und fördern. Bischof Johann von Meißen bestätigte den von fremden Bischöfen erteilten Erlaß und fügte seinerseits einen Ablaß von 40 Tagen und einer Karene (d. h. einen weiteren 40tägigen Ablaß) bei.[2])

Eine andere Elbebrücke, zu der 1491 der Grundstein gelegt wurde, soll, wie öfter behauptet wird, Kurfürst Friedrich der Weise in Torgau mit Ablaßgeldern erbaut haben. Allein bei der Erbauung der Torgauer Brücke wurde kein Ablaß erteilt, sondern eine Dispens vom strengen Fastengebote, das den Genuß von sogenannten Laktizinien, d. h. von Butter und Milch untersagte. Derartige Dispensen, die man als „Butterbriefe" bezeichnete, sind gegen Ende des Mittelalters in Deutschland häufig erteilt worden. Nebst den Kanzleigebühren, zur Bestreitung der auf der Ausfertigung haftenden Auslagen, mußte dafür gewöhnlich noch ein Beitrag (Komposition) zum Besten kirchlicher oder gemeinnütziger Werke entrichtet werden. So verhält es sich auch mit den sächsischen „Butterbriefen". Kurfürst Friedrich der Weise, der in Torgau eine Brücke mit einer Kapelle erbauen wollte, aber hierfür die nötigen Mittel nicht hatte, wandte sich um Unterstützung nach Rom. Papst Innozenz VIII. willfahrte dem Gesuch, indem er unterm 28. Juli 1490 den Untertanen des Kurfürsten auf die Dauer von 20 Jahren in der Fastenzeit sowie an den Quatember- und Vigiltagen, den Genuß von Butter- und Milchspeisen erlaubte, unter der

1) Urkundenbuch der Städte Dresden und Pirna (Codex diplomaticus Saxoniae Regiae II 5), Leipzig 1875, 2.

2) Urkundenbuch von Dresden 27 f. C. Schramm, Historischer Schauplatz, in welchem die merkwürdigsten Brücken . . . beschrieben werden. Leipzig 1735, Urkunden 4 ff.

Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bedingung, daß jeder, der von diesem Indult Gebrauch mache, den 20. Teil eines rheinischen Guldens zum Baue der Brücke in Torgau beisteuere. Ein ganz ähnliches Privilegium erhielt Herzog Albrecht von Sachsen im Jahre 1491 zur Wiederherstellung der abgebrannten Pfarrkirche in Freiberg.[1])

Während beim Torgauer Unternehmen die Brückenablässe keine Rolle spielten, begegnen sie uns wieder in der Stadt Leipzig, deren Umgebung auch heute noch von den mehrfach verzweigten Flüssen Elster, Pleiße und Parthe öfter überschwemmt wird. Um die Gefahren des Hochwassers zu mindern, hatte der Magistrat in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts größere Arbeiten zur Herstellung von Kanälen, Dammwegen und Brücken unternommen.[2]) Auch hier mußte die Kirche helfend eingreifen. Da die Stadt die großen Kosten nicht bestreiten konnte, wurden Boten ausgesandt, um Beiträge zu sammeln. In einem Schreiben vom Jahre 1434 mahnte Bischof Johann von Merseburg seinen Klerus, die Almosensammler nach Kräften zu fördern; zudem verlieh er für milde Beiträge einen Ablaß von 40 Tagen und einer Karene. Gottes Wille, erklärte er, mache es ihm zur Pflicht, nicht nur für die Kirchen Sorge zu tragen, sondern auch die Herstellung von Straßen und Brücken zu fördern, damit arme Pilger und andere, die für das gemeine Wohl hin- und herreisen, auf dem Wege keinen Unfall erleiden. Da nun in Leipzig so viele Pilger und Kaufleute zusammenströmen und öfters gefährliche Überschwemmungen eintreten, so bitte er die Gläubigen, zu den

1) Chronicon Torgaviae bei J. B. Menckenius, Scriptores rerum germanicarum II, Lipsiae 1728, 571 ff. Schramm, Schauplatz, Urkunden 62 ff. H. Ermisch, Urkundenbuch der Stadt Freiberg I (Cod. dipl. Sax. Reg. II 12) Leipzig 1883, 562 ff.

2) Magnum et sumptuosum aedificium inceperunt ad faciendum passagia, pontes et fossata, sagt der Bischof von Merseburg in seinem Ablaßbrief.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemeinnützigen von der Stadt unternommenen Arbeiten hilfreiche Hand zu leisten.[1])

Für eine Brücke über die Oder bei Glogau in Schlesien hat im Jahre 1463 der päpstliche Legat Hieronymus Lando einen Ablaß von 1 Jahre und 40 Tagen verliehen.[2])

Ablässe für Brückenbauten scheinen besonders in England, nach mehreren Quellenangaben zu urteilen, öfters bewilligt worden zu sein. Eine ganze Anzahl derartiger Ablässe sind verzeichnet in den Akten des Erzbischofs Walter Gray von York (1215—55). Die veröffentlichten Akten beginnen erst mit dem Jahre 1225. Aber gleich unter den ersten Amtshandlungen dieses Jahres wird die Verleihung eines Ablasses von 10 Tagen für die Elvetbrücke in Durham aufgeführt; dann folgen noch mehrere ähnliche Bewilligungen: 1228, 13 Tage Ablaß für die Otleybrücke in der Grafschaft York, 10 Tage für einen Dammweg in Podesmed; 1230, 10 Tage für die Fahrstraße zwischen Beverley und Bentley, 13 Tage für die Hoybelbrücke in Nottingham; 1233, 10 Tage für eine Brücke in Wetherby.[3]) Die Beiträge für die Herstellung von Brücken und Straßen werden von dem englischen Kirchenfürsten den „Werken der Barmherzigkeit" beigezählt, ebenso wie die milden Beiträge für Kirchen und Spitäler, die Gray ebenfalls häufig mit Ablässen bedacht hat.

Von 1279 bis 1285 nahm William Wickwane den erzbischöflichen Stuhl von York ein. Auch in seinen Akten werden wiederholt Brückenablässe erwähnt. So erteilte er 1279 einen Ablaß von 40 Tagen für zwei Brücken bei

1) J. v. Posern-Klett, Urkundenbuch der Stadt Leipzig I (Cod. diplom. Sax. Reg. II 8), Leipzig 1868, 124 ff.

2) Der Ablaßbrief ist abgedruckt bei F. Minsberg, Geschichte der Stadt und Festung Groß-Glogau I, Glogau 1853, 440 f. Die Unterstützung von Brückenbauten wird in diesem am 11 Juli 1463 zu Breslau ausgestellten Schreiben bezeichnet als pium apud Deum et meritorum plenum opus.

3) The Register or Rols of Walter Gray, Lord Archbishop of York (The Publications of the Surtees Society 56), Durham 1872, 4 20 39 42 60.

Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Doncaster, einen andern von 20 Tagen im Jahre 1284 für Brücken und Dammweg in Mattersey.[1])

Noch häufiger hat Richard Kellawe, von 1311 bis 1316 Bischof von Durham, solche Privilegien bewilligt: 1313, einen Ablaß von 40 Tagen für die Whyttonbrücke in Weredale; 1314, ebenfalls 40 Tage für Beiträge oder persönliche Arbeit zur Ausbesserung einer vielbenutzten Straße zwischen Brotherton und Ferribridge; in demselben Jahre 40 Tage für die Werebrücke zu Auckland, die einige Männer auf Antrieb Gottes (auctore Domino) zum allgemeinen Nutzen begonnen hatten, aber ohne fremde Beihilfe nicht vollenden konnten; ferner 40 Tage für eine Brücke in Botyton, und wieder 40 Tage für Brücke und Straße zwischen Billingham und Noston; 1316, 40 Tage für Brücken in Carleton und Hatley.[2])

In neuerer Zeit hat ein englischer protestantischer Forscher in einer Studie über das Münster von Beverley, das zum guten Teile, wie so manche andere mittelalterliche Kirchen, mit Ablaßgeldern erbaut wurde, hervorgehoben, daß der Ablaß keineswegs, wie man in Volkskreisen glaube (as is popularly represented), eine Vergebung der Sünden oder eine Erlaubnis, in Zukunft nach Belieben zu sündigen, gewesen sei, sondern nur ein Erlaß der für reumütig gebeichtete Sünden auferlegten Buße. An und für sich war der Ablaß harmlos genug (innocent enough): es wurde dadurch eine äußerliche Buße gegen einen Geldbeitrag zu guten Zwecken erlassen. „Wir können ein System nicht völlig verurteilen, das uns das Münster von Beverley, die Kathedrale von York, die Kapelle des Ettonkollegs und so manche andere herrliche Gebäude geschenkt hat." [3])

1) The Register of William Wickwane (Publications of the Surtees Society 114), Durham 1907, 21 300.

2) Registrum Palatinum Dunelmense. The Register of Richard de Kellawe, Lord Palatine and Bishop of Durham (Rerum britannicarum Scriptores 63), London 1873—74, I 442 507 525 615 642; II 780.

3) A. Fr. Leach, Memorials of Beverley Minster II (Publications of the Surtees Society 108), Durham 1903, XXXI.



Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zu den Bauten, die mit Hilfe von Ablaßgeldern ausgeführt wurden, zählen auch zahlreiche Brücken, denen in allen Ländern des christlichen Abendlandes „religiöse Meinung und frommer Sinn den Ursprung gab".

N. Paulus.

---

## IV.

## Der Glaube als negative Norm des spezifisch profanen Denkens und Lebens.

Von Pfarrer Holzamer, Mainflingen.

In Heft 150[11] dieser Blätter hat Herr Professor Dr. A. Gisler in Chur meinem Buche „Turm und Block" eine Besprechung gewidmet, auf deren Kernpunkt zu erwidern mir mehrfach von interessierter Seite nahegelegt wurde. Ich selber hatte ursprünglich geglaubt, auf eine Erwiderung verzichten zu sollen. Mein Buch hatte ja nichts weniger als das Aufwerfen neuer Streitfragen bezweckt; es hat weder neue Probleme zur Diskussion gestellt, noch für alte Fragen neue Lösungen angeboten. Vielmehr suchte es seine Betrachtungen über die gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Katholiken im Lichte solcher Grundsätze anzustellen, welche die scholastische Philosophie und Theologie von jeher als feststehende Axiome darbietet. Zu diesem Zwecke ist das Büchlein unter ausdrücklichem Verzicht auf jeden „selbstgesponnenen Gedankenkram" (S. 31) bei einer Reihe von scholastischen Fachgelehrten bescheiden in die Schule gegangen und hat aus deren Wissensschatz nur solche Lehrsätze übernommen, welche jene Fachgelehrten selber als absolut feststehend nachgewiesen haben. Daher auch vielleicht der etwas feste und zuversichtliche Ton des Buches, welchen Herr Professor Gisler als bloße „Geste" abtun möchte. Insofern aber das Buch aus bestimmtem Grunde, d. i. im bewußten Gegensatz gegen gewisse neologische Be-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

strebungen, zu der gebildeten Laienwelt nicht in „neuen Gedanken" und nicht in „moderner Sprache" reden sollte, sondern auf die uralten Marksteine und Wegweiser der philosophia perennis und der traditionellen kirchlichen Theologie zurückweisen sollte, hätte eine Kritik des Buches an den für seine Grundsätze angeführten Autoritäten nicht ganz schweigend vorübergehen dürfen. Da Herr Prof. Gisler letzteres durchweg vorgezogen hat, ist eine Erwiderung vielleicht doch am Platze.

Unter den bewußten feststehenden Lehrsätzen, welche der Verfasser von „Turm und Block" aus den Werken einiger bekannter Scholastiker übernommen hat, findet sich auch die These: Der übernatürliche Glaube ist für die spezifisch profanen Gebiete des menschlichen Denkens und Lebens eine blos negative Norm.

Herr Prof. Gisler erkannte sehr wohl in dieser These den Kern und Stern des ganzen Buches. Daher richtet er gegen sie vor allem seine Kritik. Er behandelt dabei jene These als ein eigenes Fabrikat und Fündlein des Verfassers von „Turm und Block" und stellt ihr deshalb mit Worten wie „mir scheint" nur seine eigene (d. h. Gislers) Privatansicht gegenüber. Mit keinem Worte deutet er auf die illustren Autoren hin, welchen die These entnommen ist. Und doch sind diese Autoren in dem Buche selbst unter genauer Zitation und ausführlicher Wiedergabe der Hauptstellen angegeben. Herr Prof. Gisler begnügt sich mit der Erklärung, daß durch die Darlegung seiner Privatansicht das aus jenen Autoren geschöpfte Beweismaterial für meine These „Punkt für Punkt unwirksam" erscheine und er sich einen eingehenderen Beweis hierfür schenken könne.

Ohne also sich mit meinen Gewährsmännern viele Last zu machen, lehnt Herr Prof. Gisler die genannte These einfach ab, und zwar zunächst mit folgenden Worten:

„Nicht beistimmen aber kann ich Herrn Holzamer, wenn er behauptet, der Glaube sei in Bezug auf die oben genannten Gebiete nur eine negative Norm. Das ist wohl zu wenig. Der Glaube


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheint mir sowohl für die Profanwissenschaft als auch für die übrigen natürlichen kulturellen Gebiete nicht blos eine negative, sondern überdies auch eine positive Norm, d. h. gegebenenfalls gebietet er dem Katholiken nicht nur, was er auf jenen Gebieten zu unterlassen, sondern auch, was er zu tun habe; er verpflichtet ihn zu positiven Taten und Dienstleistungen" (S. 818 f.).

Auf den ersten Blick ergibt sich, daß Gisler hier der negativen „Norm" die positiven „Taten und Dienstleistungen", welche auf Grund dieser Norm geleistet werden, gegenüberstellt und so zu der Ansicht kommt, daß wegen der aus jener Norm entspringenden „positiven" Dienstleistungen die Norm selber nicht mehr als blos negative Norm angesprochen werden dürfe. Der Gislersche Einwand geht also auf die Frage zurück: Wird eine an sich negative Norm dadurch, daß die ihr entspringenden Handlungen in bestimmter Hinsicht etwas positives sind, auf dem gleichen Gebiete doch auch wieder zu einer positiven Norm?

Zur Antwort möchte ich auf ein in meinem Buch Seite 177 bereits angeführtes, von dem Löwener Professor De Wulf gebrauchtes Exempel hinweisen, welches die Sache recht anschaulich erklärt. Dort wird der Glaube in seinen Beziehungen zu dem spezifisch profanen Denken mit einer an einem Abgrund aufgerichteten Warnungstafel verglichen. Eine solche Warnungstafel trägt an sich gewiß nur den Charakter einer negativen, prohibitiven Norm. Für meine Bewegungen auf dem vor dieser Warnungstafel gelegenen festen Gelände gibt sie mir nicht den geringsten positiven, bejahenden Befehl; sie sagt mir nicht, auf welchen Wegen und nach welchen Richtungen ich das Gelände durchwandern soll, vielmehr läßt sie mir dort ihrerseits vollkommene Freiheit. Nur wenn ich an den Abgrund komme, ruft sie mir zu: „Du sollst nicht weitergehen!" Wenn ich nun der Warnung folge und mich nicht hinabstürze, so steckt in dieser Handlung gewiß auch etwas positives; den Gehorsam, den ich hier geleistet, kann man sicher als etwas positives be-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeichnen. Und ebenso ist die Tatsache, daß ich den Absturz vermieden und mit heiler Haut und unzerbrochenen Knochen oben geblieben bin, auch wieder etwas recht „positives" für mich. Wird aber durch diesen „positiven" Dienst, den mir die Warnungstafel geleistet, diese selber zu einer positiven Norm? Keineswegs! Sie gibt mir vor wie nach auf dem oben genannten Gebiet, dem festen Gelände, nur den einen negativen Befehl: „Du sollst Dich nicht hinabstürzen."

So mag Herr Professor Gisler auch den Gehorsam, welchen der Profangelehrte, der Philosoph, der Mathematiker, der Biologe, Chemiker usw. gegebenenfalls auf seinem profanen Forschungsgebiet dem hier als Warnungstafel fungierenden Glauben leistet, als etwas „positives" betrachten; deshalb bleibt der Glaube aber doch weiterhin für die Philosophie, die Mathematik, Biologie, die Chemie, die Astronomie usw. an sich nur eine negative Norm, d. h. der Glaube greift nicht in das Innere dieser profanen Wissenschaften ein, um dort die Prinzipien und Methoden derselben zu regeln, sondern stellt sich dort nur als Schutzwache auf, um vor dem Abgleiten in den Abgrund solcher Lehren zu warnen, die den feststehenden Daten der Theologie und des Glaubens widerstreiten.

Dies und kein anderer ist der Sinn jener Formel von der negativen Norm, welche ich von meinen scholastischen Gewährsmännern übernommen habe. Wenn Herr Professor Gisler den Glauben dennoch „überdies auch als positive Norm" für die profanen Wissenschaften betrachtet wissen will, so glaube ich zwar kaum, daß er damit etwa an eine innere Regelung der Prinzipien und Methoden der profanen Wissenschaften durch den Glauben denkt. Aber was immer er unter dieser „überdies positiven" Norm versteht, so wird er hierdurch mit der diesbezüglichen Terminologie der gesamten modernen Scholastik in Konflikt geraten. Denn diese, und nicht etwa erst mein Buch, bezeichnet durchgängig den Glauben als eine nur negative Norm für die profanen

Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Wissenschaften und weist in dieser Beziehung die Bezeichnung „positive Norm“ ausdrücklich ab.

So schreibt z. B. der von mir zitierte P. Donat S. J. in seinem Werk über die Freiheit der Wissenschaft (S. 102 f.): „Die Weisungen, welche der Glaube der Profanwissenschaft geben kann, sind an sich nicht positiver, sondern negativer Art; d. h. Offenbarung und Kirche können an sich dem Forscher nicht sagen, was er auf dem Gebiete der Profanwissenschaft behaupten oder verteidigen soll, sondern nur, von welchen Aufstellungen er sich enthalten soll.“

Und solchen, welche, wie jetzt Herr Professor Gisler, anders lehren, sagt P. Donat, daß seine diesbezügliche Darlegung nichts anders als die kirchliche Lehre ist, indem er fortfährt (S. 104): Nicht anders ist die Auffassung der katholischen Kirche. Sie weiß und betont es, daß die Wissenschaft ihre eigene Methode, mithin auch das natürliche Recht und die Freiheit besitzt, nach dieser Methode auf ihrem Gebiete vorgehen zu können. Nur eine Freiheit weist sie zurück, Lehren aufstellen zu dürfen, die der Glaube als irrig erweist. „Die Kirche verbietet keineswegs“, erklärt das Konzil vom Vatikan, „daß diese Disziplinen auf ihrem Gebiete ihre eigenen Prinzipien und ihre eigene Methode befolgen. Aber indem sie diese berechtigte Freiheit anerkennt, ist sie darauf bedacht zu verhüten, daß sie im Gegensatz zur göttlichen Lehre Irrtümer aufnehmen oder mit Überschreitung ihrer Grenzen das Gebiet des Glaubens einnehmen und in Verwirrung bringen“ (Conc. Vatic. sess. III. c. 4.).

Wenn hingegen Herr Professor Gisler seinerseits darauf hinweist, daß das Vatikanische Konzil auch vonseite des Profangelehrten in seiner Forscherarbeit einen Gehorsam gegen die Glaubenslehren verlange, der nicht blos eine Unterlassung sondern auch die Setzung eines Aktes in sich schließe und mithin etwas positives sei, so ist dies richtig; wenn Gisler aber folgert, daß nun wegen dieses an sich positiven Gehorsamsaktes auch die Norm, aus welcher er hervorgeht, eine positive Norm sein müsse, so irrt hier unser Kritiker,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie wir dies oben bereits nachgewiesen haben. Ebensowenig machen die positiven Dienste, welche die Profanwissenschaft dem Glauben in der Feststellung der praeambula fidei leisten, etwa die dort erwiesenen Fundamentalwahrheiten zu einer positiven Norm für die Profanwissenschaften. Die Wahrheiten vom Dasein Gottes, von der Erschaffung der Welt, von der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele usw. sind, insofern sie vom Glauben dargeboten werden, für den Philosophen, Biologen, Zoologen in seiner profanwissenschaftlichen Arbeit nur eben von außen, von der Theologie, dargebotene feststehende Daten, an denen er nicht rütteln darf und die er, wie die feststehenden Daten jeder anderen fremden Wissenschaft, berücksichtigen muß; keineswegs aber ändern sie etwas an den erkenntnistheoretischen Prinzipien und Methoden dieser profanen Wissenschaften; d. h. jene Wahrheiten werden hier keineswegs zur positivem Norm im Sinne der scholastischen Terminologie.

Mein Hauptgewährsmann, Kardinal Mercier, betont besonders, daß derjenige, welcher den Glauben zur positiven Norm der Profanwissenschaften machen will, durch das kirchliche Lehramt, bezw. durch die Verurteilung Bonalds und Lamennais vonseite Gregors XVI., bereits im vorhinein desavouiert sei. Diese beiden französischen Gelehrten wollten nur für ein ganz spezielles und verhältnismäßig beschränktes Gebiet des spezifisch natürlichen Denkens, nämlich nur für die letzten Gründe der philosophischen Gewißheit den Glauben als positive Norm anerkannt wissen. Und nicht einmal dies hat der Papst, wie Mercier ausführt, acceptiert, sondern mit dem Anathem beantwortet! Ausdrücklich lehnt darum Mercier den Glauben als direkte oder positive Norm der Profanwissenschaft ab und läßt ihn dort als nur negative Norm gelten: „Die geoffenbarte Lehre ist für den Philosophen und Profangelehrten nicht ein Motiv der Zustimmung, etwa eine direkte Quelle der Erkenntnis, sondern eine Schutzwache, eine negative Norm" (Logique, p. 35 f.).



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gisler behauptet dagegen: „Das ist wohl zu wenig. Der Glaube scheint mir sowohl für die Profanwissenschaft als auch für die übrigen natürlichen kulturellen Gebiete nicht bloß eine negative, sondern überdies auch eine positive Norm."

Hier stehen sich also Herr Prof. Gisler und Herr Kardinal Mercier gegenüber, und ich kann nur sagen, daß die Gründe Merciers mir die besseren zu sein scheinen. Darum werde ich mich, wie in meinem Buche, so auch fernerhin an letztere halten. Und dies auch darum, weil Gisler in seiner Kritik zeigt, daß er noch in einem anderen Punkte recht bedeutend von der Lehre der Scholastiker abweicht.

Herr Prof. Gisler behauptet nämlich, daß die Formel von dem Glauben als der nur negativen Norm der Profanwissenschaften gegen die andere Formel ratio est ancilla fidei oder philosophia ancilla theologiae (die Philosophie ist die Dienerin der Theologie) verstoße. Das letztere würde sie dann tun, wenn die Formel philosophia est ancilla theologiae ganz allgemein und nicht eben nur gerade für das Gebiet der Theologie als Axiom gelten würde. Herr Prof. Gisler hält sie offenbar für ein ganz allgemein gültiges und daher auch auf dem Gebiet der Profanwissenschaften anzuwendendes Axiom. Indessen sagt schon St. Thomas, daß diese Formel nicht allgemein anwendbar sei. Er spricht jene Formel in den Worten aus: „Fides praecedit intellectum", „der Glaube ist die Meisterin der Vernunft", betont aber sofort: „Fides non potest universaliter praecedere intellectum", „der Glaube kann nicht allgemein vor der Vernunft den Vortritt haben, denn der Mensch könnte irgendwelchen Sätzen nicht gläubig beistimmen, wenn er sie nicht irgendwie schon erfaßt hat" (II. II. q. 8. a. 8.). Daher wird man auch vergeblich bei St. Thomas nach Stellen suchen, welche den Glauben auf dem eigenen Gebiet der Philosophie als „Meisterin" im Sinne einer positiven Norm erscheinen lassen. Ebensowenig macht auch z. B. der hl. Anselm von Canterbury mit der Formel credo ut intelligam den Glauben etwa im allgemeinen und daher auch


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Philosophie zur Meisterin der Vernunft im Sinne einer positiven Norm. Anselm hat seinen Satz nur als Axiom für den Betrieb der Theologie aufgestellt und wendet ihn selber auch nur auf theologischem Gebiet an. Die Nichtbeachtung dieses Umstandes hat bei nicht wenigen neueren Anselmforschern zu recht irrigen Folgerungen geführt und zwar zu ganz ähnlichen Folgerungen, wie die oben angedeutete Gisler'sche. „Der Fundamentalirrtum," sagt dazu treffend Dr. J. Bl. Becker,[1]) „der all diesen Folgerungen zu grunde liegt, ist, daß in dem Satze (credo ut intelligam) das Verhältnis von Glauben und Wissen, Vernunft und Autorität im allgemeinen und nach jeder Hinsicht ausgesprochen sei, während der Satz doch nur das Verhalten der Vernunft nach Annahme des Glaubens, nach der Feststellung der Offenbarung bezeichnet." Das heißt mit anderen Worten: Es wird vielfach gänzlich übersehen, daß die Formeln credo ut intelligam, fides praecedit intellectum, ratio est ancilla fidei nur Regeln für den Betrieb der Theologie darstellen.

Und dies übersieht auch Herr Prof. Gisler, wenn er andeutet, daß, falls der Glaube für die Profanwissenschaft nur als negative Norm gelte, dann von einem Magdsdienst der Philosophie gegenüber der Theologie nicht mehr geredet werden könne. Er übersieht, daß dieser Magdsdienst der Philosophie überhaupt nur in der Theologie stattfindet; auf ihrem eigenen Terrain dagegen ist die Philosophie nicht Dienerin, sondern Herrin, die dort, nach den Worten des Vatikanischen Konzils, in suo ambitu propriis utatur principiis et propria methodo, während der Glaube ihr dort nur als Schutzwache dient. Dienerin ist man eben nur im fremden, nicht im eigenen Hause. Dies deutet auch Rémusat an in den Worten: „Nach einem alten Wort muß die Philosophie die Dienerin der Theologie sein. Dienerin

---

1) Der Satz des hl. Anselm: Credo ut intelligam in seiner Bedeutung und Tragweite. Philosophisches Jahrbuch der Görresgesellschaft 1906, S. 123.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist man aber nur im Hause drinnen, und die scholastische Philosophie ist in Wahrheit nur Dienerin im Gebiet der Theologie“ (St. Anselme, Paris 1853, p. 453 f.).

Wenn aber in dieser Weise ältere und neuere Scholastiker durchweg den Anwendungsbereich der Formel ratio est ancilla fidei streng auf das Gebiet der Theologie beschränken, wie sollten da meine Gewährsmänner und ich diese Formel „umstoßen“, indem wir, nicht von der Theologie, sondern von der Philosophie und den übrigen Profanwissenschaften redend, behaupten, daß für diese letzteren der Glaube nur negative Norm sei?

Das aber, was Mercier, Donat, De Wulf u. a. mit dem Ausdruck „negative Norm“ bezeichnen, bezeichnen wieder andere Scholastiker mit dem Ausdruck „äußere Norm“. So bleibt nach Hettinger „die Lehre des Glaubens, vorgelegt durch das Lehramt der Kirche, eine äußere Norm und ein Hinweis auf das zu gewinnende Resultat, keineswegs aber ein Eingriff in die wahre Autonomie und Freiheit der Wissenschaft, noch weniger eine Vermischung der Gebiete des Glaubens und Wissens“ (Fudamentaltheol. S. 899). Hettinger bezeichnete also mit dem Ausdruck „äußere Norm“ ganz das nämliche, was Mercier u. a. unter negativer Norm verstehen. Da ich nun nach dem Vorgang der genannten Gelehrten jene beiden Ausdrücke in der gleichen Bedeutung gebrauche, ernte ich scharfen Tadel; Herr Prof. Gisler schreibt: „Holzamer hat äußere Norm und bloß negative Norm zu Unrecht gleichgesetzt.“ Wirklich zu Unrecht? Dann fällt dieses Unrecht wiederum viel eher meinen Gewährsmännern zur Last. Übrigens handelt es sich nur zunächst um die Sache, und erst in zweiter Linie um den Ausdruck für dieselbe, welch letzteren ich eben so genommen habe, wie ich ihn bei den Scholastikern vorfand; keinesfalls habe ich mit den Ausdrücken „äußere“ oder „negative Norm“ neue Termini geschaffen, noch habe etwa ich sie zuerst eigenmächtig einander gleichgesetzt. Die Sache aber, welche diese Ausdrücke bezeichnen, ist immer die gleiche: es handelt sich um die Art


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Rücksicht, welche die Profanwissenschaft auf den Glauben und die Theologie zu nehmen hat; und diese Rücksicht bestimmen meine Gewährsmänner und ich derart, daß wir die Theologie für den Betrieb der Profanwissenschaften nur als eine negative oder äußere Norm anerkennen, weil, wenn die Theologie dort als positive Norm auftreten würde, die formelle Selbständigkeit der Profanwissenschaften vernichtet wäre. Letztere hätten alsdann für bestimmte Fragen nicht mehr die natürliche Vernunft, sondern die übernatürlich erleuchtete Vernunft zum Erkenntnisprinzip angenommen, würden also dort aufhören, spezifisch profane Wissenschaften zu sein. Es wäre alsdann in den betreffenden Fragen jene naturwidrige Vermengung von Theologie und Philosophie gegeben, welche der Scholastik so oft vorgeworfen wird und welche die echten Scholastiker selber aufs entschiedenste abweisen und verwerfen.

Was nun die übrigen profanen Kulturgebiete betrifft, so muß unsere Formel vom Glauben als der negativen Norm, wenn sie einmal als richtig feststeht, selbstverständlich auch dort Geltung besitzen. Ich möchte hier nur auf das Gebiet der Nationalökonomie hinweisen. Die Beziehungen zwischen dieser an sich profanen Wissenschaft und der Theologie hat sehr schön der Abbé Corbière in der Einleitung seines Werkes „Die Volkswirtschaftslehre vom Standpunkte des Christentums“ [1]) dargelegt. Corbière ist überzeugt, daß diese beiden Wissenschaften sich nicht blos nicht feindlich gegenüberstehen dürfen, sondern sich gegenseitig auch Dienste (Herr Gisler würde mit Recht „positive“ Dienste sagen) leisten müssen. Aber er betont auch dies: „Wir verkennen unsererseits die Dienste durchaus nicht, welche sie (die Nationalökonomie) der Religion durch ihre Mitwirkung leistet. Doch bin ich nicht der Ansicht, daß die Theologie sich mit den menschlichen Wissenschaften vermengen soll, oder daß eine derselben die andere ganz in sich aufgehen lassen, derselben ihre eigene

1) Übersetzt von Dr. A. Plifke, Regensburg 1868, Bd. I. S. XXII.

Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Tätigkeit nehmen soll. Ihre Unterscheidung und ihre getrennten Forschungen können nur der Wahrheit nützen, deren Feld unbegrenzt ist und deren Pflege die ununterbrochene Arbeit aller hervorragenden Geister in Anspruch nimmt, Beide werden bei dieser Teilung der Arbeit gewinnen."

Diese Unterscheidung oder Trennung des theologischen Arbeitsgebietes von dem nationalökonomischen ist aber nur dann eine wesentliche und nicht blos äußere, wenn der Glaube für die Nationalökonomie in anderer Weise als Norm auftritt, wie für die Theologie. Für letztere ist er die positive Norm, also kann er für die Nationalökonomie nur als negative Norm in Frage kommen.

Nach Gisler müßte die profane Nationalökonomie den Glauben noch „überdies als positive Norm" beachten. Damit wäre aber die Vermengung von Theologie und Nationalökonomie gegeben, welche Abbé Corbière ablehnt.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß Herr Professor Gisler Stellen aus meinem Buche anführt, ohne seinen Lesern mitzuteilen, daß diese Stellen nicht meine eigenen Worte, sondern nur Zitate sind. So führt er aus meinem Buch das Wort an: „Interkonfessionalismus sagt man und Protestantisierung meint man." Dabei verrät er mit keiner Silbe, daß dieses Wort von — Uditore Heiner stammt und nur der Einleitungssatz eines längeren Zitates ist, welches ich mit genauer Quellenangabe aus einem Aufsatz Heiners im Mainzer „Katholik" anführe. Man lese in „Turm und Block" Seite 73 und 74 das ganze Zitat nach, um sich zu überzeugen, daß wohl kaum ein kräftigerer Hinweis auf die Gefährlichkeit des Interkonfessionalismus existiert, als diese Worte Heiners. Daß sie Herrn Professor Gisler unbequem und sehr unbequem sind, verstehe ich; daß er sie aber nur gerade mir ankreidet und Herrn Uditore Heiner nicht einmal erwähnt, das ist mir unbequem, und darum wehre ich mich gegen eine solche Behandlung.

* * *


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Duplik.

### I.

Herr Pfarrer Holzamer möge mir freundlich gestatten, seinen vorstehenden Ausführungen einige Randbemerkungen beizufügen. Ganz richtig hat er in seinem Buche, teilweise auch hier, betont, daß der Glaube gegenüber der Politik, Kunst, Soziologie, profanen Wissenschaft, kurz gegenüber dem gesamten weltlichen Kulturleben nicht innere, sondern nur äußere Norm sei, d. h. daß alle weltlichen Disziplinen auf ihrem Gebiet ihre eigenen natürlichen Prinzipien sowie ihre eigene Methode haben, und daß daher eine formelle Vermengung derselben mit der Theologie ausgeschlossen ist. Kein katholischer Theologe leugnet das, und ich habe ihm mit Nachdruck beigestimmt. Der größte Teil seiner obigen Darlegung, sowie die Auslassung gegen die Traditionalisten, die Berufung auf den hl. Thomas, daß der Glaube dem Wissen nicht schlechthin (universaliter) vorausgehe und die Bemerkung über Anselms „credo ut intelligam" gilt daher einer Sache, die unter uns ganz unbestritten ist.

Nicht einig ging und gehe ich aber mit Herrn Holzamer, wenn er sagt: der Glaube (das kirchliche Lehramt, die Theologie) habe gegenüber den profanen Disziplinen einzig das Recht zu befehlen, etwas zu unterlassen (negativ) — nicht aber zu befehlen, etwas zu tun (positiv).

Diese Unterlassungstheorie des Herrn Holzamer ist zunächst unzulässig für das staatliche, politische Gebiet. Das Forderungsrecht der Kirche und die Pflicht der Politiker besteht nicht, wie Herr Holzamer sagt, einzig darin, daß dieser (negativ) alles „unterlasse", all dem die „Zustimmung versage", was dem Glauben zuwider oder abträglich wäre; sondern überdies darin, daß er gegebenen Falls (positiv) der Kirche Dienste leiste. Das ist die zweifellose Lehre Papst Bonifaz VIII., Leo XIII., Pius X., worüber ich sowohl in dieser Zeitschrift (150[11], S. 823 ff.), als auch in meinem „Modernismus" (S. 205 ff.) ausreichend gesprochen. Die


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

beschworne Ritterpflicht des katholischen Politikers seiner Kirche gegenüber besteht nicht bloß darin, daß er an ihr nicht selber zum Raubritter werde, sondern daß er ihr (positiv) diene und helfe.

Da es Herr Holzamer zu wünschen scheint, will ich außer an die Lehre der genannten Päpste auch an einige Theologen erinnern.

Der Jesuitengeneral P. Wernz lehrt, daß der Staat von der Kirche verschieden und selbständig, aber nicht absolut selbständig, sondern in gewissem Sinne der Jurisdiktionsgewalt der Kirche unterworfen und gehorsamspflichtig sei. Dann fügt er bei:

„Huiusmodi subordinatio potestatis civilis in ordine ad potestatem ecclesiasticam profecto non est directa i. e. intra finem et terminos eiusdem potestatis, sed indirecta, quae solum nascitur ex directione ad finem altiorem et ad superiorem excellentioremque potestatem ecclesiasticam pertinentem. Neque mere negativa est dicenda, propter quam potestas civilis ex natura rei etiam intra limites sui obiecti nihil agere potest quod ex iudicio Ecclesiae redundet in ipsius damnum et iniuriam, sed positiva quoque sit necesse est i. e. potestas civilis ita pendet a potestate ecclesiastica, ut suis actibus id exigente Ecclesia ad bonum et commodum societatis ecclesiasticae conferre debeat.“ Jus Decretalium Rom 1898, I, 15 ff. Er zitiert Suarez, Bellarmin, Palmieri, Leo XIII.

Ganz gleich schreibt Kardinal Tarquini S. J.:

„Ex duabus societatibus, quae iisdem membris coalescunt, 1) ea quae ordine inferior est, seu quae tuetur bonum ordine inferius, debet, quatenus talis est, saltem negative ei servire quae ordine est superior: 2) quatenus vero est collectio personarum, quae simul societatis superioris membra sunt, debent eidem etiam positive servire in iis, quae illa exigit tanquam necessaria fini suo.“ Juris ecclesiastici publici institutiones No. 30.

Das ist klar. Päpste und berufenste Kanonisten sind gegen Holzamers Ansicht: der katholische Staat oder Politiker


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

habe gegen Glauben und Kirche keine weitere Pflicht als die negative: alles zu „unterlassen", allem „die Zustimmung zu versagen", was dem Glauben bzw. der Kirche zuwider oder abträglich wäre. Auch die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart lehrt deutlich, daß weder die Kirche noch der katholische Politiker mit dieser bloß negativen „Unterlassungstheorie" des Herrn Holzamer sich zufrieden gab: positive Arbeit und Hilfe ist verlangt und geleistet worden. Das Zentrum z. B. so gut wie seine Wähler würden es als Pflichtverletzung gegen den katholischen Glauben ansehen, dem Kulturkampfstreiben in seinen verschiedenen Gestalten bloß Beihülfe und Unterstützung zu versagen; sie fühlen sich vielmehr verpflichtet, die Rechte und Interessen der Kirche in positivem Widerstand zu wahren, in positiver helfender Arbeit zu fördern.

## II.

Ähnlich stehen die Dinge in Bezug auf das Verhältnis zwischen Glaube und Profanwissenschaft. Herr Pfarrer Holzamer sagt: der Glaube ist gegenüber der Wissenschaft einzig Schutzwache, d. h. er kann ihr einzig den negativen Befehl geben, etwas Bestimmtes zu unterlassen (z. B. stürze dich nicht in diesen oder jenen Irrtum); aber er kann ihr nicht den bejahenden Befehl geben, etwas Bestimmtes zu tun; ebensowenig kann er positive Hilfe- und Dienstleistung von ihr verlangen.

Diese bloße Unterlassungstheorie des Herrn Holzamer steht im Widerspruch zu den kirchlichen Entscheidungen, die ich in meiner Kritik angeführt (S. 821 ff.) und die folgendes besagen: der Glaube (die Kirche) verpflichtet den katholischen Profangelehrten

a) verurteilte Sätze weder aufzustellen noch zu verteidigen, d. h. zur Unterlassung eines glaubenswidrigen Aktes;

b) das Lehrurteil der Kirche, auch wenn es über einen bisher freien Satz der Philosophie erfließt, anzunehmen, zum seinigen zu machen, sich ihm zu konformieren,

d. h. der Glaube (die Kirche) verpflichtet hier den Profangelehrten schon nicht mehr bloß zur Unterlassung, sondern zur Setzung eines Aktes oder Urteils;

c) der Glaube (die Kirche) verpflichtet die Vernunft (die Profanwissenschaften), ihm einerseits positive Hilfsdienste zu leisten, anderseits und zwar auf ihrem eigenen Gebiet Weisungen und Belehrungen entgegenzunehmen.

Diese drei Punkte, die weit über Holzamers bloße Unterlassungstheorie hinausgehen, sind Satz für Satz a. a. O. durch kirchliche Lehrentscheidungen belegt, gegen welche auch de Wulf, P. Donat und Kardinal Mercier nicht aufzukommen vermöchten, auch wenn sie wirklich zur Holzamer'schen Unterlassungstheorie sich bekännten. — Übrigens lehrt auch der große Dogmatiker Scheeben, der vor 50 Jahren in den diesbezüglichen lebhaften Kampf in Deutschland hervorragend eingriff, daß der Glaube zur Profanwissenschaft nicht nur ein negatives, sondern überdies auch noch ein positives Verhältnis habe (Dogmatik I, n. 979). Und die traditionellen Namen: stella rectrix, regina für den Glauben und ancilla, famula für die Wissenschaft, wollen jenem gewiß mehr einräumen als nur die Rolle einer Schutzwache.

Herr Holzamer meint, das Axiom: „ratio (philosophia) est ancilla theologiae“ gelte nur auf dem Gebiet der Theologie, nicht aber der Philosophie; denn auf ihrem eigenen philosophischen Gebiete sei die Philosophie nicht Dienerin, sondern Herrin; Dienerin sei man nur im fremden, nicht im eigenen Hause.

Allein Herr Holzamer übersieht hier drei Dinge. Erstens eine Tatsache: daß die Welt geschaffen, daß die Seele eine geistige Substanz, unsterblich und frei sei, sowie manche Schutz- und Folgethesen der Dogmen sind Punkte, die materiell auf dem Gebiete der Philosophie liegen, die aber, nachdem und weil sie durch das Lehramt festgestellt sind, von der Vernunft auch da, wo sie nach eigenen Prinzipien und Methoden arbeitet, beachtet und festgehalten werden müssen: die Vernunft dient hier offenkundig der


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Theologie. — Zweitens: wie der Mensch gegenüber Gott, der Bürger gegenüber dem Staat, der Staat gegenüber der Kirche nicht eine absolute, sondern nur eine relative Selbständigkeit besitzt, d. h. obschon im eigenen Hause wohnend und mit eigenen Mitteln arbeitend doch der höheren Ordnung gegenüber Rücksicht, Unterwerfung und Dienst schuldig ist: — so die Vernunft gegenüber dem Glauben. Kein Geschöpf besitzt sein Haus so zu eigen, daß nicht eine höhere Gewalt in gewissen Punkten und unter gewissen Gesichtspunkten gebietend hineinragte, wenigstens potestate indirecta. Drittens: Die Dienstleistung der Vernunft gegenüber dem Glauben ist für das Gebiet der Theologie und Philosophie eine sehr verschiedenartige. Wohl niemand hat dies deutlicher dargelegt als Scheeben:

„Das gesamte Verhältnis der Vernunft und ihrer Tätigkeit zum Glauben läßt sich in dem bekannten Axiom zusammenfassen, daß die Vernunft die ancilla fidei, die Magd des Glaubens, resp. der Theologie sei und folglich in einem Dienstverhältnis zu ihm stehe. . . . Das Axiom besagt also zunächst ganz allgemein 1) daß die Tätigkeit der Vernunft zu Gunsten des Glaubens als einer höheren Erkenntnis verwandt werden kann und soll; und in dieser Weise dient die Vernunft dem Glauben schon in derjenigen Tätigkeit, welche demselben vorausgeht und ihn entfernter oder näher vorbereitet: besonders in der Erkenntnis der natürlichen metaphysischen und religiös-sittlichen Wahrheiten, wodurch sie den Spiegel und die Unterlage für die Wahrheiten des Glaubens gewinnt, und der Glaubwürdigkeit der Offenbarung, wodurch sie dem Glauben seinen Thron in der Seele bereitet, obgleich bei dieser Tätigkeit von einer Äußerung der Herrschaft des Glaubens über die Vernunft durch Einwirkung auf dieselbe noch keine Rede sein kann. Es besagt aber ferner 2) daß die Vernunft nach Annahme des Glaubens auch in ihrer selbständigen Tätigkeit auf ihrem eigenen Gebiete die Würde und die Interessen des Glaubens unbedingt wahren muß, also ihm nicht widersprechen darf, vielmehr von ihm als einer unbedingt maßgebenden äußeren




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regel, resp. Leitstern, sich leiten lassen muß. Es besagt endlich 3) daß die Vernunft auf dem eigenen Gebiete des Glaubens nicht bloß ihm nicht widersprechen darf und von ihm sich leiten lassen muß, sondern sich überhaupt nicht mehr selbständig zu betätigen hat; sie wirkt hier nur als einfaches Organ des Glaubens in vollster Abhängigkeit von ihm für die Verdeutlichung und Entwickelung der in ihm wurzelhaft enthaltenen Erkenntnis, indem sie ihre natürlichen Begriffe als ein von ihm zu formierendes Material für die Verdeutlichung und ihre natürliche Denkkraft, sowie die natürlichen Denkprinzipien als Werkzeug für die Entwickelung seines Inhaltes ihm zur Verfügung stellt, und so von ihm sich beleben und befruchten läßt."

Nachdem dann Scheeben bemerkt, daß auch die Theologie denselben dominativen Einfluß über die Vernunft und ihre Tätigkeit besitze, wie der Glaube selbst, fährt er fort:

„Andererseits kann und muß die Dienstbarkeit, welche der Vernunft und ihrer Tätigkeit zukommt, auch auf alle natürlichen Wissenschaften bezogen werden; jedoch mit der Maßgabe, daß, so lange von dem Betriebe dieser Wissenschaften als solcher die Rede ist, nur die beiden ersten Momente (die Unterordnung unter den Glauben als Ziel und Regel), in Betracht kommen, das letzte Moment hingegen (die werkzeugliche Verwendung), nur bei der Verwertung ihrer Resultate auf dem Gebiete der Theologie Geltung hat." Dogmatik I, n. 986 ff.

Wie schon betont, hat Herr Holzamer darin Recht, daß der Glaube den profanen Disziplinen gegenüber nur äußere Norm sei; das wurde von den katholischen Theologen jederzeit und ausdrücklich auch von mir anerkannt. Aber als äußere Norm hat der Glaube das Recht, den profanen Disziplinen anzubefehlen, nicht nur (negativ) bestimmte Akte zu unterlassen, sondern auch (positiv) bestimmte Akte zu setzen und bestimmte Dienste zu leisten. Mit Herrn Holzamer sagen: für die profane Wissenschaft, für die Kunst und Politik, kurz für das ganze weltliche Kulturleben sei der Glaube nur eine negative Norm in dem Sinn, daß er dem Gelehrten,



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Künstler, Politiker gebieten könne, alles zu unterlassen, was den Glauben angreift oder beeinträchtigt, und daß mit dieser Unterlassung für diese Gebiete das Recht des Glaubens und unsere Pflicht ihm gegenüber erschöpft sei, steht mit den kirchlichen Entscheidungen im Widerspruch und bedeutet grundsätzlich eine unabsehbare Entkonfessionalisierung und Entklerikalisierung des öffentlichen Lebens. In diesem Punkte kann ich mein Urteil über Herrn Holzamers Buch „Turm und Block", das übrigens viel Schönes und Lesenswertes enthält, auch nach des Verfassers Replik nicht ändern.

Chur. Prof. Gisler.

V.

## Kultur und Konfession.

Im Jahre 1908 hat Rost seine Schrift „Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart" erscheinen lassen, die in diesen Blättern, Bd. 142, S. 450 ff. angezeigt wurde. Obwohl es sich in der Hauptsache um eine statistische Untersuchung handelte, verwickelte Tabellen und weitschichtiges Zahlenmaterial aber des Anreizes für die große Masse der Leser entbehren, hat die Schrift doch in weiten Kreisen Beachtung gefunden, ja ein starkes Aufsehen erregt. Ein wichtiges kulturelles Problem war mit Rücksichtslosigkeit angepackt und aus den Forschungsergebnissen waren mit Entschiedenheit die wissenschaftlichen und praktischen Folgerungen gezogen worden. Im Allgemeinen ist die Schrift in ihren Absichten wie in ihren Ergebnissen günstig beurteilt worden, wenn auch tadelnde Stimmen, darunter freilich einfach übelwollende, zu vernehmen waren. In unserer damaligen Besprechung hatten wir der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Schrift nur der Vorläufer einer umfassenderen Arbeit sein werde. Diese Hoffnung hat sich erfüllt. Das Buch


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Die wirtschaftliche und kulturelle Lage der deutschen Katholiken“ (Köln, J. P. Bachem 1911), ist eigentlich eine zweite Auflage jener Schrift. Aber der Verfasser hat recht daran getan, daß er den anderen Titel wählte. Denn das jetzt vorliegende Werk teilt zwar im Allgemeinen mit der früheren Arbeit Gegenstand und Tendenz, ist aber im Einzelnen so umgestaltet und erweitert, daß es mit Recht als ein völlig neues Buch angesprochen werden muß. Aus rund 90 Seiten sind rund 220 geworden. Die Bereicherung an Tatsachenmaterial ist so groß, daß jedem, der die frühere Schrift gelesen, auch das Studium des neuen Buches empfohlen werden kann.

Vor allem ist das rein statistische Material ungemein bereichert. Die Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907, deren Ergebnisse im Jahre 1908 noch nicht bearbeitet und daher nicht zugänglich waren, bot ein Ziffernmaterial, das für einen geschulten Statistiker eine reiche Ausbeute versprach. In einem besonderen großen Kapitel „Beruf und Konfession“ sind die Resultate jener amtlichen Zählung für die Zwecke dieser Untersuchung verarbeitet. Wir müßten uns sehr täuschen, wenn nicht die Ausschöpfung des ungeheuren Materials der Reichsstatistik eine schwere Geduldprobe war, für die man ihrer Resultate wegen dem Verfasser nicht dankbar genug sein kann. Zwar hat die umfangreiche Untersuchung nicht eigentlich neue Ergebnisse gebracht. Vielmehr sind im Wesentlichen nur die schon früher von dem Verfasser aufgestellten Behauptungen bestätigt worden. Der Wert der Untersuchung liegt darin, daß nunmehr an Stelle des früheren, immerhin lückenhaften Zahlenmaterials eine umfassende und genaue statistische Unterlage getreten ist. Im Einzelnen überraschen aber die Ergebnisse oft genug. Die Hauptresultate hat Rost (S. 79) in drei Sätzen zusammengefaßt. Erstens: Die Katholiken sind relativ in allzu starkem Maße in der Landwirtschaft erwerbstätig. Der Überschuß über ihren prozentualen Bevölkerungsanteil beträgt 7,7 Prozent. Es sind im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil etwa 330000 Katho-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liken in Deutschland zu viel in landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigt. Zweitens: Die Katholiken bleiben in den industriellen, gewerblichen, kommerziellen und akademischen Berufen zahlenmäßig erheblich hinter ihrem Bevölkerungsanteil zurück. (Der zweite Satz ist ersichtlich nur die Konsequenz des ersten.) Drittens: Die soziale Schichtung nach Selbständigkeit, Vorbildung und Arbeitscharakter bietet insofern für die Katholiken ein ungünstiges Bild, als sie im Vergleich zu den andern Konfessionen in der Schicht der Selbständigen, der Eigentümer und des höher gebildeten Betriebs- und Berufspersonals zurückstehen. Rost hält diese Ergebnisse im Allgemeinen für betrübende. Wir sind nicht völlig seiner Meinung, was in anderem Zusammenhang noch zu begründen sein wird.

Ein ganz neuer und interessanter Abschnitt ist in dem Kapital über „Die Entwicklung der Konfessionsbevölkerung" eingefügt. Es handelt sich dabei um eine Darlegung des Verhältnisses der drei Konfessionen (und der Dissidenten) während des 19. und des ersten Dezenniums des 20. Jahrhunderts. Über das Jahr 1816 bezw. 1822 greift allerdings das statistische Material nicht zurück. Immerhin ist es auch so lehrreich genug. Es sind insbesondere die Untersuchungen von Krose („Konfessionsstatistik Deutschlands"), die Ergebnisse der Volkszählung von 1905 und der Berufs- und Betriebszählung von 1907 verwertet. Das Resultat ist ein im Ganzen für die deutschen Katholiken erfreuliches. Seit der Reichsgründung ist der prozentuale Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung gestiegen, der der Protestanten und Israeliten gesunken. Allerdings besteht dieses Verhältnis erst seit dem Jahre 1890. Seitdem ist aber ein stetiges Wachstum zu verzeichnen, das im Jahre 1907 — so weit reicht das statistische Material — mit der höchsten, jemals erreichten Bevölkerungsanteilsziffer kulminiert. In den einzelnen Bundesstaaten ergeben sich allerdings bemerkenswerte Verschiedenheiten. In Preußen ist die Zunahme der Katholiken sogar relativ größer als im Reich. Noch stärker ist


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Gewinn in Sachsen. In Bayern ist eine eigentliche Verschiebung nicht vorhanden. Ganz auffällig ist dagegen der Rückgang des Anteils der Katholiken in Baden. Er beträgt seit 1836 fast 7 Prozent. Bis 1871 hatten die Katholiken schon 2,41 Prozent verloren, von da ab verloren sie weitere 4,47 Prozent. Als Gesamtresultat der Untersuchung bleibt bestehen, daß in Deutschland „der Katholizismus seit einigen Jahrfünften wieder bedeutsam an Terrain gewinnt, nachdem er vorher in steter Entwicklung verloren hatte" (S. 135). Das Fortschreiten des Katholizismus wird vorwiegend in protestantischen Gegenden beobachtet, während die überwiegend katholischen Gebiete, bisweilen einen Stillstand, manchmal auch einen nicht unerheblichen Rückgang der Katholiken aufweisen.

Die Tatsache des numerischen Fortschrittes der Katholiken ist um so auffallender, als die Sterblichkeit der Katholiken größer ist als die der Protestanten und der Juden. Die Sterbeziffer der Katholiken überragt die der Protestanten um mehr als ein Prozent, die der Juden gar um acht Prozent. Dazu kommen weiter nicht unerhebliche Verluste für den Anteil der Katholiken durch die Mischehen, deren Kinder nachweislich überwiegend protestantisch werden. Es muß also der Katholizismus gewaltige Reserven besitzen, um, wie es tatsächlich der Fall ist, die ungünstigen Faktoren auszugleichen. In sich hat der deutsche Katholizismus diese Reserven nur zum Teil. Die Hauptursache an der steigenden Anteilsziffer der Katholiken ist zunächst die Einwanderung. Vorwiegend aus Rußland, Österreich-Ungarn und Italien ergießt sich seit Jahren ein starker Strom von meist katholischen Einwanderern über Deutschland. Rost schätzt die Zahl der jetzt in Deutschland lebenden katholischen Ausländer auf 750 000. Das ist gewiß ein gewaltiger Zufluß. Für unbedingt erfreulich hält Rost freilich diese Einwanderung nicht (S. 138). In der Tat wird auf diesem Wege gewiß eine große Zahl sozial und kulturell nicht gerade hochstehender, zum größten Teil auch stammesfremder Menschen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Deutschland eingeführt, deren Existenz der einheimischen katholischen Bevölkerung überwiegend Lasten auferlegt. Kulturell bedeutsamer ist daher der andere, das numerische Wachstum der Katholiken erklärende Faktor, nämlich deren höhere Fruchtbarkeit. Diese Tatsache steht unzweifelhaft fest. Schwieriger ist ihre Erklärung. Es ist die Frage, ob die größere Fruchtbarkeit wirklich mit der Konfession in ursächlichem Zusammenhang steht oder ob nicht andere Momente hier eine Rolle spielen. Rost weist die Behauptung, daß die höhere Fruchtbarkeitsziffer der Katholiken sich aus der bekannten außergewöhnlich starken Vermehrung des polnischen Teiles der katholischen Bevölkerung erkläre, zurück. Er will auch die Ansicht nicht gelten lassen, wonach überhaupt der slavische Bevölkerungseinschlag in verschiedenen preußischen Provinzen eine Erklärung der Erscheinung abgebe. Er hält endlich auch die Meinung für unrichtig, welche die Geburtenüberlegenheit der Katholiken allein mit ihrem geringeren Wohlstand in ursächlichen Zusammenhang bringt. Seine Ansicht geht dahin, daß das ganze Verhältnis der katholischen Kirche zu ihren Gläubigen, die kirchlichen Einrichtungen, insbesondere das Bußsakrament so wirksame Mittel zur Bekämpfung der Beschränkung der Kinderzahl seien, daß hierin die ausschlaggebende Erklärung für das Geburtenphänomen zu erblicken sei. Wir halten die Frage noch nicht für geklärt. Uns scheint immerhin Rost die natürlichen Ursachen der Fruchtbarkeit (Rasse, Kulturhöhe) zu gering zu bewerten. Die stärkere Vitalität der slavischen Rasse ist unverkennbar. Zahlreiche Polen wohnen jetzt im rheinisch-westfälischen Industrierevier und erhöhen hier die Geburtenziffer beträchtlich. (Daß der überwiegend protestantische Bezirk Arnsberg in der Statistik S. 144 eine so günstige, auch dem Verfasser auffallende Stellung hat, ist vielleicht auf diesen Umstand zurückzuführen. Ähnliches gilt wohl auch von dem Bezirk Düsseldorf). Die Tatsache ferner, daß die Geburtenfrequenz mit steigendem Wohlstand der Bevölkerung abnimmt, ist eine Beobachtung, der man fast natur-



gesetzliche Gültigkeit zuschreiben möchte. Das verkennt der Verfasser allerdings nicht. Auf Grund des vorliegenden Materials dürfte es aber zu weit gehen, wenn er (S. 147) schreibt: „Trotzdem aber muß das Moment der geringeren Wohlhabenheit zur Erklärung der größeren Fruchtbarkeit an letzte Stelle und der Einfluß der religiösen Überzeugung an erste Stelle gerückt werden.“ Es ist eines der Hauptresultate seiner Untersuchung, daß die Protestanten und mehr noch die Juden Deutschlands erheblich wohlhabender sind als die Katholiken. Von vorneherein berechtigt uns doch wohl nichts, die geringere Fruchtbarkeit der beiden nichtkatholischen Konfessionen auf geringere ethische Beeinflußung durch ihre Religion zurückzuführen und nicht vielmehr auf das Gesetz der sinkenden Geburtenfrequenz bei steigendem Wohlstand. Die ethischen Grundsätze sind theoretisch unzweifelhaft bei allen drei Konfessionen in diesem Punkte die gleichen. Es handelt sich nur darum, wieweit praktisch die einzelnen Mitglieder der verschiedenen Konfessionen durch jene ethischen Grundsätze gelenkt werden. Hierüber wissenschaftlich genaue Feststellungen zu treffen, ist schwierig. Die wenigen vom Verfasser (S. 147) mitgeteilten Beobachtungen über geringere Geburtenzahl in vorwiegend protestantischen Gegenden mit armer Bevölkerung berechtigen noch nicht zu einer grundsätzlichen Schlußfolgerung. Hier müßten genauere Untersuchungen im Einzelnen erst einsetzen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich jene Beobachtungen aus exzeptionellen Verhältnissen erklären. Überhaupt bedarf unzweifelhaft die Forschung über die Entwicklung der Konfessionsbevölkerung noch der genauen Prüfung und Ausdeutung von Beobachtungen in Einzelbezirken.

Das Kapitel über die Ursachen der Inferiorität ist ebenfalls beträchtlich erweitert. Namentlich ist den politischen und sozialen Ursachen eine mit zahllosen Beispielen belegte eindringendere Darstellung gewidmet. Auf Einzelheiten einzugehen, fehlt hier der Raum.

Der Gesamtüberblick „Die heutige Lage der deutschen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Katholiken im allgemeinen" ist, wie der Verfasser selbst hervorhebt, auf einen viel optimistischeren Ton gestimmt als die Darlegungen der ersten Auflage. Das liegt nicht allein daran, daß man die wirkliche kulturelle Lage der Katholiken inzwischen besser kennen lernte, sondern auch daran, daß in den wenigen Jahren seit dem Erscheinen der ersten Auflage weitere Anzeichen einer aufsteigenden Entwicklung sich bemerkbar machten. So ist denn der Verfasser bei seinem Blick in die Zukunft voll froher Hoffnung. Und diese Hoffnung ist begründet. Bedeutungsvoll erscheint uns dabei ein Umstand, den Rost in einem ganz anderen Sinne würdigt. Die Entwicklung unserer materiellen und zum Teil auch unserer geistigen Kultur hat seit Jahrzehnten ein immer rascheres Tempo eingeschlagen. Wie lange die Fortbewegung in diesem Tempo noch dauern wird, steht dahin. Der hastige Schritt der Entwicklung zieht immer neue Schichten der Bevölkerung dahin, wo die materielle Kultur am stärksten und rücksichtslosesten emporwuchs, in die großen Städte und besonders in die Zentren der Industrie. Aber der Menschenverbrauch ist auch ein ungeheurer. Nicht allein im physischen Sinne, obwohl die Wirkungen der großstädtischen Kultur auf Gesundheit und Lebenskraft ganzer Generationen ernsthaft genug sind. Wer in den Wirbel der großstädtischen Zivilisation und in den Bannkreis der Industrie gerät, erlebt nicht immer einen kulturellen Aufstieg. Ja, für viele bedeutet dies nur die Proletarisierung der Existenz, einer Existenz, die an den wirklichen Kulturgütern keinen oder doch nur einen geringen Anteil hat. Und die Hoffnung, daß Kinder und Kindeskinder sich auf eine sozial und kulturell höhere Stufe erheben werden, ist meist illusorisch. Bei der Lage der Dinge scheint der geringere Anteil der Katholiken an der industriellen Bevölkerung kein kulturelles Manko und ihre relativ starke Zugehörigkeit zur bäuerlichen Bevölkerung eher ein Vorzug zu sein. Der Katholizismus verfügt noch über gewaltige Ressourcen an unverbrauchter und jugendfrischer Kraft, an Menschen, die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwar meistens nicht wohlhabend, doch proletarischer Not fern stehen und denen nicht die Schädlichkeiten der Zivilisation Lust und Kraft zum kulturellen Aufstieg geraubt haben. Daß der Katholizismus noch solche Reserven besitzt, müßte ihn selbst in der traurigsten Misere zukunftsfreudig stimmen. Er hat die Kraft, es gilt nur den rechten Gebrauch davon zu machen.

Studien, wie Rost's Arbeiten, werden in Zukunft gewiß noch manche entstehen. Das wissenschaftliche Interesse an der Durchforschung der Kulturleistungen einzelner Religionen ist groß und das Forschungsgebiet gewaltig. Aber es darf dabei nicht verkannt werden, daß die Mittel der Statistik doch nur eine teilweise Feststellung von Kulturwerten zulassen. Die Gefahr besteht, daß bei einer ausschließlichen oder auch nur überwiegenden Verwendung statistischer Forschungsmethoden die äußerlichen, materiellen Seiten der Kultur in den Vordergrund treten und endlich gar ein falscher Kulturbegriff Methode und Resultat der Forschung beeinflußt. Die feineren und wertvolleren Seiten der Kultur, das Geistige, Individuelle ist mit den Mitteln der Statistik nicht faßbar. Schließlich bleibt aber doch die geistig und sittlich hochstehende Einzelpersönlichkeit die eigentliche Blüte der Kultur. Sie läßt sich nicht messen und zählen. Umgekehrt erhält alles Materielle seinen Kulturwert erst durch die Persönlichkeit desjenigen, der es schuf oder besitzt. Hier gilt, was Ruskin vom Reichtum sagt: „Es ist unmöglich, über irgend ein großes Vermögen lediglich auf Grund seines Daseins auszusagen, ob es dem Volk, in dessen Mitte es besteht, Gutes oder Böses bedeutet. Sein wirklicher Wert hängt ebenso streng von den begleitenden sittlichen Zeichen ab, wie der Wert einer mathematischen Größe von dem ihr beigefügten algebraischen Zeichen." Geschichtliche, theologische, kulturpsychologische Studien müssen ergänzend hinzutreten. Die Anregungen, die Max Webers tiefgehende Studien über den Kalvinismus gaben, müssen fortwirken. Andererseits ist aber gewiß eine Ausdehnung der statistischen Forschungen zu

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wünschen. Es wäre ungemein lehrreich, wenn in der Art von Rosts Untersuchungen auch die kulturelle Lage der Katholiken in außerdeutschen Ländern erforscht würde. Uns scheinen beispielsweise Frankreich, Belgien und die nordamerikanische Union besonders fruchtbare Studienobjekte zu sein. Durch Vergleichung der Resultate würden wahrscheinlich auch die Forschungen über die Lage der deutschen Katholiken mannigfache und interessante Beleuchtung erfahren. Nicht minder würde eine Spezialisierung der Studien auf die einzelnen deutschen Stämme und Gegenden nutzbringend sein. Zwar hat das neunzehnte Jahrhundert hier nivellierend gewirkt. Aber immerhin zeigen Schwaben und Bayern, Franken und Sachsen noch charakteristische Unterschiede in ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Betätigung, ganz zu schweigen von dem mit slavischen Elementen stark durchsetzten Bevölkerungsteil. Bei der eigenartigen geographischen Gruppierung der Konfessionen in Deutschland würden solche Untersuchungen wahrscheinlich vielfach darüber Klarheit schaffen, was auf Rechnung des besonderen Stammescharakters und was auf Rechnung der Konfession zu setzen ist.

Endlich: Studien wie die vorliegende bergen die Gefahr in sich, die Grenzen wissenschaftlicher Objektivität und Leidenschaftslosigkeit zu verlassen. Gewiß ist, daß wir, von ihren Resultaten in unseren höchsten Lebensinteressen berührt, solchen Forschungen nicht mit der Gelassenheit und Kühle gegenüberstehen, als ob es sich um die Erkenntnis historischer, d. h. eigentlich für uns toter Erscheinungen handelte. Der Zweck solcher Studien kann auch nicht allein auf reine und interesselose Erkenntnis gerichtet sein. Solche Bücher wollen aufrüttelnd und an ihrem Teil kulturfördernd wirken. Aber beherrscht müssen sie sein und bleiben von dem Bewußtsein, daß das Ziel der einzelnen Konfessionen die Erhöhung der Kultur des ganzen Volkes ist, an der jeder einzelne in Gleichberechtigung, Gerechtigkeitssinn und Menschenliebe wetteifernd mitarbeiten muß.

Die hier angedeutete Gefahr hat das Buch Rosts ver-


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mieden. Man darf hoffen, daß auch viele seiner Leser, gleichgültig welcher Konfession, den darin überall fühlbaren Willen zu tatkräftiger und eifersuchtsloser Arbeit an deutscher Kultur in sich erwecken, um die von uns allen ersehnte große kulturelle Zukunft unseres Volkes mitschaffen zu helfen. Rosts Buch aber möchten wir als Motto die Worte vorausgesetzt wissen, mit denen Paul de Lagarde einen seiner schönsten Aufsätze schließt: „Und es bleibt bei der Bitte: Unser Brot für morgen gib uns heute: Gib uns die dereinstigen Besitzens in Freuden sichere, ehrfürchtige Hoffnung auf eines neuen, noch nie dagewesenen Tages Licht und Arbeit.“

Cöln. Otto Reeb.

---

## VI.

## Die Auflösung der schismatischen Kirche.

— 24. Juni.

Die zum Kriegszug verbündeten Balkankönige können sich über die Teilung der den Türken abgenommenen Beute nicht einigen. Das verzögert in unliebsamer Weise die endgiltige Regelung der obschwebenden Balkanfragen durch die Londoner Konferenz, resp. durch die Großmächte. Die Börsen bleiben unruhig und die Diplomaten der Großmächte zeigen wieder besorgte Mienen. Nach der ereignisreichen, angstvollen und gewiß für alle Beteiligten sehr anstrengenden Winter-Kampagne glaubte man wenigstens auf einen heiteren Sommer rechnen zu können. Statt dessen drohen die Balkankönige, das ganze künstliche Gewebe, das Faden für Faden auf der Londoner Konferenz gewoben worden ist, wieder aufzutrennen und eine Sommer-Kampagne zu inszenieren, die, wenn es damit ernst würde, wohl gar die ganze bestehende Mächte-Gruppierung in Verwirrung bringen müßte. Der Herrscher

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aller Reußen in erster Linie sieht dadurch seine Zirkel bedroht, und der englische Auslandminister Grey schlägt ebenfalls unsanfte, fast rauhe Töne gegen die Balkanpolitiker an. Der Zar seinerseits tritt sogar persönlich in Aktion. Er verlangt von den Balkankönigen gebieterisch, daß sie ihre Streitsache ihm, ihm allein, zur Entscheidung überlassen, und er droht ihnen sogar mit Zwangsmaßregeln, wenn sie seinem Gebote sich widersetzen sollten. Dabei betont er selber, daß er mit dem Schiedsrichteramt eine peinliche Aufgabe übernehme. Ja, ja, die Balkanschützlinge, die Rußland sich durch seine in vielen Beziehungen anfechtbare, jedenfalls überaus anspruchsvolle Balkanpolitik herangezogen hat, beginnen allmählig ebenso ungesellig und anspruchsvoll zu werden, wie sie es an den Beispielen anderer, und nicht zuletzt an dem Beispiel ihrer Erzieher selber gelernt haben. Und gerade eine sehr begeisterte Vertrauensseligkeit ist es auch gewiß nicht, die aus den Antworten spricht, mit denen König Ferdinand und König Peter das herrische Telegramm des russischen Kaisers erwidert haben. Die Antwort des Königs Peter ist übrigens bisher nicht einmal im Wortlaut bekannt gegeben worden. Und dabei erinnert man sich unwillkürlich, daß auch der Wortlaut des Vertrages selbst, um dessen richtige Anwendung es sich handelt, noch immer nicht veröffentlicht worden ist, obwohl doch nur dieser Wortlaut allein ein genaueres Urteil darüber ermöglichen könnte, auf welcher Seite Recht und Billigkeit steht. Es gibt zweifellos — so muß man schließen — einige oder allerlei Karten in diesem Vertragspiele, die annoch sorgfältig verdeckt zu halten alle Teilhaber, Rußland inbegriffen, vielen Grund haben. Der Zar allerdings kennt den Inhalt des Vertrages, denn er beruft sich auf denselben so, als ob er auch oder eigentlich mit seiner Regierung abgeschlossen worden wäre. (In der Dumasitzung vom 19. Juni hat der Deputierte Miljukow, ohne Widerspruch zu finden, Rußland geradezu als den Hauptpartner des Vertrages dargestellt.) Und eben um das glücklich erreichte Ziel des Vertrages nicht durch die anderen



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Partner wieder in Frage und Gefahr gebracht zu sehen, eben deshalb reklamiert der Zar das ihm vertragsmäßig zukommende, wenn auch unvermutet peinlich gewordene Schiedsrichteramt.[1]) Der Zar weiß, daß er mit seinem Schiedspruch wenig oder gar keinen Dank, eher Unmut und Groll ernten wird, denn mindestens ein Teil, wenn nicht zwei oder gar alle Teile werden mit seinem Spruch jedenfalls unzufrieden sein. Um so auffälliger ist das persönliche Hervortreten des Zaren. Damit ist der Zar auch — man kann es nicht anders charakterisieren — stark aus der Rolle gefallen, und zwar in zweifacher Beziehung. Denn anläßlich der Mission Hohenlohe hat Rußland die Parole „Der Balkan den Balkanvölkern" als sein eigenes Programm erklärt. Und anläßlich des Skutari-Falles hat Rußland nachdrücklichst sich darauf berufen, daß die Mächte, auch Rußland, sich gegenseitig verbindlich gemacht haben, in der schwebenden Balkankrise nie separat, sondern immer nur solidarisch vorzugehen. Die offene Drohung aber, welche der Zar gegen die Balkanstaaten ausspricht, verstößt gegen das erste Prinzip, und die unternommene Separataktion stellt das zweite Prinzip förmlich auf den Kopf. Man kann dabei auch die Erinnerung nicht unterdrücken, wie lange Rußland seinerzeit gezögert hat, in der Skutarifrage offene Farbe zu bekennen. Wie viel Blut hätte Rußland seinen Balkanschützlingen und wie viel anderen Schaden der übrigen Menschheit erspart, wenn es damals rechtzeitig das rechte Wort gesprochen hätte!

Der Zar will also persönlich die letzten Striche in die neue Balkankarte einzeichnen, wenigstens an jener kritischen Stelle, wo die neuen Grenzen Bulgariens, Serbiens und Griechenlands zusammenstoßen sollen. Erst wenn dies ge-

1) In den letzten Tagen hat der Pariser „Temps" zwar eine anscheinend ziemlich ausführliche Skizze von drei unter dem 13. März 1912 zwischen Bulgarien und Serbien abgeschlossenen Verträgen veröffentlicht. Aber der Wortlaut wird uns auch in dieser Skizze vorenthalten. Und von den mit Montenegro und Griechenland verhandelten Verträgen wird nicht einmal eine Skizze mitgeteilt

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schehen sein wird — wenn es überhaupt dazu kommt —, wird man über den Land- und Bevölkerungszuwachs dieser Staaten genauere Daten erhalten. Und wenn dann endlich auch die Abgrenzung des neuen Staates Albanien beendet sein wird, so wird die genauere Schlußbilanz der vorgekommenen Veränderungen gezogen werden können. In der Hauptsache übrigens, in den großen Umrissen ist diese Schlußbilanz wohl schon jetzt ziemlich genau zu erkennen. Sie wird namentlich auch in konfessioneller Beziehung große Veränderungen aufweisen. Und dieser Gegenstand darf oder muß wohl in erster Linie unser Interesse wachrufen. Es wird sich daraus vor Allem ergeben, daß, wie gar nicht erst weiter erörtert zu werden braucht, die Stellung und Bedeutung des Islam eine sehr wesentliche Schwächung erfahren hat, aber nicht blos dieser allein, sondern daß auch das sogen. ökumenische Patriarchat von Konstantinopel das Schicksal des Islam hat teilen müssen. Denn die Gebiete, die jetzt von der Türkei abgetrennt werden, werden damit gleichzeitig auch von diesem Patriarchat abgetrennt und, wie politisch auf die einzelnen Staaten, so kirchlich, wenn auch mit einzeln Klauseln und Ausnahmen, auf die entsprechenden Nationalkirchen aufgeteilt werden. Dieses Resultat wird in der Hauptsache selbst dann keine Änderung erleiden, wenn am Balkan jetzt wirklich eine Art Bruderkrieg ausbrechen sollte. Es mag daher nicht zu gewagt und auch nicht unzeitgemäß erscheinen, den Versuch zu machen, von der voraussichtlichen neuen Gestaltung der konfessionellen oder kirchlichen Frage im Orient ein Bild zu skizzieren. Dieser Versuch bedingt natürlich zunächst eine Darstellung des gegenwärtigen Standes und Zustandes der — um diesen Kollektivbegriff anzuwenden — schismatischen Kirche, denn erst von diesem Gesichtspunkt aus wird sich erkennen lassen, welche neue Aussichten sich dem Schisma durch die neuen Gestaltungen eröffnen dürften. Natürlich werden wir dabei nicht von jenen Schismatikern wie Monophysiten rc. reden, die auch schon von Photius



Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

selber als Schismatiker betrachtet wurden, sondern nur vom byzantinischen, vom photianischen Schisma.

Bevor wir in Details eingehen, erweisen sich ein paar allgemeine Bemerkungen als notwendig. — Weil das byzantinische Schisma formell vom filioque ausgegangen ist, hat man sich gewöhnt, zu glauben, der einzige wesentliche Unterschied zwischen der römisch-katholischen und der byzantinisch-schismatischen Kirche drehe sich eben nur um diese Frage des filioque, die beim ersten Anblick überdies fast nur theoretischen Charakter zu haben scheint. Und diese Auffassung oder Gewohnheit mag auch mit ein Grund gewesen sein, daß während der eben abgelaufenen Periode der Balkankrise gar manche erprobt katholische Blätter sich auffallend hartnäckig dafür ereiferten, daß den Aspirationen des Balkanbundes in jeder Richtung, nach Osten und Westen, völlig freier Lauf gelassen werde; die Schismatiker würden ja, so oder ähnlich gaben sie öfters zu verstehen, sich leichter wieder mit der Mutterkirche vereinigen, wenn man ihnen namentlich in ihren nationalen Aspirationen freundlich entgegenkomme. Aber in Wirklichkeit verhalten sich die Dinge leider bedeutend anders. Auch wenn man nur ein kirchenhistorisches Kompendium zur Hand nimmt, gerät man leicht in Zweifel, ob das filioque nicht vielmehr blos der Vorwand oder äußere Anlaß zur Bekämpfung eines ganz anderen Dogmas, nämlich des Primates der Nachfolger Petri überhaupt, gewesen ist. Und noch mehr spricht das spätere Verhalten der Schismatiker selber für diese Auffassung. Anerkennt denn die schismatische Kirche einen wirklichen Primat? Haben die Byzantiner jemals einen wirklichen Primat anerkennen wollen, so tun sie es jedenfalls schon lange, sehr lange nicht mehr. Im günstigsten Falle wird dem öcumenischen Patriarchen von Konstantinopel heute noch das Recht des primus inter pares zuerkannt. Aber auch diese Anerkennung wird ihm vielfach verweigert. Es ist unmöglich, sich einer Täuschung darüber hinzugeben, daß das filioque in der Trennungsfrage heute nur mehr ein nebensächliches Moment bildet, daß auch nicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerade die Frage, ob Byzanz oder Rom, entscheidend ist, sondern daß der eigentliche oder wichtigste Trennungsgrund in der Idee des Primates selber liegt. Heute wenigstens liegt die Tatsache offenkundig vor aller Welt: die sogenannte orthodoxe Kirche verwirft überhaupt jeden Primat. Hat man es doch von orientalischen Patriarchen und Bischöfen selber oft genug hören können, daß jetzt nach der Promulgierung der Infallibilität von einer Wiedervereinigung noch viel weniger die Rede sein könne.

Dazu tritt noch ein anderes Moment. Woher kommt in Rußland der „hl. Synod"? Peter der Große hat — unter Aufhebung des Patriarchats von Moskau, dessen Kanonizität übrigens ebenfalls nichts weniger wie zweifellos war — den Synod nach dem Vorbild der westländischen protestantischen Synoden geschaffen, wie er denn bekanntlich überhaupt mit protestantischen Ratgebern und Mitarbeitern sich zu umgeben liebte. Und katholische Theologen, welche die geistigen Bewegungen in der schismatischen Kirche verfolgen, haben darauf hingewiesen, daß — in Griechenland beispielsweise, aber auch in Rußland — eben wieder nach protestantischem Muster auch die deuterokanonischen Bücher vielfach nicht mehr anerkannt werden; offiziell, so sagen sie, seien diese Bücher in Rußland ganz gestrichen, man betrachte sie nur mehr als nützliche Lektüre. Sie haben auch die Tatsache konstatiert, daß Lehrbücher, in denen diese (deuterokanonischen) Bücher verworfen werden, ganz ebenso die kirchliche Approbation erhalten haben, wie jene, in welchen dieselben noch anerkannt werden.

Es würde zu weit führen, wollte man diesen Gegenstand noch in andere Details verfolgen. Diese allgemeinen Bemerkungen mußten aber auch deshalb vorausgeschickt werden, um glaubhaft zu machen und zu erklären, daß und warum man jedenfalls heute in keiner Weise mehr von einer orientalischen Kirche reden kann, sondern daß im Gegenteil heute nicht weniger wie sechzehn orientalische Kirchen, die meisten ohne jeden Zusammenhang, neben einander bestehen. Davon

5*


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

existieren — um nun in Details einzugehen — einige allerdings fast nur auf dem Papier. So vor Allem die Kirche von Sinai, von der man sagt, daß sie eigentlich nur aus dem dortigen Konvent bestehe (mit dem gewöhnlich in Kairo residierenden Erzbischof-Abt an der Spitze). Dann jene von Alexandrien, der man höchstens 10 000 Anhänger zuschreibt, deren Patriarch aber sich als Nachfolger des hl. Markus betrachtet und als solcher gar nicht daran denkt, sich um den Patriarchen von Konstantinopel zu kümmern. Wenn möglich wohl noch weniger tut dies der orthodoxe Patriarch von Jerusalem, der sich so häufig der russischen Protektion erfreut und dessen Anhänger mit beiläufig 50 000 beziffert werden. Daß auch Cypern eine selbständige orientalische Kirche bildet, daran ist man vor ein paar Jahren erinnert worden, als dort ein heftiger Streit um die Metropolie entbrannte und ein so eigentümliches Ende fand; diese Kirche soll etwa 180 000 Anhänger zählen. Der jetzige orthodoxe Patriarch von Antiochien, der aber seinen Sitz in Damaskus hat, steht offenbar gänzlich unter russischem Einfluß. Das hat er auch dadurch bewiesen, daß er allein von den orthodoxen Patriarchen zum Romanow-Jubiläum nach St. Petersburg gegangen ist. Die Zahl der orthodoxen Syrier (der jetzigen Kirchensprache nach Araber), welche diesen Patriarchen als ihr Oberhaupt anerkennen, wird auf eine Viertelmillion geschätzt. — Syrien wird bekanntlich von den Franzosen von jeher als ihr prädestiniertes Erbteil nach dem voraussichtlichen gänzlichen Zerfall der Türkei betrachtet. Frankreich protegiert dort auch heute noch angelegentlich die katholischen Missionen, die ihm auch viele Anhänglichkeit bezeigen. Die Mohammedaner aber wollen von den Franzosen nichts wissen, unter Anderem deshalb, weil sie ihre Glaubensgenossen in Algier unglaublich schlecht behandeln. Das zu beweisen wird auch der Pariser „Temps“ nicht müde, welches Blatt seit Jahr und Tag eine förmliche Kampagne zugunsten der Eingeborenen von Algier unterhält, offenbar in der Absicht, auf diese Weise das Urteil der mohammedanischen Welt zu be-

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

einflußen. Ob Rußland die orthodoxen Syrier eventuell etwa seinem französischen Alliirten zur Verfügung zu stellen gewillt ist? Jedenfalls dürfte man vom Patriarchen von Antiochien, resp. Damaskus noch zu hören bekommen.

Diese hier aufgeführten kleineren Kirchen sind zugleich diejenigen, denen keine selbständige weltliche Gewalt unmittelbar zur Seite steht. Zu dieser Kategorie gehört aber auch das Patriarchat von Konstantinopel selber. Diese Kirche wird in Zukunft auf den Bereich von Konstantinopel und auf die verhältnismäßig geringe Zahl der in Kleinasien lebenden Orthodoxen sich beschränkt sehen, vorausgesetzt, daß nicht etwa die Nachfolger der alten Jonier in Kleinasien ihre Überweisung an die neugriechische Kirche durchsetzen. Sicher wird das Ansehen dieses ehemals so einflußreichen Patriarchats eine neue bedeutende Schmälerung erfahren.

Die weitaus größte Zahl von Anhängern zählt die Orthodoxie in Europa. Von diesen Kirchen bilden aber jene, die sich im Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie befinden, wieder eine eigene, fast ganz abgesonderte Gruppe, denn diese Kirchen haben in ihrer Entstehung und in ihrer Geschichte mit den übrigen orientalischen Kirchen wenig oder gar nichts gemein. Es sind dies: die Metropolie von Czernowitz, die hauptsächlich aus Rumänen der Bukowina besteht, der aber auch die nicht sonderlich zahlreichen Orthodoxen von Dalmatien einverleibt sind; ferner die Metropolie von Hermannstadt in Siebenbürgen, die dortigen orthodoxen Rumänen umfassend; drittens das Patriarchat von Karlowitz, das dadurch entstanden ist, daß um das Jahr 1690 der damalige orthodoxe Patriarch aller Serben Arsenius von Ipek mit etwa 20000 Familien (200000 Köpfen) nach Südungarn auswanderte; schließlich die infolge der österreichischen Okkupation Bosniens entstandene bosnische Metropolie in Serajewo. Jede dieser Kirchen besitzt ihre eigenen Statuten, nach denen sie sich unter Oberaufsicht der Wiener oder der Budapester oder — die bosnische — der gemeinsamen Regierung der Monarchie fast ganz selbständig


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

regieren. Die drei erstgenannten dieser Kirchen sind auch mit großen Besitzungen ausgestattet.

Endlich die letzte und derzeit zweifellos weitaus wichtigste Gruppe, nemlich jene Gruppe, welche aus förmlichen Nationalkirchen besteht: die neugriechische, die serbische, montenegrinische, rumänische, bulgarische und — last not least — die russische. Die letztgenannte, die russische, ist eigentlich die älteste dieser Nationalkirchen, denn diese hat sich schon 1589 vom öcumenischen Patriarchat unabhängig erklärt. Als kirchliches Oberhaupt der Russen wurde dann eine Zeit lang der Patriarch von Moskau betrachtet. Peter der Große aber hob dieses Patriarchat, wie schon erwähnt worden, im Jahre 1721 auf und übertrug die Leitung der russischen Kirche dem „hl. Synod", welche Einrichtung auch der Form nach nichts anderes als ein Departement der Staatsregierung ist. Die russische Politik aber hat seither konsequent im Oriente alle jene Bestrebungen und Elemente ermutigt und — wiederholt mit Waffengewalt — unterstützt, welche auf denselben kirchlichen Bahnen sich bewegten, die es selber eingeschlagen hatte. In der historischen Reihenfolge wird man in dieser Gruppe nach Rußland, auf dessen kirchliche Zustände noch zurückzukommen sein wird, Griechenland als dasjenige Land nennen müssen, das zuerst dem russischen Beispiele gefolgt ist und sich vom öcumenischen Patriarchat völlig getrennt hat, und zwar ist diese völlige Lossagung, wie man in den Geschichtsbüchern nachlesen kann, nicht blos mit Unterstützung, sondern geradezu auf Anregung und Anraten der russischen Politik geschehen. Den etwa zwei Millionen orthodoxer Griechen, die man jetzt zählt, werden infolge des Balkankrieges noch die Einwohner fast aller Inseln des griechischen Archipels, dann eines Teiles von Mazedonien mit Salonichi und eines Teiles des Epirus sich zugesellen. Mit dem jüngst erfolgten Thronwechsel in Griechenland hat sich übrigens noch eine andere Veränderung vollzogen, die bemerkt zu werden verdient. Der verstorbene König von Griechenland war Protestant geblieben und hatte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der königlichen Residenz in Athen eine protestantische Kirche unterhalten, die auch den übrigen in Athen wohnenden Protestanten als Kirche diente. Der neue König aber bekennt sich zur Orthodoxie, der protestantische Gottesdienst im Königsschloß hört also auf, weshalb die Protestanten von Athen sich genötigt sehen, an den Bau einer eigenen Kirche zu denken.

Fast gleichzeitig mit Griechenland hat sich auch Serbien kirchlich unabhängig gemacht, nemlich so: Als im Anfang des vorigen Jahrhunderts (1808) ein Teil der Serben wieder ihre Unabhängigkeit von den Türken erkämpft hatten, erkannten sie zunächst den Patriarchen von Karlowitz in Südungarn auch als ihren Patriarchen an. Dieser war ja insoferne auch wirklich ihr Patriarch, als er, wie schon oben erwähnt worden ist, der Nachfolger der ehemaligen Patriarchen von Ipek war und ist. Aber diese Union mit Karlowitz hat nur bis zum Jahre 1830 gedauert. In diesem Jahre ernannte Fürst Milosch für Belgrad einen besonderen und neuen Metropoliten. Dieser neue Metropolit ging allerdings nach Konstantinopel, um beim Patriarchen die Bestätigung nachzusuchen. Aber seit 1858 halten die Belgrader Metropoliten diese Reise nicht mehr für notwendig und unterlassen sie; nur die Ehrengabe von 300 Dukaten soll noch geblieben sein. Die Zahl der Anhänger der serbischen Staatskirche wird mit rund 2,3 Millionen angegeben. Jetzt soll Serbien auch noch den Rest von Altserbien und außerdem noch Teile von Mazedonien und Albanien erhalten.

Montenegro betrachtet sich seit 1852, nämlich seit dem Regierungsantritt des jetzigen Herrschers, als vom öcumenischen Patriarchat unabhängig, erkennt aber dafür den russischen Zaren als Oberhaupt an; es soll jetzt eine ziemliche Anzahl von Albanesen, mohammedanische und orthodoxe, als neue Untertanen erhalten.

Rumänien bildet seit 1864 wie einen eigenen Staat, so auch eine eigene Kirche. Bekanntlich muß Bulgarien ihm jetzt Stadt und Gebiet von Silistria abtreten, womit zweifel-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

los auch die orthodoxen Einwohner dieser Stadt der rumänischen Nationalkirche zufallen werden.

Die Bulgaren spielen in dieser Geschichte eine eigene Rolle. Die Türken hatten zunächst die Metropolie Ochrida, welche die Bulgaren damals als ihr kirchliches Zentrum betrachteten, weiter bestehen lassen. Auf Betreiben des öcumenischen Patriarchats aber wurde diese Metropolie 1767 unterdrückt und die Bulgaren damit direkt dem genannten Patriarchat unterstellt. Das Patriarchat führte alsbald die griechische Kirchensprache statt der slavischen unter den Bulgaren ein. Seit jener Zeit haben die Bulgaren nie mehr aufgehört, gegen das Patriarchat zu revoltieren, und seit jener Zeit hauptsächlich datiert man auch jenen äußerst scharfen Antagonismus, der so oft zwischen Bulgaren und Griechen zutage getreten ist. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts machte sich unter den Bulgaren sogar eine Bewegung in der Richtung bemerkbar, lieber der römischen Kirche sich zuzuwenden als unter dem „griechischen", nämlich dem sogen. öcumenischen Patriarchat zu bleiben. Da setzte Rußland all seinen Einfluß bei der Pforte ein und erzwang von derselben im Jahre 1870 die Errichtung eines selbständigen bulgarischen Exarchats, das seinen Sitz in Konstantinopel neben dem Patriarchat aufschlug. Der Exarch mit vier Metropoliten bildete die Synode, der elf Bischöfe in Bulgarien und Rumelien unterstanden. Das Exarchat beanspruchte allmählig die Jurisdiktion über alle Bulgaren der Türkei und es wurde auch hierin wieder von Rußland so kräftig unterstützt, daß die Pforte — wenigstens in der Theorie — wieder nachgeben mußte. — Bei allen bisherigen Abtrennungen hatte das öcumenische Patriarchat schließlich gute Miene zum bösen Spiele gemacht. Im bulgarischen Fall aber hat es sich aufgebäumt. Patriarch Anthymos VI. versammelte 1872 eine Synode oder eine Art Konzil, in welchem das Exarchat feierlich mit dem Bann belegt wurde. Dieser Bann besteht heute noch aufrecht. Der im vorigen Jahre verstorbene Patriarch Joachim schien zwar die Inkonsequenz oder wenigstens



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Nutzlosigkeit dieses Bannes einzusehen und einer Transaktion mit dem Exarchat geneigt zu sein. Aber seinem jetzigen Nachfolger, dem am 10. Januar gewählten Patriarchen Germanos, werden wieder ganz gegenteilige Tendenzen zugeschrieben. Nicht nur war er schon ein entschiedener Gegner der Taktik seines Vorgängers, sondern man schreibt ihm auch die Äußerung zu, daß er dem Exarchen, selbst wenn derselbe kniefällig um Verzeihung zu bitten und um Wiederaufnahme zu flehen käme, unbeugsam die Türe weisen würde. Auch gewissen Wünschen des Petersburger Synods hat sich Patriarch Germanos bisher nicht gefällig erwiesen. Bei all dem aber bleibt die kuriose Tatsache bestehen, daß die russische Kirche mit dem im Bann befindlichen bulgarischen Exarchen offene Gemeinschaft pflegt. Das Exarchat empfängt die heiligen Öle, die ihm natürlich vom Patriarchat verweigert werden, vom Petersburger Metropoliten. Konsequenterweise müßte also das Patriarchat auch über die russische Kirche den feierlichen Bann verhängen. Aber Bauer, das ist was anderes; davor hütet sich das Patriarchat. Die neuen Verhältnisse nun — Bulgarien erhält jetzt zweifellos auch die größeren Teile von Mazedonien und Thrazien, also gerade die Gebiete, wo das Patriarchat noch einen ziemlichen Einfluß hatte — diese neuen Verhältnisse scheinen ganz darnach angetan zu sein, daß das Patriarchat sogar hinter dem Exarchat in den Schatten geraten wird. Ein sogen. Kanossagang zum Patriarchen fällt heute dem Exarchen wohl nicht einmal im Traum ein.

Die russische Kirche endlich, mit der wir uns zuletzt zu beschäftigen haben, ist derzeit die unvergleichlich größte unter den orthodox-kirchlichen Gemeinschaften, denn sie zählt weit über hundert Millionen Anhänger, und durch ihre enge Verbindung mit der Reichsregierung, welche Verbindung fast einer Identifizierung gleichkommt, übt sie einen vielleicht noch viel größeren politischen als kirchlichen Einfluß aus. Wie steht es nun mit dieser Kirche? Man erinnert sich der autoritären Entscheidung des Papstes Leo XIII. über die


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Giltigkeit der kirchlichen Weihen in der anglikanischen Kirche. Dieselbe Frage ist — einer Zeitungsmeldung zufolge — vor einiger Zeit auch bezüglich der russischen Hierarchie aufgeworfen worden. Es gibt nämlich trotz Bann und Verbot des Synods in Rußland eine Anzahl von Leuten, die man etwa Altglauber nennen könnte, welche noch am öcumenischen Patriarchat festhalten. Diese Altglauber haben an den früheren Patriarchen Joachim die Frage gestellt, was von der kanonischen Regularität der russischen Hierarchie zu halten sei. Patriarch Joachim hat, wenn die erwähnte Zeitungsmeldung richtig war, darauf erklärt, die ganze jetzige russische Hierarchie sei von einer sehr zweifelhaften Kanonizität, denn die dirigierenden Hierarchen seien einfach nach dem Befinden des Generalprokurors des Synods, also einem Laienrepräsentanten der weltlichen Gewalt, ernannt. Es braucht nicht neuerdings wiederholt zu werden, daß das ganze russische Kirchenregiment im Grunde nichts anderes ist, als ein staatliches Laienregiment, das sich bis in die kleinste Pfarrei hinunter erstreckt. Die Einführung einer Art parlamentarischen Verfassung aber, womit zugleich die sogenannte Religionsfreiheit in Aussicht gestellt wurde, hat die russischen Geister etwas aufgerüttelt. Auch die Regierung selber, um dies zuerst zu erwähnen, schien zu glauben, daß beim Bestande des Parlamentarismus die bisherige kirchliche Gesetzgebung durch eine freiere werde ersetzt werden müssen. Es sind auch wirklich vier solche Vorlagen, die sich auf alle in Rußland bestehenden Konfessionen bezogen, der Duma unterbreitet worden. Aber im Februar dieses Jahres hat der neue Prokuror des hl. Synod, Herr Sabler, alle diese Vorlagen wieder zurückgezogen, ohne daß bisher neue eingebracht worden wären.

Aber die Geister waren einmal geweckt und namentlich auch innerhalb der russischen Kirche selbst war der Ruf nach Reformen, nach Befreiung von der übergroßen staatlichen Bevormundung so laut geworden, daß die Regierung auch in dieser speziellen Richtung „etwas tun“ zu müssen glaubte.


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Von den verschiedenen Forderungen und Projekten, die, zum Teil auch in der Duma, aufgeworfen wurden, seien hier nur zwei erwähnt, welche als die bedeutsamsten erscheinen: Einberufung eines panrussischen — nicht etwa eines allgemeinen — Konzils behufs Regelung der Rechtsverhältnisse der russischen Kirche, dann zweitens Wiederherstellung des von Peter dem Großen unterdrückten Patriarchats. Der hl. Synod hat auch wirklich eine Kommission eingesetzt, welche Vorschläge zur Einberufung eines solchen Konzils ausarbeiten sollte. Zu Ende des vorigen Jahres hieß es, die Kommission habe ihre Arbeiten beendet und ihre Vorschläge würden nun dem Synod unterbreitet werden. Nach den Vorschlägen dieser Kommission wäre ein solches Konzil wirklich einzuberufen und dasselbe hätte unter anderem auch die Wahl eines Patriarchen und zwar in der Weise vorzunehmen, daß es zunächst dem Zaren fünf Kandidaten vorschlagen würde, aus welchen der Zar drei auswählt, unter welchen drei Kandidaten dann das Konzil die endgiltige Auswahl treffen solle. Die Funktionen dieses Patriarchen waren von der Kommission, um auch der Autorität oder Empfindlichkeit des Petersburger Metropoliten Rechnung zu tragen, in folgender Weise gedacht: Im Winter sollte dieser Patriarch (mit dem Titel von Moskau) in St. Petersburg residieren und während dieser Zeit in Moskau von einem Patriarchal-Vikar vertreten werden; hinwieder im Sommer habe der Patriarch in Moskau zu sein und würde im Petersburger Synod durch den dortigen Metropoliten vertreten werden.

Wie gesagt, sind die Vorschläge der Kommission im Dezember an den Synod gegangen. Seitdem hat man von ihnen nichts mehr gehört, ebensowenig, wie von neuen Vorlagen an die Duma. Aber im März kam dann das Romanow-Jubiläum. Da wurde das Gerücht verbreitet, anläßlich dieses Jubiläums werde auch die Wiederherstellung des Patriarchats erfolgen. Das Gerücht verstärkte sich, als bekannt wurde, daß der (oben erwähnte) Patriarch von


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Antiochien, also, wie man meinte, ein Vertreter der Urkirche, zum Jubiläum erscheinen werde. Man holte für ihn aus dem Museum die alten Patriarchalgewänder heraus und wiegte sich in allerlei unbestimmten Hoffnungen. Der Patriarch ist auch wirklich erschienen — seit 214 Jahren das erste Mal, daß Rußland wieder einen Patriarchen gesehen — er ist auch nach Moskau gegangen, ist aber wieder abgereist, ohne daß an dem Stande der Dinge sich irgend etwas geändert hätte.

Was wird nun der Synod mit den erwähnten Anträgen seiner Kommission tun? Oder vielmehr: was **kann** der Synod damit tun?

Man kann kaum übersehen, daß es vom Synod äußerst unvorsichtig war, daß er an Kardinalfragen wie Konzil 2c. überhaupt herangetreten ist. Daß im Schoße der russischen Hierarchie die Besorgnis aufdämmert und sich Bahn bricht, die Anknüpfung an das Urchristentum verloren zu haben, von demselben entwurzelt zu sein, das ist nicht weiter verwunderlich. Daß aber der Synod, also der große Missetäter und einer der Hauptschuldigen, sich dazu halb zustimmend selber zum Worte meldet, das ist wirklich sehr verwunderlich, wenn auch allerdings keineswegs unrühmlich. Wo aber — so müssen wir fragen — wo sind die alten kirchlichen Kanones, welche einem heutigen panrussischen Konzil das Recht einer Patriarchenwahl zusprächen? Und auf Grund welcher kirchlichen Kanones will man die Attribute dieses Patriarchen fixieren? Wer endlich fühlt sich berechtigt, den Patriarchen in sein Amt einzuführen?

Man sieht: Die Russen, welche die Konzils- und Patriarchenfrage aufgeworfen und in Fluß gebracht haben, waren von den ausgezeichnetsten Intentionen und dem aufrichtigsten Willen geleitet. Sie müssen aber zugestehen, daß sie auf die eben gestellten Gegenfragen keine Antwort haben. Mit Aufwerfung der Konzils- und Patriarchenfrage ist die russische Kirche in eine Sackgasse geraten, aus der es nur **einen** Ausweg gibt: **die Umkehr**.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber überlassen wir die Russen den Russen und begnügen wir uns, zu konstatieren, daß die patriarchatslose russische Kirche heute wohl mächtig, weitaus, unvergleichlich mächtiger erscheint, als das alte öcumenische Patriarchat, daß aber unter diesem Zustande niemand mehr leidet, als eben dieses alte Patriarchat.

Und das ist wohl überhaupt die Konklusion, die wir aus dem entworfenen Bilde, wenn dasselbe einigermaßen richtig gezeichnet ist, ziehen dürfen und müssen: daß die immer selbständiger und mächtiger werdenden Teile den alten Stamm völlig aufzuzehren drohen, ja fast schon aufgezehrt haben.

Das ist das Resultat der rund tausendjährigen Geschichte des byzantinischen Schismas.

Gottes Mühlen — so sagt ein altes Wort — mahlen langsam, aber sie mahlen sicher. J—l.

---

## VII.

## Kirchliche Statistik im alten Fürstbistum Speyer.

Als Kardinal Hugo von Schönborn im Jahre 1719 den bischöflichen Stuhl von Speyer bestieg, fand er sein Bistum im Zustand schlimmster Zerrüttung. Die furchtbare Heimsuchung im Orléans-pfälzischen Raubkrieg und bald darauf die Lasten des spanischen Erbfolgekrieges hatten die wirtschaftlichen Verhältnisse in dem hochstiftischen Ländchen ruiniert und das ganze Bistum in religiös-sittlicher Hinsicht förmlich verwüstet.[1]) „Es war kein Schatten mehr von der disciplina ecclesiastica ge-

1) Vgl. Remling, Geschichte der Bischöfe zu Speyer. Mainz 1854. Bd. 2, 625 ff.

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wesen, schrieb Schönborn in einem späteren Rückblick, kein Laster so groß, so man unter der Geistlichkeit selbsten nicht ergeben. Die Lehre Christi ist an vielen Orten erweislich ein ohnbekanntes Wesen." [1]) In dreiundzwanzigjähriger zäher Arbeit hat Schönborn sein verwahrlostes Hochstift und Bistum so herausgehoben, daß ihn die Geschichte den zweiten Begründer und Wiederhersteller des Hochstiftes nennt.

Ordnung ist der Meister in allen Dingen, [2]) war des Kardinals Richtschnur für seine Regierungstätigkeit und durch straffe Durchführung dieses Grundsatzes hat er die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse der Besserung entgegengeführt. Bestes Mittel zur Handhabung der Ordnung war ihm die ständige Kontrolle. Jeder Beamte wie jeder Geistliche sollte wissen, daß dem wachsamen Auge des Fürsten und Bischofs nichts verborgen bleibe. Die Kontrolle in Sachen der kirchlichen Amtsführung handhabte er durch Einführung alljährlicher Pfarrvisitationen und durch Einforderung regelmäßiger Berichte.

Schon bald nach seinem Amtsantritt hatte Schönborn eine Generalvisitation vornehmen lassen, um ein genaues Bild der Lage der Diözese zu gewinnen. [3]) Zu Beginn des Jahres 1725 folgte die Anordnung alljährlicher Pfarrvisitationen. [4]) Der Erlaß ging an die Landdechanten: „sie sollen alle Jahr wenigstens einmal die ihnen anvertrauten Pfarrer, Priester und Pfarrgemeinden, und zwar zwischen Ostern und Pfingsten, auf das genaueste ohnfehlbar visitiren und nachsehen."

In fünfzehn Paragraphen waren die Punkte genau spezifiziert, auf die bei der Visitation besonders zu achten sei. Die Visitationsberichte samt eingehenden Beiberichten mußten in den ersten vierzehn Tagen nach Corporis Christi bei Androhung

1) Bericht an den Reichshofrat, 21. Juni 1792. Vgl. Wille, Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrh. Heidelberg 1900, 26.
2) Wille 21.
3) Sammlung der Hirtenbriefe und Diözesanverordnungen, Bruchsal 1786, 9.
4) Bruchsal, 3. Jenner 1725.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von zehn Reichstalern Strafe dem Vikariat eingesendet werden zur Vorlage an Eminentissimum.[1])

Damit aber möglichst alle Mängel bei der Berichterstattung ausgeschlossen seien und das Bild ein richtiges werde, so brachte das folgende Jahr eine ergänzende Anordnung. Bei der Neuregelung des „ordo et modus celebrandi capitula ruralia" schrieb nämlich der Kardinal vor, daß zur jährlichen Kapitelsversammlung jeder Pfarrer selber „den statum animarum seiner Pfarrei, und was für böse Sitten, Mißbräuch und öffentliche Ärgerniß darin, schriftlich exhibire". Das Protokoll hierüber sei ad Eminentissimum pro clementissima resolutione untertänigst einzusenden.[2])

So erhielt der Kardinal alljährlich von zwei Seiten gefertigte Berichte über sämtliche Pfarreien und konnte sich ein getreues Bild der Zustände machen.

Überdies forderte er aber noch Spezialberichte ein. So verlangte er die Feststellung jener lauen Christen, die ihre Osterpflicht nicht erfüllten. Jeder Pfarrer mußte ihm „in particulari-Schreiben" darüber direkte Mitteilung machen.[3]) Unterm 16. Hornung 1726 wurde ferner den Dekanen zur Auflage gemacht, alle drei Monate zu berichten, „wie viel Kapläne sich in ihrem Kapitel befinden", „cujus vitae et capacitatis sie seyen." Mit selbem Datum erging gleichfalls an die Dekane ein Erlaß, alle Jahre im Monat Januar über das eben abgelaufene Jahr die Zahl der Konversionen festzustellen „mit richtiger Spezifikation der Personen mit ihrem Namen und Zunamen, auch wie alt und woher und was Geschlechts sie gewesen", und immediate einzuschicken.[4])

Da die ersten Quartalberichte über die Kapläne nur in Bausch und Bogen abgefaßt waren und den Kardinal gar nicht befriedigten, so gab er fürs zweite Kapitel schon ein Formular

1) Sammlung der Hirtenbriefe 24, Ziff. 20—35.
2) 20. Mai 1726, Sammlung 63.
3) 3. März 1725, Sammlung 28.
4) Sammlung 58.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinaus, „nach welchem der Catalogus deren Kaplänen gewissenhaft und ohne Flattierung zu verfertigen sei". Es enthielt neben den Rubriken über Namen, Herkunft, Alter und Studien und guten Ruf noch Fragen, ob der Betreffende fremde Sprachen beherrsche, musikalisch sei und über eine gute Stimme verfüge.[1])

Besondere Sorgfalt widmete Schönborn der Schule in seinem Hochstift. Er drängte auf Anstellung ausgebildeter Lehrer, führte die Schulpflicht ein und die staatliche Aufsicht.[2]) Auch auf diesem Gebiete hielt er eine ständige Kontrolle. Ein Erlaß vom 6. März 1728 forderte von den Pfarrern die Fertigung genauer Schülerlisten und die Führung von Versäumnislisten. Die ersteren mußten zum Schulbeginn, die letzteren am Ende des Schuljahres bei der Regierung eingereicht werden, also beide in den ersten Wochen des Oktober.[3]) Nach Jahresfrist wurde der Erlaß wiederholt mit der Erweiterung, daß jeder Pfarrer auch die Pflichtigen der Christenlehre in eine Spezifikation bringe mit Angabe der Versäumnisse. Als neuer Termin für die Vorlegung der Listen wurde der Monat Mai bestimmt.[4]) Da viele Klagen über die Lehrer einliefen, so ordnete der Fürstbischof auch Quartalberichte über Leistung und persönliches Verhalten der Lehrer an, und zwar sollten diese Berichte doppelt gefertigt werden, vom Landdechanten und vom fürstbischöflichen Oberamtmann.[5]) Auch hieraus ist wieder ersichtlich, wie sehr Schönborn bestrebt war, sich vor einseitiger Information zu schützen.

Seine Tätigkeit trug ihre Früchte. Als der Kardinal am 19. August 1743 im Bruchsaler Schloß das Zeitliche segnete, rühmte ihm das Domkapitel nach, „daß er durch kluge Einrichtungen das Hochstift in die beste Blüte gebracht habe."[6]) Sein Nachfolger Kardinal Franz Christoph von Hutten (1743—70)[7]) erneuerte unterm 22. Mai 1744 sämtliche Erlasse seines Vorgängers über Einsendung der Jahres- und Quartalberichte.[8])

1) Sammlung 60 u. 61. 2) Wille 28. 3) Sammlung 79.
4) Sammlung 89. 5) Sammlung 142.
6) Art. 32 der neuen Wahlkapitulation, Remling 662.
7) Remling 666 ff. 8) Sammlung 162.

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Er muß aber auch eine spezielle Verordnung über Anfertigung des status der Pfarreien hinausgegeben haben, die in der „Sammlung der Speyrer Hirtenbriefe und Verordnungen" nicht enthalten ist. Denn in den Pfarrarchiven finden sich noch Kopien eines auf gnädigsten Befehl des hochwürdigsten Fürsten und Herrn Herrn Franz Christophs zu Speyer nach zwölf Rubriken abgefaßten status aus dem Jahre 1747. Die Rubriken waren: 1. status religionis; 2. Pfarrkirche cum appertinentiis; 3. festa particularia; 4. gebräuchliche processiones; 5. die Pfarrei mit Einkommen und Gerechtsamen; 6. die Pfarrgüter; 7. der Zehent, auch decimatorum jura et onera; 8. collator seu patronus praesentans; 9. inkorporierte Beneficien; 10. jetztmahliger Pfarrer; 11. Pfarrplatz samt Gebäuden und Gärten; 12. Schulmeister, Besoldung und Behausung.[1])

Kardinal Hutten hatte oft über Nachlässigkeit und Saumseligkeit in der Berichterstattung zu klagen. So mußte ein Erlaß vom 5. Juli 1745 neuerdings die richtige Fassung einschärfen, „da in denen mehreren der status familiae parochorum nicht mehr beschrieben, in andern die Ursachen, wann einer sine sacramentis verstorben oder qua occasione solches geschehen, verschwiegen, die Namen deren, so ihre österliche Beicht etwann nicht verrichtet auch dessen Ursachen ausgelassen und nur öfters in terminis generalibus hingesetzt wird: omnes excepta unica persona confessi sunt, ja von etlichen die Einschickung gänzlich unterlassen und vielleicht gar nicht einmal errichtet wird.[2]) Die ernstliche Vermahnung brachte aber keinen ganzen Erfolg. Noch zweimal sah sich Hutten während seiner Amtsführung genötigt, seinem Klerus die richtige und rechtzeitige Einsendung der regelmäßigen Pfarrberichte anzubefehlen.[3])

Der übernächste Nachfolger Damian Hugos von Schönborn, zugleich sein Neffe, Fürstbischof August von Limburg-

1) Pfarrarchive Oberweier u. Völkersbach a. Eichelberg, Akten aus dem Jahre 1747. Den Hinweis verdanke ich der Güte des Hochw. Herrn Pfarrers Wasmer in Oberweier a. E.

2) Sammlung 182.

3) 27. Sept. 1762, 9. Dez. 1763. Sammlung 246, 251.



Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Styrum (1770—97), das Muster eines Verwalters und Finanzmannes wie eines trotzigen Despoten vom reinsten Wasser[1]), bildete die von seinem Onkel geschaffene regelmäßige Berichterstattung weiter, indem er für die Pfarrberichte eine genaue Tabelle vorschrieb. Mit Erlaß vom 11. Jänner 1771 wurde die Tabelle an die Landdechanten hinausgegeben und ihre Benützung vom laufenden Jahr ab geboten.[2])

Die Tabelle wies zwanzig Rubriken und etliche Unterabteilungen auf: 1) Parochia aut filialis, 2) territorium, 3) Parochi, 4) primissarii et Capellani, 5) familiae cathol., 6) Patres fam. et Matres fam., 7) inter quos vidui, 8) inter quas viduae, 9) proles communicantes, 10) non communicantes, 11) proles universim, 12) famuli et famulae communicantes, 13) communicantes universim, 14) catholici universim, 15) familiae religionis mixtae, 16) baptizati, 17) paria matrimonio juncta, 18) extra matrimonium nati, 19) ad fidem conversi, 20) defuncti. Diese letztere Rubrik hatte noch folgende Unterabteilungen: maiores, minores, sine sacramentis, sine baptismo, haeretici, judaei, animae universim.

Das folgende Jahr brachte mit Erlaß vom 10. Hornung 1772 die Bestimmung der dritten Woche nach Weißer Sonntag als Endtermin für die Einsendung der Tabellen und zugleich eine kleine Änderung derselben, Pfarrort und Filiale seien getrennt zu verzeichnen.[3]) Die Pfarrer und Dechanten haben sich aber, scheint es, nicht besonderer Pünktlichkeit beflissen. Denn unterm 1. Dezember 1775 erhielt das bischöfliche Vikariat zu Speyer vom Fürstbischof ein Monitorium wegen verspäteter Einlieferung der Statistik, und es gab pflichtschuldigst die Rüge an die Landdechante weiter: „Celsissimus ließen anhero gnädigst erinnern, Höchstdieselben hätten den statum animarum Ihrer Diözes 1774 bis ad idem tempus 1775 kaum vor einigen Tägen erhalten und könnten die Fehler dieses langen

1) Wille 34. Remling 705. 2) Sammlung 282.
3) Sammlung 302.

Verschubs niemand anders als einigen ihrer Dechanten und Pfarrer zuschreiben. Höchst Sie berufeten sich dahero auf die deßfalls erlassene Verordnung." [1]) Nach drei Jahren kam nochmals eine Mahnung an die Landdechanten in sehr scharfer Tonart: Celsissimi nostri Ordinarii Hochfürstliche Gnaden haben aus der für das Jahr 1778 an Höchstdieselbe untertänigst einbeförderten Generaltabelle über die status animarum ihrer Diözes abermal mit Höchstem Mißfallen zu ersehen gehabt, daß ohngeachtet der vielfältigen Verordnungen mit Einschickung der statuum animarum und derselben Einrichtung noch keine Ordnung und allgemeine Gleichförmigkeit beobachtet werde. Seine Hochfürstliche Gnaden sind nun nicht mehr gemeinet, ihre hierunter bishero bezeigte Nachgiebigkeit länger mehr fortzusetzen, sondern befehlen hiermit ein für allemal ernstgemessen, die in diesem Betreff ausgeflossene höchste Verordnung in Zukunft auf das genaueste zu befolgen oder aber daß gegen die saumselige mit der verordnungsmäßige Strafe zu zehn Reichsthaler ohne Rücksicht zugefahren werde." Damit niemand mehr eine Ausrede vorbringen könne, brachte der Erlaß nochmals eine genaue Ausführung über die Einrichtung der Tabelle, die gegen jene der früheren Jahre bis zu 34 Rubriken erweitert wird. Sie umfaßt nun: 1) Pfarrei, 2) Filialen und größere Höfe, 3) Ortsherrschaft, 4) Pfarrer, 5) Pfarrverweser oder Kaplan, 6) Frühmesser und sonstige amtierende Geistliche, 7) Canonici und Vikarii der Stifte, 8) Ordensleute, 9) Garnison, 10) Spitaliten, 11) Dienstpersonal des Pfarrers mit Namen und Alter, 12) familiae catholicae, 13) patres et matres fam., 14) vidui, 15) viduae, 16) proles communicantes, 17) proles non communicantes, 18) proles universim, 19) famuli communicantes, 20) commun. universim, 21) catholici universim, 22) baptizati, 23) confirmati, 24) matrimonio juncti. 25) nati extra matrim., 26) ad fidem conversi, 27) defuncti maiores, 28) defuncti minores, 29) def. sine sacramentis, 30) def. sine baptismo. Bei beiden muß jederzeit die Ursache

1) Sammlung 317.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit angefügt werden. 31) fam. relig. mixtae, 32) Acatholici, soll der Ausdruck haeretici nicht mehr gebraucht werden. 33) Judaei, 34) animae universim. Jeder Pfarrer habe seine Statistik innerhalb vierzehn Tag nach Ostern eines jeden Jahres dem Dekan einzusenden. Dieser bearbeitet für das Kapitel eine Generaltabelle, die bis 1. Mai dem Vikariat vorzulegen ist,[1]) und vom Vikariat wurde dann eine Generaltabelle der ganzen Diözese zur Vorlage beim Fürstbischof zusammengestellt. Bis zu dem Jahre 1791 wurde diese Diözesanstatistik durchgeführt. Die Kriegswirren der Revolutionsjahre machten eine geordnete kirchliche Verwaltung unmöglich und damit endete auch ihre Statistik.

Den letzten Fürstbischöfen der alten Diözese Speyer aber gebührt der Ruhm, für ihre Verwaltung sich schon eine Handhabe geschaffen zu haben, die wir gerne als Errungenschaft der Neuzeit ansprechen. Bei den damals doch immerhin kleinen Verhältnissen bot die alljährliche statistische Erfassung der ganzen Diözese dem Bischofe die Möglichkeit, sowohl die Personalfragen wie die religiös-sittlichen Zustände seines Bistums aufs genaueste kennen zu lernen. Mit seiner Generaltabelle war er gleichsam in jeder Pfarrei zu Hause.

Kuppenheim, Baden. Dr. Siebert.

## VIII.

## Kürzere Besprechungen.

1. Eine neue Biographie über Louis Veuillot.[2]) Das Jahr 1913, das schon durch die Erinnerung an den edlen Gründer der Vinzenzvereine, Ozanam, für Frankreich bedeutsam geworden ist, sollte der französischen Kirche eine zweite glanzvolle Zentenarfeier bringen. Im Jahre 1813 wurde Louis Veuillot geboren, einer der gewaltigsten Streiter in den religiösen Kämpfen

1) Sammlung 342.

2) Louis Veuillot von Eugène Tavernier. Paris 1913. 391 S. in 12. Preis: 2.80 M.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des verflossenen Jahrhunderts in Frankreich. Der auf dem Gebiete der Journalistik weithin bekannte Eugène Tavernier, der lange Jahre mit Louis Veuillot am „Univers" mitgearbeitet hat und mit einer Nichte Veuillots vermählt ist, hat eine Biographie des gewaltigen Journalisten herausgegeben. Dieses Werk kommt im richtigen Augenblick. Zwar ist bereits eine größere Biographie von Louis Veuillot vorhanden, die dessen Bruder Eugène Veuillot zum Verfasser hat. Allein sie ist auf drei große Oktavbände ausgedehnt und gerade dieser Umfang dürfte vielleicht der wünschenswerten Verbreitung des Werkes eher hinderlich sein. Das Werk von Tavernier hingegen hat nur einen Band und eignet sich deshalb vorzüglich zu einer ausgedehnteren Verbreitung.

Das Nächste, was das neue Werk bietet, ist naturgemäß die Darstellung der Persönlichkeit von Louis Veuillot. Und dafür war Tavernier wie geschaffen. Seit seiner frühesten Jugend ist er als Sekretär an der Seite von Louis Veuillot gestanden, und man fühlt aus jeder Seite des Buches jenen warmen Hauch herauswehen, der nur aus Werken kommen kann, in denen Selbstgelebtes und Selbstgekämpftes dargestellt wird.

Louis Veuillot ersteht aus der Darstellung von Tavernier in seiner ganzen gewaltigen Größe als Mensch, als Kämpfer und als Schriftsteller, und man braucht nicht zu fürchten, daß man übertreibt, wenn man von ihm sagt, daß er über seine Zeit hinausragte. Er war mit einer ungeheuren Arbeitskraft ausgestattet, die ihn befähigte, sich mit geradezu staunenswerter Leichtigkeit wissenschaftlich in die aktuellen Tagesfragen einzuarbeiten und die Angriffe der Gegner zurückzuweisen. Er war wie geschaffen für die Zeit, in der er auftrat, und man darf sagen, daß er geradezu einen providentiellen Beruf zu erfüllen hatte, den Tavernier trefflich ins Licht zu rücken verstanden hat. Seit den Hohnorgien, die Voltaire in Bezug auf den Katholizismus gefeiert hat, hatte sich auf der kirchenfeindlichen Seite in Frankreich die Gewohnheit eingelebt, die Kirche und die Religion hauptsächlich mit der besonders in Frankreich so gefährlichen Waffe der Ironie und des Sarkasmus zu bekämpfen,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Kirche und ihre heiligsten Dinge mit Spott und Hohn zu übergießen und ins Lächerliche zu ziehen. Und bis gegen die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist es auf katholischer Seite kaum gelungen, den Spieß einmal umzudrehen und diese Waffe mit Ueberlegenheit gegen die Feinde der Kirche zu handhaben. Das war aber nun gerade die ausgeprägte Seite in Louis Veuillot. Sobald er in eine Polemik verwickelt war, funktionierte sofort sein gesamter geistiger Organismus offensiv ironisch und es floß von selbst in seine Feder ein brennend ätzender Sarkasmus, mit dem er rücksichtslos die Gegner traktierte. Sein Auftreten im „Univers" um 1840 war ein Ereignis in dem literarischen Leben Frankreichs. Jetzt zum ersten Mal war auf katholischer Seite ein Journalist erstanden, der den katholischen Standpunkt mit allen seinen Konsequenzen verkündigte und der es in seinen Kämpfen verstand, die Lacher auf seine Seite zu bringen, der es verstand, den unwiderlegbaren Beweis zu führen, daß sich in den Angriffen auf die Religion neben der Gehässigkeit der Gesinnung vielfach unsägliche Borniertheit, lächerliche intellektuelle Minderwertigkeit offenbart. Er hat den Feinden der Religion zum Bewußtsein gebracht, daß sie sich nicht mehr ungestraft an die Kirche heranwagen durften und daß sie bei ihren Angriffen der Gefahr ausgesetzt waren, von der öffentlichen Meinung den Stempel der Lächerlichkeit aufgedrückt zu erhalten. Das war der Grundzug der Kampfesweise von Louis Veuillot. Man hat, aus leicht verständlichen Gründen auf gegnerischer Seite versucht, ihn als roh und grob hinzustellen, aber er ist glänzend gerechtfertigt worden durch Jules Lemaitre, einen der hervorragendsten Literaturästhetiker Frankreichs, der vor einigen Jahren eine umfassende Studie über Louis Veuillot herausgegeben hat, in der er sich auch mit der Kampfesweise Louis Veuillots befaßte. Und da sagt er: „Ehe man gegen Louis Veuillot einen Vorwurf erheben will wegen der Heftigkeit seiner Polemik, müßte man zuerst feststellen, wie er selbst während vierzig Jahren behandelt worden ist. Heftig war er gewiß; aber daß er grob und beleidigend war, das gebe ich nicht zu. Er hat sich seinen Opfern gegenüber niemals anderer



Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Waffen bedient, als ihrer eigenen öffentlichen Worte und Handlungen, nie etwas anderes herangezogen, als was ihn selbst in seinem Glauben verletzt und beleidigt hatte" (Bei Tavernier S. 66). Auf jeden Fall muß hervorgehoben werden, daß er in hervorragendem Maße zur Stärkung des katholischen Bewußtseins in Frankreich beigetragen hat, er steht in der ersten Reihe der Kämpfer, die dem katholischen Gedanken in Frankreich wieder einigermaßen freie Bahn geschaffen haben.

Freilich eine solche Gigantennatur war nur zu leicht der Gefahr ausgesetzt, auch im eigenen Lager unbequem zu werden, und man kann die Zusammenstöße, in denen er mit Bischöfen und hervorragenden katholischen Laien zusammengeprallt ist, nur tief bedauern. Aber anderseits muß gesagt werden, daß Louis Veuillot unanfechtbar war in seinen Absichten und in seiner gläubigen Stellungnahme. Er kannte nur den Papst und die durch ihn gegebenen Richtlinien. Wenn er kämpfte, tat er es, weil er ehrlich und redlich der Überzeugung war, daß die Interessen der Kirche den Kampf unabweisbar forderten. Die Kirche war das Alpha und das Omega in seinem Leben; ihr hing er an mit allen Fasern seiner Seele. Von hier aus ergibt sich die höhere Einheit seines Lebens: alles fließt bei ihm zusammen in der Hingebung an die Kirche, und von da geht alles bei ihm aus.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, von welcher Bedeutung das Werk von Tavernier ist, für die ganze Kampfperiode, an der Louis Veuillot beteiligt war. Es ist geradezu unentbehrlich zum richtigen Verständnis der religiösen Kämpfe, die fast das ganze 19. Jahrhundert ausgefüllt haben und die unmittelbar zu den religiösen Erschütterungen geführt haben, unter denen Frankreich in der Jetztzeit leidet. Man kann deshalb dem Werke nur die weitgehendste Verbreitung wünschen.

Straßburg i. E. Domkapitular Stoeffler.

2. Johannes Scheffler (Angelus Silesius) als katholischer Apologet und Polemiker von Richard von Kralik. Petrus-Verlag, Trier. 1913.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ein bescheidenes Büchlein, das im Grunde genommen nur die Inhaltsangabe der 39 unter dem Titel Ecclesiologia oder Kirche=Beschreibung herausgegebenen Traktätlein Johann Schefflers enthält, das indes dennoch in mehr als einer Beziehung interessant ist." Lehrt es einerseits die Dichtungen Schefflers richtig beurteilen, indem es Aufschluß gibt über seine religiöse Denkungsart, so tut es andererseits dar, daß er wahrhaftig nicht aus bloßer Laune, sondern aus Überzeugung katholisch wurde und sich auf zahlreiche und gewichtige Gründe stützte.

Auch wir halten dafür, es sei gut gewesen, im Vorwort „die Erklärung voranzuschicken, daß R. v. K. die Worte Schefflers, indem er sie wiedergebe, sich nicht ganz zu eigen mache, besonders was die derben und scharfen Aussprüche gegen die Protestanten betrifft." Wer mit der Geschichte vertraut ist, kennt ja die derbe Redeweise jener Zeit und weiß, daß Sch., indem er sich derselben bediente, nur hinschoß wie die anderen herschossen; aber das Buch wird wohl auch in die Hände manch anderer kommen, die, wenn sie nicht vorher aufmerksam gemacht wären, meinen würden, der Verfasser rede so zu ihnen und beleidige sie.

Übrigens enthält das Buch eine Fülle von Beweisen für die Wahrheit der katholischen Religion, neben einigem, das heutzutage ja nicht mehr hervorgehoben würde. Argumente in großer Zahl und von großer Beweiskraft, sodaß die Leser es nicht aus der Hand legen werden, ohne — wenn sie katholisch sind — in ihrer Überzeugung fester gegründet zu werden, oder — wenn sie Andersgläubige sind — die Katholiken um ihrer Überzeugung willen mehr zu achten. Wer in die Notwendigkeit versetzt ist, seinen katholischen Glauben gegen allerlei Anwürfe zu verteidigen, wird in dem Büchlein viel brauchbares Material dazu finden.

Reisach. Fr. Redemptus, Carm. disc.


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## IX.

## Neuzeit und philosophische Bildung.

(Schluß.)

2. Zu dieser Selbsterniedrigung kam noch ein zweiter Umstand, der die Philosophie aus ihrer angesehenen Stellung als erstes Bildungsmittel verdrängte: das Aufblühen der sogenannten exakten Wissenschaften, d. h. der Natur- und Geschichtswissenschaften.

Die Naturwissenschaft kann in der Tat stolz sein auf ihren ungeheueren Fortschritt im Naturerkennen und dessen praktische Nutzbarmachung für die Bedürfnisse des täglichen Lebens. So kam es, daß viele gerade ihr sich mit besonderem Interesse zuwandten; nun büßt man aber, wie der scharfblickende Beobachter Paulsen[1]) treffend hervorhebt, durch die Gewöhnung an das Mikroskopieren, wozu besonders der Naturforscher genötigt ist, die Sehkraft für die Ferne, den Blick auf das Ganze ein; „der philosophische Trieb stirbt ab". Daher sagte man sich zunächst im Kreise der Naturforscher von jeder Philosophie los, bis nach und nach, als diese neuen Wissenschaften sich auch an den Gymnasien und Universitäten immer mehr und mehr ausdehnten, fast alle sogenannten Gebildeten der Philosophie entfremdet waren. Mit dieser üppigen, einseitigen Pflege der Realwissenschaften zog dann allmählich der Empirismus und Positivismus in die höheren und niederen Schichten der Gebildeten ein,

1) Die deutschen Universitäten 71.






Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis man nachgerade auf der tiefsten Stufe, dem rohen Materialismus (Haeckel) anlangte. So befinden wir uns heute in einer Zeit, wo nicht etwa bloß faktisch, sondern sogar theoretisch auf allen Gebieten des Lebens das Nützlichkeitsprinzip auf den Schild erhoben wird, so daß nur das noch in den Augen der Modernen Geltung hat, was sich in klingende Münze umsetzen läßt. Leute, die in der Wahl ihrer Ausdrücke nicht ängstlich sind, pflegen dieses Nützlichkeitsprinzip in seiner Anwendung auf die Philosophie mit der Formel auszudrücken: Mit der Philosophie lockt man weder Hund noch Katze hinterm Ofen hervor. Die Gebildeten aber lieben es, um ihrer voreingenommenen Behauptung ein gefälliges Aussehen zu geben und sich zugleich mit dem Ansehen eines großen Mannes zu umkleiden, mit dem Finger auf die Philosophie hinweisend die Worte aus Goethes Faust zu deklamieren:

Ich sag es Dir: Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Haide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Neben diesem Utilitarismus huldigt die heutige Gelehrtenwelt noch einem zweiten grundlegenden Prinzip, das ebenfalls eine Folge des Mikroskopierens der Naturwissenschaften und des Positivismus ist; ich meine das sogenannte „Prinzip der geschlossenen Naturkausalität".[1] Diesem zufolge verläßt alles, was über die sinnenfällige Erfahrung hinausgeht, den wissenschaftlichen Boden, sein Dasein kann höchstens vermutet und „geglaubt", aber nie und nimmer wissenschaftlich sicher bewiesen werden.

Daß auf so steinigem Boden und in so giftiger Atmosphäre das zarte Pflänzlein der philosophischen Bildung nur spärlich zu finden ist, braucht niemand Wunder zu nehmen. Denn vor allem verlangt das gründliche Studium der Philosophie das fruchtbare Erdreich eines edlen, wissenschaft-

1) Siehe darüber eingehend: Donat, Die Freiheit der Wissenschaft, 278 ff.

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

lichen Idealismus, soll die junge Pflanze nicht schon im Keime ersticken; gerade das Gegenteil also des handwerksmäßigen Utilitarismus. Und warum das? Weil die Beschäftigung mit Philosophie in der Tat nicht jenen *greifbaren, unmittelbaren* Nutzen für das praktische Leben gewährt, wie Physik und Chemie usw. Die Philosophie bewegt sich eben mit ihrer Forschung nicht so wie jene auf dem Gebiete des Greifbaren und Sichtbaren, sondern *ihr* Versuchsfeld ist das Reich der Ideen, die Sphäre der höchsten Abstraktion. Der Nutzen ihres Studiums ist mithin ein rein geistiger, übersinnlicher. Wer daher leugnet, daß es für den Menschen außer den Zwecken und Bedürfnissen des materiellen, sinnlichen Lebens auch noch andere, höher stehende Interessen gibt, in dessen Augen ist die Philosophie natürlich zweck- und wertlos, die philosophische Bildung reiner Zeitverlust. Noch aus einem anderen Grunde fordert die Philosophie von ihrem eifrigen Schüler einen opferfreudigen Idealismus. Während nämlich die Naturwissenschaften im Bannkreise der ersten und die Mathematik in dem der zweiten sich bewegen, hat die Philosophie gemäß ihrer Begriffsbestimmung „cognitio ex *ultimis* causis" nur Dinge der dritten Abstraktion zu dem ihr so eigentümlichen Gegenstand (obiectum formale).[1] Nun fordert aber bereits das Studium der Mathematik einen viel höheren Kraftaufwand als etwa das Studium der Naturwissenschaften oder das Erlernen der Geschichte und fremder Sprachen; wie groß müssen da erst die Schwierigkeiten philosophischer Spekulation sein.

Kein Wunder also, daß unsere heutige Gelehrtenwelt, die das Nützlichkeitsprinzip auf ihre Fahnen geschrieben hat, wenig Lust verspürt, sich ernst mit Philosophie zu beschäftigen.

Der zweite kennzeichnende Zug unserer Gebildeten ist, wie wir oben gesehen haben, das positivistische Prinzip vom

1) Man lese hierzu die tiefgründigen Auseinandersetzungen bei: Schütz, Einleitung in die Philosophie, 14 ff.




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschlossenen Naturwirken, demzufolge nur das Wahrheitswert hat, was man mit den Augen sehen und den Händen greifen kann. Dementsprechend verlangen sie nun auch von der Philosophie, daß sie ihnen, nachdem z. B. der Beweis für die Substantialität der Menschenseele oder für das Dasein Gottes geführt ist, nun auch eine menschliche Seele oder Gott selbst vorzeige. Was sie mit Fug und Recht von ihren Wissenschaften, weil sie eben experimentell sind, verlangen, glauben sie auch auf die Philosophie übertragen zu können. Und weil die Philosophie ihre launischen Einfälle nicht zu befriedigen vermag, wenden sie sich mit Hohn und Spott von ihr weg, indem sie gern das Wort des Dichters in den Mund nehmen:

Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müßt' so sein:
Das Erst' wär so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.

Allein es liegt doch klar auf der Hand, daß die Ergebnisse der philosophischen Forschung wegen ihrer eigentümlichen, nicht sinnenfälligen Natur durch keine physischen Experimente bestätigt werden können. Wer also von der Philosophie experimentelle Beweise fordert, verlangt nicht nur etwas rein Unmögliches, sondern zeigt, daß er das Wesen der Philosophie noch gar nicht erfaßt hat; ein solcher hat nicht das Glück zu jenen zu gehören, von denen der hl. Thomas[1]) sagt: „Das Zeichen eines wohlgeschulten und unterrichteten Menschen ist es, bei einer jeden Sache nur diejenige Gewißheit zu verlangen, welche die Natur der Sache gestattet.“

Der Tiefstand der modernen Philosophie und das üppige, überwuchernde Aufblühen der Realwissenschaften erklären also zur Genüge den Mangel an wahrer philosophischer Bildung bei unserem Gelehrtenstande.

1) expos. in 1. ethic. Arist. lect. 3b; cf. Arist. ethic. l. 1, c. 1.

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## III.

Traurig sind die Folgen, welche dieser Tiefstand philosophischer Bildung in unserer Zeit mit sich bringt; traurig für die Gebildeten selbst, traurig aber auch für die Wissenschaft. Gewiß zeigen sich diese Folgen auch auf anderen Gebieten wie z. B. in der Kunst; doch dies wollen wir hier übergehen.

1. Die Folgen für die Gebildeten selbst ergeben sich aus dem Wesen der philosophischen Bildung;[1]) da sich nämlich die Mehrzahl von ihnen weder eine gewisse Fertigkeit in genauem begrifflichen Denken noch eine überzeugte Weltanschauung zu eigen gemacht hat, tritt bei ihnen einerseits große Unklarheit im Denken (und daher auch in der Darstellung ihrer Gedanken) zu Tage, mit der eine große Oberflächlichkeit im Urteile Hand in Hand geht, andrerseits sind die meisten von ihnen, da ihnen eben jede sichere Lebensanschauung fehlt, dem Unglauben verfallen.

Oder woher kommen denn überhaupt so viele Irrtümer, wenn nicht aus unbestimmten, vieldeutigen, allgemeinen Behauptungen, nicht scharf abgegrenzten Begriffen, auseinanderliegenden, nur zufällig und äußerlich zu einander gehörenden Ideen? Ist bei einem Manne, der wahre philosophische Bildung besitzt, diese Unselbständigkeit im Urteile, diese Hilflosigkeit im Denken und diese sklavische Zeitungshörigkeit, wie sie heute leider nur zu sehr zutage tritt, auch nur denkbar? Daher kommt es auch, daß jeder Gelehrte eine neue Hypothese aufstellen zu müssen glaubt, die doch morgen schon ein anderer widerlegt, so daß man mit Recht die Worte des Apostels auf die wissenschaftlichen Systeme so mancher Gelehrter der heutigen Zeit anwenden kann: „Siehe, die Füße derer, die dich begraben, stehen schon vor der Türe“ (Apg. 5, 9). Zu dieser Unklarheit und Unbeständigkeit im Denken gesellt sich dann merkwürdiger Weise eine

1) Vgl. „Histor.-politische Blätter“ 150 (1912) 9, S. 669 ff. „Über philosophische Bildung“ von P. Daniel Feuling O. S. B.


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unglaubliche Oberflächlichkeit im Urteilen, sogar wenn es sich um die wichtigsten Fragen des Lebens handelt, von deren Lösung das Wohl und Wehe der Menschheit abhängt.

Wie weit man jetzt in dieser unverantwortlichen Anmaßung geht, schildert in trefflicher Weise Donat,[1]) wenn er schreibt:

„Sehen wir nicht allzu oft, wie eigensinnige und einsiedlerische Denker, deren Selbstüberschätzung zwischen den Wänden ihrer Kammer gegen Gott und Religion sich aufbläht, Machwerke ihrer geistigen Überhebung konstruieren und sie dann als heilige Wahrheit uns anbieten? . . . Knabenhafte Denker in guter Menge, von denen ein jeder versichert, daß es ihm endlich gelungen ist, die Welträtsel zu lösen, sie bieten uns täglich Weltansichten und Versuche dazu, neue Gedanken über Ethik, Recht und Gotteslehre um 10, 5, 2 und noch weniger Mark an. . . . Tag um Tag neue Lösungen von ‚Problemen' und ‚Lebensfragen' oder doch ‚Beiträge' dazu, neue Formen von Religion und Christentum, wie sie der ‚moderne Mensch' bedürfe, ‚Reformen' der Ehe und sexuellen Ethik — und Ähnliches ohne Zahl. Die Wahrheit ist ja bis zu dem Zeitpunkt, wo der neue Ankömmling seine Feder ergreift, noch nicht gefunden. Und jeder hat hier die Freiheit mitzutun. Ja nicht bloß mitzutun, er hat auch die Freiheit alles abzutun. . . . Da steht die christliche Wahrheit, welche die Probe der Jahrtausende bestanden; vor den Vertretern dieser wissenschaftlichen Freizügigkeit kann sie nicht bestehen; mit fliegenden Fahnen stürmen sie hinweg."

Doch ein noch viel größeres Unglück hat der Mangel an philosophischer Bildung im Gefolge — den Unglauben.

Von jedem Menschen kann man, weil er ein vernunftbegabtes Wesen ist, verlangen, daß er nicht gedankenlos in den Tag hineinlebe, sondern sich bewußt sei, woher er komme und wohin er gehe. Um so mehr ist es Pflicht eines akademisch gebildeten Mannes, sich eine wissenschaftlich

1) Die Freiheit der Wissenschaft 381 f.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begründete Welt- und Lebensanschauung zu eigen zu machen. Für den gewöhnlichen Mann ersetzt dies alles die Religion; der Gebildete aber muß sich durch eifriges Philosophiestudium zur wahren Weltanschauung durchringen, wenn anders er nicht seinen Glauben in die größte Gefahr bringen will.

Setzen wir den Fall, ein junger Mann, Mediziner, Jurist, Naturforscher, Lehrer oder Beamter, habe während seiner Universitätsjahre den Glauben seiner Kindheit bewahrt und trete so seinen Beruf an. Welche Gefahren umgeben ihn da! Er kommt in der Gesellschaft mit den verschiedensten Konfessionen in Berührung, wobei notwendig auch über religiöse und philosophische Fragen gesprochen wird. Und wäre dies auch nicht der Fall, so muß er doch in den politischen Vereinen, in der Presse, bei Versammlungen usw. eine bestimmte Stellung gegenüber der Religion einnehmen. Wie kann nun ein Mann, der gar keine oder nur eine oberflächliche philosophische Bildung besitzt, sich in dem aufregenden Lärm der widersprechendsten Meinungen eine ruhige, sichere Ansicht bilden? Und was erst, wenn Leute an ihn herantreten, die sich geradezu ein Gewerbe daraus machen in Wort und Schrift, durch Spöttereien und hinterlistige Verdrehungen für ihren Unglauben Anhänger zu gewinnen? Für eine unklare, nebelhafte, nicht wissenschaftlich begründete Glaubensüberzeugung wird niemand große Opfer bringen und so fast notwendig dem gänzlichen Unglauben anheimfallen.

Doch wir haben angenommen, der gebildete Laie habe sich während seiner Studienjahre den Glauben seiner Kindheit bewahrt. Leider ist diese Voraussetzung häufig falsch. Hören wir, wie hierüber Paulsen [1]) klagt:

„Wer auch nur ein wenig Fühlung mit der wirklichen Welt hat, weiß, wie weit wir hiervon gegenwärtig entfernt sind (daß nämlich die Studierenden mit dem kindlichen Glauben

1) Die deutschen Universitäten, 306.




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an das, was im Religionsunterricht der Schule ihnen als geltende Wahrheit übermittelt worden ist, auf die Universität kämen). Freilich in den Zeugnissen, die von der Schule mitgebracht werden, steht hiervon nichts; da wird vielleicht die gründliche Aneignung der Wahrheiten der christlichen Religion bescheinigt. In Wirklichkeit kann man schon auf der Schule und gerade hier den weitgehendsten Zweifeln begegnen, nicht bloß an den spezifischen Glaubenslehren, sondern vielfach einem absoluten Skeptizismus, nicht ganz selten auch einem dogmatischen Atheismus und Materialismus."

So kommen nun die Unglücklichen an die Universität, wo durch die Vorlesungen von Gelehrten, die in ihrer Mehrzahl dem Christentum entfremdet sind, der Glaube gewiß nicht von neuem erweckt wird. Gründliche philosophische Bildung, die sie zur richtigen Lebensanschauung führen könnte, erwerben sie sich nicht, wie wir bereits gesehen haben, ja können sie sich nach dem heutigen Stande der Dinge an unseren Universitäten gar nicht verschaffen. Und dann haben wir noch gar nicht gesprochen von den Leidenschaften, die schon an sich den Unglauben herbeiführen können.

So kommt es, daß weitaus die meisten unserer Gebildeten dem Unglauben verfallen sind, so daß es fast den Anschein erweckt, als wären Glauben und Wissen zwei konträre Gegensätze. Und doch sind sie in Wirklichkeit „das Zwillingspaar, das im Schoße eines jeden Menschengeistes schlummert und mit dem erwachenden Bewußtsein zu gleicher Zeit aus ihm geboren wird, die Hand in Hand miteinander durch das Leben gehen, zwei Blüten, einer und derselben Wurzel entsprossen".[1])

2. Daß das Studium der Philosophie in so bedauerlicher Weise darniederliegt, rächt sich auch an den verschiedenen Wissenschaften. Omnibus aliis scientiis (prima philosophia) perfectionem impartitur, sagt der hl. Thomas.[2])

1) Hettinger, Apologie des Christentums II, 16.

2) in 3. sent. dist. 27 qu. 2 a 4 sol. 1 ad 1.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Pilosophie ist das Band, das alle Wissenschaften zu einem geordneten Ganzen vereinigt, jede einzelne Wissenschaft ist auf das engste mit ihr verbunden und ohne sie kann keine bestehen. Dies ergibt sich aus dem Wesen der Wissenschaft überhaupt, das ja in der geordneten Vereinigung der Kenntnisse eines Dinges aus seinen Ursachen besteht. Bei diesem Forschen nach den Gründen und Ursachen stößt aber jeder Gelehrte auf philosophische Fragen. Dem Juristen drängt sich, will er nicht bei den trockenen Gesetzesparagraphen stehen bleiben und sie handwerksmäßig handhaben, bald die Frage über Gut und Böse, Recht und Gewissen auf. Und kann er auch nur ein einziges gerechtes Verdammungsurteil fällen, wenn er nicht überzeugt ist von der Willensfreiheit des Menschen? Der Anthropologe begegnet immer wieder der Frage nach dem Wesen, Ursprung und Ziel des Menschen, der Astronom der Frage: was ist Bewegung, woher kommt sie? Alle diese Fragen aber liegen auf philosophischem Gebiete. Wie notwendig gerade dem Naturforscher, dem der fortwährende Blick auf das Einzelne das allgemeine Verständnis für das Naturganze zu rauben droht, gründliches Philosophiestudium wäre, wird allgemein sogar von Männern aus ihren eigenen Kreisen anerkannt. Daß in ganz hervorragender Weise die Theologie, die in höchstem Geistesflug über die Welten hinwegeilt, um sich in die Tiefen des Unendlichen selbst zu versenken, auf die Philosophie angewiesen ist, braucht wohl nicht länger dargetan zu werden. So ist die Philosophie die unentbehrliche Grundlage jeder tieferen wissenschaftlichen Forschung; die große Vernachlässigung der philosophischen Bildung in unseren Tagen kann daher nur schädigend auf die Wissenschaften einwirken.

Daraus ergibt sich aber noch ein zweites. Weil man das Studium der Philosophie ganz zurücksetzt, fehlt den Wissenschaften das einigende Band, sie zerfallen in Spezialfächer. Der Universitätsprofessor ist heute nicht mehr in erster Linie Lehrer, sondern wissenschaftlicher Forscher; in


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinen Vorlesungen sucht er nicht etwa seine Schüler auf ihren Beruf vorzubereiten, sondern beschäftigt sich vorwiegend mit Spezialfragen, die er mit unendlicher Breite behandelt. „Wir geben dem Grundbau (nämlich der Bildung) eine außerordentliche Ausdehnung, während sich der Ausbau rasch zu einer engbegrenzten Leistungsfähigkeit zuspitzt. Wir neigen dazu, unsere Geistesarbeit nach dem Prinzip der Fabrik einzurichten, daß jeder nur eines recht machen könne." [1]) Und Paulsen schreibt: [2]) „Die anhaltende intensive Aufmerksamkeit für tausend kleine, an sich unerhebliche Dinge hat die Tendenz, die Fähigkeit und Neigung, mit großen Gedanken und allgemeinen Ideen sich zu beschäftigen, zu schwächen; der philosophische Trieb stirbt ab; die Konzentration auf einen Punkt wird leicht zur Beschränktheit: Man sieht nichts als was im eigenen engen Gebiete liegt; man schätzt nichts als was nach der eigenen Schablone gearbeitet ist." Auf diese Weise verengert sich der Gesichtskreis der einzelnen Forscher immer mehr, die Zahl der gelehrten Spezialisten nimmt immer zu; gerade deshalb täte uns tüchtige Schulung in Philosophie doppelt not.

Im engsten Zusammenhang mit dieser Spezialisierung der Wissenschaften an den Hochschulen steht endlich das Schwinden des wissenschaftlichen Idealismus. Dadurch, daß die einzelnen Fächer sich in sich selbst vergraben und von den übrigen abschließen, geht der Zusammenhang zwischen den einzelnen Wissenschaften verloren; zwischen den Fakultäten bildet sich eine tiefe Kluft und die verschiedenen Fakultäten selbst sind dann nur mehr Dressuranstalten für künftigen Broterwerb. Ohne allen höheren idealen Schwung wird dann die Wissenschaft nur mehr als Mittel zum Zweck betrieben, der „Bildungserwerb ist zur Erwerbsbildung herabgesunken". Daß dieser Geist gleich einem Nachtreif die Blume der Wissenschaft verwelken macht, ist leicht einzusehen.

Wenn wir alles bisher Gesagte überschauen, ergibt sich mit Notwendigkeit die Folgerung: Alle akademisch Gebildeten,

1) Otto Willmann, Didaktik als Bildungslehre I, 400.

2) Die deutschen Universitäten, 530.

Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nicht nur der Theologe, der Philologe, Mathematiker und Naturwissenschaftler, sondern auch der Jurist und Mediziner sollen neben ihrem Fachstudium auch gründliches Studium der Philosophie treiben. Gewiß wird man nicht alle zu Philosophen machen wollen, aber allgemeine philosophische Bildung nach der im Eingang gegebenen Begriffsbestimmung sollen alle Gebildeten ihr Eigen nennen; mit anderen Worten: alle sollen eine gewisse Fertigkeit im logischen Denken besitzen, so daß jeder imstande ist, mit scharfem Blicke für das Allgemeine in seinem Fache selbständig Philosophie zu betreiben. Ferner soll jeder Kenntnis der wichtigsten philosophischen Fragen und einen klaren Überblick über die Gesamtheit der Wissenschaften besitzen. Vor allem aber darf keiner an den höchsten Problemen des Lebens gleichgiltig vorübergehen, sondern es als heilige Gewissenspflicht betrachten, sich zu einer festgegründeten Weltanschauung durchzuringen.

Doch wenn wir in's wirkliche Leben hineinblicken, scheint die Ausführung unserer Forderungen unmöglich zu sein. Auf verschiedene Weise suchte man die Frage zu lösen. Einige, an deren Spitze einst Paulsen[1]) und jetzt R. Eucken[2]) stehen, wollen die Philosophie wieder unter die Gegenstände unseres heutigen Gymnasiums aufgenommen wissen. Andere reden mit den beiden Jesuiten J. Kleutgen[3]) und Pachtler[4]) der Rückkehr zum früheren Lyzeum das Wort. Wieder andere, und das scheint heute die Mehrzahl zu sein, meinen, man solle das Studium der Philosophie ganz den Universitätsjahren überlassen. In diesem Falle müßte dann, so schlägt M. Kappes[5]) vor, der Staat zur Gewährleistung eines ernsten philosophischen Studiums das Bestehen der Staats- und

---

1) Geschichte des gelehrten Unterrichtes, 768 ff.

2) Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung (Leipzig 1903), Anhang: Was sollte zur Hebung philosophischer Bildung geschehen?

3) Über die alten und die neuen Schulen, Münster 1869.

4) Die Reform unserer Gymnasien, Paderborn 1883.

5) Die philosophische Bildung unserer gelehrten Berufe, 37 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doktorprüfungen von einer genügenden philosophischen Bildung des Kandidaten abhängig machen. Ähnlicher Ansicht scheint auch Cathrein[1]) zu sein, wenn er „die Errichtung eines eigentlichen philosophischen Kursus“, der besonders für Mediziner, Juristen und Naturwissenschaftler berechnet sein müßte, empfiehlt. Doch Cathrein selbst schreibt gleich darauf — und diese Worte mögen auch den Schluß dieser Arbeit bilden — in verzagtem Tone: „daß von staatlicher oder protestantischer Seite ein derartiger Kursus eingerichtet werde, ist meines Erachtens ganz ausgeschlossen. Es gibt eben keine einheitliche protestantische Philosophie. Ein solcher Kurs würde uns Katholiken nichts nützen. Wir sind deshalb in dieser Frage ganz auf Selbsthilfe angewiesen. Möchten nur berufenere Autoritäten diesem wichtigen Probleme ihre Aufmerksamkeit zuwenden und Mittel und Wege zur Hebung der philosophischen Bildung in der akademischen Welt suchen.“

## X.

## Soziologische Fragen in christlicher Beleuchtung.

Von Th. Brauer.

### I.

Die Löwener „Revue Néo-Scolastique de Philosophie“ brachte in ihrer Februarnummer, zur Erinnerung an den Eintritt in das 20. Jahr ihres Bestehens, den Wiederabdruck eines im ersten Erscheinungsjahre veröffentlichten Aufsatzes zur Charakteristik der modernen Philosophie. Man kann die Darlegungen als Versuch zur Erklärung der Tragik modernen philosophischen Schaffens ansehen. Diese Tragik gibt sich äußerlich in dem unaufhörlichen Zyklus, dem geschlossenen Kreis zu erkennen, der unserer Epoche

1) Stimmen aus Maria Laach 64 (1903), 500.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Philosophie eigen ist. „Eine Erkenntniskritik bildet den Ausgangspunkt und eine sich darauf gründende dogmatische Metaphysik den Endpunkt.“ Dann entwickelt sich der Kreis von neuem: „eine neue Erkenntniskritik erscheint notwendig und in ihrem Gefolge entsteht auch der Dogmatismus wieder, um seinerseits einer noch neueren Kritik das Feld zu räumen“. Auf dem Grunde dieses ruhelosen Treibens steht das Mißtrauen der modernen Philosophen den alten gegenüber und das stolze Vertrauen, welches sie in sich selbst setzen. Ein jeder sucht nach neuen Grundlagen, um die Philosophie wieder aufzubauen, denn nur den eigenen Gefühlen schenkt man Vertrauen, von dem Irrtum des anderen leicht überzeugt. Dabei errichtet ein jeder ein vollständiges System, denn die Philosophie ist unteilbar und darf sich in keinem ihrer Zweige auf die Ideen anderer stützen. Jeder verfolgt aber auch seine Ideen bis zu den äußersten Verästelungen, weil nur die von ihm selbst gefundenen Grundsätze für wahr gehalten, die von anderen behaupteten als nichtig behandelt werden. In der Tat hat seit Descartes höchstens Leibniz der philosophischen Tradition einen Wert beigemessen. „Nur mit Betrübnis kann ich daran denken, was aus der Philosophie geworden wäre, wenn alle diese Intelligenzen seit Descartes ihre Geisteskräfte dazu benützt haben würden, die vom Mittelalter in den Spuren von Aristoteles gezogenen Furchen weiter vorwärts und tiefer zu graben. Weder der glühende Eifer noch die Zähigkeit in der Arbeit, weder die durchdringende Kraft noch die Originalität — nichts von alledem ging ihnen ab. Ein beklagenswertes Mißverständnis hat ihre Augen unwiderruflich von den früheren Wegen abgelenkt.“

Es ist wirklich nicht schwer, diese Resignation zu verstehen. Und dennoch — es gibt eine Möglichkeit, in den Feststellungen, aus denen sie entsprungen ist, einen wenn auch noch so schwachen Lichtstrahl zu entdecken, nämlich in dem in den Vordergrund gerückten Streben nach Einheitlichkeit des Systems. Daraus spricht das auf dem tiefsten


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grunde des menschlichen Bewußtseins verankerte Bedürfnis nach einer einheitlichen Weltanschauung als dem Sicherheit bietenden Ariadnefaden durch das dem Anschein nach immer beängstigender werdende Gewirr des Lebens. Heute liebt man es vielfach, unsere Zeit mit ihrer Wirklichkeitsfreude und ihrem stattlichen Besitz an einzelwissenschaftlicher Erkenntnis etwa jener gewesenen Zeit gegenüber zu stellen, in welcher die Wahrheit nach Wolff'schen Grundsätzen verkündigt wurde und „Künstliches und Gekünsteltes das ganze Leben beherrschten" (Külpe). Darin liegt ein berechtigter Stolz, umsomehr berechtigt, wenn das einzelwissenschaftliche Bedürfnis kein tendenziöser, sondern echter Realismus ist, der als solcher, wie es in so augenfälliger Weise auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften sich dargetan hat, von selbst auf eine umfassendere allgemein-philosophische Gesamtorientierung hindrängt. Zwar liegen auch sonst bemerkenswerte Anzeichen in letzterem Sinne vor. Zwischen Bossuets „Discours sur l'Histoire universelle" und etwa Lamprechts Erforschung von Gesetzmäßigkeiten in der Universalgeschichte besteht gewiß ein großer Unterschied. Daß indes in beiden Fällen ein verwandtes Bedürfnis zu Grunde liegt, wer wollte es leugnen? Immerhin zieht den Beobachter im Augenblick doch das sozialwissenschaftliche Gebiet stärker an, weil hier die Umgestaltung sich geradezu aufdrängt. Bekannt ist Schmollers Versuch einer umfassenden und weitgreifenden philosophischen Grundlegung nationalökonomischer Forschung, ein Gebiet, das bei uns P. Pesch im soeben erschienenen dritten Bande seiner „National-Ökonomie" erneut mit soviel Takt und diskreter Rücksichtnahme auf bestehende „Richtungs"-verschiedenheiten, zugleich aber auch grundlegender programmatischer Sicherheit bearbeitet hat, daß wir Katholiken ihm zu tiefstem Dank verpflichtet sind. Kaum jemals hat sich auf einem geisteswissenschaftlichen Einzelgebiet das analytisch-synthetische Vermögen christlicher Weltansicht gleich sieghaft erwiesen. Ganz besonders erfreulich ist dabei die Tatsache, daß ein so feiner Kopf wie der Wiener Professor Philippovich



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Pesch'schen Gedanken der Unterordnung nationalökonomischer Forschungs- und Betrachtungsweise unter den Zweckgedanken vor der Elite nationalökonomischer Forscher (auf der Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1909) ausdrücklich akzeptiert und zur Förderung des wissenschaftlichen Betriebes allgemein anzuerkennen empfohlen hat. Es eröffnet das, selbst mit aller erforderlichen Nüchternheit betrachtet, vom Standpunkte christlicher Sozialpolitik aus recht erfreuliche Perspektiven. Uns drängt sich in diesem Zusammenhang die Erinnerung daran auf, daß vor genau einem Jahrhundert vom sozialwissenschaftlichen Gebiete aus mit Adam Müller jene Periode der Welt- und Staatsauffassung eingeleitet wurde, als deren idealen Kulminationspunkt wir Katholiken das Wort Iherings anzusehen berechtigt sind, welches der große Rechtslehrer unter dem überwältigenden Eindruck der thomistischen Philosophie schrieb: „. . . Die Grundgedanken, um die es mir zu tun war, finden sich schon bei jenem gewaltigen Denker in vollendeter Klarheit und prägnantester Fassung ausgesprochen". („Der Zweck im Recht" II² 161.)

Es könnte manchmal scheinen, als ob wir, der in der unmittelbaren Gegenwart begründeten Sorgen allzu voll, von Zeit zu Zeit eines Anstoßes zu einer derartigen weniger resignierten Betrachtung der Dinge bedürften. Auf der Linie dieses Gedankenganges lag das sozial-apologetische Bestreben Brunetières. Man mag über manche Seiten der Kundgebung dieses Bestrebens denken, wie man will: jedenfalls wird man ihm die prinzipielle Berechtigung nicht versagen können. Und wir möchten von dem Zusammenhang aus, der sich aus den vorstehenden Gedankengängen entwickelt, auf geläuterte Formen einer sozial-apologetischen Betrachtungsweise, die dem Inhalte nach unwillkürlich die Erinnerung an den großen Franzosen wachruft, hinweisen auf solche Formen, die nicht nur den Strom echt „zeitgemäßer" Apologetik in immer gleicher Fülle speisen, sondern auch, von ihrem wissenschaftlichen Hintergrund aus, den Blick eröffnen


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf eine außerordentlich wirksame Bekräftigung der Ergebnisse „uralter“ katholischer Forschungsweise im Rahmen modernster und fortgeschrittenster wissenschaftlicher Betätigung.

II.

Gisler hat noch im Jahrgange 1910 des „Katholik“ vor der „Mißachtung der Metaphysik im Dienste der Apologetik“ durch Verwendung der positivistischen Methode von seiten der Fonsegrive und Brunetière gewarnt. Diese beiden Franzosen lehnen sich insbesondere an Comte an. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Seite der Sache näher einzugehen. Zur Erklärung wird aber bemerkt werden dürfen, zunächst, daß Brunetière nicht die Metaphysik schlechthin mißachtete, sondern nur eine bestimmte Art der Anwendung derselben. Das beweist wohl am treffendsten sein Versuch, an Comtes Beispiel Positivismus und Metaphysik nicht nur als sich nicht unbedingt ausschließend nachzuweisen, sondern die Metaphysik — allerdings eine recht flügellahme — als dem Positivismus immanent darzutun. Und was Fonsegrive anbelangt, so beweist seine feine psychologische Darstellung unter dem Titel „Morale et société“, deren Tendenz etwas an die Kant'sche scharfe Unterscheidung zwischen Moralität und Legalität erinnert, daß es ihm darum zu tun war, sowohl seinen Glaubensgenossen, wie auch dem französischen Publikum allgemein auf dem Wege ausgedehntester Verwendung des induktiven Verfahrens die Möglichkeiten loyaler und sittlich einwandfreier Lösung der vielen inneren Konflikte aufzuzeigen, welche die Periode der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich heraufbeschworen. Die ganze Art der Durchführung illustriert in beiden Fällen praktisch die von dem Pädagogen F. W. Förster aufgestellte Mahnung, daß, wer heute mit ethischen Forderungen wieder Gehör haben wolle, nicht deduktiv predigen dürfe, „sondern er muß selber auf den realistischen Boden treten und induktiv zeigen, daß das wirkliche Leben selber längst nach diesen Dingen ruft und ohne sie der Auflösung verfallen muß“. Nochmals:


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man kann über die Art der gekennzeichneten Beweisführung und die Berechtigung des dabei beliebten Verfahrens geteilter Meinung sein und wird doch Goyau recht geben müssen, wenn er in der Gedächtnisschrift auf Brunetière sagt: „Brunetière machte sich nicht stark, Concordate zwischen dem Katholizismus und dem „Zeitalter“ im Plan zu entwerfen.... Er wollte zeigen, daß der moderne Gedanke, ihm selbst unbewußt, gewissermaßen vom Katholizismus geschwängert ist. In diesem Sinne stellte er das, was man die katholische Verwandtschaft des Positivismus nennen könnte, heraus. Nichts anderes besagt die Folgerung, daß die positivistische Soziologie schlecht und recht eine „Laicisierung“ des Katholizismus sei, eine Feststellung, die auf streng logischem Wege bis zu der Umkehrung fortentwickelt wurde: „Keine Soziologie ohne eine Religion!“ Der besondere Wert dieser Feststellung kann ebenfalls nur aus dem „Milieu“ der Zeit heraus verstanden werden, in der sie gemacht wurde, nämlich im Hinblick auf die Bemühungen Durkheims und seiner Schule, die Soziologie in Frankreich religionslos, zumindest aber im Gegensatz zur katholischen Religion zu begründen.

Um dieselbe Zeit, als Brunetière sich mit dem Comte'schen Positivismus auseinandersetzte, veröffentlichte der Löwener Philosophie-Professor Defourny eine umfangreiche und außerordentliche Studie über „Die positivistische Soziologie. Auguste Comte“ (Löwen 1902). Das Ergebnis dieser Studie gab er dann ein Jahr später in einer eigenen Broschüre unter dem Titel „Die Rolle der Soziologie im Positivismus“ heraus. In den Rahmen der obigen Problemstellung fügen sich besonders die Schlußsätze dieser Broschüre ein, die daher hier wiedergegeben seien:

In diesem Augenblick wird vielfach die Verwertung des Positivismus erörtert; es handelt sich um dessen apologetische Verwertung. Comte hat den katholischen Einrichtungen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat ihre Opportunität, ihren sozialen Wert und ihre guten Wirkungen aufgezeigt. Allerdings hat er die Gültigkeit dieser günstigen Beurteilung auf das Mittel=




Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alter beschränkt; es würde jedoch nicht schwer sein, sie mit Hilfe des positivistischen Verfahrens auch auf die späteren Jahrhunderte anzuwenden. Allein weit entfernt davon, die Göttlichkeit des Christentums zu beweisen, tut dessen sozialer Wert im Gegenteil, nach Comte, dar, daß es in vollkommener Übereinstimmung mit der Umgebung stand, in der es sich entwickelt hatte; es erblühte daraus gleichsam ganz natürlich. In Comtes System beweist der hohe Wert einer Idee oder Einrichtung, daß sie normal und völlig natürlich ist. Wenn dem aber so ist, können dann die sympathischen Urteile Comtes über unsere Einrichtungen zur Durchführung einer apologetischen Beweisführung benutzt werden? Wir können hinsichtlich der Erklärung des sozialen Wertes des Christentums anderer Auffassung sein, als er. Wenn uns aber, wie es manchmal geschieht, dieser Wert bestritten wird, warum sollte es uns dann verwehrt sein, auf das Zeugnis dieses loyalen Gegners uns zu berufen? . . . Es kann nicht geleugnet werden, daß uns der Positivismus in der Diskussion ad hominem eine starke Hilfe ist. Ist denn übrigens der Nachweis der guten Wirkung der Religion auf Grund dieser vollkommenen Anpassung an die Bedürfnisse der Zeit der Erklärung durch ihre Göttlichkeit wirklich entgegengesetzt? Es scheint uns vielmehr, daß letztere die Krönung der ersteren ist. Die Vollkommenheit dieser Anpassung ist von der Art, daß sie die Kraft menschlichen Bemühens übersteigt. Es darf nicht vergessen werden, daß die Kirche göttlich und menschlich zu gleicher Zeit ist. Sie ist menschlich durch ihre Glieder und sie kann nur fortdauern, wenn sie in jedem Augenblick den Bedürfnissen der Menschheit entspricht."

**In diesen wenigen Sätzen liegt ein Programm. Es gelangt darin der Gedanke zum Durchbruch, daß der Katholik in der Beschäftigung mit der positivistischen Soziologie n o c h e t w a s a n d e r e s findet, als die bloße Befriedigung einer wissenschaftlichen Neugierde. Hier wird ein Weg vor ihm offen gelegt, auf dem er hoffen darf, für seine Liebe zum Katholizismus im Rahmen modernster wissenschaftlicher Betätigung neue, besonders tröstliche Motive zu finden. Die**


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwicklung der katholischen Forschung auf diesem Wege ist inzwischen schnell fortgeschritten und über Brunetières Vorahnung weit hinaus gegangen. Ja, es darf gesagt werden, daß es zur Zeit kaum ein Gebiet gibt, aus dessen Erforschung katholische Wissenschaft und Lehre so glänzend gerechtfertigt hervorgehen, wie das der jüngsten Wissenschaft, der Soziologie. Die Methodologie katholischer Forschung erlebt hier fast eine Wiederauferstehung, und zwar sind gerade wir Deutsche, wie sich ergeben wird, hier in erster Linie beteiligt.

Schon Defourny hatte in seinem genannten größeren Werke die elementarsten Zusammenhänge aufgedeckt, indem er sich (S. 255) gegen Comtes Kritik der von ihm sogenannten theologischen Politik wandte. Comte, so führt er aus, begeht den Fehler, zwischen politischer Wissenschaft der Katholiken und der von Katholiken in einem gegebenen Moment der Geschichte praktizierten Politik nicht zu unterscheiden. Besteht denn für die Katholiken eine politische Wissenschaft mit eigenem Objekt und besonderer Methode? Es gibt auf diese Frage keine durchschlagendere Antwort, als den Hinweis auf ihren größten Philosophen, Thomas von Aquin.[1]) Objekt der Politik sind nach ihm die im sozialen Leben zu beobachtenden Regeln. Zur Aufdeckung dieser Regeln geht der hl. Thomas von zwei Grundsätzen aus: Zunächst ist das Ziel des sozialen Lebens zu umschreiben, denn „wer eine Sache, die zur Erreichung eines bestimmten Zweckes dienen soll, zu tun unternimmt, muß darauf Bedacht nehmen, daß sein Tun diesem Zwecke angepaßt sei". So muß der mit der Herstellung

1) Daß es immer wieder angebracht ist, auf diese Zusammenhänge die Aufmerksamkeit hinzulenken, ist leicht durch die fast sträfliche Unkenntnis selbst geachteter Soziologen in catholicis darzutun. So spricht, um nur ein Beispiel zu nennen, Achelis in der, in der Göschenschen Sammlung erschienenen „Soziologie" (1.10) von dem „einflußreichen Thomas von Aquin", der die Monarchie als die natürlichste und historisch am meisten berechtigte Regierungsform empfohlen habe, dabei aber „sich um wirtschaftliche und soziale Fragen nicht kümmerte."



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eines Schwertes betraute Handwerker darauf achten, daß es seinem Zwecke, der Verwendung im Kampf, dienen könne; der Architekt muß das Haus so bauen, daß es bewohnbar sei. Darum betrifft denn auch die dringendste Frage in der politischen Wissenschaft das Ziel der Gesellschaft. Indessen haben sich die von diesem Ziele abzuleitenden Regeln einer Materie von großer Mannigfaltigkeit anzupassen und müssen daher dieser Mannigfaltigkeit entsprechen. Es richtet ja auch der Bildhauer seine Arbeit verschieden ein, je nachdem er Erde, Marmor oder Erz zu bearbeiten hat, weil diese verschiedenen Rohstoffe nicht in derselben Weise und nach demselben Verfahren gehandhabt werden können. Infolgedessen kommt es nach Aufstellung der Regeln des sozialen Lebens, entsprechend dem Ziel dieses Lebens, darauf an, die besondere Eigenart der Mitglieder jener Gesellschaft zu erforschen, auf welche die Regeln angepaßt werden sollen, um bei der Anpassung auf diese Eigenart Rücksicht zu nehmen. Die Individuen bieten sich mit bestimmter Charakterveranlagung und Temperament dar; sie leben in bestimmten Traditionen und hängen an mancherlei Einrichtungen. Daraus ergibt sich beispielsweise für die Autorität die Regierungsmaxime, alle diese Begleiterscheinungen auf das soziale Ziel zu richten. Einem bestimmten Volke ist diejenige Regierung angepaßt, die das vorgezeichnete Ziel mit den Mitteln erstrebt, welche der Eigenart der Individuen angemessen sind. Von den vielen Formen der Ausübung der öffentlichen Gewalt ist jede einzelne gut unter der Bedingung, daß sie dort angewandt wird, wo sie angebracht ist. „Oportet quod lex ad multa respiciat, et secundum personas, et secundum negotia, et secundum tempora." Die Politik stützt sich demnach auf die individuelle und die kollektive Psychologie, auf die Geschichte der völkischen Einrichtungen und des Rechtswesens, auf die vergleichende Rechtswissenschaft, mit einem Wort: auf das, was Comte „die Soziologie" genannt hat.

Den deutschen Leser werden diese Darlegungen seltsam vertraut anmuten. Er wird in ihnen Anklänge finden an


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das, worauf mancher Einzelwissenschaftler bei uns, wie auf eine urdeutsche Entdeckung, so stolz ist: den sozialen Realismus. In der Tat trifft aber das Ihering'sche Wort vollständig zu: Was uns in diesem Realismus, wie ihn namentlich die Sozialwissenschaften so besonders ausgeprägt haben, entgegentritt, ist nichts anderes, als das, was Thomas von Aquin, unter Weiterführung aristotelischer Gedankengänge, als wissenschaftliches Gut den mittelalterlichen Regierungen dargeboten hat. Gewiß sind diese Zusammenhänge heute bereits in manchen wissenschaftlichen Kreisen heimisch geworden. Aber wir Katholiken haben uns u. E. bisher zuviel gescheut, auf diesem wichtigen Gebiete die wissenschaftliche Priorität zu reklamieren. Das sollte in Zukunft mehr, wie bisher, geschehen. Auch deshalb, weil wir hier, wie bemerkt, einen sehr entwicklungsfähigen Zweig der Apologetik vor uns sehen, den wir im eigensten Interesse nicht verkümmern lassen dürfen. Dabei wird es sich dann auch zeigen, daß der Begründer der modernen Soziologie, obwohl ihm ein unvergleichlich höheres Maß an einzelwissenschaftlicher Erkenntnis zu Gebote stand, durch den sozialen und politischen Wegweiser des „finsteren Mittelalters" in Bezug auf methodische Sicherheit und echt induktive Begründung bei weitem übertroffen wurde.

## III.

Geradezu ein wissenschaftliches Ereignis in dieser Hinsicht bedeutet die meisterhafte Schrift des Präsidenten des Löwener Institut Supérieur de Philosophie, S. Deploige: „Le conflit de la morale et de la Sociologie". Die Schrift ist zu dem Nachweis bestimmt, daß die in unseren Tagen seitens mancher Soziologen von Ruf den „Moralisten" gewidmete Kritik nur eine Wiederholung dessen ist, was Comte gegen die „politische Metaphysik" eingewendet hatte, und daß insbesondere diese Kritik gegenüber dem Thomismus eine völlig verfehlte ist. Dies wird an dem Beispiel des in Frankreich gewissermaßen offiziell vertretenen Systems von Durkheim und Lévy-Brühl dargetan. Aber darauf be-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schränkt sich der Wert der Schrift nicht. Indem Deploige den weiteren Nachweis führt, daß namentlich Durkheim nur eine widerspruchsvolle und zu einer unmöglichen Mystik, die in seltsamem Gegensatz zu dem von ihm mit großer Emphase verkündigten Positivismus steht, verzerrte Übertragung deutscher Ideen nach Frankreich, d. h. in ein gar nicht dafür vorbereitetes Erdreich, versucht hat, geht er dem Ursprung dieser Ideen selbst nach und leitet damit eine Ehrenrettung des Thomismus ein, deren Bedeutung für die Stellung des Katholizismus in der soziologischen Forschung wie in der gegenwärtigen Wissenschaft überhaupt gar nicht überschätzt werden kann. Wir wollen hier den kritischen Teil der Schrift außer acht lassen, um uns ganz dem positiven Ergebnis zuzuwenden.

Der wichtigste und eigentlich ausschlaggebende Teil der Schrift Deploiges bezieht sich auf eine Darlegung der vom hl. Thomas in der moralischen und politischen Wissenschaft angewandten Methode, einer Methode, die nicht vom Aquinaten systematisch auseinandergesetzt worden ist, sondern aus der Gesamtheit seiner Werke herausgeschält werden muß. Die Moralphilosophie hat nach Thomas ein dreifaches Objekt: die individuelle, die häusliche und die politische Moral. Gegenüber dieser adäquaten Vergegenständlichung der Wirklichkeit (bei uns würde mancher herablassend von einem „naiven“ Realismus reden) fällt an den modernen Soziologen — es sei nochmals daran erinnert, daß sich Deploige in erster Linie an die Adresse der französischen Soziologen wendet — das Fehlen einer ausreichenden Definition des sozialen Faktums auf, indem sie ausdrücklich oder implicite das Bestehen oder die berechtigte Eigentümlichkeit einer individuellen Moral verkennen, wenn nicht gar verneinen. Sodann erkennt Thomas der Ethik und der Politik den Charakter praktischer Wissenschaften zu, während nach den modernen Soziologen, die davon ausgehen, daß die Wissenschaft die ausschließliche Funktion habe, zu erkennen, was ist, schon die Benennung „normative Wissen-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schaft" ein Widerspruch in sich selbst ist. Muß man sich, so wirft Deploige ein, a priori die Voraussetzung untersagen, daß sich von der in der physischen Natur beobachteten Regelmäßigkeit nichts in der moralischen Welt finde? Dort erforscht man mit Erfolg die ständigen Beziehungeu, welche die Erscheinungen mit ihren Ursachen verknüpfen. Ob es nicht möglich ist, wenn auch mit geringerer Präzision, die gewöhnlichen Wirkungen der menschlichen Taten (der individuellen und kollektiven) zu bestimmen? St. Thomas ist jedenfalls dieser Auffassung gewesen. Nach ihm hat die moralische und soziale Wissenschaft gerade zum Zweck, aus der Verschlungenheit der sich ändernden Verhältnisse die dauernden Beziehungen zwischen der eingeschlagenen Praxis und den erzielten Ergebnissen aufzudecken. Zu welchem Ziele? Um an die Stelle empirischen Tastens eine wissenschaftliche Praxis zu setzen. Dann wird das Eingreifen der zur Erziehung und Regierung Berufenen umso sicherer sein, weil sie durch die in ein System gebrachten Erfahrungen an Menschen und Dingen erleuchtet sind. Ist es doch besser, sich nach allgemeinen Grundsätzen, die durch eine zweckmäßig informierte Überlegung ausgearbeitet sind, als durch die bloße Intuition leiten zu lassen. Als geeignete Methode auf diesem Gebiete fügt sich wie von selbst diejenige der Beobachtung ein, die wiederum nur das Ergebnis zäher und ausdauernder Bemühungen sein kann. Wenn die Aufstellung dieser Regeln der modernen Soziologie und namentlich Comte zugeschrieben wird, so ist das nur aus der Unkenntnis der thomistischen Philosophie zu erklären. Dabei muß andrerseits hervorgehoben werden, daß sich Thomas noch insofern manchem modernen Soziologen überlegen zeigte, als er hinsichtlich der Sicherheit der zu erwartenden Schlußfolgerungen sich durchaus keinen Illusionen hingab. Die menschlichen Handlungen, so sagt er, sind von unendlicher Verschiedenheit; um sie auf einige wenige zurückzuführen, ist man gezwungen, nur von jenen auszugehen, die sich in einem Höchstmaß von Wiederholungen einstellen. Zudem ist die


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umgebung (im weitern Sinne) derart mit den Ereignissen verflochten, daß die Voraussichten der sozialen Wissenschaften keineswegs in allen Fällen eintreten, sondern nur in den meisten Fällen. Das Spiel des menschlichen freien Willens schließt immer die Möglichkeit ein, innerhalb der menschlichen Betätigung das erwartete Ergebnis abzuändern.

Die Soziologen haben sich mit Recht gegen die Vertreter des Naturrechts des 18. und 19. Jahrhunderts gewandt, welche die Orientierung an der Wirklichkeit des Lebens vernachlässigt hatten, um die Allwissenheit der Vernunft und die Allmacht ihres angeblichen Interpreten, des Gesetzgebers, auf den Schild zu erheben. Allein die Reaktion gegen das eine Extrem führte in ein anderes. Hatten sich die Naturrechtler dem (politischen) Kunstbetrieb gewidmet, ohne Rücksichtnahme auf die Wissenschaft, so machen die Soziologen ausschließlich in Wissenschaft, ohne Rücksichtnahme auf die Möglichkeit praktischer Anwendung. Mehr noch, sie behaupten, daß die Wissenschaft nicht normativ sein könne, und daß infolgedessen eine theoretische Moralwissenschaft ein Unsinn sei. Demgegenüber vereinigt Thomas beide Momente in glücklicher Synthese. Nach ihm ist die Moralwissenschaft eine Wissenschaft insofern, als sie über die regelmäßigen Wirkungen der Gewohnheiten, der Gesetze, der Einrichtungen unterrichtet, d. h. insofern als sie die Kenntnis des Realen vermittelt. Und sie ist eine praktische Wissenschaft auf Grund der Dienste, die sie leisten kann: Sie kommt insbesondere dem Bedürfnis zu handeln entgegen, während die spekulative Wissenschaft mehr dem Bedürfnis zu wissen entspricht. „In speculativis scientiis non quaeritur nisi cognitio veritatis. In scientiis operativis finis est operatio.“ Im übrigen ist es doch nur Schein, was die Soziologen von Thomas trennt: in Wahrheit teilen sie sein Bemühen um die rationelle Beeinflussung der menschlichen Tätigkeit. In dem Comteschen System tritt das, wie namentlich Defourny überzeugend dargetan hat, mit greifbarer Deutlichkeit hervor. Und auch seine Nachfolger, die mehr


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus Taktik und Gegnerschaft gegen die Naturrechtler das völlige „Désintéressement" der Wissenschaft betonten, haben im letzten Grunde die Beeinflussung des Sittenlebens, die rationelle Kunst praktischer Verwendung der wissenschaftlichen Ergebnisse im Auge gehabt, wie Deploige an der Hand einer ganzen Reihe von Erklärungen der Durkheim, Lévy-Brühl u. a. beweist. Sie sind, ohne selbst daran zu denken, zu der thomistischen Auffassung zurückgekehrt. Das gegenseitige Verhältnis faßt Deploige treffend in die Gleichung: Ihre Moralwissenschaft + ihre Kunstlehre = die scientia practica des hl. Thomas.

## XI.

## Preußen, Deutschland und die Grundrechte.

Von Robert Bonschott, Marienwerder (Westpr.).

(Fortsetzung.)

Wenn wir jetzt uns daran machen, den Inhalt der Frankfurter Grundrechte kurz zu analysieren, so springt zu allererst die Unordnung in das Auge, die in der Folge ihrer Bestimmungen sich zeigt. Wir benutzen deshalb für unsere Zwecke gern die Einteilung, die Giese seiner systematischen Übersicht über die einzelnen Grundrechte zu Grunde legt, der ganz im Sinne der herrschenden Meinung die Grundrechte von 1848 leider keiner eingehenden Betrachtung würdigt. Wir unterscheiden also Schutzrechte und Freiheitsrechte. Wir zählen zu ersteren die Unverletzlichkeit der Person, der Wohnung, des Briefgeheimnisses, des Eigentums und die Gleichheit vor dem Gesetz und dem Richter; wir zählen zu letzteren einmal die Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Freiheit der Wissenschaft, des religiösen Bekenntnisses, der Meinungsäußerung, zum andern die Versammlungs- und Vereins-

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freiheit, die Freiheit der Religionsgesellschaften. Was die formelle Bedeutung der Frankfurter Grundrechte anlangt, so sind darin eine Reihe allgemein gehaltener Regeln enthalten, die dem damals geltenden Rechte teilweise schon zu Grunde lagen, die als Prinzipien von großer Wichtigkeit zu ihrer unmittelbaren Anwendung noch weiterer Ausführungsbestimmungen bedurft hätten; eine zweite Reihe gibt sehr ins einzelne gehende förmliche Rechtsvorschriften; eine dritte endlich schreibt wieder nur in allgemeinen Zügen gewisse Staatseinrichtungen als notwendig vor, die, um in Wirksamkeit zu treten, ebenfalls noch sehr erhebliche Vorbereitungen vorausgesetzt hätten. Das sind die Gesichtspunkte, aus denen heraus schon die berlinische Denkschrift zum Verfassungsentwurf für das Dreikönigsbündnis die Grundrechte der Nationalversammlung würdigte. Wäre so die praktische Bedeutung der Grundrechte von 1848 selbst dann zunächst gering gewesen, wenn sie wirklich dauernd Gesetzeskraft erlangt, so bleibt bestehen ihre Bedeutung als wichtiges Dokument deutscher Staatsrechtsgeschichte, als hervorragende Manifestation menschlicher Freiheitsbestrebung, nicht ungeeignet, daran die spätere Entwicklung zu messen; uns kommt es nur an auf ihren materiellen Inhalt und Wert. Die Freiheit der Person wird für unverletzlich erklärt. Die Verhaftung soll außer im Falle der Ergreifung auf frischer Tat nur geschehen in Kraft eines richterlichen mit Gründen versehenen Befehls. Die Polizeibehörde wird verpflichtet, jeden, den sie in Verwahrung genommen, im Laufe des folgenden Tages freizulassen und seinem Richter zu übergeben. Der Staat soll Genugtuung und Entschädigung leisten dem, der widerrechtlich verhaftet war. Die Wohnung ist unverletzlich; die Haussuchung nur zulässig unter im einzelnen angegebenen Voraussetzungen und die Wahrung bestimmter Formen dabei wird vorgeschrieben. Das Briefgeheimnis wird gewährleistet und die Beschlagnahme von Briefen abhängig gemacht von einem ausdrücklichen gerichtlichen Befehl. Das Eigentum ist unverletzlich; die Enteignung



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

soll nur vorgenommen werden aus Rücksichten des allgemeinen Besten, nur auf Grund eines Gesetzes, nur gegen gerechte Entschädigung. Schutz des geistigen Eigentums durch die Reichsgesetzgebung wird in Aussicht gestellt. Vor dem Gesetze soll kein Unterschied der Stände stattfinden. Der Adel als Stand wird aufgehoben, alle Standesvorrechte werden für abgeschafft erklärt. Die Deutschen sollen vor dem Gesetze gleich sein, die öffentlichen Ämter für alle Befähigten gleich zugängig. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden, Ausnahmegerichte sollen nicht stattfinden; die Unabhängigkeit der Richter wird eingehend geschützt. Trennung von Verwaltung und Rechtspflege. Schwurgerichte für alle schweren Strafsachen. Jeder Deutsche hat das Recht, überall im Reiche Aufenthalt und Wohnsitz zu nehmen, die Auswanderungsfreiheit wird vom Staate nicht beschränkt. Man soll überall im Reiche Grundbesitz erwerben und jeden Nahrungszweig betreiben dürfen. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Das Unterrichts- und Erziehungswesen wird der Oberaufsicht des Staates unterstellt, der häusliche Unterricht aber keiner Beschränkung unterworfen. Jedem Deutschen wird volle Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährt und niemand soll verpflichtet sein, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren. Die gemeinsame häusliche und öffentliche Übung der Religion wird nicht beschränkt und durch das religiöse Bekenntnis soll der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte nicht bedingt werden. Jeder Deutsche hat das Recht, seine Meinung frei zu äußern in Wort, Schrift, Druck, Bild. Die Preßfreiheit wird statuiert. Die Deutschen sollen das Recht haben, sich friedlich ohne Waffen zu versammeln, Vereine zu bilden, und dieses Recht soll durch keine vorbeugende Maßregel beschränkt werden dürfen. Und nun zum Schluß: Jede Religionsgesellschaft soll ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und verwalten, unterworfen den allgemeinen Gesetzen des Staates, keine Religionsgenossenschaft soll von Staatswegen vor der andern Vorrechte genießen. Es werden aber für


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die tote Hand, wie man liebevoll sagte, Beschränkungen des Rechtes, Liegenschaften zu erwerben und darüber zu verfügen, für zulässig erklärt. Was die Reichsverfassung von 1849 diesen Grundrechten hinzufügte, ist wenig und charakteristisch; davon nur zweierlei: Es wird das Petitionsrecht bewilligt dem einzelnen, der Mehrheit vereint und den Korporationen, und es wird in der Sprachenfrage, die noch in unserer Zeit die Geister reichlich beschäftigt hat, folgendes verfügt: den nicht deutsch redenden Volksstämmen Deutschlands wird ihre volkstümliche Entwickelung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, soweit deren Gebiete reichen, im Kirchenwesen, im Unterricht, in der inneren Verwaltung und Rechtspflege. Aus den Grundrechten selbst verdient noch zweierlei erwähnt zu werden, was darin enthalten, obgleich es mit den politischen Freiheitsrechten kaum etwas zu tun: die Abschaffung der Todesstrafe, auch ein Problem, das noch gerade jetzt wieder, wo Deutschland vor der Reform eines Strafgesetzbuches steht, alle Welt nicht wenig beschäftigt; und zum andern der große Gedanke der allgemeinen für alle gleichen Wehrpflicht, der zum ersten Male für ganz Deutschland von der Frankfurter Nationalversammlung ausgesprochen wurde.

Wer will den Stein werfen auf die Anhänger der absoluten Monarchie und des ständischen Staats, daß sie sich zu überbieten suchen in der Schärfe des Angriffs gegen alle solche Neuerungen, die das Erzeugnis revolutionären Geistes und Handelns zu sein schienen. Erklärlich, daß sie das Bestreben befehdeten, die Grundrechte in der Verfassung festzulegen. Radowitz, immer herrlich in seiner ernsten Wahrhaftigkeit, der selbst Mitglied der Nationalversammlung gewesen, schreibt mit rückschauender Weisheit:

„Eine zweite Ursache der langen Zögerung in dem Verfassungswerk ist der nicht glückliche Gedanke gewesen, die Versammlung fast ein halbes Jahr hindurch mit den Verhandlungen über die „Grundrechte" zu beschäftigen. Die charakteristische Neigung zur Aufstellung allgemeiner Doktrinen bei den einen,


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

bei den andern der Wunsch, jedenfalls einen bestimmten „Gewinn“ für die einzelnen Landesgesetzgebungen davonzutragen, wie auch die deutsche Einigung ausfallen möge, diese Anreize sind es, die die besten und frischesten Kräfte der Versammlung in jener Danaidenarbeit abnutzten. Man übersah, daß dergleichen abstrakte Sätze, von ihrer inneren Richtigkeit und Dienlichkeit selbst abgesehen, immer nur als Ausfluß gesicherter staatlicher Zustände Bedeutung und Ausführung erlangen können, daß man daher erst Deutschlands neues Staatsrecht ordnen müsse, ehe es sich um Normen für die innere Gesetzgebung handeln könne.“

Bismarck, damals noch als schlichter Otto von Bismarck-Schönhausen abgeordnet zum Erfurter Parlament, sprach alle diese Grundrechte als Eroberungen der Revolution an auf Kosten des allgemeinen Grundrechts des friedlichen Bürgers, seines Rechtes auf ungestörten Schutz durch die Obrigkeit. Sein Haß war so groß, daß er noch im neuen Reich in dem Bestreben, die Rechte der Preußen in die Verfassung des Bundesstaats zu übernehmen, ein Bündnis offen zu Tage treten sah, wie er sagte in seiner ungerechten Härte, der schwarzen und roten Partei. Die Auffassung solcher Art ist heute überwunden. Wir sind ruhiger geworden, eher gleichgültig. In ihren wesentlichen Teilen trugen die Grundrechtsforderungen der Nationalversammlung einen gemäßigten Charakter. Die spätere deutsche Gesetzgebung hat den Wünschen Rechnung getragen, die darin enthalten, sachlich, ja wörtlich vieles übernommen, und niemals hat man gedacht, damit der revolutionären Idee Vorschub zu leisten. Es ist leicht, die Grundrechte als der Vergangenheit gehörig, als für die Gegenwart wertlos, als Redensarten, Monologe der Gesetzgeber abzutun, aber es ist ungerecht, ungeschichtlich; Binding, unbefangen genug auch die Schwächen der Frankfurter Grundrechte zu erkennen, weist solche Miesmacher in ihre Schranken:

„Wie gerne rümpfen wir heute die Nase über den seltsamen Katalog von neunundfünfzig Paragraphen sogenannter Grundrechte allerverschiedenster Art und Bedeutung. Und doch klingt aus ihnen klar vernehmbar der ganz natürliche nationale Auf-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schrei gegen die Reaktion in Deutschland von 1815 bis 1848. Wie berechtigt erscheint nach allen trüben Erfahrungen das Verlangen, es sollte das neue Reich sofort den Schutz der individuellen Freiheit gegen alle Einzelstaaten übernehmen, wie erklärlich die Ungeduld, der Zukunft schon jetzt gesetzgeberisch vorzugreifen. Was mit Recht befremdet, ist das Allerlei dieser Satzungen. Die Nebeneinanderstellung des Größten und des Kleinsten, des Bestimmtesten und des Vagsten, des Erlauchtesten und Trivialsten, die mit Recht vermißte Scheidung zwischen Grundrechten und Grundsätzen. Aber ein nicht geringer Teil ist inhaltlich höchst wertvoll und deshalb mit gutem Grund fast wörtlich Bestandteil des heutigen Reichsrechts geworden und neben mancherlei in ihrer Vagheit ganz wertlosen aber ebenso unschädlichen stehen nur wenige, die in der Tat schwere Bedenken wachrufen müssen."

Wir verkennen heute nicht, was uns den Kampf gegen die Grundrechte nicht letztens erklärt, daß der Ruf nach Menschenrechten, Freiheitsrechten, Grundrechten als Aushängeschild diente nicht selten für Bestrebungen, deren Endziel den Namen, sonst nichts gemeinsam hatte mit wahrer staatsbürgerlicher Freiheit, die nur die Freiheit wollten, die sie meinten, für andere und anderer Meinungen nur Knechtschaft hatten und Unterdrückung. Uns halten solche Auswüchse nicht ab, den rechtlich, politisch, sittlich wertvollen Kern zu schätzen, der den Grundrechten einwohnt; wir haben gelernt, über das Wort und den Mißbrauch hinaus, der damit getrieben, nicht zu übersehen die Sache und die wahre Bedeutung, die ihr zum Grunde liegt. Wer hätte den sittlichen Kern dieser rechtlichen und staatlichen Dinge besser erkannt mit allen Vorzügen und gewiß nicht wegzuleugnenden Gefahren als der geistvolle Lasaulx, wenn er in der Paulskirche sagte:

„Der allgemeine Charakter aller kirchlichen, politischen und sozialen Bewegungen der letzten Jahrhunderte besteht darin, daß in ihnen die gesamte mittelalterliche Lebensordnung sich auflöst. Das innere Agens dieses allgemeinen Auflösungsprozesses der alten und das gestaltende Prinzip der neuen, mit Gottes Hilfe



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besseren Lebensordnung im Staate und in der Kirche, ist die Idee der individuellen Freiheit. Gegen die Übel dieser Freiheit gibt es kein anderes Heilmittel, als die Freiheit selbst; sie allein enthält mit dem Gifte zugleich das Gegengift in sich und hier gilt der alte Spruch, dessen Wahrheit bestätigt wird durch die Geschichte aller geistigen Kämpfe der europäischen Menschheit, daß, wer die Wunde geschlagen hat, sie auch zu heilen vermag."

Schon Dahlmanns politischer Blick erkannte den wahrhaft staaterhaltenden Charakter maßvoller Grundrechte. Man lese noch einmal die Stelle oben aus dem Vorwort, das er der Verfassung geschrieben, die die Vertrauensmänner der Bundesversammlung entwarfen. Niemand ist mehr berufen uns das zu bestätigen, als der philosopbische Theoretiker der preußischen Konservativen. Stahl leitet die Grundrechte nicht aus der Staatsordnung her, sie sind ihm begründet in der höheren Ordnung der sittlichen Welt, in der nicht sowohl der Mensch dem Staate unterworfen als vielmehr der Staat ihm verpflichtet ist. Wir wissen heute: schon die Tatsache allein, daß die Verfassung ein Verzeichnis von Grundrechten enthält, trägt nicht wenig dazu bei, dem Staatsbürger das Bewußtsein zu geben eines höheren Werts, das Gefühl wohl gesicherten öffentlichen Rechts im Volk zu erzeugen und erhalten. Solcher Imponderabilien Bedeutung ist nicht zu unterschätzen. Daran darf nicht vorübergehen der, dem grundsätzlich die Entwicklung der Freiheitsrechte unerfreulich gegeblieben, der manches sich anders hier wünscht, als es im Lauf der Entwicklung geworden. Wie unendlich überlegen ist diesem engherzigen Liberalismus, der die Allmacht seines Götzen Staat nicht Halt machen läßt vor den feinsten Feinheiten des inneren Lebens, in seiner freien Gesittung jener wahre christliche Konservativismus, der aller staatlichen Gewalt gegenüber die Pflicht stabiliert, Gott zu geben was Gottes ist, nicht nur dem Kaiser was des Kaisers, jene ewige Wahrheit, einfältig und erhaben, deren tiefer Gehalt gar nicht auszuschöpfen, die auch den Staat verpflichtet, dem Bürger zu geben was des Bürgers, und so ein Leitstern leuchtet


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jeder echten Freiheit und Unabhängigkeit. Uns klingen in edlem Klange zusammen: Freiheit und Ordnung, Freiheit und Macht. Freiheit ist bei der Macht allein. Wir erinnern uns gern an Wilhelm Emanuel von Kettelers Programm für alle rechtlich und christlich denkenden Männer in Deutschland, der mit dem deutschen Reich fordert vor allem deutsches Recht und deutsche Freiheit im Sinne eines gesicherten Rechtsgebiets für die individuelle und genossenschaftliche Freiheit im Gegensatz zur lügenhaften Freiheit des Absolutismus und Liberalismus, die die Freiheit des Individuums und der Genossenschaft vernichten:

„Die persönliche und genossenschaftliche Freiheit müssen wir daher auf allen Gebieten des Staats- und Privatlebens gegen das schmachvolle Joch, mit welchem uns und unser Vaterland der liberale Despotismus bedroht, mit aller Kraft verteidigen. In diesem Kampfe stehen wir so recht eigentlich auf heimatlichem Boden; denn Haß gegen Despotismus und Absolutismus und Liebe zur persönlichen Freiheit ist das beste Erbteil des germanischen Volksstammes. Dadurch wenden wir die größte Gefahr von unserem Vaterlande ab. Denn nichts korrumpiert so sehr ein Volk wie der Absolutismus, in welcher Form er immer auftreten mag."

Mit der Bitterkeit des Ernstes, der sich unter dem frischen Scherz des Büchleins verbirgt, sagen die „Phrasen und Schlagwörter" August Reichenspergers, noch heute ein Not- und Hilfsbüchlein für Zeitungsleser: „Man hat wohl dem modernen Liberalismus vorgeworfen, er spreche zwar viel von Freiheit, kenne und wolle aber nur die Gleichheit. Es beruht das auf Irrtum: der Liberale will die Gleichheit sowenig wie die Freiheit, vielleicht sogar noch weniger; er will vielmehr nur was ihm behagt; er will nur genießen und darum herrschen, unbedingt und um jeden Preis; alles weitere ist nur Mittel zu diesem Zweck — auch die „unveräußerlichen Menschenrechte" nicht ausgenommen."

Recht und Sprache, wie gehören sie zusammen, diese beiden köstlichsten Erzeugnisse völkischen Geistes, wie oft ge-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schieht es, daß der tiefe Sinn der rechtlichen Dinge in seiner spröden verborgenen Schönheit uns erst ganz erschlossen wird, wenn der Naturlaut der Muttersprache den Geist uns geschärft hat. Wir sprechen von Grundrechten, der Ausdruck ist jedem heut geläufig, im Sinne von der Gesamtheit der Freiheitsrechte des Bürgers gegenüber der Staatsgewalt. Welch griffiges Wort. 1848. Noch die Heidelberger Versammlung, die die Einberufung des Vorparlaments veranlaßte, spricht in feierlicher Langeweile von der „Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte". Im Vorparlament gab dann Jakob Venedey, der geborene Rheinländer und badische Volksmann, dem jungen Kinde noch vor der Geburt den richtigen Namen: er zuerst prägte für das, was man wollte, das Wort Grundrechte, das sofort dem Volke Allgemeingut wurde. Und nun die beiden Teile, aus denen das Wort sich zusammensetzt: Grund und Recht. Grund ist ein gutes altes Wort, das wir schon mitbekommen haben aus dem Sprachschatz der indogermanischen Völker, in der Bedeutung von Tiefe wie Meeresgrund. Recht bezeichnet noch im Mittelhochdeutschen das, was einer Person zukommt, und zwar sowohl das, was sie leisten, als das, was sie zu beanspruchen hat. Grundrecht also das tiefste Recht, das dem Staatsbürger zusteht, das erhabenste, ihm gleichzeitig die tiefste Verpflichtung auferlegend. So spricht aus dem Wort zu uns die Innigkeit der Verbindung von Freiheit und Ordnung. Und wiederum: schon das Mittelhochdeutsche kennt das Wort Grundrecht, in einer Bedeutung, die nichts zu tun hat mit der, die wir heute dem Worte geben. Es wird gebraucht für Rechte, die verbunden sind mit dem Grund und Boden, mit dem Grundeigentum. Auch wenn wir hieran denken, wächst das Wort, wie wir es heut gebrauchen, uns ans Herz: Grundrecht, das Recht auf dem festen Grunde des staatlich geeinten Bodens. Ganz anders das Wort Menschenrechte. Es entstammt der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht ein Erzeugnis ursprünglicher Begeisterung, wird es von der seichten Aufklärung jener Zeit des Kosmopolitismus



Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

gebraucht in dem Sinne des dem Menschen als solchem zustehenden Rechts, der hier uns interessiert, und daneben im Sinn des von Menschen aufgestellten Rechts. Was könnte charakteristischer sein für das Wort und den Handel, der damit getrieben, als wenn Blumauer redet, daß Menschenrecht und Recht der Trone viel älter sind als je ein Recht der Kirche war, und für Schiller der Zeitpunkt, in dem Posa auftrat, gerade der war, wo stärker als je von Menschenrechten und Gewissensfreiheit die Rede war.

Wir überblicken die große Zahl der staatswissenschaftlichen Schriftsteller, die sich, oft widerwillig genug, mit der Frage der Grundrechte befassen, wir überblicken die Spezialisten des Problems vom großen Gerber zum kleinen Giese und finden letzten Endes nichts als die Bestätigung der alten Wahrheit: zwei Juristen, drei Meinungen. Der Begriff der Grundrechte wird heute meist rein politisch genommen. Wir verstehen darunter Rechte, die gewährleisten die freie Betätigung der staatsbürgerlichen Persönlichkeit, die aller Staatsgewalt bestimmte Schranken ziehen im Interesse des Bürgers; es sind Rechte, die aus dem Staatsbürgerrechte, Reichsbürgerrechte als solchem heraus erwachsen, obwohl sie nicht, auch nicht in ihrer Gesamtheit, das Staatsbürgerrecht erschöpfen. In dem langen Lauf der Geschichte menschlichen Denkens ist das Verhältnis von Freiheit und Recht, Freiheit und Staat, das den Menschen in seiner innersten Persönlichkeit ergreift, die erleuchtetsten Köpfe beschäftigt, in völliger Klarheit immer nur erfaßt in den großen Schicksalsstunden der Völker von dem intuitiven Blick der gewaltigen Männer der staatlichen Praxis, der Männer der staatsmännischen Tat. Wer kennt die Philosophen, nennt die führenden Geister aller Wissenschaft vom Staat, die über die Freiheit und ihr Recht nachgedacht, seit Aristoteles sie erkannte in der Befugnis der Bürger, nach ihrem Belieben zu leben, und ihrer Teilnahme an der Staatsgewalt; seit Montesquieu in seinem „Geist der Gesetze" unterschied zwischen staatsbürgerlicher Freiheit, Freiheit von Verwaltungswillkür und bür-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerlicher Freiheit, Freiheit in allen bürgerlichen Rechten; bis auf den gewaltigen Wilhelm von Humboldt, der getroffen vom Genius der Zeit mit ehernem Griff die Grenzen der Staatsgewalt für alle Ewigkeit festzulegen glaubte, und Mill, der die Humboldtschen Ideen dem britischen Leser vervolkstümlichte; bis auf Schopenhauer, der, den Ausdruck Menschenrechte, Freiheitsrechte, Grundrechte fast gewaltsam vermeidend, von dem Schutz spricht der Menschen gegen ihre Beschützer, gegen die, denen die Gesellschaft die Handhabung des Schutzes übertragen hat, und der dadurch erreichten Sicherstellung des öffentlichen Rechtes.

Wir lassen die Philosophen und wenden uns den Männern des positiven Rechtes zu, deren Grundfehler es ist, wie Mommsen irgendwo sagt, daß sie Politik weder machen noch verstehen, ein Fehler nirgends mehr von Bedeutung als in der Lehre von den Grundrechten, die sich nun einmal nicht zwingen lassen in das Prokrustesbett des Gewirrs moderner Paragraphen. Über die Freiheit als Rechtsbegriff geben wir das Wort dem Theoretiker des Liberalismus: Bluntschli erblickt sie „in den staatlich anerkannten Ordnungen und Schutzwehren, welche die persönliche Freiheit vor einer falschen Abhängigkeit oder vor Unterdrückung zu wahren, ihre selbstbewußte und selbstbestimmte Offenbarung zu schützen und überdem den Zweck haben, den gemeinschädlichen Mißbrauch zu verhindern und zu bestrafen". Die Freiheit als politischer Begriff greift weiter, sie umfaßt das gesamte Leben des Staatsbürgers, ohne sich zu beschränken auf die rechtlichen Dinge. Die durch objektive Rechtsvorschrift dem Staatsbürger gewährten Grundrechte haben die Natur wahrer subjektiver Rechte des öffentlichen Rechts gegenüber der Staatsgewalt; sie entsprechen den subjektiven Rechten der Privatrechte und unterscheiden sich von ihnen, was ihren Rechtscharakter anlangt, überall nicht materiell, sondern nur formell, insofern sie verschiedenen Rechtsgebieten angehören. Das ergibt sich ohne weiteres, wenn man die landläufigen Definitionen des subjektiven Rechts zu Grunde




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

legt, das Windscheid als Wollendürfen auffaßt, Ihering als rechtlich geschütztes Interesse, Jellinek als Fähigkeit Rechtsnormen im subjektiven Interesse in Bewegung zu setzen. Auch wer mit Bornhak annimmt kein subjekives Recht der einen ohne ihm entsprechende Pflicht einer anderen Person, darf die subjektive Rechtsnatur der Grundrechte anerkennen, weil nichts hindert als verpflichtete Personen zu betrachten die Gesamtheit der übrigen Staatsbürger und den Staat selbst in seiner Eigenschaft als Rechtsperson. Dem Staat und der Allgemeinheit der Staatsbürger gegenüber beansprucht der einzelne, daß die Grundrechte beobachtet und innegehalten werden, die nach den objektiven Rechtsvorschriften ihm zustehen, und die Verwaltungsgerichtsbarkeit der Neuzeit kann uns den Weg zeigen, wie der Schutz der Grundrechte praktisch zur Geltung gebracht wird. Aus der Zahl der juristischen Schriftsteller, die gleiche oder ähnliche Ansichten wie wir hier vertreten, heben wir hervor den Berliner Gierke und Wellstein, der darüber handelt im Staatslexikon der Görresgesellschaft. Die Auffassung ist jedoch als die herrschende keineswegs zu bezeichnen. Gewaltig der Heerbann, der gegen sie aufgeboten, gewaltig mehr durch Ansehen der Persönlichkeiten, die ihn führen, als das Gewicht der Gründe, die ins Feld gestellt werden können. Man leugnet, daß die Grundrechte die Natur wirklicher subjektiver Rechte besäßen. Man erblickt in ihnen nur Negationen von Freiheitsbeschränkungen, die früher bestanden, Negationen, die die Staatsgewalt dem Zuge der Zeit folgend sich selbst auferlegte, die, wenn es ihr beikommt, der Zeitgeist sich ändert, wieder zurückzunehmen niemand sie hindere. Gerber hat zuerst mit allem Nachdruck diese Auffassung vertreten; noch nicht mit der Folgerichtigkeit derer, die ihm folgten, denn er nimmt an, daß die objektiven Grundrechtsnormen unter der Voraussetzung eines bestimmten Tatbestandes eine Berechtigung, ein Recht im subjektiven Sinne erzeugen. Mit der starren Konsequenz, die ihn überall auszeichnet, wird die subjektive Rechtsnatur der Grundrechte verworfen von


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der unbestrittenen Tagesgröße des Staatsrechts, dem Straßburger Rechtslehrer Laband. Die Grundrechte sind ihm Normen für die Staatsgewalt, die sie sich selbst gibt, sie sind ihm Schranken für die Machtbefugnisse der Behörden, sie sichern ihm zwar dem einzelnen seine natürliche Handlungsfreiheit in bestimmtem Umfange, aber sie begründen ihm nicht subjektive Rechte der Staatsbürger, denn sie haben ihm kein Objekt; ihm beruht die Hervorhebung gewisser Betätigungen der natürlichen Handlungsfreiheit als Grundrechte nur auf einer historischen Reminiszenz an ehemalige Eingriffe der Staatsgewalt, die mit den heutigen Kulturverhältnissen nicht mehr vereinbar. Außer Laband mögen der Münchener Seydel, der Bonner Zorn, der Berliner Bornhak wenigstens genannt werden als Vertreter der grundsätzlich selben Meinung. Richtig erkennt diese Auffassung, daß manches unter den Grundrechten nach alter Gewohnheit noch aufgeführt wird, was nur den Charakter von Grundsätzen, vielleicht objektiven Rechtsnormen hat, sie verkennt aber in ihrer völligen Verallgemeinerung, daß darunter immer noch ein gut Teil wirklicher subjektiver Rechte enthalten ist. So steht der Streit der Gelehrten des positiven Rechts; er wird weiter gehen, wenn auch Giese glaubt, in dieses Tohuwabohu widersprechender Meinungen Ordnung gebracht zu haben und das Schlußwort zu sprechen mit einer Begriffsbestimmung, die schließlich nichts zu wünschen übrig läßt vom Standpunkt des reinen juristischen Positivismus:

„Unter den sogenannten „Grundrechten“ versteht man den — nicht geschlossenen, sondern je nach den individuellen innerstaatlichen Verhältnissen mehr oder weniger umfangreichen — Kreis derjenigen öffentlich rechtlichen Normen, welche der Staat zum Zeichen der Anerkennung einer von seinen Funktionen unberührt bleibenden Freiheitssphäre der seiner Gewalt grundsätzlich unterstehenden Individuen, sich selbst nach diesen Richtungen hin beschränkend, schafft, und deren Anwendung bei sämtlichen Verwaltungshandlungen er seinen Organen zur Pflicht macht, auch nötigenfalls zwangsweise durchsetzt.“


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es verdient unsere Bewunderung, wie vollständig sich diese Wissenschaft des Rechts die christliche katholische Rechtsphilosophie vom Leibe gehalten hat, um auf's neue zu beweisen: catholica non leguntur. Dem unbefangenen Forschersinn, der ohne Voreingenommenheit die Entwicklung des Verhältnisses prüft von Freiheit und Staat, kann nichts näher liegen als die Stellung zu erforschen, die die katholische Geisteswelt dazu eingenommen. Erst das Christentum war es und die Kirche, die dem allgemeinen Bewußtsein der wahren Freiheit erhabenen Begriff einfügte. Augustinus und Thomas von Aquin haben sich mit diesen staatlichen Fragen beschäftigt. Eine unübersehbare Literatur weist die katholische Wissenschaft der Neuzeit auf bis zu dem umfassenden Werk der Moralphilosophie Cathreins. Wieviel hat diese reiche katholische Welt noch zu schenken der protestantischen Wissenschaft; wieviel harrt noch der Auferstehung für das protestantische Deutschland von dem Reichtum unsers neuen katholischen Schrifttums. Was sind dem Protestanten von heute Görres, Radowitz, Ketteler mehr als Schall und Rauch. Niemals kann zu einer richtigen Erkenntnis und Freiheit, zu einer richtigen Würdigung der Grundrechte kommen, wer nur den Staat als den Schöpfer alles Rechts betrachtet. Nur wer den Herrscher der Welt als die letzte Quelle alles Rechts erkannt, wem das Recht ein wesentlicher Teil ist der sittlichen Ordnung, dem ist die Freiheit des Staatsbürgers in ihrer sittlichen Würde ein Erfordernis aller staatlichen Ordnung. Selten, daß unter den zeitgenössischen Lehrern des Rechts ein anderer Urgrund des Rechts anerkannt wird als der allmächtige Staat; als ein weißer Rabe unter ihnen erscheint Heinrich Dernburg, dem das subjektive Recht wurzelt in der Persönlichkeit des Individuums, dem der Staat das Recht nicht schafft, sondern nur anerkennt, schützt und näher feststellt. Ganz anders als diese Rechtslehrer der eigenwilligste aller Historiker, Treitschke, der der katholischen Kirche verständnislos und engherzig gegenübersteht wie nur einer, dem


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber der Blick in den Zusammenhang der geschichtlichen Dinge die Augen geöffnet hat:

„Es hat des Christentums bedurft, um den Gedanken von der Würde der menschlichen Persönlichkeit zu erwecken. Aristoteles sagt hinsichtlich der Sklaverei, es sei eigentlich nicht Recht, Menschen als Sachen zu gebrauchen, allein, weil es Menschen gäbe, die sich über die Tiere nicht erheben können, solle man sie auch als solche behandeln. Also auch dieser freieste Kopf seiner Zeit konnte sich nicht zu der Anschauung erheben, welche die Grundlage des Christentums bildet. Es ist höchst bezeichnend für die Gedankenlosigkeit der modernen Radikalen, daß sie immer auf das Christentum schimpfen und gar nicht ahnen, daß sie die besten ihrer Freiheitsgesetze eben diesem geschmähten Christentum verdanken. Gewisse Freiheitsvorstellungen sind in Wahrheit erst das Resultat eines langen Entwicklungsprozesses, und auch die christliche Idee der Gotteskindschaft hat sich sehr langsam weiter entwickelt."

(Schluß folgt.)

---

## XII.

## Michael Pacher.

Von Dr. Johann Ranftl.

Prangte das berühmte und einzige vollständig erhaltene Hauptwerk Michael Pachers in einem großstädtischen Museum oder in einer Kirche, die dem sommerlichen Fremdenstrome ausgesetzt ist, dann würde der Name dieses Künstlers schon längst neben den allbekannten Zeitgenossen und etwas jüngeren Künstlern des 15. Jahrhunderts Veit Stoß, Adam Kraft und Peter Vischer in Ehren genannt. Im oberösterreichischen St. Wolfgang am Attersee jedoch hat die Masse der Wandernden nur Augen für die Naturherrlichkeiten des Salzkammergutes und die Kunstforschung selbst beschäftigte sich


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

erst in jüngster Zeit ernst und eingehend genug mit dem interessanten Tiroler Meister und seiner Kunst, um uns die Stellung, Macht und Bedeutung seiner Persönlichkeit ausreichend zum Bewußtsein zu bringen. Geschrieben wird über M. Pacher allerdings seit 1834 und in Hans Sempers vor Jahresfrist erschienenem Buche „Michael und Friedrich Pacher“[1]) findet man über 60 Nummern von Publikationen aller Art bis 1912 herab zusammengestellt. Nur weniges, wie etwa W. Mannowsky „Die Gemälde des Mich. Pacher“[2]) fehlt. Was man von den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über Pacher und seine Werke schrieb, geht meist über ein ziemlich willkürliches Raten und Meinen nicht hinaus. Wie man in Italien lange Zeit jedes glasierte Tonbild Luca della Robbia[3]) oder in Süddeutschland alle möglichen Holzskulpturen Veit Stoß zuwies, so wurden auch Michael Pacher ziemlich wahllos tirolische Gemälde und Holzskulpturen aller Art zugeschrieben, mochten sie nur irgend einen Zug von Verwandtschaft mit seiner Zeit und Schule aufweisen. Aus diesem Gemengsel mußte erst das wahre Bild Pachers und seiner Schule wieder behutsam herausgesucht werden. Kunsthistoriker wie Förster, Waagen, Schnaase und besonders Dahlke bewiesen zuerst einen richtigen Blick für die bedeutende Kunst des lange vergessenen Meisters. Vor allem aber die langjährigen Forschungen des Innsbrucker Kunsthistorikers Hans Semper, die urkundlichen Studien R. Stiaßnys[4]) und manche wertvolle Einzelarbeiten tirolischer und anderer Gelehrter[5]) brachten in der letzten Zeit allmählich Licht und

1) Michael Pacher und Friedrich Pacher, ihr Kreis und ihre Nachfolger. Von Hans Semper. Paul Neef. Eßlingen. 1911.

2) München u. Leipzig. 1910.

3) Vergl. über ihn neuestens: Die Künstlerfamilie della Robbia von Dr. Oscar Doering-Dachau. München. (Die Kunst dem Volke Nr. 14.)

4) „Ein mitteldeutscher Alpenkünstler.“ Deutsche Rundschau 1897. — „Urkundliches über Friedrich Pacher.“ Repertorium für Kunstwissenschaft. 1900. — „Die Pacherschule.“ Rep. f. K. 1903.

5) z. B. K. Strompen, A. Röttinger.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ordnung in das Material, das für M. Pacher und seine Schule in Betracht kommt und das heute leider sehr fragmentarisch und weit verstreut auseinanderliegt. Erwähnung verdient hier noch ein prächtiges Tafelwerk von F. Wolff,[1]) dem ein Textband folgen soll, und auch Stiaßny stellt seit längerer Zeit eine große Publikation des St. Wolfganger Altares in Aussicht.

Nach solchen Vorarbeiten über alle wichtigeren einschlägigen Fragen, die eine allseitige Betrachtung der Pacherschule ermöglichen, waren die Vorbedingungen erfüllt, unter denen Dr. O. Doering mit einer zusammenfassenden Darstellung einem weiteren Leserkreis Einblick in diese alttirolische Kunstblüte und in die wissenschaftlichen Fragen und Streitpunkte über dieselbe geben konnte.[2]) Es liegt freilich in der Natur des Gegenstandes begründet, daß man hier nicht eine wohlgerundete, anschauliche, mit farbigem Detail ausgestattete Biographie und Würdigung des künstlerischen Lebenswerkes bieten kann, sondern vielfach nur ein Bild vom Stande der Forschung über dasselbe. Der Leser findet bei Doering eine gute Verwertung der urkundlichen Nachrichten über M. Pacher und die Seinen. Es folgt eine ausführliche Besprechung der Werke, der urkundlich und stilkritisch beglaubigten, sowie jener, die nur der Werkstatt und Schule angehören. Selbstverständlich wird der allseitigen Würdigung des St. Wolfganger Werkes der breiteste Raum und besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die für Pacher bedeutsame kunsthistorische Umwelt wird in der Einleitung, das Weiterwirken seiner Kunst in eigenen Ausführungen am Schlusse skizziert. Ein hübscher Abschnitt „Tirol, Flandern, Oberdeutschland und Italien" betitelt, handelt von den Einflüssen und Anregungen, die von außen her auf die Pacher'sche Kunst zukamen. Über

1) F. Wolff, Michael Pacher. I. 96 Lichtdrucktafeln i. Fol. F. Stödtner. Berlin. 1909.

2) Michael Pacher und die Seinen. Eine Tiroler Künstlergruppe am Ende des Mittelalters. Von Oskar Doering. Mit Titelbild u. 82 Abb. B. Kühlen. M. Gladbach.




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anonyme Schüler und Gehilfen, auch über die Gepflogenheiten einer spätgotischen Künstlerwerkstätte erfährt man Interessantes und Lehrreiches. Die Beschreibung von Werken, die nicht abgebildet sind, hätte der Autor besser eingeschränkt. Manche neue Anschauung, neue Zusammenhänge und gelegentliche neue Zuweisungen von Werken an Pacher oder seine Schule beweisen, wie ernst sich Doering in sein Thema vertiefte. Seine Arbeit verlangt daher auch ein aufmerksames Lesen und Nachprüfen, mit einem Worte: Studium, und geriet daher für ein weiteres Publikum etwas zu schwerverständlich.

* * *

Die Urkunden sagen von Michael Pacher allerlei, aber sehr wenig, was uns einen klareren Einblick in seinen Lebensgang oder gar in seine künstlerische Entwicklung gewährte. Der Künstler ist um 1435 in Bruneck (im Pustertal) geboren. Man darf vermuten, daß er seine Lehrjahre in Brixen, wo damals eine rege Kunsttätigkeit herrschte, durchmachte und daß er darnach auf seiner Gesellenwanderung manches von Kunst im Süden und Norden sah. Alle Umstände waren dazu angetan, ihn zunächst nach Italien zu führen. Vielleicht war er am Oberrhein, vielleicht sogar in den Niederlanden. 1465 soll er ein Altarbild für Ried bei Bozen gearbeitet haben. Es erhielt sich keine Spur davon. 1467 erscheint er zuerst als „meister Michel der maler . . . purger zu Brawneck“. Vom 22. Mai 1471 ist der Vertrag für den Schnitzaltar von Gries bei Bozen datiert. Pacher wird darin gleichfalls „Maler“ genannt und stand bereits im Rufe, daß er ein so bedeutendes Werk ausführen könne. Zwischen 1469 und 1496 erwähnen ihn verschiedene Brunecker Urkunden in bürgerlichen Angelegenheiten. Kurz nach der Bestellung des Grieser Altares schloß er auch den Vertrag für den Wolfganger ab, am 13. Dezember 1471. Die Arbeit für Gries dauert von 1471 bis 1475, der Altar von St. Wolfgang wird 1481 vollendet. Am 14. November dieses nämlichen Jahres wird der St. Michaelsaltar für die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bozener Pfarrkirche bestellt und die Zahlungen dafür lassen sich bis 1484 verfolgen. Zwischen dem 19. August und 18. November 1484 sehen wir Pacher in Verhandlungen mit Salzburg, die den Altar für die dortige Frauenkirche (heute Franziskanerkirche) betreffen. Neben solchen ganz großen Werken dürften in der großen Künstlerwerkstatt noch verschiedene kleinere Arbeiten ausgeführt worden sein. Denn 1495/96 hören wir von einem Altar für die St. Michaelskapelle auf dem Aschhofe, 1489/90 von dem Kirchenväteraltar für den Dom von Brixen, der zweifellos mit dem bekannten Münchener Altarwerk identisch ist. Der Pacher'schen Werkstatt gehört auch ein Laurentiusaltar an, dessen Teile heute zerstreut sind und manche andere Gemälde und Statuen. Am 24. August 1498 ist der Meister nicht mehr am Leben, da die Salzburger eine Zahlung an seinen Erben und Schwiegersohn leisten. Die urkundlichen Zeugnisse lassen uns auch auf einen bedeutenden Wohlstand des vielbeschäftigten Künstlers schließen.

Seit 1478 erscheint in den Brunecker Urkunden auch ein Friedrich Pacher, den man gewöhnlich als einen Bruder Michaels ansieht. Bezeugt ist diese Verwandtschaft nicht. Von ihm existiert wenigstens ein signiertes Werk, die „Taufe Christi“ vom Jahre 1483 in Freising. Wahrscheinlich bildete er sich in Michael Pachers Werkstätte aus und hatte, als das Freisinger Bild entstand, bereits sein eigenes Heim und Atelier. Eigenen Besitz an Grund und Boden in Bruneck bezeugen wiederum verschiedene Urkunden. Von Kaiser Maximilian wurde er als Sachverständiger zur Untersuchung der schadhaft gewordenen Fresken der Burg Runkelstein gesandt. Bis 1508 begegnet uns Friedrichs Name. Als er 1501 nach Uttenheim übersiedelte, übernahm den städtischen Besitz ein Hans Pacher, der 1487 gleichfalls als „meyster Hansl maler“ in einer Aufzeichnung erscheint. Ein jüngerer Hans Pacher war wieder als Goldschmied erwähnt. Es scheint also auch hier eine ganze Künstlerfamilie tätig gewesen zu sein, wie es uns sonst in Italien und in den Niederlanden begegnet. Zahl-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reiche Gehilfen und Schüler und sonstige Nachfolger Pachers versorgten um 1500 und in den folgenden zwei bis drei Jahrzehnten viele Kirchen Tirols mit schönen Schnitzaltären.

Von den Schöpfungen Michael Pachers und seiner Werkstätte blieb uns, wie erwähnt, nur der herrliche Altar von St. Wolfgang im ursprünglichen Zustande erhalten. Aufschrift und Urkunde belehren uns über den Künstler und Besteller. Von dem Flügelaltar in Gries sieht man nur mehr den mittleren Schrein, die „Tafel" mit der plastischen Gruppe der Marienkrönung und ein paar Reste von den Flügeln. Von dem jedenfalls sehr großartigen Salzburger Altarbau — er kostete die große Summe von 3300 rhein. Gulden — steht heute einzig noch die verstümmelte und ergänzte Marienstatue auf dem Hochaltar der Franziskanerkirche. Ein paar nicht sicher beglaubigte Fragmente in Innsbruck und Tratzberg können vom Bozener St. Michaelsaltar stammen. Der seit kurzem wieder zusammengestellte Kirchenväteraltar der Münchener alten Pinakothek wird seit Semper gewöhnlich Michael Pacher zugeschrieben, von anderen, auch von Doering, nur als Werkstattarbeit erklärt. So ähnlich steht es noch um eine Anzahl anderer Werke, wie die Fresken eines Bildstöckls in Welsberg (bei Bruneck), diejenigen in der Sakristei von Neustift, die lieblichzarte „Vermählung Katharinas" in St. Peter (Salzburg) u. dergl.

Wer sich also heute den vollen und richtigen Begriff von Pachers Kunst, Eigenart und Größe bilden will, wird zu allererst vor das einzig sicher beglaubigte, vollständig erhaltene Werk, den Altar von St. Wolfgang treten. In wundersamer Gold- und Farbenpracht strahlt das seltene Kleinod dem Besucher der Kirche entgegen. Plastische und malerische Darstellungen schmücken in reicher Pracht Predella, Schrein und Flügel und ein überaus feines Zierwerk aus schlanken Säulchen, Türmchen und Baldachinen, in denen Statuen stehen, bekrönt den Schrein. Das Ganze erreicht die Höhe von fast elf Metern. Der Schrein in der Mitte enthält die Aufnahme Mariens in den Himmel. Der Heiland


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

segnet die demütig vor ihm knieende Gottesmutter, wie es der liturgische Vers alljährlich wiederholt: „Benedicta filia tu a Domino . . .“ Liebliche Engel musizieren an den seitlichen Pfeilern oder halten dienend die reichwogenden Gewänder. Die Prachtgestalten des hl. Wolfgang und des hl. Benedikt, der Patrone der Kirche und des Ordens, dem diese zugehörte, stehen feierlich in Nischen neben der Hauptszene. Zu äußerst am Schreine, an den „orten“ des Altars sieht man bei geschlossenen Flügeln St. Georg und St. Florian, elastische Ritterjünglinge voll südländischer Grazie und anmutigen Linienzaubers. Die Flügel des Schreines und der Predella („Sarg“ ist der altdeutsche Name für letztere) enthalten in sinngemäßer Verteilung Szenen aus dem Marienleben, aus dem Leben Jesu und des hl. Wolfgang. Die Umrahmung des Mittelschreines zeigt uns zwischen feingeschnitztem Rankenwerk die Vorfahren Christi. Die Predella birgt im Innern eine mittelmäßig gearbeitete plastische Anbetung der Weisen, gemalt auf den Flügeln zwei Szenen des Marienlebens (Innenseite) und die vier großen lateinischen Kirchenväter (Außenseite). Ihnen entsprechen die vier Evangelisten auf der Rückseite, während die Rückwand des Schreines, von Gehilfenhand gemalt, Christophorus und andere populäre Heilige, die der Gegend und Kirche nahe stehen, zeigt. Im luftigen Gerüste der harmonisch aufsteigenden Bekrönung nimmt der Gekreuzigte zwischen Maria und Johannes die Mitte ein. Darüber tront Gottvater zwischen der Verkündigung. In seitlichen Baldachinen stehen noch St. Michael und Johannes d. T., Ottilia und Scholastika. Eine nähere Beschreibung würde doch keine Vorstellung von dem mächtigen Werke erwecken. Der Eindruck ist natürlich am gewaltigsten, wenn sich bei geöffneten Flügeln die ganze leuchtende Herrlichkeit entfaltet. Da zeigen sich dem Andächtigen wie in einem monumentalen Prachtbuche die größten Geheimnisse seines Glaubens: Dreieinigkeit, Erlösung, Maria, Heilige. Bilder sollten ja im ganzen Mittelalter einem Worte Gre-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gors d. Gr. gemäß, dem Volke die Bücher ersetzen.[1]) Und all die hohen religiösen Ideen zeigen sich hier nicht bloß illustriert, sondern in einem festlichen künstlerischen Prachtgewande. Wie weihevoll erscheint nicht die plastische Krönungsgruppe in ihrer ruhigen Hoheit und stillen Größe! Das ernste Antlitz Christi und die liebliche Demut Mariens, das lebensfrische, kindliche und schalkhafte Wesen der kleinen Engel, die majestätischen, lebensvollen Heiligen, das goldene Gewoge der Faltenmassen mit seinen Lichtern und tiefen Schatten und die reiche Herrlichkeit des gotischen Gehäuses sind allein schon von einer bezaubernden Wirkung. Und wer sich dann ruhig und liebevoll in die gemalten Szenen vertieft, begegnet immer neuen Schönheiten. Am lebhaftesten erfreuen jeden Beschauer die Szenen aus dem Marienleben mit ihrer gut abgewogenen Komposition, sicheren Charakteristik und seelischen Innigkeit. Farbige Pracht und eine in der gleichzeitigen deutschen Kunst unerhörte Beherrschung des Räumlichen nach den Gesetzen der Perspektive und ein organisches Zusammenstimmen des Raumes und der plastisch erschauten Gestalten überrascht uns immer aufs neue. Die plastische Hauptgruppe, die Szenen des Marienlebens und die vier Kirchenväter hält daher Semper mit Recht für eigenhändige Arbeiten Michael Pachers. Die Flügelbilder mit dem Leben Jesu und der

1) „Gentibus pro lectione pictura est." Den genauen Anschluß an die kirchliche Lehre, Legende und Liturgie kann man hier wie sonst in der mittelalterlichen Kunst Schritt auf Schritt verfolgen. Darnach dürfte sich für die Figürchen der Predellaumrahmung in St. Wolfgang (Doering S. 51) die Deutung auf Salomo und die Königin von Saba, das Vorbild der Anbetung der Weisen nach dem alljährlichen liturgischen Gebete, ergeben. Die zwei Männer auf dem Laurentiusbilde (Doering S. 122), über die der Heilige den Segen gibt, sind die Blinden, die St. Laurentius heilt, wie die Legende und kirchliche Antiphon gleichmäßig berichten. Nebenbei sei noch bemerkt, daß die Darstellung in der Agraffe des hl. Gregorius (München) und des hl. Petrus (Tratzberg) nicht die „Auferstehung" sondern der im Grabe stehende Schmerzensmann, der beliebte Gegenstand der oberitalienischen Kunst, ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wolfgangslegende, obwohl nicht von erster Meisterhand, sind doch interessant und wirken gut im Rahmen des ganzen Werkes. Sie verraten den ordnenden Meister, aber zugleich die nach seinem Entwurfe ausführende Gehilfenhand. Wie einst Goethe vor der „scharfen, sicheren Gegenwart" der Fresken Mantegnas in Padua, so staunt der Betrachter Pacherscher Gemälde, wenn er sich die gleichzeitige schwäbische und fränkische Kunst vor Augen hält. Und wenn er auch an die vorbildlichen Werke in Verona und Padua denkt, so sagen ihm doch die nervigen knorrigen Gestalten mit den gemütvollen Gesichtern, die lieblich innigen Frauen und das reiche spätgotische Wesen des prächtigen Altarwerkes, daß Pacher wohl von den Italienern lernte, aber sich selbst keineswegs schwächlich an dieselben verlor, wie manche niederländische Romanisten. Und wenn man nach der Bewunderung alles Einzelnen erst fühlen lernt, wie Plastik und Malerei, Gold und Farbe, Figuren und Ornament und die verschiedenen architektonischen Glieder des großartigen Werkes sich zu einer herrlichen Einheit zusammenschließen, dann fühlt man sich auch dem Geiste und Wesen der Pacherschen Kunst wirklich nahe.

Das Kunstjuwel von St. Wolfgang läßt uns schmerzlich ahnen, was mit dem Salzburger Altarwerk, vielleicht auch mit dem St. Michaelsaltar von Bozen der süddeutschen Kunst verloren ging. Der Torso des Altars von Gries, dessen Mittelstück man als eigenhändige Arbeit Michael Pachers ansehen darf — die erhaltenen Flügel sind Gesellenarbeit — erscheint nur als eine einfachere Vorstufe des Wolfganger Altares. Der Wortlaut des Vertrages zusammen mit den Fragmenten hilft der Fantasie einigermaßen, das halbverlorene Werk wiederherstellen. Die prächtigen „Kirchenväter" in der alten Pinakothek mit ihrer schimmernden Farbenpracht und gotischen Zackigkeit, wozu sich eine höchst energische realistische Charakteristik gesellt, bilden eine eigene Art eines nur aus Gemälden bestehenden Flügelaltares, der an die gotischen Retabeln Italiens erinnert. In welchen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zusammenhang das anmutige Bild von St. Peter in Salzburg gehörte, bleibt rätselhaft. Über einige kleinere, zum Teil beschädigte, zum Teil zu Tode restaurierte Arbeiten, die Semper noch Michael Pacher, Doering dessen Schule zuweist, prüfe man die Argumente der beiden Forscher nach.

Eine genaue Betrachtung der Plastik und Malereien auf dem Altare von St. Wolfgang überzeugt uns, daß Michael Pacher nicht allein an dem mühevollen Kunstwerke arbeitete. Stilistische Verschiedenheiten an den einzelnen Teilen weisen auf ein Zusammenarbeiten verschiedener Werkstattgenossen hin, denen allerdings ein anordnender und überwachender Meister vorstand. Da es an inschriftlichen und urkundlichen Aufschlüssen zumeist fehlt, so gestaltet sich die Zuweisung nach stilistischen Kriterien an bestimmte Hände sehr schwierig und sie wird oft genug gänzlich erfolglos. Die Pacherforschung gebraucht daher fast immer nur die Kollektivbezeichnungen „Pacher und seine Werkstatt“, „Pacher und die Seinen“, „Pacherschule“. Da das Freisinger Bild den Namen Friedrich Pachers trägt, so versuchte man durch sorgfältige stilistische Vergleichung diesem Künstler die Bilder aus der Wolfgangslegende am St. Wolfganger Altar, das Apostelbild in Tratzberg, drei Tafeln im germanischen Museum, einige Tafeln in Neustift u. a. zuzuschreiben oder wenigstens mit seinem Namen näher zu verbinden (Semper). Bei der Unsicherheit eines jeden derartigen Schrittes wird man jedoch lieber mit Doering den Versuch derartiger Benennungen lieber aufgeben und beim farbloseren Terminus „Pacherschule“ bleiben, bis etwa ein guter Zufall etwas Urkundliches zu Tage fördert. Der Name Hans Pacher entzieht sich gänzlich jeder Einordnung.

In diesen Zeilen soll auf diese Fragen und Zweifel und auf die mühsamen Wege der Pacherkritik nur hingedeutet werden. Der Kunsthistoriker muß sich eben mit den Forschungen Sempers, Stiaßnys, Doerings und mit der übrigen Literatur genau nachprüfend befassen und auseinandersetzen. Es soll hier nur eine wichtige Streitfrage gestreift werden,



die Frage nämlich: War Michael Pacher Bildschnitzer? Maler? Oder beides zugleich? Semper schreibt die vollendetsten Teile der Plastik und Malerei an den Werken, die den Namen Pacher tragen, Michael zu. Stiaßny, gleichfalls ein trefflicher Kenner, glaubt nur an einen Maler Michael Pacher. Doering dagegen sieht in diesem Künstler nur einen Meister der Holzplastik und den Vertreter und Leiter einer großen Künstlerwerkstatt, dem noch die harmonische Gesamtgestaltung der großen Altarwerke als Verdienst zuzuschreiben wäre. Als Schöpfer der besten Holzbildwerke vermutet Stiaßny einen unbekannten hochbegabten Gehilfen und dasselbe nimmt Doering wiederum für die besten Malwerke an. In den Urkunden wird Pacher „Meister" oder „Maler" genannt. Allein Doering hat recht, wenn er betont, daß die Bezeichnung „Maler" nicht in unserem Sinne verstanden werden muß. Sie bedeutet damals oft soviel als „Decorateur", einen Künstler, der einem Schnitzaltare durch die Fassung (Gold und Polychromie) die Vollendung gibt. So kann unter dem „Maler" im 15. Jahrhundert tatsächlich auch ein Bildschnitzer gemeint sein, wie z. B. eine Kaschauer Urkunde den Bildschnitzer Johannes Weiß bezeichnet als „Johannes Schnyczer alias pictor nominatus". In Süddeutschland (Blaubeuren, Weingarten, Kaisheim) wurde die Ausführung von Flügelaltären Malern übertragen, die sich dann ihre Bildschnitzer zu Hilfe nehmen mußten. In Norddeutschland wurden die plastischen, malerischen und handwerksmäßigen Arbeiten von vorneherein vertragsmäßig an verschiedene Persönlichkeiten verteilt.[1]) Die Benennung „Maler" sagt uns also bei Pacher nichts Verläßliches; es müssen daher andere Erwägungen eintreten, um zu einer wahrscheinlichen Entscheidung zu führen. Mögen Stiaßny und Doering ihre Annahmen mit Geist begründen, das Nächstliegende und Wahrscheinliche bietet

1) Vgl. Stephan Beissel S. J., Das Leben Jesu Christi von Jan Joest geschildert auf den Flügeln des Hochaltares zu Kalkar. B. Kühlens Kunstanstalt. M.-Gladbach. 1900.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch nach wie vor Sempers These, daß der berühmte Brunecker Künstler Schnitzer und Maler zugleich war. Denn vom angesehenen Inhaber und Leiter einer Kunstwerkstatt des 15. Jahrhunderts wird man, wenn nicht etwas anderes bezeugt ist, lieber eigenes Können in allen ihm zugehörigen Fächern als etwa bloßes Unternehmertum, theoretisches Verständnis und teilweise künstlerische Praxis annehmen. Ersteres konnte eher den Ruf eines weitgesuchten „Meisters" einbringen. Das Verschiedenartige und Verwandte, das uns auch in den besten Leistungen der Pacher'schen-Kunst begegnet, erklärt sich ganz gut unter der Voraussetzung, daß Michael Pacher den Plan, die „Visierung" des ganzen Werkes entwarf (Vertrag für St. Wolfgang), selbst mitarbeitete und die Arbeit der Gehilfen leitete und beaufsichtigte. Geschäftliche Abberufungen, wie die nach Salzburg, und andere Möglichkeiten zwangen den Meister, ein halbfertiges Gemälde einem Mitarbeiter zu überlassen, besonders, wenn noch, wie im Grieser Vertrag, ein bestimmter Ablieferungstermin vereinbart war oder die Besteller drängten. In solchen Lagen war der alte Künstler ein Handwerker und gar nicht mehr. Daß Pacher seinen besseren Gehilfen freie Hand ließ, nimmt man ziemlich gleichmäßig an. Diese werden an seiner Vorzeichnung ebenso manche Einzelheit geändert haben, wie wir es bei der Benutzung fremder Vorlagen (Kupferstich, Holzschnitt) öfters verfolgen können. Das Ungleichwertige im nämlichen Werke, Geniales neben Handwerksmäßigem beirrt uns nur dann, wenn wir uns eigenmächtig ein Vollkommenheitsideal vom alten Künstler bilden, um daran die überlieferten Werke zu messen. Wenn ferner in Bozen Lucas Alber, Jörg Arzt, Niklas Polack, ein Narziß Maler und Bildschnitzer zugleich waren, wie die Urkunden besagen, warum soll es nicht Michael Pacher gewesen sein, der dasjenige schuf, was man in den nach ihm benannten Werken übereinstimmend als vorzüglichste Leistung in Skulptur und Malerei in der ganzen gleichzeitigen deutschen Kunst anerkennt. Und da gerade mit Michaels Tod auch diese ungewöhnliche Leistungsfähigkeit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus seinem Kreise verschwindet, so wird man das Beste der Pacherkunst eben doch lieber mit dem damals berühmten Namen des Meisters als mit unbekannten Gehilfen verbinden. Auch der Umstand, daß sich in Pachers Holzplastik der italienische Einfluß weniger geltend macht als in den Gemälden, ist nichts Auffallendes. Die urdeutsche Schnitztechnik hatte von vorneherein mehr traditionell Beharrendes in sich. Dies zeigt auch die Gesamtentwicklung der Tiroler Kunst. Über 100 Jahre spürt man bereits den italienischen Einfluß in der Malerei, ehe sich in der Plastik nennenswerte Spuren zeigen. Und in der Baukunst dauert die Gotik zum Teil bis in das 17. Jahrhundert hinein.

Des öfteren wurde bereits des italienischen Einflusses auf die Kunst Pachers gedacht. Tirol war von jeher ein Durchgangsgebiet für den Verkehr zwischen Nord und Süd. In der Landschaft, im Volkstum und Stammescharakter, in vielen Lebensgepflogenheiten gibt es hier eine stete Wechselwirkung zwischen deutschem und italienischem Wesen, und Künstler wanderten schon vor dem 15. Jahrhundert über den Brenner hin und her und taten es nachher, wie uns das vorzügliche Buch von H. Hammer über die barocke Deckenmalerei Tirols belehrt.[1]) Semper und Stiaßny sind den italienischen und nordischen Einflüssen auf die Pachersche Kunst bereits nachgegangen, und es wurde zugleich betont, wie sich im Hauptmeister das Fremde mit der kräftigen Tiroler Art glücklich vereinte. Doering ergänzt die bisherigen Aufstellungen noch im einzelnen. Schongauers berühmte Stiche gelangten auch nach Tirol und Multschers Sterzinger Altar konnte von den Tiroler Künstlern nicht übersehen werden. Niederländische Einflüsse zeigen ihre Spuren bei Pacher. Sie nötigen uns aber nicht gerade zur Annahme eines Aufenthaltes des Künstlers in den Niederlanden. Denn Künstler, Gemälde und Kupferstiche wanderten damals von den Niederlanden

1) Heinrich Hammer. Die Entwicklung der barocken Deckenmalerei in Tirol. Heitz. Straßburg. 1912.



Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nach Italien und den Alpenländern. Wir bemerken z. B. niederländische Einwirkung sogar in der steirischen Malerei des 15. Jahrhunderts, ohne daß man bis heute erklären kann, auf welchem Wege dieselbe in unsere Alpentäler gelangte. Ein neues Beispiel für die Ausnützung graphischer Blätter von Seite der Maler bringen Doerings Beobachtungen über die Verwertung der Stiche des Meisters E. S. in der Pacherschule. Das Einströmen der italienischen Kunst, ihrer Motive und Auffassungsweise dauert in Tirol, wie erwähnt, seit dem 14. Jahrhundert. Erst waren es die giottesken Ausläufer Norditaliens und der große Veroneser Realist Pisanello. Nach einem Intermezzo, das vom flandrischen Einfluß bestimmt wird, kommt eine neue Welle von Italien her. Mantegnas plastische Kraft und perspektivische Rechenkunst zusammen mit dem venezianischen Kolorit machen sich in der Generation Pachers geltend. Einzelne Maler (Neustifter Katharinenaltar) erliegen zuweilen schier dem fremden Wesen. In Michael Pacher aber vermählen sich nordische und südliche Tendenzen mit seinem eigenen urkräftigen Empfinden glücklich zu einem persönlichen Stil von seltener herber Schönheit und Frische. Für einzelne Motive, Gestalten, Architekturen u. dergl. braucht man nicht unbedingt einen Aufenthalt Pachers in Italien voraussetzen. Wohl aber läßt sich das sichere Zusammenstimmen perspektivisch klar entwickelter Räume mit den plastisch und lebendig hineingestellten Gestalten und die vornehme Hoheit in den besten Szenen des Wolfganger Altars schwer anders erklären als durch eine lebendige Einwirkung italienischer Kunst auf einen ungewöhnlich empfänglichen und doch selbständigen Künstler. Und eine Reise nach Norditalien war für Pacher wahrlich nichts Schweres. Karl Voll versucht es allerdings, die Art der Pacher'schen Kunst ganz aus der heimischen, tirolisch-bairischen Tradition zu erklären.[1]) Jedoch nicht durchwegs

1) K. Voll, Vergleichende Gemäldestudien. G. Müller. München 1909. 1. Bd. S. 101 ff.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überzeugend. Beim Hinweis auf die Verwandtschaft einzelner Motive muß man freilich hier wie sonst in der Kunstgeschichte Vorsicht und Einschränkungen walten lassen. Eine über den Rahmen hängende Gewandfalte begegnet uns nicht bloß in den Kupferstichen des Meisters E. S., sondern ebenso bei Donatello, Mantegna, Crivelli u. a. oder der Männerkopf mit der schnurrbartlosen Oberlippe ist nichts Seltenes im 15. Jahrhundert (Ouwater, Wohlgemut, Hausbuchmeister, Kölner Schule, Verocchio). In solchen Fällen wird man meist auf die Annahme bestimmter Vorbilder verzichten und nur das allgemeine Klima der Epoche namhaft machen dürfen.

Genaues Beobachten von Entlehnungen, scharfes Verfolgen der mitarbeitenden Hände an einem Kunstwerk gewährt uns schon manchen Einblick in das künstlerische Leben und Arbeiten jener alten Zeit. Dieser Einblick wird in Bezug auf Pacher noch geklärt durch zwei erhaltene Verträge (Gries, St. Wolfgang). Wir können hier ziemlich deutlich sehen, wie der „erper und guot maler“ mit den Bestellern verhandelt, wie er ihnen seine Skizzen, „ausczug und viesierung“ vorlegt, und wie auf Grund gemeinsamer Durchberatung das endgiltige Abkommen getroffen wird, in dem die Forderungen der Besteller und des Künstlers enthalten sind. Alle wesentlichen Bestandteile des Flügelaltares werden namentlich aufgeführt. So z. B. im St. Wolfganger Vertrag:

„Item der sarich (Predella) soll innen vergolt sein darzu dy pildung Marie mit dem chindlein siczund, Josef und dy drey Kunig mit dem opfer, und ob dy den sarich nicht fulten, so soll er mer pild oder wappner (Krieger) machen alles vergolt.

Item das corpus (Hauptgruppe) sol sein die chronung Marie mit engeln und gulden tuechern nach dem chostlichsten und pesten, so er das gemachen mag.

Item zu ainer seyten sand Wolfgang mit innfel, stab, kirichen und hacken, zu der andern sand Benedict in aim birret mit stab und mit ainem glas, ganz vergolt und versilbert nach notturft.“ etc.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß den plastischen Teilen des Altares im Vertrage genauere Aufmerksamkeit geschenkt wird als den Gemälden, hat seinen Grund wohl darin, weil die ersteren für die Kosten das Entscheidenste waren (Gold, Silber, Fassung, Arbeit), nicht weil man sie künstlerisch höher wertete, wie Doering annimmt. Es zeigt sich uns ein Bild ziemlich handwerksmäßigen Künstlerlebens ohne viel Romantik. Den pathetischen Geniekultus kannte man damals nicht. Für allfällige Differenzen zwischen den Vertragschließenden werden Sachverständige als Schiedsrichter bestellt. Nach der eigenhändigen Arbeit des Künstlers, der das Werk übernahm, fragte man nicht. Nur die gute Vollendung des Ganzen wird vorausgesetzt. Der Meister der Werkstatt trug selbstverständlich die Verantwortung und seine zünftlerische Ehre forderte es, den Auftraggeber möglichst hoch zu befriedigen. In anderen Schriftstücken sind Tischler, Zimmerleute, ein Goldschmied als Mitarbeiter Pachers erwähnt. Das Werk wird zum Teil in der Brunecker Werkstatt ausgeführt, aber erst am Bestimmungsort vollendet. Beim Zusammenarbeiten in der gleichen Werkstatt, bei Benützung gleicher Skizzen und Vorlagen, bei der bestimmenden und führenden Leitung eines Meisters wie Michael Pacher mußte der Charakter des einzelnen mittelmäßigen Mitarbeiters vielfach zurücktreten und nur eine besonders eigenartige Kraft kann sich entschieden kenntlich machen. In diesem Falle eben der Meister selbst. — —

Wiewohl uns manche Urkunden von Michael Pacher und den Seinen einiges berichten und die kunsthistorische Forschung in den angedeuteten Richtungen sich um Werk und Persönlichkeit des berühmten Tirolers emsig bemühte, so will es doch noch nicht so ganz gelingen, uns die Gestalt des Meisters anschaulich zu machen. Und wir hätten ihn gerne vor uns wie einen der scharfausgeprägten Charakterköpfe auf seinen Kirchenvätertafeln. Wer sich aber in das Beste, das seinen Namen trägt, liebevoll vertieft, fühlt doch die Nähe eines bedeutenden Künstlers und Menschen, der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

manches von seinem klaren Geiste und tiefem Gefühl uns verrät und sich so noch heute dem Gemüte des Beschauers vernehmlich macht. Wir sehen, wie er mancherlei Anregungen seiner Zeit aufnimmt und mit seiner starken Persönlichkeit originell verwertet. Wir fühlen seinen Kampf mit engen Traditionen und zunftmäßiger Gebundenheit mit und freuen uns jedesmal, wenn das kraftvolle Talent diese Fesseln zerbricht und sich in freier Tätigkeit entfaltet und Probleme aufgreift, welche die übrige deutsche Kunst erst bedeutend später bewältigt. Dem Betrachter, der sorgsam verfolgt, wie sich in der Pacherkunst Nord und Süd die Hand reichen und wie doch immer die angestammte frische und kräftig gewachsene Tiroler Art siegreich bleibt, wird dieser Meister zu einer Art Symbol des ganzen damaligen Tiroler Kulturlebens, das uns allenthalben in seinem Verkehrsleben wie in der gesamten Kunst und Literatur als Mittelglied zwischen Deutschland und Italien entgegentritt. Auch ein tiefes, vieltöniges Innenleben erscheint hinter Michael Pachers Werken: hoheitsvoller Ernst und zarte anmutige Lieblichkeit, Freude am Genrehaften und Andacht zum Heiligen, naturfroher Realismus und ein seltener Schönheitssinn. Große Linien, kühne Licht- und Schattenmassen, Gold und Farbenpracht, Plastik, Malerei und materialgerechten Zierat, eigene Arbeit und sicher beherrschte Mitarbeit weiß der Meister des St. Wolfganger Altares zu einem ungetrübten Gesamtakkord zu stimmen wie kein zeitgenössischer Künstler in deutschen Landen. Wir erinnern uns hier noch an K. Volls Urteil über den Maler Pacher: „Unter den deutschen Malern des 15. Jahrhunderts hat in der Perspektive keiner auch nur annähernd so Großes und künstlerisch Vollendetes geleistet als Michael Pacher von Bruneck, der im St. Wolfganger Altar das beste Tafelwerk vor Albrecht Dürer und zugleich das einzige geschaffen hat, das innerhalb der germanischen Malerei des Quattrocento sich mit dem Genter Altar messen darf.“ [1]) Die Stärke des Pacherschen Talentes ermißt man

1) K. Voll a. a. O. S. 101.


Digitized by Google


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch einigermaßen am Weiterwirken desselben. Die schöne Blüte der spätgotischen Malerei und Schnitzkunst Tirols steht zum guten Teil im Zeichen des Brunecker Meisters. Der nächste und direkte Einfluß macht sich naturgemäß an den Orten seiner Wirksamkeit geltend, im Pustertal, in Brixen, Bozen und Salzburg. Im benachbarten Kärnten verrät der prächtige Heiligenbluter Altar den Geist der Pacherschen Kunst. Die archivalischen Forschungen Fischnalers ergaben für Bozen allein die ansehnliche Zahl von 23 Malern und Bildschnitzern aus dem ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert. Bei Semper, Doering, Graus[1]) kann sich jedermann genauer über die oft recht interessanten Arbeiten unterrichten, die man zum Teil noch an ihren alten Bestimmungsorten (Bozen, Pinzon, Heiligenblut u. s. f.), zum Teil in Museen findet (Traminer Altar im bayerischen Nationalmuseum). Es sei hier nur angemerkt, daß seit dem Erscheinen des Doeringschen Buches zwei zum Münchener St. Laurentiusaltar (S. 114 f.) gehörige Tafeln von H. Hammer in Dietenheim bei Bruneck aufgefunden wurden[2]) und daß es sich bei den S. 120 von Doering erwähnten zwei Bildchen in der Grazer Galerie möglicherweise um Szenen aus dem Leben des hl. Thomas von Canterbury handelt. Sie bilden jedenfalls auch den Rest eines Flügelaltars, der Michael Pacher nahe steht, während vier andere Tafeln mit Szenen aus dem Leben Jesu in der gleichen Galerie einem anderen Pacherschüler angehören. Ein paar Kleinigkeiten stimmen übrigens mit Details vom Laurentiusaltar überein. Wir sehen bei solchen verschiedenen Kunstgenossen Pachers das einemal die deutliche Anlehnung an die Kompositionsweise und den Gesamtaufbau des großen Vorbildes, das anderemal erinnert man sich lebhaft an die Plastik und scharfe Charakteristik der Gestalten; der eine

1) Vergl. die Aufsatzreihe „Von Tirols altgotischen Flügelaltären". „Kirchenschmuck" 1903.

2) Zeitschrift des Ferdinandeums. Innsbruck 1912. S. 537 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schüler folgt nur der weichen und gefühlvollen Tonart, die der Meister neben seiner Kraft und Energie gelegentlich zeigt, ein anderer wieder entlehnt die wirksamen ornamentalen Motive. Öfters wird das Bedeutende und Große auch zum Handwerksmäßigen, Kleinlichen oder Bäuerlich-Derben herabgebildet.

Die Anregungen, die von dieser fruchtbaren Tiroler Schule ausgingen, berührten auch ein wenig das süddeutsche Kunstleben im Großen, indem sie bei der Entwicklung des neuestens oft genannten „Donaustiles" merklich mithalfen. Semper deutete schon vor 20 Jahren die Möglichkeit an, daß Altdorfer, der Höhepunkt der genannten Stilrichtung, von Tirol aus beeinflußt sein könnte. Seitdem wurde die Frage nach dem Ursprung, Wesen und Umfang dieses Donaustiles, als dessen Träger Künstler wie Wolf Huber, Michael Ostendorfer, Melchior Feselen, Albrecht Altdorfer und einige andere gelten, zum Teil unter scharfer Polemik, eingehender behandelt und die Stellung der Pacherschule gelangte dabei zu Ehren.[1]) Von ihr ging der Sinn für die phantastische Alpenromantik und eine eigene Landschaftskunst, für die Freude an reich entwickelten Innenräumen aus, die Altdorfer zur bekannten Höhe entwickelte. Die ganze Strömung erscheint wie ein frühes Vorspiel jenes poetischen Naturempfindens, das erst im 18. Jahrhundert in Europa überall kräftig wieder erwachte und bis heute in Dichtung, Kunst und Alpinistik immer mächtiger anwuchs und sich zugleich in vielfältiger Weise verfeinerte.

---

1) Vgl. Herm. Voß. Der Ursprung des Donaustiles. Leipzig. 1907. Dazu: „Monatshefte für Kunstwissenschaft". 1908. Heft 5.

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XIII.

## Thomas Murner.

Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.
Goethe, Gesellige Lieder.

Vor Jahren hat Janssen bedauert, daß von katholischer Seite Murner nicht gebührend gewürdigt werde. Sein Wunsch ist endlich glücklich erfüllt, wozu sein großherziges Vermächtnis ebenfalls beigetragen hat.[1]) Das Zerrbild, das von Murners erbittertsten Feinden entworfen worden war, muß nun dem Lichtbilde weichen, das auf Grund seiner eigenen Schriften und authentischer Zeugnisse von unparteiischer Hand entworfen ist. Liebenau hat nahezu ein halbes Jahrhundert das Auge auf den großen Franziskaner geworfen und auch Verschiedenes über ihn veröffentlicht. Dank seinem Fleiße und glücklichem Spürsinn haben wir nun eine Monographie vor uns, die den vielseitigen und vieltätigen Franziskaner möglichst objektiv darstellt. Die hauptsächlichsten Züge daraus möchten wir dem Leser vorführen.

### I.

Murner war 1475 in der nahe bei Straßburg gelegenen Reichsstadt Oberehnheim geboren. 1482 bürgerte sich sein Vater Matthäus Murner in Straßburg ein und hier hat Murner den größten Teil seines Lebens zugebracht. Mit Vorliebe nannte er sich ein Straßburger Stadtkind. Er trat

1) Der Franziskaner Dr. Thomas Murner. Von Dr. Theodor von Liebenau, Staatsarchivar in Luzern. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, herausgegeben von Ludwig von Pastor, IX. Band, 4. und 5. Heft.) (266 S.) Freiburg 1913, Herdersche Verlagshandlung. (M. 7.—).


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erst 15jährig in das dortige Minoritenkloster, das eine blühende Schule besaß. Später besuchte er die berühmteren Universitäten seiner Zeit: Paris, Freiburg, Köln, Rostock, Krakau, Prag, Wien und Basel. 1506 ward er in Freiburg Doktor der Theologie und 1518 in Basel Doktor beider Rechte. Die Kosten für diese Studien bestritt Murners Vater, der hiefür 600 Gulden aufwandte. Nach der Sitte jener Zeit hat Murner wohl an den meisten der genannten Universitäten sowohl gelernt als gelehrt. Schon mit 19 Jahren soll er Priester geworden sein. Seit 1501 nach Straßburg zurückgekehrt, begann er sich als Prediger und Schriftsteller bemerkbar zu machen. Auf dem Provinzialkapitel zu Solothurn im Jahre 1502 hielt er die feierliche lateinische Anrede an die 160 Ordensbrüder, worin besonders auch die Liebe zur Wissenschaft empfohlen wird, unter Hinweis auf die leuchtenden Vorbilder des Ordens, Bonaventura, Alexander von Hales, Duns Scotus, Nikolaus von Lyra und Wilhelm Occam. Von weltlichen Dichtern zitiert er Virgil und Ovid.[1])

In den nächsten Jahren führte ihn sein Beruf in zahlreiche Städte Deutschlands und über dessen Grenzen hinaus. Ein kurzer Aufenthalt in Wien im Jahre 1505 gab Anlaß zu persönlicher Bekanntschaft mit dem Kaiser Maximilian, welcher ihn zum Dichter und Redner krönte.

Nachdem er kurze Zeit in Freiburg über Logik gelesen, finden wir Murner 1509 als Lesemeister in Bern, wo gerade der unglückliche Jetzerhandel im Dominikanerkloster sich abspielte. Es ist aber nicht richtig, wenn behauptet wurde, daß „Murner von seinem Orden auf den Schauplatz der Vorgänge entsendet worden." (Kawerau.) Murner wohnte persönlich der Verbrennung der vier Dominikaner bei und gab

1) Die Rede ist, neben einigen andern auf Murner bezüglichen Stücken wieder abgedruckt aus Murners Germania nova nach dem einzigen erhaltenen Exemplar der Züricher Kantonsbibliothek in: Dr. Th. v. Liebenau, Documenta quaedam circa vitam Fr. Th. Murneri O. M. C. Auszug aus dem Archivum Franciscanum historicum T. V et VI. Quaracchi 1913.

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

über das traurige Vorkommnis nicht weniger als 3 anonyme Flugschriften heraus. So wurde er der eigentliche Urheber der Jetzerliteratur, die dem Anschein nach noch nicht abgeschlossen ist. Von 1511—13 hält sich Murner in Frankfurt auf, eine ungemein fruchtbringende Tätigkeit in Wort und Schrift entfaltend. Doch erntete er dafür wenig Dank. Seine kampffrohe Natur verwickelte ihn auch hier in allerlei Händel. Im Streite Reuchlins wegen der hebräischen Bücher stellte er sich entschieden auf dessen Seite gegen die Kölner. Doch war er keineswegs judenfreundlich gesinnt. Ja das Gedicht von der Entehrung und Schmach Mariä durch die Juden fordert geradezu ihre Vertilgung. Liebenau führt aber dieses Machwerk nicht unter den Werken Murners auf, ebensowenig den Ulenspiegel, der in oberdeutscher Übersetzung im gleichen Jahre erschien.

1513 wurde Murner Guardian von Straßburg. Er blieb aber nur neun Monate im Amte, das er nicht zum besten verwaltete. Er ward abgesetzt und seine Verteidigung, die er 1515 drucken ließ, mißglückte. Mit Konflikten aller Art sind die folgenden Jahre ausgefüllt, die er in Trier, Basel und wieder in Straßburg zubrachte. Hier sollte er bald in noch viel ernstere Kämpfe hineingezogen werden. Das erste Auftreten Luthers hatte auch Murner sympathisch aufgenommen. Wie soviele Zeitgenossen, die nur Luthers erste Schriften kannten, glaubte auch er, in ihm den Reformator zu begrüßen, der den vielbeklagten Mißbräuchen ein Ende machen würde. Er hatte darum 1520 Luthers Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche in deutscher Übersetzung herausgegeben. Aber noch im gleichen Jahre folgte am 10. November „eine christliche und brüderliche Ermahnung an Dr. Martinus Luther, daß er wieder mit der allgemeinen Christenheit sich vereinige“. Schon zwei Wochen darauf folgte: „Von Dr. Martinus Luthers Lehren und Predigen, daß sie argwöhnig seien und nicht gänzlich glaubwürdig zu halten.“ Zwei weitere Streitschriften folgten noch vor Schluß des Jahres. Luther würdigte Murner keiner

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Antwort. Desto wütender fuhren seine Anhänger über den armen Franziskaner los. Sie nannten ihn Murnarr und wegen der Verteidigung des Papstes den Papstgeiger. Mit Anspielung auf seinen Namen ward er mit einem Katzenkopf abgebildet; so auf dem Titelbild des 1521 von Vadian herausgegebenen Karsthans. 1522 übersetzte Murner Heinrich VIII. Schrift über die sieben Sakramente ins Deutsche und gab eine Verteidigung dazu: „Ob der König von England ein Lügner sei oder der Luther." Ein angeblicher Diener des Königs von England machte Murner weis, Heinrich VIII. lade ihn zu sich ein, was sich bald als Täuschung erwies. Doch ließ ihm der König auf Empfehlung des Thomas Morus 100 Pfund auszahlen.

Schlimmer waren die Konflikte, die im Franziskanerkloster zu Straßburg ausbrachen und mit den Glaubensstreitigkeiten zusammenhingen. 1524 hob der Rat das Kloster auf und ein Teil der Bewohner, darunter auch Murner, legte das Ordenskleid ab. Seine Bemühungen auf den Reichstagen in Nürnberg und Regensburg waren erfolglos. In einer „Purgation" sucht er sich zu rechtfertigen. Betreffs des Ordenskleides meint er, es sei weder durch Ordensregel noch Gelübde vorgeschrieben. Heute muß man darin etwas Sophisterei erkennen; doch dürfte zur Entschuldigung dienen, daß damals alle Dinge so auf den Kopf gestellt waren, daß es bei dem großen Wirrwar auch dem Gutdenkenden schwer war, nicht zu entgleisen. Murner zog denn auch bald wieder das Ordenskleid an.

In Straßburg zog die Religionsneuerung immer weitere Kreise. Die Stadt war voll Aufregung und Zwistigkeiten. Der Pöbel erstürmte Murners Wohnung, zerstörte seine Buchdruckerei und durchstöberte seine Schriften. Es war ein Glück, daß er sich zufällig in Oberehnheim befand. Hier erlebte er auch im folgenden Jahre den Aufstand der Bauern, welche, 40000 Mann stark, die Stadt belagerten. Sie forderten die Auslieferung aller darin geflüchteten Geistlichen,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

insbesondere Murners. Dieser flüchtete verkleidet unter den größten Gefahren in die Schweiz.

Im Sommer 1525 kam er halb krank nach Luzern, wo ihn seine Ordensbrüder aufnahmen. Der Rat der Stadt ließ ihm eine neue Kleidung machen und gewährte ihm alle wünschenswerte Unterstützung. Murner suchte Ruhe, aber sein unstetes Naturell ließ ihn nicht lange stille sitzen. Er wurde Stadtpfarrer von Luzern und betätigte sich als eifriger Prediger. Bald sah er sich in neue Fehden verwickelt.

Ein hervorragendes Verdienst Murners ist die Gründung einer katholischen Buchdruckerei in Luzern. Während in der ersten Zeit nach Erfindung des Buchdruckes einzelne Geistliche und Klöster eifrig für die Verbreitung der neuen Kunst wirkten, war es damit 50 Jahre später ganz anders bestellt. Es gab in der ganzen Schweiz keine katholische Presse. Die zahlreichen Drucker in Basel überschwemmten das Land mit lutherischen Bibeln und neugläubigen Flugschriften. Es war nicht möglich für katholische Schriften einen Verleger zu finden. Niemand gab sich Mühe den zahlreichen Spottlibellen und Pasquillen der Reformation und ihrer Helfer gegenüber das Volk in angemessener Weise aufzuklären. Murner war der erste, welcher in Luzern eine Druckerei anlegte. Er brauchte sie auch am meisten, um seine eigenen Arbeiten zu veröffentlichen. Den Züricherischen Pfarrer Utz Eckstein, der 1525 mehrere Spottgedichte gegen Murner verfaßt hatte, nennt er in einer lateinischen Erwiderung asinus Lutheranus, nequam et impudens bestia und erteilt ihm eine gesalzene Abfuhr.

Die Badener Disputation im Mai 1526 war für Murner eine willkommene Gelegenheit, um seine Gegner der Lüge zu überweisen und die gegen ihn geschleuderten Anklagen zu entkräften. Er konnte als Theologe sich zwar mit Eck nicht vergleichen, aber an Geist und Talent stand er ihm nicht nach und an Eifer gegen den Irrglauben kam er ihm gleich. An der Pfarrkirche zu Baden hatte er neben den Thesen Ecks auch zwei als die seinen angeschlagen. Niemand scheint


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lust gehabt zu haben, sie anzugreifen. Erst gegen den Schluß der Disputation, am 6. und 7. Juni kam Murner zum Wort. Er verlas 40 Sätze gegen Zwingli. Er erklärte ihn für den Tyrannen der Züricher, alle seine Anhänger für Lügner, Verrufene, Meineidige, Verbrecher, Verruchte vor Gott und den Menschen, Diebe, Kirchenschänder, Räuber, Halunken, Nichtswürdige, gleich Henkersknechten zu achten, vor deren Gemeinschaft jeder Gottesfürchtige und Anständige erröten muß, die man als Infame zu fliehen hat. Das war eine scharfe Sprache, welche die Züricher Murner nicht vergaßen.

Murner übernahm auch den Druck der Akten der Disputation, eine unglückliche Idee, da seine Offizin der Leistung nicht gewachsen war. Das Buch erschien erst am 18. Mai 1527 und war reich an Druckfehlern. Doch war der Vorwurf, Murner habe die Arbeiten gefälscht, gänzlich unbegründet.

Inzwischen hatte Murner mit den Neuerern noch ein anderes Hühnchen gerupft. Ende 1526 war nämlich in Zürich ein neuer „Evangelischer Kalender" erschienen, worin bei den einzelnen Tagen Namen aus der Bibel standen, darunter auch Kain, Herodes, Judas, Simon der Zauberer u. a. Der Verfasser war ein sonst wenig bekannter Dr. Johann Copp; Murner glaubte, daß Zwingli dahinter stecke. Er „stach den Zürcher Kalender mit der Sau", wie sich der Chronist Salat nicht gerade fein ausdrückt, mit Bös gegen Bös, Gift um Gift, Trotz wider Trotz. Im Dezember 1526 und neu aufgelegt im Februar 1527 erschien Murners: „Der Lutherischen Evangelischen Kirchendieb- und Ketzerkalender", als Wandkalender auf einem einzigen großen Blatte gedruckt. Ein „plumpes Machwerk" nennt es Liebenau. Trotzdem scheint es starken Absatz gefunden zu haben. Es ist mit Figuren geziert, wozu die Erklärung in Form einer Aderlaßtafel beigedruckt ist. So stellt die erste Figur einen Galgen mit einem Gehängten dar mit den Worten: Dieses Zeichen bedeutet gut Stehlen. Ein Feuerbrand wird erklärt: Dieses Zeichen bedeutet gut Klöster und Kirchen brennen, wie zu Ittingen geschehen ist. Beim Bilde des Kelchs steht: Dieses

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeichen bedeutet gut Kelch stehlen; eine Wurst: Dies Zeichen bedeutet gut Fleisch fressen am Freitag u. s. w.

Es folgt eine Parodie des Heiligenkalenders. So steht am 1. Januar Judas, der Jesum im Garten küßt. Dann Martin Luther, ein Ketzer und ausgelaufener Mönch. Am 20. Januar: Ulrich Zwingly, ein Kirchendieb und ein stolzer Feigenfresser in der hl. Schrift, ein Geiger des hl. Evangeliums, ein Lautenschlager des alten und neuen Testaments. (Damit war auf Zwinglis musikalische Fertigkeiten angespielt.) Pellikan ist ein Apostat in drei Sprachen. Berchtold Haller, ein auserwählter Stillschweiger seines Glaubens. (Betrifft dessen Verhalten an der Badener Disputation.) Oekolampad ein Lügner der Christenheit; Leo ein Jud und ein evangelischer Sackpfeifer des Neuen Testaments. Am 1. November heißt es: Aller Schelmen, Lecker, Buben, Böswichter und Ketzer Tag.

Der Kalender machte ungeheures Aufsehen. Die Räte von Zürich und Bern ordneten ihre Gesandtschaften nach Luzern ab und verlangten Bestrafung Murners. Der Rat von Luzern verbot ihm denn auch, ferner etwas drucken zu lassen und Murner hielt sich still. Aber bei der Disputation in Bern aufs Neue herausgefordert, hielt er sich nicht mehr an das Verbot gebunden und gab beim Rat von Luzern eine Protestation gegen die Abhaltung der Berner Disputation ab. Als dann der Berner Venner Nikolaus Manuel in seiner derben Weise zwei Spottschriften über die Messe herausgab, und darin auch Murner nicht vergaß, antwortete dieser mit zwei Pasquillen: „Des alten christlichen Bären Testament" und „Des jungen Bären Zahnweh." Es sind die letzten Kinder seiner Muse, die erst im Jahre 1529 gedruckt werden durften. Sie hätten auch ungedruckt bleiben können, da sie an Manuels poetische Begabung nicht hinanreichen.

Der Abfall Berns vom alten Glauben gab der Partei Zwinglis, dem „christlichen Burgrecht" das Übergewicht und der von Murner prophezeite Krieg brach 1529 aus. Es ist der erste schweizerische Religionskrieg, gewöhnlich Kappelerkrieg genannt, als dessen Urheber man geradezu Murner bezeichnet


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat. Er soll durch seine Schmachschriften Bern und Zürich zum Kriege gezwungen haben. Man sieht, wie die Fabel von Wolf und Lamm sich immer wiederholt. Hätte es damals Jesuiten gegeben, so hätten sie natürlich die Schuldigen sein müssen. Es kam aber diesmal noch nicht zum Kampfe, dank der Vermittelung der unparteiischen Orte. Aber der Kappeler Friede vom 26. Juni 1526 war den Katholiken ungünstig. Auch Murner ist in Artikel 12 erwähnt; er soll den Städten Zürich und Bern Rede stehen und die Luzerner ihn nach Verschulden strafen. Aber rechtzeitig erhielt er vom Schultheiß Hans Golder einen Wink. Er entfloh in Laienkleidung am 30. Juni von Luzern auf Umwegen, wahrscheinlich durch das Wallis nach Oberehnheim.

Die vier Jahre, die er in der Schweiz zugebracht, sind nicht ohne Frucht geblieben. Wenn die Städte Luzern und Baden, welche vorzüglich Zeugen seines öffentlichen Auftretens waren, unerschütterlich beim alten Glauben blieben, so dürfen wir Murner einen Anteil daran zuschreiben. In Luzern blieb der eifrige Seelsorger und treffliche Prediger noch lange in dankbarem Gedächtnis. Der Chronist Salat sagt von ihm, daß er „ein gelert gschaid, erfaren, weltwys man was". Als der Rat von Luzern im Jahre 1535 im Barfüßerkloster eine höhere Schule einrichten wollte, ließ er Murner zu deren Leitung einladen. Er lehnte ab, weil er den Religionsfrieden nicht gefährden wollte. Zwei Jahre darauf ist er in Oberehnheim gestorben.

Nach diesem Überblicke über das bewegte und unruhige Leben unseres Helden verdienen einzelne Seiten seiner Persönlichkeit noch eine nähere Betrachtung unter Liebenaus kundiger Führung.

## II.

So rührig auch Murner fortwährend in der Seelsorge sich betätigte, so fand er daneben doch noch Zeit, die Feder und den Zeichenstift eifrig zur Hand zu nehmen. Seine lateinischen Abhandlungen können allerdings ohne Schaden




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Vergessenheit begraben bleiben. Auch seine Virgilübersetzung wird heute niemand mehr lesen und seine Kartenspiele, mit denen er sich rühmte, Logik, Metrik und Jus auf die leichteste Art den Studenten beizubringen, sind längst in die pädagogische Kuriositätenkammer gewandert. Nicht besser kommt der Jurist Murner weg, über welchen Liebenau das harte Urteil Stintzings kaum zu mildern wagt. Leider scheint ihm eine neuere Beurteilung Murners entgangen zu sein, welche Stintzings Behauptung ganz entschieden widerspricht.[1]) Doch mag es sich damit wie immer verhalten, die Bedeutung Murners liegt in seinen deutschen Gedichten, vorzüglich in der Satire. Hat man ihn ja den „deutschen Juvenal" genannt. Auch Vilmar nennt ihn eines der bedeutendsten satirischen Ingenien unserer Nation. Der Trieb zum Dichten war ihm angeboren.

Das ich aber rymen dicht,
Der kann ich mich erwehren nicht;
Wenn ich schon anders reden soll,
Wurdt mir der mund der rymen voll.

Mehr als der Humanist Locher ist Sebastian Brant Murners Lehrer in der Dichtkunst gewesen. Er ist nicht nur sein Vorbild in der Sprache, auch den Stoff seiner Dichtungen hat er vielfach aus dem „Narrenschiff" geschöpft. Abgesehen vom „Großen Lutherischen Narren" ist in Murners Gedichten wenig Originalität der poetischen Erfindung zu treffen. Auch versteht er zu wenig eine Idee einheitlich durchzuführen. Aber seine Umgestaltung der entlehnten Stoffe ist durchaus selbständig, voll Geist und Witz, gewürzt durch treffende satirische Ausfälle, Sprichwörter und anschauliche Schilderungen des täglichen Lebens. Auch hinter dem Schalk blickt der ernste Sittenprediger hindurch, voll von heiligem Zorn über die Schwächen uud Laster seiner Zeitgenossen. Auf derbe Späße folgen ernste Mahnungen zur Umkehr.

1) Wilhelm Uhl, Th. Murner, Die Gäuchmatt, hrsg. mit Einleitung, Anmerkungen und Exkursen. Leipzig 1896. S. 243—260: Th. Murner und seine Übersetzung der Institutionen. Antrittsvorlesung den 11. Nov. 1893. Königsberg.

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Und dazu hat er um so mehr ein Recht, als er sich selbst nicht für besser gibt, als die anderen. In der Gäuchmatt sitzt er als Kanzler und erster Gauch obendran, denn

Wer viel weiß von geuchery,
Dem gibt man billich die Cantzely.

Ebenso gibt er in der „Schelmenzunft" sich selbst den Rang des Zunftmeisters und in der Narrenbeschwörung sagt er: Ich bin ein Narr, das weiß ich wohl. Man darf aber seine Selbstbekenntnisse nicht mißverstehen; wenn er in der Gäuchmatt sagt: Das rede ich aus Erfahrenheit, so kann man ihm daraus keinen Strick drehen.

Ebensowenig ist dies der Fall wegen Murners Sprache. Zarncke geht zu weit, wenn er Murner unzart und schmutzig nennt. Eher dürfte das Wort Bächtolds am Platze sein: „Es ist das zornige, das grobe, das krakeelerische Jahrhundert. Aber auch das ernste und grundehrliche." Desgleichen erwähnt H. Holland die „breitmäulige Prahlerei und eine Gemeinheit der Schriftsprache . . . in unerschöpflicher Erfindung von gewissen Ausdrücken, die man jetzt nicht mehr nachzusprechen wagt, die aber damals ganz gebräuchlich waren."

Bedenklicher erscheint seine Satire, wenn sie sich gegen die Geistlichkeit wendet. Das versteht sich ja allerdings von selbst, daß er bei der Schilderung der zahlreichen Mißbräuche jener Zeit seine Standesgenossen nicht aus dem Spiel lassen konnte. Wenige haben die Blößen des geistlichen Standes so rücksichtslos vor aller Welt dem Spotte preisgegeben wie Murner. Auch gegen die Mißbräuche des Ablaßwesens eiferte er. Er fürchtete, bald werde es wie in Böhmen gehen, wo die Kirchengüter eingesackt und die Kirchen verbrannt wurden. Man darf eben nicht vergessen, daß die Satire immer einseitig ist; sie sieht nur die Schattenseiten und übertreibt sie, während sie das Gute nicht beachtet. Man darf aber richtig behaupten, daß solche und ähnliche Stellen als „Wetterzeichen der Reformation" zu deuten sind.

So ist es begreiflich, daß Murner sich im Anfang der




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuen Bewegung anschloß und die ersten Schritte Luthers beifällig aufnahm. Er konnte weder die Absichten noch den Charakter des vermeinten Reformators kennen. Als dieser zu weit ging, blieb Murner ein treuer Sohn der Kirche und machte vor dem Schlagbaum Halt, den Rom aufgerichtet. Ja er wurde nun unter allen literarischen Widersachern Luthers der eifrigste und schlagfertigste, der gewandteste, der bissigste und witzigste. (Kawerau.) Doch versichert Murner, daß es ihm nicht darum zu tun sei, den ehrwürdigen geistlichen und hochgelehrten Herrn Dr. Martin Luther zu schmähen. Ihm ist es nur um die Wahrheit zu tun. Allerdings sage Luther zuweilen die Wahrheit, aber Wahrheit und Irrtum sei bei ihm vermischt. Der Obrigkeit stehe es zu, das Gift auszuscheiden.

Mit der ihm eigenen Hast hatte Murner rasch 32 Traktate gegen die wittenbergische Ketzerei verfaßt. Doch gelangte nur weniges davon in die Presse. Aber es genügte, daß er ganz besonders die Zielscheibe des Spottes und Hohnes wurde, mit dem die Neuerer ihre Gegner bekämpften. Murner war nicht der Mann, das gelassen hinzunehmen. Sein Wahlspruch lautet zwar: Patientia; aber „Gedult ist jetz der Boden aus“ und so nimmt er zum Motto den Bibelspruch: Wie sie mir getan, also hab' ich ihnen getan. (Richter 15, 11.) „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat“ erschien 1522 in Straßburg. Hier hält er Generalabrechnung mit seinen Gegnern. Ich will, sagt er in der Vorrede, der Murnar oder Narr sein, für den sie mich halten, und zum Narrenkolben greifen. Es ist Murners bestes Gedicht, ja die genialste und geistreichste Anklageschrift gegen die Reformation, mit der keine andere Satire des Zeitalters sich messen kann. (Balke.) Nachdem Murner vor 14 Jahren in seiner Narrenbeschwörung die kleinen Narren abgetan, bleibt noch der große Narr übrig, der 30 Ellen hoch ist, wie der St. Christoph, der zu Straßburg am Spital gemalt ist. Er wehrt sich zwar, aber Murner murmelt sein Sprüchlein und dem Kopfe des Narren entsteigen die gelehrten Narren, welche die Bibel verdrehen; aus den Taschen

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die Kirchenräuber und aus dem Bauche die 15 „Bundesgenossen“ Eberlins von Günzburg. Nachdem der Narr gestorben ist und nichts als seine Kappe hinterläßt, entsteht Streit unter den nächsten Erben, Luther, Karsthans, Flegelhans usw. Murner aber spricht sie sich selbst zu, als dem größten Narren.

Das Gedicht ist hervorragend durch originelle Erfindung und Durchführung der Ironie, lebendigen und wahren Ausdruck. Es ist die einschneidenste Satyre, welche je gegen die Umsturzbestrebungen gerichtet ward. Das Büchlein ist mit 52 Bildern geziert, worin Murner selbst mit einem Katzenkopf auftritt; wahrscheinlich hat er sich selbst so dargestellt. Sein Realismus in Wort und Bild geht dabei allerdings einigemale so weit, daß er heutzutage nicht mehr salonfähig wäre. Er verfolgt seine Gegner bis in ihre dunkelsten Schlupfwinkel; aber gerade hier sollte er nicht ohne eine empfindliche Schlappe entwischen. In der „Novella“, einem beißenden satirischen Gedichte, das 1523 Gengenbach in Basel druckte, wird Murner, der große Narrenbeschwörer, der nicht imstande ist, den Geist des Karsthans zu beschwören, von diesem selbst verschlungen.

Ganz anderer Art ist das in derselben Zeit verfaßte Klagelied „von dem Untergang des christlichen Glaubens“, wo er wahrhaft ergreifende Töne anschlägt. Von den 35 Strophen mögen hier einige zur Probe stehen:

Der Hirt, der ist geschlagen,
Die Schäflein sind zerstreut,
Der Papst, der ist verjagen,
Keine Krone er mehr trait [trägt]
Und ist mit keinen Worten
Von Christo je erstift [gestiftet]
An hunderttausend Orten
Ist goßen aus [ausgegossen] das Gift.

Die Messe soll nicht gelten
Im Leben nicht und Tod;
Die Sakrament sie schelten,
Die seien uns nicht not.
Fünf haben sie vernichtet,
Die andern bleiben stehn,
Dermaßen zugerichtet,
Daß sie auch bald zergehn. . . .



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war seit Christus Tagen,
Sag' ich bei meinem Eid,
Nie größer Not und Klagen
Von Christen je gesait [gesagt].
Des Glaubens Zierde schone [schöne]
Die fällt mit Macht dahin,
Im Kot liegt uns're Krone
Es galt als Widersinn. . . .

Der uns das Lied gesungen hat,
Gedicht dazu gemacht,
Hat uns'res Glaubens kläglich Tat
Am höchsten wohl betracht';
Der Murner hats gesungen
Gemainer Christenheit;
Würd' unser Glaub' verdrungen,
Brächt seinem Herzen Leid.

## III.

Erst seit einigen Jahren hat sich die Aufmerksamkeit Murner wieder mehr zugewendet, nachdem er lange Zeit beinahe vergessen war. Der Grund dafür ist teilweise in der Seltenheit seiner Schriften zu suchen. Gerade von den bedeutendsten sind nur ganz wenige Exemplare nachweisbar,[1]) während andere wahrscheinlich ganz verloren sind. Doch dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß ein glücklicher Fund uns ungeahnte Überraschungen bringe, wie sie seit einigen Jahren wiederholt vorgekommen sind. Dahin gehören die echt künstlerischen Zeichnungen, mit denen Murner in seinen letzten Lebensjahren (1532—1535) seine deutsche Übersetzung der Enneaden des Sabellicus illustrierte. Sie werden in keiner früheren Biographie Murners erwähnt. Sind es auch nicht große Kunstwerke, so lassen sie doch Murner als

1) Dr. Frida Humbel, Ulrich Zwingli und seine Reformation im Spiegel der gleichzeitigen schweizerischen, volkstümlichen Literatur, Leipzig 1912 (Quellen und Abhandlungen zur schweizerischen Reformationsgeschichte IV). Seite 248 sagt von „Des alten Bären Testament" und „Des Bären Zahnbrechen", sie seien unauffindbar: „Ich habe eine erfolglose Anfrage an alle schweizerischen und deutschen Bibliotheken erlassen." Das vermißte Testament wäre in der Bibliothek der Kapuziner zu Rapperswil zu finden gewesen.

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by 
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

tüchtigen Zeichner erkennen, der wohl auch die Illustrationen zu seinen Gedichten entworfen hat.

Murner hatte von sich selbst eine zu hohe Meinung; seine Gegner eine zu geringe und das Publikum kannte ihn kaum. Erst Heinrich Kurz, der 1848 Murners Gedicht vom großen Lutherischen Narren neu herausgab, hat eine gerechtere Würdigung angebahnt. Er wundert sich, daß die Katholischen nichts zur Rettung Murners tun. Bei Liebenau handelt es sich aber keineswegs um eine „Rettung", wie sie nachgerade Mode geworden sind. Er hat ein offenes Auge für alle die Schattenseiten, deren nicht wenige sind in Murners Leben und Charakter, und will sie nicht bemänteln. Er führt zur Würdigung Murners meist angesehene Autoritäten an, deren Kritik in der Mehrzahl wenig günstig ausfällt. Ich vermisse darunter das zutreffende Urteil Lessings, dessen Worte ich hier anzuführen mir erlaube. „Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen will, wer die deutsche Sprache in allem ihrem Umfange studieren will, dem rate ich, die Murnerischen Gedichte fleißig zu lesen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends besser zu Hause finden, als in ihnen."

Es liegt nahe, Murner mit Hutten zu vergleichen und auch Liebenau sieht in ihnen im gewissen Sinne „durchaus nicht Antipoden, sondern Leidens- und Gesinnungsgenossen". Den Vorzug hat Murner, daß er ein eifriger Verehrer Mariens war, daß die Andacht zu ihr den Mittelpunkt seines religiösen Lebens bildete. So hatte es ihn sein frommer Vater gelehrt und ermahnt, auch aus der Ferne jedem nach Straßburg Wandernden einen Gruß an die heilige Jungfrau in der Vaterstadt mitzugeben. Der Sohn wird nicht müde, dieser Mutter zu huldigen und auch sein letztes Gedicht ist an sie gerichtet.

Vielfache Analogien ließen sich auch nachweisen zwischen Murner und Johannes Cochläus. Beide hatten anfänglich sich auf Luthers Seite geneigt; stellten sich dann aber um so entschiedener ihm entgegen und wurden die Zielscheibe der gehässigsten Schmähungen. Suchte Cochläus als „theologischer


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landsknecht" seine Gegner zu überwinden, so schlug Murner mit dem Narrenkolben drein. Beide haben es sich viele Mühe und Opfer kosten lassen, um katholische Druckereien zu errichten. Ihre unermüdliche, aber vielfach übereifrige Tätigkeit hat wenig äußeren Erfolg gehabt. Ihr Leben ist eine beständige stürmische Polemik auf unsteter Wanderschaft. Ihre Schriften wurden sogar auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Doch ist ihre Lebensarbeit nicht vergeblich gewesen. Sie haben den Zeitgenossen ein Beispiel gegeben, wie bei allen Schwierigkeiten die Fahne der Kirche hochzuhalten sei, und haben das nachwachsende Geschlecht dazu angespornt.

Der Dank, den wir Liebenau für diese hervorragende Leistung schulden, sei auch seinem Mitarbeiter P. Konrad Eubel, Generaldefinitor des Minoritenordens, ausgesprochen, welcher als guter Freund des erblindeten Verfassers dessen Werk bis auf die Gegenwart ergänzte und zum Druck fertig stellte. Auf Murner aber dürfen wir das Wort Shakespeares anwenden: Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem.

P. Gabriel Meier.

## XIV.

## Ein kleines Leben Jesu.[1])

Lepin, Professor am Grand Séminaire in Lyon, zählt zu den allerersten katholischen Exegeten der Gegenwart. Seine früheren Werke haben ihn bekannt gemacht als einen mit den durch die Kritik aufgeworfenen neutestamentlichen Problemen und Fragestellungen gründlich vertrauten, mit einem seltenen Maße von wissenschaftlicher Umsicht, Sorgfalt

1) Jésus — Christ. Sa Vie et son Oeuvre. Esquisse des origines chrétiennes, précédée d'une Introduction sur la valeur historique des Evangiles, par M. Lepin. Paris, G. Beauchesne, 1912, 16°, 270 p., fr. 2.50.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

und Genauigkeit arbeitenden, auch in der Polemik stets sachlich bleibenden Gelehrten und Schriftsteller. Sein Werk „Jésus Messie et Fils de Dieu", jetzt schon in vierter Auflage vorliegend, hat erschöpfend und gründlich wie vorher kaum eine andere neuzeitliche Arbeit (heute haben wir in deutscher Sprache erfreulicherweise die „Jesus Christus"-Apologie von P. Felder) mit historisch-kritischen und exegetischen Waffen die wahre Gottessohnschaft Jesu gegen die Angriffe des liberalen und modernistischen Kritizismus verteidigt. In „les théories de M. Loisy" rückte er den von der Kirche verworfenen neutestamentlichen Thesen des französischen Modernistenhauptes energisch und wirksam zu Leibe. In seinem dreibändigen Werk über das Johannesevangelium (1. Band: l'origine du quatrième Evangile, 2. u. 3. Band: la valeur historique du quatrième Evangile) trat er mit imponierender Gelehrsamkeit für Echtheit, apostolischen Ursprung, Glaubwürdigkeit, historischen Charakter und Wert dieser von der freisinnigen Kritik, speziell wieder von Loisy, so heiß angefochtenen Schrift in die Schranken und lieferte methodisch meisterhafte, sachlich durchschlagende Widerlegungen der gegnerischen Aufstellungen. So war Lepin derjenige, der gerade zu der Zeit, da Loisys Theorien in Frankreich und anderwärts eine hohe Gefahr für die Geister bildeten, fachwissenschaftlich bestens ausgerüstet auf den Plan trat und das schwere Gewicht seiner Erudition zu Gunsten des christlichen Glaubens in die Wagschale warf. Bekannt ist, um noch etwas Besonderes herauszugreifen, die feine treffende Art, mit der Lepin die Behauptung bekämpfte, Jesus habe an ein nahes Weltende geglaubt, und mit der er den Nachweis führte, wie vieles in den Äußerungen Jesu auf eine lange irdische Entwicklung des Gottesreiches und der Kirche hinweist.

Diesmal legt der Lyoner Exeget ein nicht umfangreiches, aber sehr gehaltvolles und gediegenes, ein populär gehaltenes, aber durchaus wissenschaftlich fundiertes und aufgebautes Leben Jesu für weitere gebildete Kreise vor. Es fehle nicht, sagt er in der Vorrede, an tüchtigen aus-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führlichen Darstellungen des Lebens Jesu. Was man aber oft noch vermisse und wünsche und was er mit der vorliegenden Arbeit bieten möchte, das sei ein kleineres Buch, das die Hauptlinien des Lebens und Werkes Jesu hervortreten lasse und dasjenige, was in demselben vom Standpunkt des Glaubens von besonderer Wichtigkeit sei, zur Geltung bringe. Der Verfasser war sich wohl bewußt, etwas Schwieriges zu unternehmen, wenn er eine gedrängt zusammenfassende und gemeinverständliche und doch zugleich wissenschaftliche Geschichte des Wirkens Jesu liefern wollte. Er hat nichtsdestoweniger den Wurf gewagt. Und dieser ist ihm sicher in hohem Grade gelungen. Das Buch ist für jeden Gebildeten nicht blos lesbar, sondern fesselnd. Die reiche und geschickte Verwendung des Evangelienwortes verleiht ihm in besonderem Maße Reiz und Anziehung. Den Bedürfnissen derjenigen, die tiefer einzudringen wünschen in die exegetischen und harmonistischen Schwierigkeiten, ist in reichlichen und gehaltvollen Fußnoten Rechnung getragen, in denen der Verfasser klar und bündig, unter Beifügung einer hinlänglichen Begründung, seinen Standpunkt darlegt.

Der eigentlichen Arbeit geht eine Einleitung voraus, die für die Echtheit und historische Glaubwürdigkeit der Evangelien als der Quellen des Lebens Jesu die wichtigsten und entscheidenden äußeren und inneren Zeugnisse geltend macht. Hier wird auch zu dem sogenannten synoptischen Problem Stellung genommen. L. hält daran fest, daß ebensowie das zweite und dritte Evangelium durch Markus und Lukas, so auch das erste in seiner uns vorliegenden Gestalt (abgesehen von der Sprache) durch den Apostel Matthäus verfaßt wurde. Die Zweiquellentheorie in dem gewöhnlichen Sinne, wonach Markus und die Logienschrift des Matthäus für das kanonische erste Evangelium und für das des Lukas als Quellen gedient hätten, hält er für eine von wissenschaftlichen Schwierigkeiten belastete. Eher wäre, meint er, eine anders gestaltete Zweiquellenhypothese annehmbar: Allen drei synoptischen Evangelien liegen zwei Schriften voraus und zu grunde, eine erzählende und eine


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reden enthaltende. Beide konnten in verschiedenen Rezensionen kursieren. Markus benützte die erste, die beiden anderen Synoptiker benützten die erste und die zweite als Quellen. In Betreff des vierten Evangeliums ist bemerkenswert, daß L. mit respektablen Gründen wie die Stelle 19, 35 so auch die beiden Schlußverse 21, 24 und 25 dem Evangelisten Johannes selbst zueignet. Einen vom Apostel verschiedenen Presbyter Johannes gibt es für ihn nicht.

In der Darstellung des Lebens Jesu wird eine direkte Polemik gegen gegnerische Aufstellungen vermieden. Die klare Darlegung mit beigegebener solider Begründung spricht für sich selber und ist die beste Widerlegung der entgegenstehenden Meinungen und Hypothesen, von denen, wie der Kundige leicht erkennt, keine von irgendwelchem Belang unberücksichtigt gelassen ist. Die Darstellung beschränkt sich im wesentlichen auf das öffentliche Leben Jesu. Doch kommt auch die übernatürliche Geburt — als Bestandstück des urkirchlichen Glaubens — nachträglich zur Sprache. Für den Gang der Entwicklung wird in der Hauptsache der Bericht des Markus zugrundegelegt. L. nimmt eine dreijährige Wirksamkeit Jesu an: vom Jahr 27 bis zum Jahr 30. Ostern 27 fand zur Eröffnung die Tempelreinigung statt; diese ereignete sich nur einmal; Johannes weist ihr den richtigen chronologischen Platz an. Als Jesus Judäa verließ, um nach Galiläa zu gehen, war es schon Dezember. Denn nach Joh. 4, 35 waren es noch vier Monate bis zur Ernte. Das Fest Joh. 5, 1, zu dem Jesus wieder nach Jerusalem hinaufzog, war Ostern 28. Um die Zeit dieses zweiten Paschas fällt auch das Ährenraufen der Jünger Mark. 2, 23; denn die Ernte begann nach Ostern. Damit ist also der Anfang für das zweite Lehrjahr bezeichnet. In das Ende desselben fällt das Wunder der (ersten) Brotvermehrung. Es fand statt etwas vor dem Osterfeste 29 (Joh. 6, 4). Zum Laubhüttenfest Oktober 29 ging Jesus wieder nach Jerusalem (Joh. 7, 10). Ebenso wieder zum Tempelweihefest Dezember 29 (Joh. 10, 22). Damit verließ er Galiläa definitiv. Dieser Zeitpunkt fällt zusammen mit dem von Lukas an der Stelle 9, 51 bezeich-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neten. Jesus stirbt am Paschafeste des Jahres 30, und zwar am 15. Nisan, am Hauptfesttage. (Am Gründonnerstag Abend feiert er zugleich mit den Juden das Paschamahl.)

Die Schilderung und Charakterisierung des öffentlichen Lebens Jesu konzentriert sich auf die bedeutungsvollsten Züge. In chronologischer Folge, soweit sich diese fixieren läßt, werden die fortschreitenden Offenbarungen Jesu über das von ihm zu stiftende Gottesreich und über das Wesen seiner eigenen Person, seine Wunder, seine Wirkung auf die Jünger und das Volk, die Opposition, die er fand, verfolgt und beschrieben bis zum Kreuzestod und zur Auferstehung. Scharf wird der Begriff des Gottesreichs nach seinen verschiedenen Bedeutungen und Phasen herausgestellt. Die Messianität und Gottessohnschaft Jesu, wie sie sich aus seinen Selbstzeugnissen ergibt, erfährt eine besonders sorgfältige Würdigung. Alle Momente und Etappen der diesbezüglichen Offenbarung Jesu werden markiert. Die Kundgebung einer wahren, metaphysischen Gottessohnschaft vor Kaiphas steht außer Zweifel. Daß hier auf das synoptische Zeugnis das Hauptgewicht gelegt wird, kann nur gebilligt werden. Immerhin scheinen mir die johanneischen Lehrreden Jesu, obwohl der Verfasser ihnen durchaus historischen Wert beimißt, zur Bestimmung des Entwicklungsganges nicht im wünschenswerten Maße herangezogen. Die Tatsache, daß Jesus von Anfang an das Bewußtsein hat, durch Leiden und Tod seinen Messiasberuf zu erfüllen, wird in helles Licht gestellt. Ebenso ist die Frage, wie er die Zukunft seines Reiches sich dachte, Gegenstand einer genauen Prüfung, die ergibt, daß sein Blick keineswegs durch das nahe geglaubte Weltende begrenzt ist, sondern auf eine hinter seinem Tode liegende längere Dauer und Entwicklung des Gottesreiches auf Erden mit Heidenmission ausschaut. Bei den Wundern Jesu werden die historischen Garantien hervorgehoben, unter denen sie sich präsentieren. Das Schweigen der Synoptiker über die Auferweckung des Lazarus erscheint zwar „étonnant", „es ist aber nicht absolut unerklärlich". Zur Erklärung der Passion war die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erwähnung dieses Wunders nicht unumgänglich notwendig. Denn der Todesbeschluß der Pharisäer hatte seinen Grund nicht so fast in dem Wunder selbst als in der Begeisterung des Volkes, die dadurch zu ihrer höchsten Höhe gesteigert wurde und die sich bei dem triumphierenden Einzug in Jerusalem kundgab. Die Auferstehung Jesu wird als geschichtliches Faktum erhärtet. Mit ihr bricht aber die Darstellung L.'s noch nicht ab, sondern sie erstreckt sich noch weiter auf das Glaubensleben der Urkirche, um in zwar kurzen, aber treffenden Ausführungen darzutun, daß diese das Werk Jesu Christi ganz in dessen Sinn und Geist fortsetzte, daß sie in der Lehre, in der hierarchischen Verfassung, in Kult und Sakramenten nur auf den Grundlinien des Evangeliums Jesu auf- und weiterbaute.

Dr. E. Dentler.

## XV.

## Die Annahme der Militärvorlage.

Der Reichstag hat, wie dies im Zeitalter des allgemeinen Militarismus nicht anders zu erwarten war, die Heeresvorlage zum Teil in einem wirren Hin und Her, zum Teil in überwältigender Schnelligkeit erledigt. So ziemlich alles, was verlangt worden war, ist bewilligt worden, nachdem auf dem üblichen Wege von streng vertraulichen Mitteilungen der militärischen Sachverständigen die Kommission zu der Überzeugung von der Notwendigkeit des großen nationalen Werkes gelangen mußte; sogar die strittigen sechs Kavallerieregimenter wurden nach anfänglichem geschämigem Widerstreben im Sturme genehmigt. So blieben also am Ende fast nur die paar Kommandanturen abgelehnt, obwohl dieselben durch vertragliche Vereinbarungen festgesetzt und begründet waren.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Forderung der Armeeverwaltung, eigentlich des Generalstabes war die größte, welche wir je zu verzeichnen hatten; daher sind auch die Lasten, welche sie in Form der Blut- und Geldsteuer auferlegt, exorbitante; demgemäß ist auch die Hurrahstimmung, mit welcher die Vorlage vielseitig begrüßt worden war, an manchen Stellen bereits jetzt einem ganz anderen Gefühle gewichen, welches man sehr wohl mit einem erheblichen Katzenjammer, am besten vergleichen könnte. Und dieser Katzenjammer, der, wenn es einmal ans Zahlen geht, sich noch steigern dürfte, erscheint auch wirklich nicht unberechtigt, das werden schon die nächsten Jahre — auch in unserem Wirtschaftsleben — erweisen; abgesehen davon, daß die so gewaltig erhöhte Rekrutierungsziffer in den dadurch betroffenen Familien, insbesondere bei dem Landvolke, welches den größeren Prozentsatz der Ausgehobenen zu stellen hat, trotz mancher dem Gesetze beigefügten Erleichterungen böses Blut machen wird angesichts der wirklich schwierigen Lage, in welcher sich die Landwirtschaft, sobald sie nicht mehr schuldenfrei ist, ohnehin befindet. Bei uns in Bayern hat zudem in weiten Kreisen der ansässigen Bauern eine sich bereits da und dort geltend machende und an gewissen Symptomen erkennbare Mißstimmung Platz gegriffen infolge der neuen Landessteuergesetzgebung und der nicht immer mit der empfehlenswerten Schonung und Rücksichtnahme betriebenen Veranlagung und Einhebung durch die k. Rentämter. Freilich befinden sich diese in einer keineswegs angenehmen Lage; sie sind dringend gehalten einen möglichst hohen Steuerertrag an die Staatskasse abzuliefern. Denn die letztere ist kaum mehr imstande die Gelder für die notwendigsten Bedürfnisse noch glatt und ohne weitere Steuererhöhung aufzubringen.

Und hierin liegt der zweite Grund der tiefgehenden Beunruhigung, welche nicht nur die Steuerzahler ergriffen hat, sondern noch größere Sorgen den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten bereiten muß. Die Art, wie die Deckung des riesigen Bedarfes für die neuesten Ansprüche

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

des Militarismus, mögen sie nun begründet oder unbegründet sein, durch den in eine Zwangslage gebrachten Reichstag, welcher einer leitenden Führung des Reichskanzlers und des anscheinend ratlosen Bundesrates entbehren mußte, nach langem Feilschen und Handeln der einzelnen Parteien beschlossen worden ist, ist ein mächtiger Schritt weiter auf der leider schon 1906 und 1909 betretenen abschüssigen Bahn. Man braucht kein allzugroßer Pessimist zu sein, um zu prophezeien, daß dieser Weg zum Ruin der finanziellen Selbständigkeit der Einzelstaaten führen muß und mit tödlicher Sicherheit — das Wort tödlich ist hier buchstäblich zu nehmen — führen wird. „Die Finanzhoheit der Einzelstaaten — war kurz und bündig jüngst in diesen Blättern zu lesen[1]) — ist mehr eine politische Redensart als ein Bestandteil der Verfassung; nach der Annahme der Reichserbschaftssteuer, Tantiemensteuer, Talonsteuer und Zuwachssteuer kann man eigentlich von einer Finanzhoheit nicht mehr reden; das praktische Bedürfnis entscheidet. Man kann das Reich nicht dauernd und allein auf Zölle und indirekte Steuern verweisen; die Annahme des Besitzsteuerertrages Bassermann-Erzberger hat Konsequenzen, die man ziehen muß . . ." Ja, die Konsequenzen, wenn man das principiis obsta nicht beachtet!

Es ist in den letzten Jahren eine merkwürdige Wandlung in der Behandlung der Steuerfragen vor sich gegangen; bisher hatte man die grundsätzliche Anschauung vertreten, von der sich auch Fürst Bismarck hatte leiten lassen, daß zur Deckung der Bedürfnisse des Reichs die indirekten Steuern dienen sollten, zu deren Ergänzung die Matrikularbeiträge erhoben wurden nach § 70 der Reichsverfassung. Von den letzteren war Fürst Bismarck allerdings kein Freund, noch weniger aber schwärmte er für direkte Steuern; diese waren den Bundesstaaten zur Durchführung ihrer gesonderten einzelstaatlichen Bedürfnisse vorbehalten. Neuerdings hat sich ein

1) Bd. 151, S. 479.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in seinen Folgen äußerst wichtiger Umschwung vollzogen; man wendet sich von den indirekten Steuern als einer zu großen Belastung des kleinen Mannes ab und verurteilt jeden leisen Widerspruch gegen den allzu energischen Ausbau der direkten Reichssteuern. Dieser Strömung, welche leicht wieder zu einer ungerechten Verteilung der Lasten verleiten kann, war mit wenigen Ausnahmen fast der ganze Reichstag untertan. Sowohl der berühmte einmalige Wehrbeitrag, recht sonderbar motiviert als Opfer der Erinnerung an das Jahr 1813, als die künftige ständige Reichsvermögenszuwachssteuer vom Jahre 1917 ab sind das Produkt dieser modernen Besteuerungsauffassung. Auf dem Umwege über diese letztere Steuer ist mit einer eleganten Wendung durch die Hintertüre auch die früher vielfach verpönte Besteuerung vorerst des Kindeserbes hereingeschlüpft, welcher schließlich nur mehr die konservative Partei mannhaften, aber natürlich vergeblichen Widerstand leistete. Im Hintergrunde steht nun gar schon das Projekt eines Reichsvermögenskonfiskationsgesetzes, das, wenn auch nach ein- oder mehrmaliger Ablehnung, ebenso gewiß Wirklichkeit werden wird, als der einmalige Wehrbeitrag in irgend einer Form zu einer ständigen Einrichtung ausgebaut werden wird. Denn noch bevor der Wehrbeitrag endgiltig bezahlt sein wird, dürfte eine neue Militär- bezw. Marinevorlage größeren oder kleineren Umfanges den Reichstag beschäftigen.

So wachsen wir mit Riesenschritten einerseits in den sozialistischen Staat hinein, andererseits in das unitaristische Reich, da der finanzielle Untergang der Einzelstaaten nur eine Frage der Zeit sein kann, wenn nicht wider Erwarten eine Umkehr und Abkehr von den heute vertretenen Prinzipien eintritt. Darum jubelt auch die sozialdemokratische Partei mit vollem Recht über die Abschlagszahlung, welche das nach innen wie nach außen denkwürdige Opferjahr 1913 ihr gebracht hat.

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XVI.

## Soziologische Fragen in christlicher Beleuchtung.

Von Th. Brauer.

### IV.

Immerhin bleibt eine Verschiedenheit in der Auffassung von dem Umfang der Dienste bestehen, welche die Wissenschaft der Moral- und Sozialpraxis leisten kann. Es besteht keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß es eine Wissenschaft der Mittel gibt. Allein gibt es auch eine Wissenschaft der Zwecke? Hier handelt es sich, wie der Soziologe Espinas sagt, um das schwierigste Problem der Soziologie. Die Soziologen, die auf den Spuren Comtes gehen, sind von einer förmlichen Furcht vor den Zwecken beherrscht. Und zwar lassen sie sich nicht bloß durch den wohl vorgekommenen Mißbrauch des Zweckgedankens abschrecken, sondern nach ihrer Überzeugung, wie sie beispielsweise bei Durkheim formuliert ist, postuliert der Charakter der Soziologie als Wissenschaft den sozialen Determinismus. In diesem Sinne wendet sich Durkheim gegen Ad. Wagner, weil dieser annimmt, daß der menschliche Wille, der sich auf ein festes Ziel richte, der Sozialökonomie ihre in der menschlichen Absicht bestimmte Form verleiht; ferner gegen Schäffle, der die Moral- und Sozialphänomene als bewußt und überlegt betrachtet; endlich gegen Ihering, weil er die Finalursache für die große Triebkraft unseres Verhaltens hält. Derselbe Durkheim jedoch gibt seinen Determinismus auf, sobald ihn der Gedanke, daß




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er der Wiederhersteller der wissenschaftlichen Soziologie sei, auf einen Augenblick verläßt; dann schwimmt er, wie Deploige an einer Reihe von Beispielen nachweist, im ungezwungensten Finalismus. Und von da bis zum Moralisten und sozialen Reformator ist nur ein Schritt, den Durkheim unbedenklich ausführt. Er predigt den Individuen die Eindämmung der Leidenschaften als Voraussetzung für das Glück; den durch den Liberalismus zersetzten Gesellschaften zeigt er das Heilmittel in der Rückkehr zum berufsständischen Ideal usw. Allerdings verbrämt er sein Vorgehen mit der Erklärung, daß diese seine persönlichen Bemühungen darauf abzielten, „die Moral aus dem sentimentalen Subjektivismus herauszuziehen", der sie gefangen hält. Bemerkenswert dabei ist insbesondere, daß Durkheim keineswegs den ausgiebigsten Gebrauch des deduktiven Verfahrens verschmäht, wobei er sich mehr und mehr in das Gebiet hinein manöveriert, dessen Beschreitung er den alten Moralisten zum Verbrechen anrechnet. So deduziert er, um zur „wissenschaftlichen" Unterscheidung zwischen Gesundheit und Krankheit der Gesellschaften zu gelangen, als „objektives" Kriterium den Grad der Allgemeinheit, dessen sich ein Faktum erfreut: ein moralisches Faktum zum Beispiel ist für einen bestimmten sozialen Typus normal, wenn es an dem Durchschnitt der Gesellschaften dieser Art beobachtet werden kann. Indes, so fällt ihm Deploige als Interpret des Aquinaten hier von seinem (Durkheims) Standpunkt ins Geschäft, die Wissenschaft kann, insoweit sie als die bloße Kenntnis der Wirklichkeit anzusprechen ist, nicht die Verpflichtung auferlegen, die Gesundheit zu wollen. Der Wunsch nach der Gesundheit, oder vielmehr die verschiedenen unter diesen Begriff zu fassenden Bedürfnisse der individuellen und sozialen Natur sind eben schon vorher vorhanden: sie sind es, welche zu der wissenschaftlichen Forschung den Anstoß gaben, und die Wissenschaft stellt ihnen lediglich ihren Befund zur Verfügung. Mag die Soziologie immerhin die Folgen des ökonomischen Liberalismus brandmarken, sie wird nicht die Politik jener modifizieren, welche


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trotzdem diese Folgen lieben und etwa die Freiheit der Reglementierung vorziehen. Die Natur der Dinge führt daher von selbst dazu, daß der der Theorie und dem System nach deterministisch gesinnte Soziologe in der Praxis und durch die Notwendigkeit zum Finalisten wird.

Wie löst nun St. Thomas das Problem der Zwecke? Er geht von der Tatsache aus, daß wir, im Begriff, einen Entschluß zu fassen, auf ein Prinzip zurückgreifen, welches, im Augenblick wenigstens, unbestritten ist, dessen Funktion nicht die Feststellung einer Wahrheit, sondern die Feststellung eines Werturteils ist und aussagt, daß dieser oder jener Zweck gut, wünschenswert, verpflichtend oder das Gegenteil ist. Eine Anzahl dieser Prinzipien bezeichnet Thomas als die „ersten" oder „obersten"[1]), von denen wir bei unserem Handeln ausgehen, und auf die wir uns im Falle der Ungewißheit besinnen. Sie sind unbeweisbar und tragen ihren Wert in sich selbst. Wir bekennen uns freiwillig zu ihnen. Sie sind keine mühsam erzielte Errungenschaft praktischer Vernunft, sondern ihr ureigenstes Gut; man möchte sie angeboren nennen. Unsere bewußt gewordenen Bedürfnisse zeigen sie. Dem Grunde unseres Wesens entspringen Strebungen und Neigungen, die in uns die Idee des Guten wachrufen. Das Prinzip, daß wir das Gute wollen und tun müssen, offenbart sich der Analyse als das erste und allgemeinste Prinzip der praktischen Vernunft. Mit der Feststellung des universellen Charakters des Glückstrebens begnügt sich aber Thomas keineswegs: er hebt die Strebungen ausdrücklich hervor, die sich in der Menschheit allgemeine Geltung

1) Vgl. diesbezüglich die Ausführungen von Lacordaire gegen Lamennais: „Dans la pensée constante des Pères et des Docteurs, la raison de l'homme repose sur un fonds de vérités universelles, perpétuelles, immuables, qui nécessite l'adhésion de chaque esprit par une évidence invincible, et que chaque esprit retrouve dans tous les esprits, sauf un petit nombre qui sont convaincus de folie par cela seuls qu'ils ne possèdent pas ce fonds commun de vérités."



Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

verschaffen, und diese sind es dann auch, die über das Innere des sie empfindenden Subjekts unterrichten. Sie sind das Wesen selbst und ihre Existenz drängt sich als eine ursprüngliche Tatsache auf. Zweifellos muß die Reflexion mit Hilfe der Erfahrung und der Wissenschaft unsere Bestrebungen ordnen. Ja, wir handeln als Menschen nur in dem Maße, wie wir unser Verhalten einer vernünftigen Leitung unterstellen. Allein die Vernunft kann keine irgendwie geachtete Vorschrift aufstellen, wenn sie nicht selbst bereits informiert ist. Um das sich ihr anvertrauende Wesen auf dem ihm eigenen Wege zu leiten, muß sie das Ziel seines freiwilligen Strebens kennen; liefert sie sich anderen Lockungen aus, so läuft sie Gefahr, ihm ein verhängnisvolles Schicksal zu bereiten, oder es einer Chimäre entgegenzuführen. Sie wird dem überlegten Wollen nur dann die notwendige Richtung sichern, wenn sie zum Ausgangs- und Stützpunkt die natürliche Veranlagung des Wesens nimmt. Indem sie sich davon leiten läßt, formuliert sie jene allgemeinen ersten und unbeweisbaren Prinzipien, die in unseren moralischen Urteilen enthalten sind und denen die besonderen Regeln ihren Wert entleihen. Unter den von Thomas — wohl nicht in der Absicht erschöpfender Darstellung — aufgezählten „natürlichen Neigungen" steht an erster Stelle der Erhaltungstrieb oder der Wille zu naturgemäßem Leben; dann der Geschlechtstrieb und der Trieb zur Erhaltung der Art; ferner der soziale Trieb[1]) und das Bedürfnis gegenseitiger sozialer Hilfe. Schließlich, ganz allgemein genommen, die Entfaltung unserer Kraft, namentlich der Intelligenz, auf die das Wissensbedürfnis und Wahrheitsstreben hindrängt.

---

1) Das Bestehen eines sozialen Triebes ist seit Locke häufig energisch bestritten worden. So sagt auch G. v. Schmoller: „Wir müssen uns entschieden gegen die Annahme eines allgemeinen sozialen Triebes erklären, obgleich wir zugeben, daß es auch auf gesellschaftlichen und geselligem Boden Triebreize gibt." (Volkswirtschaftslehre I, 30.)

Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Thomas bemüht sich dann um den Nachweis der Mittel, um die allgemeinen Ziele nach dem Maße des Möglichen zu erreichen. Jedenfalls aber, um das vorweg zu sagen, sind die Ziele der menschlichen Tätigkeit in der thomistischen Auffassung keineswegs ein unerreichbares Ideal oder eine trügerische Utopie. Die von ihnen aufgestellten Vorschriften bilden gewissermaßen das Knochengerüst der von den Menschen ausgearbeiteten Morallehren, innerhalb dessen der Philosoph die Ziele und Zwecke nicht erfindet, sondern als ein real Gegebenes bloßgelegt.

Die thomistische Philosophie bietet, auch wenn sie in Vergessenheit geraten ist, nicht ein bloß archäologisches Interesse, sondern in all dem Neuen, was man gesucht und gefunden hat, um die naturrechtlichen Konstruktionen zu verdrängen, ist nichts, was die thomistische Lösung ersetzen könnte. „Der Determinismus kann eine Pose sein, aber niemals eine haltbare Position.“ In der Tat geben das seine Anhänger einer nach dem anderen zu. „Nachdem wir, die wir uns zu der evolutionistischen Philosophie bekannten, gesehen, daß ausgezeichnete Geister, die sich mit uns zu ihr bekannten, sie im Stiche ließen, weil diese Philosophie ihnen nicht die moralische Befriedigung gewährte, nach der ihre Bekenner sich gesehnt, haben wir uns überzeugt, daß sie sich eine Philosophie der Tat angliedern und den alten Begriffen Freiheit und Pflicht einen Sinn verleihen müßte.“ So lautet das freimütige Bekenntnis des Soziologen Espinas. Allerdings, damit tut sich nur eine neue Kluft auf. Denn weil Comtes Erben es sich versagen, die Wissenschaft um die Begriffe von Zweck und Ziel zu befragen und sich, wie es, für ihre Hilflosigkeit bezeichnend, der Fall ist, dem Zufall oder der Laune in Hinsicht auf die Bestimmung der einzuschlagenden Richtung überantworten, vergessen sie eben oder verkennen den Geist, aus dem die soziale Physik gezeugt wurde und verfallen nun selbst in die Irrtümer des Naturrechts des 18. Jahrhunderts. Damit wäre dann der Zusammenbruch der Soziologie besiegelt.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und doch, würden sie auf die thomistische Theorie zurückgreifen, so wäre das Terrain für eine Verständigung rasch und leicht gefunden. Denn was den besten von ihnen im Grunde genommen Sorge bereitet, das ist die Willkür in der Zweckbestimmung. Nun bietet aber gerade hier die thomistische Lehre jede nur wünschenswerte Sicherheit. Sie geht ja von der Beobachtung der Wirklichkeit aus, unter Ausschaltung der erklärenden Hypothese von der zufälligen Willkür, indem sie eine in den Dingen selbst liegende Finalität zu Grunde legt. Und von dieser Regel macht der Mensch keine Ausnahme. Der Mensch ist eine Natur, die ihre Daseinsbedingungen und ihre bestimmte Entwickelungsregel hat. Ihr eine andere aufdrängen wollen, hieße sie von ihrem Wege abtreiben. Anders ausgedrückt: es gibt ein „natürliches Gesetz“ der menschlichen Betätigung. Die Vernunft hat das gefährliche Privileg, es zu formulieren. Sie darf aber nicht bei der Einbildung zu Rate gehen. Ihre Aufgabe ist, den menschlichen Typus zn realisieren, den unsere Verfassung im Keime in sich trägt. Daher hat sie im Wege analytischen Verfahrens die Richtung unseres Wesens aufzusuchen, hat über dessen ursprüngliches Wollen und grundlegende Veranlagung sich zu vergewissern, um die Natur jenem Ziele zuzuführen, nach welchem sie spontan hindrängt. Und so hat denn auch die Reaktion gegen die Willkür der „metaphysischen Politik“ die positivistischen Soziologen, ihnen selbst unbewußt, der Auffassung von einem Gesetze nahe gebracht, dessen wesentliche Vorschriften in der Natur der Dinge selbst ruhen und dort auf dem Wege der Beobachtung aufgefunden werden können.

V.

Erwächst aus diesen Vergleichen der thomistischen Lehre und dem, was uns als neueste Errungenschaft der Wissenschaft angepriesen wird, der katholischen Wissenschaft schon ein Ruhmesblatt, insoweit es sich um die grundlegenden Prinzipien handelt, so erregt des Aquinaten Methode ge-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

radezu staunende Bewunderung, wo sein scharfer Geist und seine realistische Beobachtungsgabe in die Einzelheiten der Materie vordringen. Es kann hier nicht den überzeugenden Nachweisen Deploiges bis auf den Grund nachgegangen werden. Immerhin seien eine Reihe der beachtenswertesten Momente hervorgehoben.

Was die heutige Soziologie mit am meisten gegen die Moraltheorie einnimmt, ist deren behauptetes Unveränderlichkeitsprinzip. Wiederum: Wäre man bis auf Thomas zurückgegangen, so würde das Urteil ein weniger schnelles und die beliebte Verallgemeinung vielleicht unterblieben sein. Bei ihm findet sich eine eingehende Darstellung über die Zersplitterung der menschlichen Ansichten in Bezug auf das, was als das Glück und die Art der Befriedigung des natürlichen Glückstrebens anzusehen sei, mehr noch in Bezug auf das, was gut und was böse ist. So zwar, daß sich die Frage erhebt, ob es überhaupt etwas natürlich Gutes gibt, oder ob nicht vielmehr alles Sache bloßer Konvention sei. Thomas antwortet darauf, wie nach ihm Montesquieu und heute auch Durkheim, daß es, allem Anschein vom Gegenteil zum Trotz, Dinge und Taten gibt, die in sich selbst gut und solche, die von Natur aus schlecht sind. Aber, so beeilt er sich beizufügen, das Terrain, auf welches sich hier der Moralist begibt, ist ein bewegliches, so daß die größte Umsicht erforderlich ist und man nur tastend voranschreiten kann. Zu dieser Reserve bestimmen ihn zugleich zwei tatsächliche Beobachtungen: die eine, daß die Güter der Welt, der gewöhnliche Gegenstand menschlichen Strebens, sich nicht unter allen Umständen als wünschenswert herausstellen (z. B.: für manche ist der Reichtum ein großes Unglück), und dann die fernere, daß das sittliche und moralische Leben von erstaunlicher Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit ist, sobald es darauf ankommt, die allgemeinen Prinzipien in praktische Regeln umzusetzen. Das Resultat ist denn auch nicht die Gewißheit, sondern die Wahrscheinlichkeit.

Aus dieser Auffassung ergibt sich für Thomas, ange=


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sichts der Tatsache des Bestehens verschiedener Morallehren, sich widersprechender Gesetzgebungen, abweichend organisierter gesellschaftlicher Einrichtungen — bekanntlich ein Haupttrumpf aller Gegner gefestigter Moral — die Schlußfolgerung, daß nicht alle und jede Variation als Anomalie anzusehen sei. Und was die kausale Erklärung anbelangt, so hat Deploige die in den Werken des hl. Thomas verstreut liegenden reichen Materialien darüber unter drei Haupttiteln systematisch zusammengefaßt, wovon der erste den Einfluß der Leidenschaften, der zweite die ungleiche Entwickelung der Vernunft, der Einsicht und der Zivilisation, der letzte endlich die Verschiedenheit der Umgebung, der Umstände und der Verhältnisse betrifft. Unter dem zweiten Haupttitel wird insbesondere der Analogie zwischen dem Verhalten der Individuen und der Gruppen je nach dem Grade der Zivilisation nachgegangen. Es ist eine der interessantesten Beobachtungen, wie die zivilisierten Völker ohne gegenseitige Verständigung, jedes für sich, ein Gesetzessystem ausgearbeitet haben, dessen wesentliche Verfügungen, logisch von den ersten Prinzipien des Naturrechtes abgeleitet, sich in allen Fällen gleichen und das jus gentium darstellen. Darüber hinaus jedoch entwickelt sich die Moral eines und desselben Volkes mit der Zeit. Schreitet das Volk fort, so vervollkommnet sie sich zu gleicher Zeit. Sie bereichert sich um neue Vorschriften, während frühere Widersprüche oder primitive Ungereimtheiten ausgestoßen werden. Von alles überragendem Einfluß auf die geistige und sittliche Geschichte der Menschheit ist das Aufkommen des Christentums gewesen. Wie ja auch Schäffle seiner Überzeugung dahin Ausdruck gegeben hat, daß die Moralisten trotz ausgiebigster Zuhilfenahme der Psychologie und der Soziologie niemals eine Vorschrift hätten aufstellen können, deren Weisheit dem Christuswort gleichkommen würde: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Auf keinem Gebiete war dieser Einfluß weiterreichend wie auf dem der sexuellen Moral. Kurz: nach Thomas ist das Moral- und Rechtssystem eines Volkes nicht eine mit einem Schlag in


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dialektischem Bemühen vollendete Konstruktion, sondern ein Werk, das im Laufe der Zeit langsam geworden und dessen Elemente mannigfachen Ursprunges sind.

Ein praktisches Beispiel für die Betrachtungsweise des Aquinaten bietet seine Stellungnahme zum Problem der Exogamie und des Verbotes der Blutschande, ein Problem, um das sich Ethnographen und Soziologen seit mehr als drei Jahrzehnten mit ebensoviel Aufwand an Geist und Scharfsinn, wie bisher zweifelhaftem Erfolge bemühen, indem sie für die Gesamtheit der festgestellten Verbote eine einheitliche Erklärung auffinden wollen. St. Thomas unterscheidet. Zunächst scheidet er die Verbindung zwischen Aszendenten und Deszendenten aus, die allgemein mißbilligt wird, weil sie gegen die Vernunft verstößt: zwischen Eltern nnd Kindern besteht eine bestimmte Ordnung wesentlicher und immerwährender Beziehungen; dieser Ordnung widerstrebt jede andere. Anders stellt sich die Frage hinsichtlich der Verwandten zur Seitenlinie, bezüglich deren die Sitten und gesetzlichen Verfügungen verschieden sein können. Im Interesse der guten Sitten geziemt es sich, nach dem Beispiel des mosaischen Gesetzes, die geschlechtlichen Beziehungen zwischen Personen zu verbieten, die unter demselben Dache wohnen. Daher wird das Verbot jene treffen, die Brüder und Schwestern dem Blute nach sind; zuweilen erstreckt es sich auch auf diejenigen, die durch Adoption in die Familie eintreten. Was die entfernteren Verwandten anbelangt, die nicht zusammenwohnen, so verfolgt hier ein Heiratsverbot den Zweck, dem sozialen Körper einen größeren Zusammenhalt zu verleihen dadurch, daß seine Elemente sich wieder und wieder miteinander verbinden, d. h. die Verbindung zwischen verschiedenen Familien vervielfacht wird. Daher erscheint Thomas die zu seiner Zeit in Kraft stehende Gesetzgebung über die Heirat zwischen Verwandten nicht als logische und gradlinige Entwicklung einer einheitlichen Idee, sondern als Zusammenfassung mannigfaltiger Elemente, die auf verschiedenartige Auffassungen zurückzuführen, als eine Ineinander-


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ordnung von Bruchstücken, die sich alle nach Ursprung und Alter unterscheiden lassen.

Unter dem dritten Haupttitel, der das behandelt, was man heute wohl die „Milieu“-Theorie nennt, geht Thomas von der Erfahrungstatsache aus, daß die menschliche Natur durchaus nicht vor jeder Veränderung geschützt ist, daß ja auch die angebliche Unverrückbarkeit der Naturgesetze Ausnahmen unterliegt. Der Mord im üblichen Sinne und derjenige aus Notwehr sind zwei ganz verschieden gelagerte Fälle; ebenso der Diebstahl als solcher und derjenige, der begangen wird, um dem Hungertode zu entgehen usw. Ganz besonders im öffentlichen Recht tritt die Relativität der Bestimmungen hervor. Die heutige Organisation der Machtausübung in einem Staatswesen macht eine gewisse Teilnahme aller an der Autorität erforderlich. Darin liegt eine Bürgschaft für den inneren Frieden, weil sich so das Volk um die staatlichen Einrichtungen bemüht und sich dafür einsetzt. Eine wohl unterrichtete Politik wird dem Volke das Wahlrecht und die Wählbarkeit zu den öffentlichen Funktionen einräumen, unter der Voraussetzung jedoch, daß eine staatsbürgerliche Erziehung der Wähler erfolgt ist und diese sich ihrer Verantwortung bewußt bleiben. Sind die politischen Sitten verdorben, schachern die Wähler mit ihrer Stimme und vertrauen sie die Ehre der Regierung systematisch Unwürdigen an, so verdienen sie nicht, daß man ihnen die Geschicke des Landes überträgt. Im Rahmen dieser allgemeinen Regeln geht Thomas die verschiedenen Regierungssysteme in ihren Einzelheiten durch, überall das Verhängnisvolle absoluter Lösung und die Relativität der zu treffenden Regeln dartuend. Und dieses letztere Charakteristikum ist schließlich auch an den einzelnen Gesetzen wahrzunehmen. Ein Pfand ist nach den Gesetzen auf Verlangen wieder auszuhändigen. Behält aber diese Bestimmung auch dann ihre Gültigkeit, wenn das Pfand eine todbringende Waffe ist und der Eigentümer sich in einem Zustande der Erregung befindet, so daß alles zu befürchten steht?


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es liegt eben außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß der Gesetzgeber alle Fälle voraussieht; er muß sich an die am häufigsten eintretenden halten. Und der Richter wird dann, wenn ein unvorhergesehener Fall vorliegt, nicht die eisenstarre Bestimmung des Textes anwenden, sondern die biegsame Regel der Billigkeit, die in ihrer Art als eine über dem geschriebenen Gesetz stehende Gerechtigkeit erscheint.

## VI.

Ableitung und Anwendung (Deduktion und Adaptation) sind die allgemeinen Regeln für die thomistische Methode.

Bei der Beobachtung der Beziehungen, die zwischen den in Kraft befindlichen Gesetzesvorschriften und den grundlegenden Prinzipien des Naturgesetzes bestehen, stellt Thomas zwei Arten des Untereinanderverbundenseins fest. Einzelne Bestimmungen tuen sich dar als die logische Schlußfolgerung aus den allgemeinsten Regeln, wie z. B. die Vorschrift „Du sollst nicht töten" als eine Konsequenz der Maxime erscheint, die verbietet, anderen Unrecht zu tun. Andere Gesetzesregeln hinwiederum sind Bestimmungen allgemeiner Grundsätze und deren Anwendung für gegebene Fälle. So ist es eine allgemeine Annahme, daß das Verbrechen bestraft werden muß; aber der bloße Vernunftschluß setzt nicht die Strafe fest; diese wird von dem Gesetzgeber eines jeden Landes nach Art und Maß vorgesehen. Daher greifen Gesetzgeber und Moralisten manchmal zum deduktiven Vernunftschluß, wie der Dialektiker, der seine Syllogismen entwickelt, oder wie der Geometer, der seine Theoreme miteinander verkettet; manchmal aber gehen sie nach der Art des Architekten vor, der in seinen Plänen einen bestimmten Bautyp realisiert.

Den Inhalt des juridischen Systems verteilt Thomas auf zwei Gruppen von Verfügungen: 1. Diejenigen Regeln, die logisch die eine aus der anderen abgeleitet sind und ein rationales Ganzes bilden. Sie stellen das jus gentium dar, so genannt, weil sie sich im Rechtskörper aller zivilisierten Völker wiederfinden; 2. die Anwendungen der Grund-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sätze auf die dem Gesetzgeber bei der Regelung vorliegende allgemeine Lage, die von einer Gesellschaft zur anderen verschieden sein kann. Diese bilden das jus civile, also das einem gegebenen Lande eigentümliche nationale Recht.

Es gibt freilich auch Abweichungen, die, wenngleich sie rechtmäßig sind, nicht auf objektive und unterscheidbare Ursachen zurückführen, wie ja oft mehrere Wege zum gleichen Ziel führen. Die Entscheidung ist dann Sache des Geschmacks oder des Temperaments. Die Gestaltungskraft des Gesetzgebers hat, wie jene des Architekten, ihren Spielraum. Solche Abweichungen sind das Schmerzenskind der soziologischen und völkervergleichenden Untersuchung, weil sie der Wiederauffindung von Ursachen und Motiven widerstreben. Im übrigen erreichen nicht alle Völker den gleichen Grad der Moralität, nicht alle sind der gleichen Tugendhaftigkeit fähig.

Ein Vergleich ergibt auch hier wieder, wie die Soziologen, die mit dem schalen Rationalismus brechen, zu derselben Betrachtung kommen, wie St. Thomas. Wenn Comte „das erste unmittelbare Bemühen, die Politik als eine Wissenschaft der Tatsachen und nicht der Dogmen" darzutun, Montesquieu zuschreibt, so nur deshalb, weil er die leitende Idee der praktischen Philosophie des Aquinaten, diejenige von der Notwendigkeit der Anpassung der Gesetze an die gegebenen Verhältnisse, nicht kannte. Ist die Aufstellung der Pflicht für Moralisten und Gesetzgeber, sich nach den natürlichen Strebungen des Wesens und der den gesellschaftlichen Einrichtungen innewohnenden Finalität zu richten, die erste der Regeln der thomistischen Methode, so besagt die zweite, daß der Umgebung (in dem Sinne etwa von Lamprecht) Rechnung zu tragen und die Moral- und rechtlichen Vorschriften der Verschiedenheit der Verhältnisse anzupassen sind.

## VII.

Die Eigenart und die Überlegenheit der Methode des hl. Thomas treten schlagend in der Stellungnahme seiner Sozialmoral zu den **gesellschaftlichen Institutionen**


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hervor. Nehmen wir das Privateigentum. Es ist, nach Thomas, nicht die Natur, die dasselbe organisiert hat, da die irdischen Güter ursprünglich ungeteilt waren. Das Eigentum ist vielmehr Menschenwerk, eine Schöpfung des positiven Rechtes. Bei seinem Werturteil über diese Institution geht Thomas davon aus, daß die Güterproduktion der Konsumtion vorausgehen muß, und die Frage läuft daher darauf hinaus, welches das mit der wirtschaftlichen Funktion zu betrauende Organ sein solle: die Privatinitiative oder der Staat. So gestellt ist das Problem ein solches der sozialen Ordnung. Daher ist die höchste Norm, bei der die schließliche Entscheidung liegt, das Allgemeinwohl. Das nützlichste System verdient den Vorzug, dasjenige, welches die reichlichste Produktion verspricht und am besten den Wohlstand zu entwickeln geeignet ist, unter gleichzeitiger Sicherung der Ordnung und des Friedens. Diese Kriterien bilden für Thomas aber nicht bloß die Grundlagen für die Aufstellung allgemeiner Normen, sondern sind ihm auch der Stützpunkt für die Beurteilung der Einzelheiten der gesetzlichen Regelung des Privateigentums. So z. B. der Gesetze, die auf die Unveräußerlichkeit und Unantastbarkeit der kleinen Güter zur Verhinderung der Konzentration des Immobiliarvermögens abzielen. Von da aus geht die Untersuchung über auf die Auffindung des vorteilhaftesten Regimes, und zwar auf dem Wege der Beobachtung der Menschen, der Analyse ihres Charakters, der sie durchweg leitenden Triebkräfte, des Studiums der erzielten Resultate, des Vergleiches der festgesetzten oder versuchten Systeme. Wenn er schließlich zur Empfehlung des Privateigentums kommt, so doch nur unter ausdrücklicher Betonung, daß die Tatbestände, auf die er sich stützt, immer wieder aufs neue geprüft und seine Schlüsse notfalls entsprechend korrigiert werden können, so daß das Problem ein offenes bleibt. Dabei verliert er natürlich niemals die Bedürfnisse und Interessen des Individuums aus dem Auge. Der Wille zu leben ist allen gemeinsam; seine moralische Ausdrucksform ist die Pflicht der Selbsterhaltung, während


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die juristische das Recht auf Existenz ist. Dieses Recht ist in der thomistischen Lehre nicht bloß anerkannt, sondern auch sichergestellt: jeder kann auf den Anteil der Güter Anspruch machen, der zu seiner Subsistenz erforderlich ist; und wenn infolge der Herrschaft des Privateigentums es in der Gesellschaft Reiche und Arme gibt, so erwächst daraus für die ersteren den Armen gegenüber eine Unterstützungspflicht, die gegebenenfalls zu einer Verpflichtung strenger Gerechtigkeit werden kann.

Von ähnlichen Grundlagen läßt sich Thomas bei allen sozialen Institutionen leiten. Und es ist von höchstem Interesse, wie er beispielsweise, eben aus dem Gedanken der Finalität heraus, in der Beurteilung der Familie und der ehelichen Pflichten u. a. „den wissenschaftlichen Nutzen eines soziologischen Vergleichs des Menschen mit den übrigen Tieren“, der, mit Comte anfangend, von der modernen Soziologie als eine der großen Errungenschaften moderner Forschung gefeiert worden ist, zu Hilfe gezogen hat, um die Dauer und die Form der Geschlechtsgemeinschaft als eine nicht nur in den Bedürfnissen des Rechtsbewußtseins, sondern auch in den Forderungen der Arterhaltung begründete Notwendigkeit zu erweisen.

Man wird daher freudig zustimmen, wenn Deploige zu dem Schlusse kommt, daß die *Soziologie für den Thomismus keine Feindin, sondern eine Verbündete ist.* Gewiß muß sie mit Vorsicht und mit scharf durchgeführter Unterscheidung aufgenommen werden, allein wir sollten sie weder fürchten noch verachten, noch — und darauf möchten wir den Nachdruck legen — sie *vernachlässigen.* Was in dieser Bewegung zu beachten ist, das ist die Reaktion, welche sie darstellt gegenüber dem Ignorantenstolz der „Aufklärung“; dann auch das in ihr sich kundgebende Wissensbedürfnis, das Forschungsstreben, welches sie entzündet, die ungeheuere Arbeit, zu der sie aneifert, die Entdeckungen, um die sie unsere geistigen Erben bereichert. Die sozialen Wissenschaften, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgerichtet haben, nehmen,

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Public Domain in the United States, Google-digitized
Digitized by 
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ohne es immer offen einzugestehen, an, daß in der sittlichen und sozialen Natur bestimmte Beziehungen, eine immanente Ordnung und Finalität bestehen. Sie erhalten sich durch die Hoffnung, das Geheimnis dieser Beziehungen, die Form dieser Ordnung, das Gesetz dieser Finalität zu finden. Sie sind, so eifersüchtig in Hinsicht auf ihre Autonomie sie sich mitunter auch gebärden, von dem stillen Ehrgeiz beseelt, die Ergebnisse ihrer Forschung in den Dienst der Philosophie der Tat zu stellen.

Auf Grund dieser Postulate, dieses Geistes, dieser Bestrebungen schließen sie sich an die thomistische Auffassung von der Wissenschaft, der Moral und der Politik an. Sie sind deren Verlängerung oder vielmehr deren Wiedergeburt und glänzende Entfaltung. Der alte Baum grünt wieder, treibt neue Zweige und verspricht reiche Frucht. Die Geschichte der Religionen, die vergleichende Wissenschaft des Rechts und der sozialen Einrichtungen, die Sozialökonomie, die Demographie, die Ethnographie, die Statistik — oder, wenn man will: die Soziologie in ihren verschiedenen Abteilungen — arbeiten, um die Moral- und Sozialphilosophie durch neue und nützliche Ergebnisse zu bereichern. Und so kann zwischen ihnen und der thomistischen Moralphilosophie nur eine friedliche Zusammenarbeit bestehen.

* * *

Es ist mitunter die Auffassung vertreten worden, so schreibt Goyau in einer Besprechung der Schrift von Deploige, daß die Löwener auf nichts mehr abzielten, als auf die Herstellung einer Art von „concordisme" zwischen dem thomistischen System und den Ergebnissen der Wissenschaft, und man folgerte, daß dieses „concordisme", ebenso wie viele andere, in denen sich die Apologetik im Laufe des letzten Jahrhunderts versuchte, Gefahr laufe, gekünstelt und von beschämender Armseligkeit zu sein. Das heißt das Bestreben der Löwener Schule herabsetzen, ihr eine demütigende und ihr fremde Rolle zuschreiben. Was sie unternommen hat,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ist mehr und Besseres als eine Arbeit der Anpassung, mehr und Besseres als ein Anlauf zum Kompromiß.

In der Tat, ihre Arbeit läuft auf eine glänzende Rechtfertigung der thomistischen Wissenschaft hinaus und bereitet einen Ausbau derselben vor, der ein neues und glänzendes Ruhmesblatt für die katholische Wissenschaft bedeuten wird. Für das Gebiet der Soziologie dürfte dieses aus den vorstehenden Ausführungen, so unvollständig und allgemein gehalten sie auch sind, wenigstens im Prinzip dargetan sein.

Für uns Deutsche liegt in diesen Zusammenhängen eine besonders erfreuliche, aber auch anspornende Tatsache vor. Bei uns ist ja die soziale Forschung viel weiter vorgeschritten wie etwa in Frankreich, auf das sich Deploiges Ausführungen hauptsächlich beziehen. Bei uns ist der Begriff des sozialen Realismus, um dessen Verpflanzung nach Frankreich sich die Durkheim und Levy-Brühl, ohne über einen schalen Mystizismus hinauszukommen, weil das Erdreich nicht vorbereitet ist — bei uns ist dieser Realismus längst Gemeingut der Wissenschaft, und darum ist es ungleich leichter, an die thomistische Tradition anzuknüpfen. Tun wir das, wo immer sich die Möglichkeit bietet. Unsere wissenschaftliche Tätigkeit gewinnt damit vollbegründeten Anspruch, in den Vordergrund zu treten, wohin sie gehört. Die Vorarbeit ist ebenfalls längst getan. Braucht man das eigens zu begründen, in diesen Tagen, wo uns Pater Pesch, wie eingangs bemerkt, den III. Band seiner „Nationalökonomie" schenkte und damit einen Einblick in die unerschöpflichen Schätze katholischer Geistestätigkeit vermittelt, der für uns ebenso ehrend und erfreulich und hoffentlich anspornend ist?

---


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## XVII.

# Zur Geschichte und Theorie des Kapitalismus.[1])

Von Universitätsprofessor Dr. Franz Walter, München.

Die Geschichte und Theorie des Kapitalismus hat im letzten Jahrzehnt zahlreiche Lösungsversuche hervorgerufen. Ursprung und Wesen des Kapitalismus sind die Probleme, die die moderne Wirtschaftsgeschichte eingehend beschäftigen. Das große zweibändige Werk von Werner Sombart „Der moderne Kapitalismus" (Leipzig 1902), zu dem jetzt der Verfasser als Ergänzung und als Vorarbeiten zur zweiten Auflage „Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus" erscheinen läßt — bis jetzt Bd. I: Luxus und Kapitalismus und Bd. II: Krieg und Kapitalismus; auch das Buch Sombarts: Die Juden und das Wirtschaftsleben 1911 gehört hieher — hat eine Reihe von Büchern hervorgerufen, die sich meist mit der Widerlegung der Auffassung Sombarts über das Wesen und die Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus beschäftigen.

Begriffe haben oft ein merkwürdiges Geschick. Je mehr sie in den populären Sprachgebrauch übergehen, desto vager und unbestimmter wird ihre Bedeutung. Das Wort „Kapitalismus" ist längst zu einem populären Schlagwort geworden. Aber es ist der wissenschaftliche Sprachgebrauch noch nicht einmal klar und unbestritten. Umsomehr ist der vulgäre Gebrauch des Wortes der Ausdruck des wahren Wesens. Sonderbar! Die Dinge, die uns jeden Tag umgeben, spotten so gern einer klaren einwandfreien Bestimmung. Was Luft, Licht usw. ist, darüber herrscht auch bei den Gelehrten keine volle Übereinstimmung.

---

1) Gerlich Dr. Fritz, Geschichte und Theorie des Kapitalismus. gr. 8°. VIII und 406 S. Duncker & Humblot. München und Leipzig 1913. Preis 10 M.



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir leben und weben in der Atmosphäre des Kapitalismus, unser Leben ist mit zahllosen Fäden damit verknüpft. Und immer steht noch die feste Erfassung des Begriffs aus. Es kommt noch etwas hinzu, was die klare Erkenntnis trübt. Das Wort Kapitalismus ist zu einem Schlagwort des Parteigezänkes, zur Waffe im sozialen Klassenkampf geworden. Es ist zum Schlachtruf des Proletariats geworden. In diesem Wort konzentriert sich gleichsam das ganze Gefühlsleben des Proletariats. Es ist der Wutschrei der „Enterbten". In ihrem Mund bedeutet es das Wirtschaftssystem der Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital.

Das Buch von Gerlich, das eine Theorie — nicht blos eine Geschichte — des Kapitalismus sein will, ist nun über die Frage: Was ist Kapitalismus? stillschweigend weggeglitten. Man weiß nicht, was er darunter versteht. Ist der Kapitalismus ein ethisch-ökonomisches Problem, oder lediglich ein Problem der Technik? In den sehr lehrreichen Ausführungen, die über die Theorie des Kapitalismus handeln, findet man nichts, was wie eine Wesensbestimmung des Kapitalismus aussähe. Aber darauf kommt es doch vor allem an. Man muß wissen, was Kapitalismus ist, um daran zu erkennen, ob die in der „Geschichte" gebotenen Erscheinungen des Wirtschaftslebens wirklich eine Genesis des Kapitalismus darstellen. Überhaupt muß gesagt werden: die Theorie des Kapitalismus ist in dem Buche ebensowenig erschöpfend behandelt als die Geschichte. Denn wie der Verfasser selbst sagt, bietet dieser Teil nicht eine Wirtschaftsgeschichte, sondern behandelt in Einzelskizzen die wichtigsten Perioden und Zweige der Wirtschaft. (S. 6).

Trotzdem bietet gerade die „Geschichte" des Kapitalismus außerordentlich wichtiges Material. Dem Verfasser kommt es hier vorzüglich zu statten, daß er nicht blos Historiker ist, sondern daß er auch in technischen Fragen wohl Bescheid weiß. Dadurch ist er imstande, auch die Höhe der Technik in der Vergangenheit sachkundig zu beurteilen, was für das Verständnis der geschichtlichen Seite seiner Aufgabe von großer

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wichtigkeit ist. Er verfährt nicht summarisch, sondern betrachtet die Entwicklung von Handel, Landwirtschaft, Industrie gesondert. Auch dadurch ermöglicht er einen klaren Einblick in die Frage nach dem Ursprung dieser Wirtschaftsform. Es erweist sich als notwendig, bei der Erforschung der Geschichte des Kapitalismus bezw. der Wirtschaft, zunächst das technische Werden eines jeden einzelnen Produktionsprozesses kennen zu lernen und damit die Entwicklung der verschiedenen Zweige menschlicher Wirtschaftsarbeit in ihrer technischen Bedingtheit zu erfassen. (S. IV).

In dem Nachweis der historischen Kontinuität zwischen dem Wirtschaftsleben der Gegenwart und dem der Antike liegt wohl der Hauptwert des Buches. Die Untersuchung zeigt, daß bereits in Babylon, im alten Ägypten, in Griechenland und Rom der Kapitalismus seine Herrschaft etabliert hatte. Die wesentlichen Züge lassen sich bereits in der antiken Wirtschafts-Epoche deutlich wahrnehmen. Aber um das sagen und beweisen zu können, muß man eben wissen, was der Kapitalismus ist. Wenn die Vorherrschaft des Besitzes über die Arbeit, die Bildung großer Vermögen und ihre Ansammlung in verhältnismäßig wenigen Händen, die Proletarisierung breiter Volksschichten durch Aufsaugung eines selbständigen Mittelstandes zu den Wesenseigenschaften des Kapitalismus gehört, so läßt es sich tatsächlich nur schwer begreifen, warum nicht bereits im Altertum vom Kapitalismus geredet werden könnte. In denselben Bahnen einer einseitig kapitalistischen Entwicklung bewegt sich die Wirtschaftsgeschichte des alten Griechenlands. Hier wie dort ist eine blühende, auf einem kraftvollen Bauernstand basierte Volkswirtschaft dem Verfall zugeführt worden.

Aber merkwürdigerweise, von einem Volke spricht Gerlich nicht, das gerade in der Gegenwart am kapitalistischen Wirtschaftsleben stark beteiligt ist: von den Israeliten. Auch hier lassen sich analoge Züge nachweisen. Zweifellos ist die Wiege des Kapitalismus der Orient, der schon lange vor dem Abendlande eine hochentwickelte Kultur besaß. Das




Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Handelsvolk der Phönizier stand hier voran. Von ihm wurden gerade die alten Israeliten in den damaligen Weltverkehr hineingezogen. In meinem Buch „Die Propheten in ihrem sozialen Beruf und das Wirtschaftsleben ihrer Zeit" (Freiburg 1900) habe ich den Beweis für die Herrschaft einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu erbringen versucht. Als erstes Ergebnis der Untersuchung bietet sich also die Erkenntnis, daß die bisherige Gewohnheit, den modernen Kapitalismus als spezifische Erscheinung der Gegenwart anzusehen, bezw. seine Anfänge höchstens bis in die Zeit des Spätmittelalters zurück zu verlegen, unhaltbar sei. Der Kapitalismus des Mittelalters erweise sich durchaus nicht als Anfang, sondern, wie das bei der auch auf allen übrigen Gebieten menschlicher Geistesarbeit unbezweifelten Kontinuität dieser Zeit mit dem Altertum zu erwarten war, nur als Zwischenstufe einer Entwicklung, deren eigentliche Anfänge mit der Geschichte des frühen Altertums zusammenfallen. (Vorwort).

Merkwürdigerweise hat der Verfasser gerade für die historische Seite seines Themas ein Werk ganz mit Stillschweigen übergangen, aus dem er viel entnehmen konnte: Ruhland Gustav, Die politische Ökonomie, drei Bände, Berlin 1903—8. Ich glaube, daß in keinem anderen Werke die Genesis des Kapitalismus so eingehend behandelt ist, wie in diesem. Auch hier ist die Methode befolgt, die der Verfasser einhält, die Entwicklung des Wirtschaftslebens nach den einzelnen Völkern aufzuzeigen und so „großzügige" Darstellungen in Bausch und Bogen, die vielfach der Geschichte nicht entsprechen, zu vermeiden. Auch für die Theorie des Kapitalismus hätte Gerlich aus Ruhland manches entnehmen können. Denn bei aller Anerkennung seiner scharfsinnigen Untersuchungen will es mir scheinen, als ob gerade hierin die Schwäche des Buches gelegen sei. Seine Theorie besagt blos, was der Kapitalismus nicht ist, daß sein Wesen nicht in der Höhe der technischen Entwickelung oder in dem Gewinnstreben der Wirtschaftssubjekte zu erkennen sei. Er

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wendet sich auch gegen Sombarts Unterscheidung zwischen empirischer und rationeller Technik. Der Verfasser gibt eine außerordentlich wertvolle Übersicht über die Entwickelung und den geschichtlichen Zusammenhang von Industrie und Technik, Landwirtschaft und Handel. Diese Übersicht zeigt, daß in der Vergangenheit ebenso wie in der Gegenwart Wissenschaft und Praxis stets miteinander in engster Wechselwirkung standen (S. 267). Dieser Auffassung hatte Sombart ihre Berechtigung bestritten und der Technik der Vergangenheit die enge Wechselbeziehung zur Wissenschaft abgesprochen. Aber solange man für ein technisches Verfahren keine wissenschaftliche Begründung, sondern blos den Tatsachenbeweis erbringen kann, wird man wohl von empirischer Technik reden dürfen. Gerlich tadelt (S. 382) eine „willkürliche Auffassung des Begriffes Kapitalismus". Man darf da wohl fragen: Welche Auffassung hat er davon?

Besonders unterstellt der Verfasser die von Sombart gegebene Charakteristik des Kapitalismus als einer Zeit, in welcher das Streben nach Gewinn die Seele alles Wirtschaftens sei, während der Mensch früherer Perioden nur nach Bedarfsdeckung strebe, einer scharfen Kritik. Sombart gebühre wohl das Verdienst, wieder auf den Menschen als Träger jeder Wirtschaft hingewiesen zu haben. Aber sein Fehler liege darin, daß er als Charakteristikum von Perioden der Menschheitsentwicklung ansehe, was immer nur Charakteristikum einzelner Individuen sei. Denn auch heute gebe es Menschen genug, deren wirtschaftliches Streben auf Bedarfsdeckung beschränkt sei. Und das seien nicht etwa Kleinbauern in Gegenden, in die noch keine Kultur gedrungen sei. „Im Gegenteil! Diese letzteren haben sogar ein sehr ausgesprochenes Streben nach Gewinn, ausgesprochener oft, als nach Ansicht des Strafgesetzbuches zulässig ist. Jene anderen Menschen aber leben oft in den Zentren der modernen Kultur, ja, was noch mehr sagen will, sind vielfach geradezu Schöpfer und Träger dieser Kultur als Gelehrte, Erfinder, Künstler, Politiker u. s. f." (S. 2 f.).


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es geht also nicht an, einen wesentlichen Unterschied zwischen der seelischen Verfassung des Handwerkers und des Kapitalisten, soweit sie als Wirtschaftsobjekte in Betracht kommen, zu konstruieren. Der Handwerker hatte immer das Streben nach Gewinn „und hat es — Gott sei Dank — auch heute noch“ (S. 3).

Trotzdem darf man sagen, daß die Wirtschaft der Gegenwart in ganz anderer Weise vom Gewinnstreben beherrscht ist als manche Perioden der Vergangenheit. Der moderne Kapitalismus trägt in sich die Tendenz zur schrankenlosen Durchsetzung des Gewinnstrebens; er will nicht beengt sein durch den Ballast ethischer oder sozialer Motive; davon weiß das zünftige Handwerk nichts. Lamprecht hat in seinem Buche „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit“ II, 242 den Typus des modernen Unternehmers im Gegensatz zum deutschen Großkaufmann des 18. Jahrhunderts, „dem behäbigen Herrn mit geröteten Wangen“, mit feinen Strichen gezeichnet. Die außerordentlichen psychischen Spannungen, welche die Entwickelung der freien Unternehmung im Gegensatz zum Handwerk mit sich brachte, das Rechnen, Wagen, Spekulieren haben in der Tat ein ganz eigenartiges Seelenleben erzeugt.

In völlig unhaltbaren Vorstellungen bewegt sich Sombart hinsichtlich der Bedeutung des mittelalterlichen Handels. Er unterschätzt ihn — besonders seinen Einfluß auf die Entwickelung des modernen Kapitalismus. Er vertritt die These, daß der mittelalterliche Handel wegen der Kleinheit seiner Umsätze und der geringen Höhe seiner Gewinne vor allem nicht jene Riesenvermögen schaffen konnte, die der moderne Kapitalismus zu seiner Entwickelung brauchte. Er glaubt, diese Vermögen seien aus akkumulierter Grundrente durch Wachsen der städtischen Bevölkerungsziffer entstanden. Indessen — das hat schon Strieder in seiner Schrift über die Genesis des modernen Kapitalismus gezeigt — ist das eine völlig unhaltbare Anschauung. „Es kann kein Zweifel bestehen“, sagt Gerlich (S. 326), „daß die Vermögen auch


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der mittelalterlichen Handelshäuser in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle aus Handelsgewinnen stammen." Der mittelalterliche Handel weist neben Kleinbetrieb auch zahlreiche Großbetriebe auf. Die Beziehungen zwischen Technik und Betriebsgröße im Handel lassen sich nicht erweisen.

Die Stärke des Buches liegt in den Gedanken über die Technik und ihre Bedeutung für das Wirtschaftsleben. Gerlich ist in der Lage, manchen Irrtum Sombarts aufzudecken. Näheres Eingehen verlangt seine Auffassung der Arbeitsteilung. Die Aufgabe des Menschen, die Maschine zu bedienen, hat die Folge gezeitigt, daß seine Tätigkeit auf eine gewisse Zahl von Manipulationen beschränkt ist, die sich ständig wiederholen. Der gesamte Arbeitsprozeß ist daher in lauter Teilhantierungen aufgelöst, und jede dieser Teilarbeiten wird von einem Arbeiter dauernd ausgeführt. Diese Arbeitsteilung wird nun als ein besonderes Charakteristikum der kapitalistischen Wirtschaft angesehen. Ehedem habe der Handwerker ein Ganzes geschaffen, dessen Vollendung ihn mit der Freude des Schöpfers an seinem Werk erfüllt habe. Der moderne Arbeiter dagegen übe Tag für Tag denselben Handgriff, er werde dabei unzufrieden und stumpfsinnig. Diese Schilderung von der Arbeit und dem Stolz des Handwerkers „wäre wunderschön, wenn sie nur nicht gar so falsch wäre". Die beliebte Generalisierungsmethode hat auch hier übersehen, daß diese für einzelne Produktionszweige passende Schilderung auf so und so viele andere nicht zutreffe (S. 357).

Wie sehr die Arbeitsteilung die Industrie beherrscht, das hat bereits Adam Smith an dem bekannten Beispiel der Nadelfabrikation gezeigt; zugleich hat er auch den wirtschaftlichen Erfolg, der sich daraus ergibt, hervorgehoben. Die Kehrseite aber, daß die in unserer heutigen Volkswirtschaft durchgeführte Arbeitsteilung die Monotonie der Teilarbeiten im Gefolge habe, ist wohl unbestreitbar. Gewiß, unangenehme, langweilige, den Geist unbefriedigende Arbeiten, gab



Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es zu jeder Zeit, auch im Mittelalter. Und ebenso gibt es heutzutage Arbeitszweige, die nicht nur auf ein paar mechanische Handgriffe beschränkt sind. Gerlich nennt einige Beispiele, u. a. das Gewerbe der Dekorationsmaler. Aber diese haben es auch nicht mit der Bedienung von Maschinen zu tun. Und darauf bezieht sich doch hauptsächlich jene Ansicht, daß die moderne Arbeitsteilung zur Monotonie der Arbeit geführt habe. Bei anderen der vom Verfasser als Gegenbeweis angeführten Gewerbe ist aber sicher gegen früher eine Verengerung des Arbeitsgebietes, eine Spezifizierung der Arbeit eingetreten, so z. B. beim Fleischer, besonders wenn dieser Arbeitszweig fabrikmäßig mit Maschinen betrieben wird, beim Herrn- und Damenschneider, die oft nur ein bestimmtes Kleidungsstück herstellen usw.

Gerlich vermeidet den Fehler des Generalisierens. Aber mir scheint, er hält sich nicht ganz frei von dem entgegengesetzten, daß er den Ausnahmsfällen eine zu große Bedeutung beilegt. Er urteilt nicht in Bausch und Bogen, er unterscheidet die verschiedenen Fälle voneinander, aber er beherzigt zu wenig die Gassenweisheit: Keine Regel ohne Ausnahme. Auf jeder einigermaßen entwickelten Kulturstufe wird sich Arbeitsteilung nachweisen lassen. Grad und Umfang werden verschieden sein. Auch im Mittelalter fehlte sie nicht. Die Zunftordnung bezweckt ja gerade eine strenge Durchführung. Kein Übergriff des einen Gewerbes ins andere sollte stattfinden. Gerlich zeigt, wie die Bereitung der Wolle zu Kleidungszwecken sich auf verschiedene Gewerbe verteilte, ähnlich wie sich heute im Fabrikationsprozeß verschiedene Stadien ergeben. Aber es ist doch für den Arbeiter seelisch ein großer Unterschied, ob er am Webstuhl ein Stück Leinwand herstellt, oder ob er eine Webmaschine bedient. Die gleiche Arbeit ist verschieden, ob ich sie mit eigener Hand herstelle, oder ob eine Maschine sie besorgt, zu deren Bedienung wenige Handgriffe erforderlich sind. Die Beziehungen des Arbeiters zum Arbeitsprodukt werden dadurch wesentlich verändert.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es kommt ganz darauf an, wie weit die Arbeitsteilung geht, ob sie auf die Spitze getrieben wird oder nicht. Das kommt Gerlich selbst zum Bewußtsein. „Wenn wir die Frage nach dem Vorhandensein oder Fehlen der Arbeitsteilung in der Vergangenheit gewissenhaft prüfen, so ergibt sich als Resultat die Feststellung eines graduellen Unterschiedes zur Gegenwart. In letzterer ist die Arbeitsteilung stärker ausgebildet, erstens — und das scheint mir die wichtigste Ursache dieser Erscheinung — weil jede höhere materielle Kultur Spezialisation hervorruft, und zweitens, weil durch die Einführung von Arbeitsmaschinen den Menschen vielfach nur noch die Bedienung der Maschine als Aufgabe geblieben ist." (S. 360) — Also doch!

Auch das ist kein schlüssiger Gegenbeweis, daß nach Gerlich die sogen. Überdrüßigkeit der Arbeiter infolge der Monotonie ihrer Arbeit in Wirklichkeit gar nicht existiere, sondern nur eine Projektion der Gefühle des — meist akademischen — Beobachters in die Psyche der Arbeiter darstelle. Eine gut rentierende Arbeit wirke nicht monoton, sondern nur eine schlecht rentierliche (S. 360 Anm.) Damit erklärt der Verfasser selbst jedes unmittelbare Interesse des Arbeiters am Arbeitsresultat für erloschen. Interesse hat für den Arbeiter nur mehr der möglichst hohe Lohn. Aber dieser beseitigt nicht die Monotonie der Arbeit an sich, sondern wirkt ihr nur entgegen durch das Lustgefühl eines in Aussicht stehenden Genusses. Im übrigen, meint Gerlich, bestehe jede Berufsarbeit in „monotonen" Wiederholungen, auch die der Akademiker, wie eine Anfrage beim Durchschnittsarzt, Rechtsanwalt, Beamten usw. leicht feststelle (a. a. o.) Aber diese Tätigkeiten lassen sich mit den „mechanischen Handgriffen" des eine Maschine bedienenden Arbeiters nicht vergleichen. Denn kein Durchschnittsarzt oder Rechtsanwalt hat Tag für Tag immer die gleichen Fälle zu behandeln. Und selbst wenn das so wäre, so wäre der einzelne Fall immer noch keine „Teilverrichtung", sondern ein Ganzes, das das Interesse in anderer Weise zu fesseln imstande ist.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diesem Problem, welchen Einfluß die moderne Arbeitsteilung auf die geistige Verfassung des Arbeiters ausübe, bringt man in der Gegenwart begreiflicherweise ein großes Interesse entgegen. (Damit beschäftigen sich z. B. W. Foerster, Technik und Ethik. Leipzig 1905; Ed. v. Meyer, Technik und Kultur. Berlin 1906; Wendt, Die Technik als Kulturmacht. Berlin 1906.) Die Befürchtung, die moderne Technik mache den Arbeiter zum bloßen Anhängsel der Maschine, zu einem Rade im ungeheueren Getriebe, wird von manchen als grundlos abgewiesen. Der Arbeiter, der eine sehr komplizierte Maschine zu bedienen hat, sei nicht mehr Sklave als die meisten Menschen, die selbst in geistigen Berufen unter der Eintönigkeit der Arbeit leiden. Man übersieht aber bei solchen Erwägungen bloß, daß nur eine verhältnismäßig geringe Zahl, die Elite der Arbeiter, es mit so komplizierten Maschinen zu tun haben, deren Bedienung dauernd ihr Interesse so in Spannung zu halten vermag, daß die Arbeit nicht geisttötend und gemütabstumpfend wirkt. Und immer wieder muß daran erinnert werden, daß bei der hochgesteigerten Arbeitsteilung der Gegenwart der Arbeiter auf die psychische Befriedigung verzichten muß, ein Ganzes zu schaffen. Lediglich bestimmte Teile eines bestimmten Produktes entstehen unter seiner Hand oder besser durch die Arbeit der von ihm bedienten Maschine.

Sehr interessante Ausführungen bietet der Verfasser unter dem Abschnitt: Der Untergang des Kleinbetriebes. Bekanntlich hatte gerade Sombart mit mathematischer Sicherheit den völligen Zerfall des gesamten Handwerks — mit Ausnahme einiger unbedeutender Reste, die sich mit Reparaturarbeiten weiter fristen, prophezeit. Schon der verstorbene Kieler Nationalökonom Georg Adler war in seiner Schrift „Die Epochen des Handwerkes“ zu einer ganz entgegengesetzten Auffassung gekommen. Gerlich unterscheidet sehr richtig zwischen ökonomischen und technischen Großbetrieben. Erstere kannte auch das Altertum und Mittelalter, letztere in geringerem Maße. Für die Gegenwart läßt sich nur für die In-


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dustrie eine erhebliche Steigerung der Großbetriebe nachweisen, im Handel finden sich gleichbleibende Verhältnisse, in der Landwirtschaft herrscht die Tendenz zum Kleinbetrieb (S. 364 ff.)

Gerlich berührt, allerdings nur im Vorbeigehen, den *Einfluß der Konfession* auf die Entwickelung des Kapitalismus (S. 381 ff.). Er lehnt die Annahme eines kausalen Zusammenhanges zwischen Kapitalismus nnd Kalvinismus, die von M. Weber und Tröltsch vertreten wird, ab. Die Ausführungen dieser Gelehrten „leiden darunter, daß sie sich — infolge einer ganz willkürlichen Auffassung des Begriffes Kapitalismus — mit der Geschichte in Widerspruch setzen, indem sie die von jedem Kalvinismus freien Venetianer, Florentiner, Augsburger, Genueser usw. Handelsherrn des 14., 15. und 16. Jahrhunderts einfach aus der Liste der Vertreter des Kapitalismus streichen“ (S. 382). Gewiß hat auch die *Renaissance* mächtig zur Entfaltung kapitalistischen Wesens beigetragen, sie hat besonders in Italien den Luxus und die Hochschätzung der materiellen Güter gefördert. Aber auch das religiöse Moment fällt schwer ins Gewicht. Die Reformation hat den Kapitalismus freilich nicht verursacht, aber stark gefördert. Der Geist des Subjektivismus, der auf religiösem und sittlichem Gebiet entfesselt worden war, mußte mit innerer Notwendigkeit im sozialen Leben als Individualismus, im wirtschaftlichen als ungebändigter Egoismus hervortreten. Daher auch Gerlich anerkennen muß, daß in dem Hinweis auf die Seelendisposition ein wahrer Kern enthalten sei. Auf die tiefen Beziehungen zwischen Kalvinismus und Kapitalismus hat schon vor mehreren Jahren *Wygodzinski* in seiner Schrift „Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft“ hingewiesen. (S. 27 ff.)

Im Zusammenhang damit berührt der Verfasser das Problem der Beziehung zwischen Judentum und Kapitalismus, merkwürdigerweise ohne Sombarts Buch „Die Juden und das Wirtschaftsleben“, das so viel Anfechtung gefunden hat, zu erwähnen. Die Versuche, das Judentum zum Schöpfer des Kapitalismus zu stempeln, seien völlig hinfällig. Wohl aber

Digitized by 
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sei zuzugeben, daß das Judentum heutzutage einen unverhältnismäßig hohen Prozentsatz von befähigten Kräften für das Wirtschaftsleben stelle. Das sei jedoch nur die Folge des Ausschlusses der Juden vom Staats-, Kommunal- usw. Dienst. Dadurch sei der Kreis der ihnen zugänglichen Berufe sehr beschränkt.

Diese Begründnng für das Überwiegen des jüdischen Elementes läßt sich aber gerade nach den Forschungen Sombarts schwerlich aufrecht erhalten. Vielmehr läßt sich eine besondere Begabung der Juden für das Geldgeschäft und eine starke Veranlagung dafür erweisen. Sombart sagt in dieser Beziehung: „Es wäre nun wirklich an der Zeit, daß die Mär verschwände, die Juden seien während des europäischen Mittelalters — im wesentlichen erst „seit den Kreuzzügen" — in das Geldleihgeschäft hineingezwungen worden, weil ihnen alle Berufe verschlossen gewesen seien. Die zweitausendjährige Geschichte eines jüdischen Leihverkehrs bis zum Mittelalter beweist doch wahrhaftig schon deutlich genug die Irrigkeit jener Geschichtskonstruktion. Aber selbst für das europäische Mittelalter und für die neuere Zeit ist noch nicht einmal durchgängig wahr, was die offiziöse Geschichtsschreibung behauptet. Auch da war den Juden keineswegs der Weg zu allen anderen Berufen außer dem „Wucher" versperrt und sie liehen doch mit Vorliebe auf Pfänder aus." Zu einem ähnlichen Ergebnisse kommt die Schrift von J. Henningsen: Prof. Sombarts Forschungen zur Judenfrage (3. Aufl. Hamburg, ohne Jahreszahl).

Ich habe den Eindruck bekommen, als unterschätze Gerlich etwas den Einfluß der Weltanschauung auf die Ausgestaltung des Wirtschaftslebens und berücksichtige er daher auch zu wenig die Wandlungen, welche dieser psychische Faktor auf das Hervordrängen bezw. Zurücktreten des Kapitalismus ausgeübt habe. Damit soll nicht verkannt sein, daß seine Studie über den Entwickelungsgang des Kapitalismus Licht verbreitet und mancher irrigen Aufstellung den Boden entzogen hat. Und alle, die sich mit dem Wesen unseres heutigen Wirtschaftslebens beschäftigen, werden ihm dafür danken.

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by 
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XVIII.

## Die patriotische Gesinnung des hl. Augustinus.

Primi tibi sunt pater et mater; maior sit patria et ipsis parentibus tuis.[1]) Diese Worte finden sich in einer Predigt eines Mannes, gegen den immer wieder der Vorwurf erhoben wird, Vaterlandsliebe sei ihm ein unbekanntes Wort und Gefühl gewesen, und in seinen Schriften offenbare sich alles andere als echte, aufrichtige patriotische Teilnahme. — Paul Wendland schreibt in seiner Abhandlung über „Die römisch-christliche Literatur", wo er Augustinus Bedeutung würdigt, im Anschlusse an des Heiligen Bücher de civitate Dei: „Bemerkenswert ist vor allem die Tatsache, daß der Christ unfähig ist, ein positives Verhältnis zum Staate zu gewinnen. Er ist und bleibt ihm unlösbar mit dem Heidentum verstrickt. Die allgemein menschlichen Leiden erregen sein tiefstes Mitgefühl und beschäftigen seinen Verstand; das nahende Verhängnis des Reiches läßt ihn ganz kalt. Patriotisches und römisches Empfinden kennt der Mann nicht, dem Ursprung und Geschichte Roms ein fortgesetzter Raub ist, dessen Phantasie sich an den Niederlagen und Nöten Roms in der Vergangenheit erfreut. Das Wohl des Staates gehört zu den zeitlichen Gütern, die der Christ gering achtet, und er kennt für den wahren Christen nur ein wahres Vaterland im Jenseits".[2]) Wendland sagt damit nichts anderes, als was 20 Jahre vor ihm R. Eucken dem Bischof von Hippo vorgehalten hat: „Auch persönlich hat Augustin keinen politischen Patriotismus".[3]) F. Kolde

---

1) Sermo 62, 8. (Zitiert wird nach Migne.)

2) Einleitung in die Altertumswissenschaft. Herausgegeben von A. Gercke und E. Norden. Leipzig 1910. Bd. I. S. 542.

3) R. Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. Leipzig 1890. S. 240.

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

behauptet: „Mit der Wertschätzung der Kirche hängt es zusammen, daß Augustin einen wahren Patriotismus nicht kennt";[1]) und der sonst so vorsichtig urteilende H. Reuter bricht auf Grund eines Briefes, den unser Kirchenlehrer an den Heiden Nektarius gerichtet hat, über des Heiligen patriotische Gesinnung den Stab, indem er schreibt: „Das also ist der „christliche" Patriotismus des Bischofs von Hippo Regius. Christlich mag man diese Denkweise nennen; aber patriotisch? — Das hat man zu verneinen." [2])

In wohltuendem Gegensatze zu diesen die Vaterlandsliebe des nordafrikanischen Bischofs mehr oder weniger negierenden Äußerungen stehen die einschlägigen Untersuchungen so mancher Augustinusforscher der letzten Jahre. Ich erinnere an Br. Seidels kurze, aber treffliche Abhandlung „Die Lehre vom Staat beim hl. Augustinus" (Breslau 1909), an J. Mausbachs geistreiches Werk „Die Ethik des heil. Augustinus" (Freiburg 1909), an O. Schillings „Staats- und Soziallehre des hl. Augustinus" (Freiburg 1910) und nicht an letzter Stelle an den eingehenden, interessanten Kommentar des Berliner Privatdozenten H. Scholz zu Augustins de civitate Dei „Glaube und Unglaube in der Weltgeschichte" (Leipzig 1911), Werke, die uns den „größten Kirchenlehrer des Abendlandes" als einen Mann darstellen, der „als Römer mit Römern empfinden konnte und deutlich empfunden hat."[3]) Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch J. Geffcken das Römischnationale im Leben und Denken unseres großen Nordafrikaners besonders betont und hervorhebt. Er nennt ihn den „wuchtigen Römer mit seinem großen Herzen, seinem hohen Sinn auch für den Feind" [4]), den „erhabenen Repräsentanten des ausgehenden Romanis-

1) F. Kolde, Das Staatsideal des Mittelalters. I. Berlin 1902 S. 19.

2) H. Reuter, Augustinische Studien. Gotha 1887. S. 390.

3) Scholz, Glaube und Unglaube in der Weltgeschichte. S. 179—180.

4) J. Geffcken, Zwei griechische Apologeten. Leipzig und Berlin 1907. S. 308.

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mus", der seine „Zeit verstanden" hat[1]), „des sinkenden Romanismus letzter Hort und kräftigste Stütze".[2]) Er schätzt und würdigt des Heiligen „sehr achtungswerte und echt nationale Belesenheit in den Schriftstellern seines Volkes"[3]) und findet, daß bei ihm trotz seiner ablehnenden Haltung gegenüber der blutigen Eroberungspolitik Roms „das Staatsgefühl der Römer noch immer in mächtigen Schlägen pulsiert."[4]) Allerdings eine Vaterlandsliebe, die an nationalen und politischen Fanatismus grenzt und zum Haß und zur Unterdrückung fremder Nationen führt, einen das irdische Reich vergötternden Patriotismus wird man bei dem christlichen Bischof vergeblich suchen; er ist kein Chauvinist, aber er „beteuert mit Nachdruck und herzlicher Empfindung seine Sorge für das Wohl des römischen Reiches."[5])

Zur richtigen Erkenntnis und vollen Würdigung der patriotischen Gesinnung Augustins ist die Beantwortung der Frage von grundlegender Bedeutung: Welches ist die Auffassung des Heiligen vom Staate als solchem? Steht er dem Staatswesen wohlwollend und freundlich gegenüber, oder ist er ein grundsätzlicher Gegner desselben? Nicht wenige, die ihm das nationale, patriotische Empfinden absprechen zu müssen glauben, dürften — bewußt oder unbewußt — von der irrigen Vorstellung ausgehen, Augustin habe die civitas terrena, die er in seinem bedeutendsten Werke de civitate Dei in Gegensatz zu der civitas Dei stellt, schlechthin als „Staat" aufgefaßt. Bezieht man dann sämtliche Urteile, die Augustin über die civitas terrena fällt, ohne weiteres auf den Staat als solchen, dann macht man den Heiligen zum Feind und Bekämpfer jeder staatlichen Macht, der in dem Staat nichts anderes erblickt als „ein fluchwürdiges Werk, eine Organisatiou der Sünde".[6]) Eine Stütze für die vermeintliche Richtigkeit ihrer Behauptung finden solche

1) Ebd. 2) Ebd. S. 316. 3) Ebd. 4) Ebd. S. 320.

5) Mausbach, Nationalismus und christlicher Universalismus. Hochland. 9. Jahrg. S. 409.

6) Ritschl, Jahrbuch f. deutsche Theologie. Bd. 16. S. 201.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kritiker der Augustinischen Staatsauffassung nicht zum letzten in dem — gewöhnlich ganz falsch gedeuteten — Worte: Remota iustitia quid sunt regna nisi magna latrocinia?[1])

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle des näheren auf Wesen, Ursprung, Aufgabe und sittliche Bedeutung des Staates, wie sie sich nach Augustins Schriften ergeben, einzugehen. Die oben erwähnten Untersuchungen von Seidel, Mausbach und Schilling haben den Beweis gebracht, daß unser Bischof mit Wohlwollen der großen sozialen Institution des Staates gegenüber stand, ihren sittlichen Wert voll und ganz erkannte und ihre Bedeutung für das Wohl des einzelnen wie der gesamten Menschheit keineswegs unterschätzte. Ihm ist der Staat nicht nur eine multitudo hominum aliquo societatis vinculo colligata,[2]) sondern auch eine rationalium multitudo legis unius societate devincta,[3]) eine Institution, deren Fundament die iustitia, die „auf der Vernunft beruhende natürliche Gerechtigkeit"[4]) ist. Er sieht in dem Staatswesen nicht „ein Werk des Bösen, das aus der Sünde entspringt";[5]) er findet es vielmehr begründet in der „sozialen Naturanlage",[6]) die die Menschen zum Zusammenleben in staatlichen Verbänden bestimmt und befähigt. Die Menschen sind nach ihm tamquam elementa et semina civitatum;[7]) die durch die Ehe grundgelegte Familie ist ihm „Anfang oder Element"[8]) des Staates: Copulatio maris et feminae quoddam seminarium est civitatis.[9]) Dem Wesen und Ursprung des Staates entspricht seine Aufgabe, die in der Sorge für das irdische Glück und Fortkommen der bürgerlichen Gesellschaft besteht. Sucht er die Vorbedingung jeder ruhigen Entwickelung, den Frieden nach außen und im Innern zu wahren, dann kann er in diesem Streben auf

1) Civ. Dei. 4, 4.
2) Civ. Dei 15, 8. 3) Quaest. evang. 2, 46.
4) Seidel, Die Lehre vom Staate beim hl. Augustinus. S. 21.
5) Jellinek, Das Recht des modernen Staates. S. 180.
6) Civ. Dei 12, 28. 7) En. in ps. 9, 8.
8) Civ. Dei 19, 16. 9) Civ. Dei 15, 16.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Schutz Gottes rechnen; denn Sieg und Friede „sind zweifellos Güter und Gaben Gottes".[1])

Da der Staat und seine Segnungen ihren Grund in Gott, der Quelle aller Güter, haben und „die menschlichen Reiche ohne Zweifel durch die göttliche Vorsehung gegründet werden",[2]) so ist, das ist des großen Augustinus klare Lehre, der Staat eine von Gott gewollte, sittlich gute Institution, und die Christen sind gehalten, etiam pessimam, si ita necesse est, flagitiosissimamque rem publicam tolerare.[3]) Damit ist jedoch nicht gesagt, daß sie sich nicht einen besseren wünschen und herbeisehnen dürfen. Im Gegenteil, es bedarf keines Beweises, daß der christliche Bischof in jenen Staatswesen, wie er sie aus Erfahrung kannte, mit ihren heidnischen Einrichtungen, nicht den Idealstaat verkörpert fand, wie er seinen christlichen Anschauungen entsprechen mußte. Sein Ideal ist der auf christlicher Grundlage aufgebaute und mit christlichem Geiste erfüllte Staat, zu dessen Verwirklichung Augustin nicht eine Auflösung oder Vernichtung, sondern nur eine Reform des alten Staatswesens für erforderlich hält.

Wenn nun der afrikanische Herold der christlichen Wahrheit dem Staate, dem er angehört, das Beste wünscht, was er ihm wünschen kann, wenn er ihn zu den Höhen christlicher Kultur emporzuführen bestrebt ist und nicht müde wird, Fürst und Volk dahinzubringen, daß sie „die Vorschriften des Christentums zur Richtschnur ihres Handelns machen",[4]) wenn er lehrt, daß „das Ziel nicht mehr bloß die sittliche Führung dieses Lebens und die einmütige Gemeinschaft des irdischen Staates, sondern auch die Erreichung des ewigen Heiles und des himmlischen Gottesstaates"[5]) ist, zeigt er dann nicht in hervorragendem Maße sein Interesse für den Staat und das Staatswohl! Wer freilich in der Annahme der Lehre des Heilandes und in der Christianisierung der

1) Ebd. 15, 4. 2) Ebd. 5, 1.
3) Ebd. 2, 19. 4) Ebd. 2, 19.
5) Mausbach, Die Ethik des hl. Augustinus. Bd. I. S. 343.



Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Welt eine Verirrung des Menschengeistes erblickt, der wird dem hl. Augustinus das patriotische Empfinden absprechen, wenn er es als die vornehmste Aufgabe der Träger der Staatsgewalt hinstellt, ipso studio consulendi, seu fovendo seu terrendo[1]) ein Volk heranzuziehen, das in allem der biblischen Forderung entspricht: Beatus populus cuius Dominus Deus ipsius (Ps. 143, 15).[2])

In der Person des Kaisers verehrt Augustin die von Gott eingesetzte Obrigkeit, die auf göttliches Geheiß den ihr unterstellten Bürgern „die menschlichen Rechte" verkündet[3]) und ihre „Herrschaft sub rege coelesti ausübt."[4]) Er verlangt vom Herrscher und von den Untertanen, daß ihnen das Wohl des Staates und das Glück aller Staatsangehörigen am Herzen liegt; beide Teile sollen wetteifern in treuer und gewissenhafter Pflichterfüllung und durch das Band gegenseitiger Achtung und Liebe verbunden sein. Mit Nachdruck betonte er, daß auch die „Bürger des himmlischen Jerusalem" die Pflicht haben, „den irdischen Fürsten zu dienen", und daß sie das Beispiel des Sohnes Gottes nachahmen müssen, der „es nicht unter seiner Würde hielt, Kopfsteuer zu zahlen". Das Gebot, für die „irdischen Gewalten" zu beten, besteht auch dann, „wenn sie die Kirche verfolgen."[5]) Obwohl der Kaiser Julian infidelis, apostata, iniquus, idololatra war, „dienten ihm die christlichen Soldaten. Sie waren ihrem zeitlichen Herrn untertan propter Dominum aeternum".[6]) Gottesdienst und Vaterlandsdienst gehören nach Augustins Auffassung zusammen; Liebe zu Gott und Liebe zum Vaterland, Ehrfurcht gegen den Himmelsherrn und Ehrfurcht gegen den Regenten sind verwandte Pflichten. „Fürchtet Gott, ehret den König!"[7])

Zur Charakterisierung des Patrioten Augustinus ist es nicht belanglos, auf die Briefe hinzuweisen, die er an ihm bekannte und befreundete Staatsmänner gerichtet hat. Die vor-

1) Ep. 155, 12. 2) Ebd. 8.
3) In Io. ev. tr. 6, 25. 4) En. in ps. 55, 2.
5) De cat. rud. 37. 6) En. in ps. 124, 7. 7) 1. Petr. 2, 17.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nehme Sprache und die konziliante Form, in der die Schreiben abgefaßt sind, zeugen von der Achtung und Hochschätzung, die der bischöfliche Briefschreiber nicht nur den Adressaten, sondern auch ihrer amtlichen Stellung entgegenbringt. Nirgendwo zeigt er kalte Geringschätzung oder kühle Gleichgiltigkeit; stets ist er darauf bedacht, den Empfängern seiner Briefe eine hohe Auffassung von ihrer Stellung zu vermitteln. Als der römische Statthalter Afrikas Bonifatius ihm den Wunsch kund tut, sein Amt und seine Würden niederzulegen, um „in heiliger Ruhe ein Leben zu führen, wie es die Diener Gottes in den Klöstern zu führen pflegen“,[1]) da gibt er ihm den Rat, seine Kräfte auch fernerhin in den Dienst des Vaterlandes zu stellen und nach dem Beispiele so mancher Kriegshelden und Offiziere der hl. Schrift in seinem hohen Berufe durch treue Pflichterfüllung Gott zu gefallen zu streben.[2]) Was Augustinus geraten, führt Bonifatius — anfangs wenigstens — aus. Später jedoch mißbraucht er in schnöder Weise das in ihn gesetzte Vertrauen. Er empört sich gegen die kaiserliche Regierung und läßt, während er seine eigenen Angelegenheiten besorgt, die wilden Grenzvölker ungestört die römische Provinz verwüsten und verheeren. Kaum ist jedoch die Kunde von diesem verräterischen Tun dem Bischof von Hippo zu Ohren gekommen, da sucht er auch schon den Pflichtvergessenen in einem längeren Schreiben, von dem Reuter merkwürdigerweise behauptet, daß in ihm „kein wirklich patriotisches Gefühl offenbar wird“,[3]) durch ernste, aber liebevolle Vorhaltungen auf den Weg der Pflicht zurückzubringen. „Was soll ich sagen von der Verwüstung Afrikas, welche die afrikanischen Barbaren ohne jeden Widerstand anrichten, während du, mit deinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, nichts tust, um jene Drangsal zu beseitigen? Wer sagte sich nicht, als du dein Amt als Statthalter antratest, daß nun diese wilden Völkerschaften nicht nur im Zaume gehalten, sondern auch dem römischen Staate zins-

1) Ep. 220, 3. 2) Ep. 189.
3) Reuter, a. a. O. S. 390. Anm. 1.

pflichtig werden würden? Und nun siehst du, wie die Hoffnung der Leute ins Gegenteil verkehrt ist. Doch ich brauche hierüber mit dir nicht länger zu sprechen; denn du kannst es dir besser denken, als wir es dir sagen können."[1]) Der Leser urteile, ob diese Worte „wirklich patriotisches Gefühl" offenbaren oder nicht!

Vaterlandsliebe ist dem hl. Augustinus kein unbekanntes Wort. In ihr und ihrer opferfreudigen Betätigung findet er den Grund für Roms Größe und Machtstellung.[2]) „Die Liebe zum Vaterlande" wurde den Israeliten „durch prophetische d. h. göttliche Aussprüche" besser „ans Herz gelegt, als es die heidnischen Philosophen in mühsamen, unklaren Erörterungen vermocht hatten".[3]) Was bewegt Augustin anders als Anhänglichkeit an das Vaterland, als Liebe und Sorge für das Gedeihen und Wohl des römischen Reiches, wenn er, plötzlich den ruhigen Gang seiner apologetischen Ausführungen unterbrechend, seine Mitbürger anredet: O indoles Romana laudabilis, o progenies Regulorum, Scaevolarum, Scipionum, Fabriciorum, und sie an ihre ruhmreiche Vergangenheit erinnert und auffordert, ihre „natürlichen Vorzüge" in den Dienst der wahren Religion zu stellen, damit sie unter dem Einflusse des Christentums zum Segen des Vaterlandes „gereinigt und vollendet" werden![4])

Auch „das nahende Verhängnis des Reiches" hat den hl. Augustinus nicht „kalt" gelassen. In der Predigt de urbis excidio macht sich sein Schmerz über Roms furchtbare Heimsuchung im Jahre 410 in elementarer Weise bemerkbar. Horrenda nobis nuntiata sunt, so bricht er klagend aus, strages facta, incendia, rapinae, interfectiones, excruciationes hominum. Verum est, multa audivimus, omnia gemuimus, saepe flevimus, vix consolati sumus; non abnuo, non nego multa nos audisse, multa in illa urbe esse commissa.[5]) Aber mit unfruchtbaren Klagen kann

1) Ep. 220, 7. 2) Civ. Dei 5, 18. 3) Ebd. 18, 41.
4) Civ. Dei 2, 29. 5) Sermo de urbis excidio. 3.

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dem Reiche und seiner Hauptstadt nicht geholfen werden. „Wir wollen", so schreibt er an den Staatsbeamten Macedonius, „vom Herrn, unsern Gott, der uns erschaffen hat, uns Kraft erflehen zur Ertragung der Leiden dieser Zeit und eine Glückseligkeit, deren wir uns nach diesem Leben in der Ewigkeit erfreuen dürfen. Dieses wollen wir uns wünschen, dieses auch dem Staate, dessen Bürger wir sind." [1]) Ist auch das Unglück, das über Rom hereingebrochen ist, ein entsetzliches, so bietet doch dem echten Patrioten der Gedanke Trost: Civitas in civibus est, non in parietibus.[2]) Mit Roms Mauern stürzt nicht das römische Reich: Manet civitas, quae nos carnaliter genuit. Deo gratias! Utinam et spiritualiter generetur et nobiscum transeat ad aeternitatem! [3]) Augustin ist weit davon entfernt, in den pessimistischen Ruf einzustimmen: „Rom geht unter!" Er gibt vielmehr der zuversichtlichen Hoffnung lauten Ausdruck, daß die Stadt sich aus dem Unglück, das eher eine Geißelung und Züchtigung, denn eine Tötung und Vernichtung genannt werden müsse, zu neuem Leben erheben wird, wenn die Römer Gott dem Herrn die Ehre geben.[4])

Es ist wahr, der hl. Augustinus betrachtet das irdische Leben als eine Pilgerschaft zum himmlischen Vaterlande, und Wendland hat recht, wenn er sagt: „Er (Augustinus) kennt für den wahren Christen nur ein wahres Vaterland im Jenseits." Aber es ist unklug (und ungerecht), dem Heiligen hieraus einen Vorwurf zu machen; denn dieser Vorwurf richtet sich gegen das ganze Christentum und seinen göttlichen Urheber. Die Maxime, die Christus für das Verhältnis seiner Anhänger zum Staate aufgestellt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist",[5]) das apostolische Mahnwort des hl. Petrus: „Fürchtet Gott und ehret den König",[6]) hat der christliche Bischof

---

1) Ep. 155, 9. 2) Sermo de urb. excid. 6.
3) Sermo 105, 7. 4) Sermo 81, 9.
5) Matth. 22, 21. 6) 1. Petr. 2, 17.

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Augustinus wohl verstanden und befolgt. Mit dem sehnsüchtigen Verlangen nach dem himmlischen Gottesreiche und mit der Liebe zu dem jenseitigen Vaterlande hat er eine aufrichtige Anhänglichkeit an seine Heimat und sein zeitliches Vaterland wohl zu verbinden gewußt. Daß er nicht an den ewigen Bestand des römischen Reiches an die Roma aeterna glaubt — coelum et terra transibunt: quid ergo mirum, si aliquando finis est civitati?[1]) —, daß nach seiner Ansicht Roms Heldengestalten: Lukretia, Scävola, Curtius, Decius, Cato u. a. keine vollkommenen Persönlichkeiten sind, daß „die römisch-nationalen Klänge seiner Geschichtsbetrachtung hin und her von kosmopolitischen Stimmungen durchkreuzt werden",[2]) all' dieses vermag es keineswegs zu rechtfertigen, ihm kurzerhand den Patriotismus abzusprechen. Seine patriotische Gesinnung beruht auf religiöser Grundlage; sie ist ihm eine Tugend, die geübt und gepflegt werden muß propter Dominum aeternum.[3]) Darum kennt er auch eine Grenze des Gehorsams gegen den Staat, ein Ziel, das der echte, christliche Patriot nicht überschreitet: es ist der Wille Gottes, das Gesetz des Himmelsherrn. „Ein Gepräge Gottes sind wir; Gott sucht seine Münze, wie der Kaiser die seinige".[4]) „Primo tibi sunt pater et mater; maior sit patria et ipsis parentibus tuis; ut quidquid iusserint parentes contra patriam, non audiantur. Et quiquid iusserit patria contra Deum, non audiatur".[5])

Heinrich Lesaar.

1) Sermo 81, 9. 2) Scholz, a. a. O. S. 181.
3) En. in ps. 124. 4) In Io. ev. tr. 40. 9. 5) Sermo 62. 8.

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XIX.

## Contardo Ferrini.

„Der moderne Heilige" — hat Sac. J. Camelli in einem Broschürchen von dem erst vor 10 Jahren verstorbenen Professor des römischen Rechts an der Universität zu Pavia rühmend gesagt. Contardo Ferrini, dessen Seligsprechungsprozeß Ende des Jahres 1910 eröffnet worden, verdient diese Bezeichnung. Er ist ein moderner Heiliger — nicht im Sinne von „modernistisch", sondern weil er unsere moderne Zeit durch den Duft seines heiligen Lebens erfreut hat. Er ist ein moderner Heiliger — nicht als ob er neue Pfade gewiesen, auf bisher unbekannten Wegen zur Heiligkeit gelangt wäre, sondern weil sein Leben, gerade da es das eines Gelehrten war, von besonderem apologetischen und sittlichen Werte für unsere Gegenwart ist, die so gerne behauptet, Wissenschaft vertrage sich nicht mit Religiosität, und die katholische Religion als Hindernis jeglichen wissenschaftlichen Fortschrittes hinzustellen liebt. Contardo Ferrini, dessen Andenken in den Kreisen, wo er gelebt, noch frisch und lebendig ist, steht vor uns als ein Kronzeuge katholischen Glaubens, katholischer Sitte, katholischer Heiligkeit aus der Gegenwart und für die Gegenwart. In den Spiegel dieses modernen Heiligenlebens zu schauen, mag daher auch für unsere Leser nicht ohne besonderes Interesse sein. Wir schöpfen aus den biographischen Notizen, die der Postulator des Kanonisationsprozesses, Sac. Carlo Pellegrini, in einem Bändchen gesammelt und herausgegeben hat.[1]) Wie wir vernehmen, steht auch schon eine deutsche Ausgabe dieser Schrift bevor.

Contardo Ferrini wurde am 4. April 1859 in Mailand geboren. Sein Vater Rinaldo Ferrini ist schweizerischen

1) Contardo Ferrini. Cenni biografici, raccolti dal Sac. Carlo Pellegrini, Parroco di S. Calimero in Milano. Seconda edizione. Milano, Rom. Ghirlanda.


Digitized by Google


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stammes, aus Locarno gebürtig.[1]) Nach dem Tode seiner Frau übersiedelte er nach Mailand, wo er mit Luigia Buccellati eine zweite Ehe einging, deren edelste Frucht unser Contardo sein sollte. Beide Eltern überlebten den Sohn um wenige Jahre: der Vater starb 1908 im 77. Altersjahre, geachtet und geehrt, die Mutter schon 1905 infolge einer Ansteckung, die sie sich bei einem Armenbesuche als Vinzenzschwester zugezogen. In der Familie war wissenschaftliches Leben daheim, Rinaldo Ferrini war einer der geschätztesten Professoren am Polytechnikum zu Mailand — einige seiner Arbeiten wurden auch in deutsche Übersetzung gebracht — und ein Onkel, Abbé Antonio Buccellati, war Professor des Straf- und kanonischen Rechts an der Universität zu Pavia.

Der kleine Contardo, ein frommer und lebhafter Knabe von hübscher, edler Gestalt, machte in Mailand seine Primar- und Gymnasialklassen. Mit zwölf Jahren empfing er die erste hl. Kommunion, die einen mächtigen Eindruck in seiner jungen Seele hinterließ. Sein Vater Rinaldo äußerte darüber: „Von da kam ihm der starke Trieb zu einem strengen Leben, der sein öffentliches und privates Betragen regelte." Er zählte 13 Jahre, als zum erstenmale der Unglaube ihm entgegentrat in der Rede eines Lehrers, „dem die Jahre noch nicht die Klugheit und die Gabe der Überlegung gebracht hatten". An seinem Gott betrachtenden Geiste ging die Versuchung schadlos vorüber. Schon während seiner ersten Studienjahre bildete die Lesung der heiligen Schriften seine Vorzugslektüre; um ihr mit größerem Genuß und Nutzen obliegen zu können, lernte er Griechisch und Hebräisch und konnte jene nun in ihrer ursprünglichen Fassung lesen.

Die Examina des Jahres 1876 brachten ihm eine doppelte Auszeichnung im Latein und in der Muttersprache. Mit einer nicht gewöhnlichen klassischen Bildung ging er so zur Universität über. Das Universitätsleben, das so vielen Jünglingen zu sittlich-religiösem Untergang oder Niedergang

1) Die Familie selbst stammt aus dem Val Verzasca, Tessin (Mitteilung des hochw. Pfarrers Alfred Roseda in Morbio Inferiore.)


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird, wurde ihm zum Aufstieg zu Gott. Zu Pavia war er Zögling am Borromäischen Kolleg, bald erweckte er dort die Bewunderung seiner Studienkameraden. Die guten Kirchgenossen von S. Primo, die den ihnen unbekannten Studenten jeden Morgen in ihrer Kirche sahen, wie er lange auf den Knieen verharrte und öfters sich dem Tische des Herrn näherte, um darnach mit gesenkten Blicken, mit einer engelsgleichen Andachtsglut wieder an seinen Platz zurückzukehren, leise, leise als fürchte er durch das Geräusch seiner eigenen Schritte die innige Vereinigung mit seinem Schöpfer zu stören, sie nannten ihn den „hl. Aloysius aus dem Borromäischen Kolleg". Der bezeichnende Titel ist ihm für immer beim Volke von Pavia geblieben. Die Viertelpausen nach jeder Stunde nützte er jeweilen zu einem Besuche in der nahen Jesuitenkirche aus. In welche Höhe aber seine himmlischen Betrachtungen ihn auch entführten, stets stieg er ohne Anstrengung wieder hinunter zu froher Unterhaltung mit seinen Freunden, immer gut, heiter, auch spaßhaft im vertrauten Verkehre, oder zum Studium, einem positiven, analytischen Studium, das höchste Aufmerksamkeit und Selbstbeherrschung verlangt. Die Frömmigkeit Contardos war charakteristisch durch Geistesheiterkeit und Vernunftmäßigkeit, Eigenschaften, die sie edel und liebenswürdig machten.

Äußerlich trug er — auch später — nichts Abnormales zur Schau: er kleidete sich korrekt, war freundlich, erfreute sich gerne der Gesellschaft guter Freunde. In seinem Auftreten war nichts Schroffes oder Bäuerisches, in seinem ernsten Streben nach Vollkommenheit ließ er eben auch den äußern Menschen nicht außer acht. Bewunderungswürdig ist er besonders in seiner Reinheit, die er mitten unter den Gefahren des Studentenlebens unversehrt bewahrte, jede auch nur entfernte sinnliche Anspielung floh er, und traf ein unreines oder ungebührliches Wort sein Ohr, so stieg heiße Schamröte in sein Gesicht. Und Ferrini hat sich dieses Zeichens des sittlichen Ernstes nie geschämt, mochte es ihm auch den Spott unedler Mitstudenten einbringen. Mit ähnlichem Mute nahm


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er auch stets warmen Anteil an den theophorischen Prozessionen, in denen er den Himmel oder die Kerze trug.

Im Jahre 1880 ging Contardo Ferrini mit besonderer Auszeichnung aus dem Baccalaureats-Examen hervor. Seine lateinische Dissertation über die Thesis: Quid conferat ad juris criminalis historiam Homericorum Hesiodorumque poëmatum studium, wurde von der juristischen Fakultät einstimmig des Druckes würdig erachtet und 1881 in Berlin veröffentlicht. Als er gefragt wurde, wodurch er so glänzenden Erfolg errungen, deutete er auf ein großes Kruzifixbild, das er unter dem Kleid auf der Brust trug. Auf seine Bewerbung hin erkannte ihm das Ministerium ein Stipendium für ein zweijähriges Auslandsstudium zu, und als ihm im zweiten Jahre auch der Preis Vittorio Emanuele der Cassa di Risparmio zugesprochen wurde, war er in die Lage versetzt, zur Vollendung seiner Studien an die Universität Berlin zu ziehen, die damals als die erste für Römisches Recht galt.

Mit einem Empfehlungsschreiben an Fürstbischof Förster von Breslau versehen, reiste er dorthin ab, nachdem er zuvor ein Lebensprogramm festgesetzt, das uns in seinen „Religiösen Schriften“[1]) aufbewahrt ist. In gedrückter Stimmung langte er am 11. Dezember 1880 in Berlin an, in einer Kapelle der katholischen St. Hedwigskirche, wo er betete, fand er einen andern Jüngling seines Alters, der ihm bereitwillig eine gute Unterkunft suchen half und ihn mit andern katholischen Studenten in Verbindung brachte. Fürstbischof Förster hatte den jungen Italiener an den Pfarrer von St. Hedwig, Dr. Robert Hertzog, gewiesen, der jenen mit väterlicher Liebe aufnahm und während seines Berliner „Exils“, wie Ferrini den dortigen zweijährigen Aufenthalt nannte, sein geistiger Führer wurde. Vom katholisch-religiösen Leben, besonders auch unter den Studenten, zeigte sich Contardo in seinen Briefen an die Freunde Paolo und Vittorio Mapelli in

1) Contardo Ferrini, Scritti Religiosi, vom gleichen Herausgeber.

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Turin sehr erbaut und im Glauben gestärkt. Zur Vinzenzkonferenz eingeladen, fand er dort zu seinem nicht geringen, aber um so freudigeren Staunen einen seiner Lehrer, den jungen Dr. Westermayer vor, mit dem er warme Freundschaft schloß. Sehr gefielen dem Italienerstudenten die deutschen Kirchenlieder vom Volk gesungen, er übersetzte einige davon in seine Muttersprache. Im Kulturkampfe, der damals noch herrschte, sympathisierte er aus Überzeugung mit der Zentrumspartei, mit deren angesehensten Häuptern, wie Exc. Windthorst, er Verbindungen unterhielt. Er trauerte mit den deutschen Katholiken, als Fürstbischof Förster, von seinem Hirtensitze vertrieben, in der Verbannung starb, er freute sich mit ihnen, als sein geistlicher Berater Dr. Hertzog jenem auf dem Bischofstuhle von Breslau nachfolgte.

Über den Protestantismus urteilte Contardo Ferrini sehr streng, mit den Bekennern desselben aber hegte er tiefes Mitleid. Er schätzte unter ihnen manche sehr hoch, dem großen Romanisten Alfred Pernier widmete er später seine kritische Ausgabe von Theophilus Griechischen Institutionen. Der berühmte Historiker Th. Mommsen empfand seinerseits vor den Kenntnissen Ferrinis solche Achtung, das er die Voraussage wagte, wie das 19. Jahrhundert auf dem Felde der römischen Rechtsstudien das „Jahrhundert Savignys“ genannt werde, so werde das 20. jenes Ferrinis heißen. In einem vertrauten Verkehr stand dieser mit dem gelehrten Zacharias von Lingenthal, dem Begründer der Studien über das römisch-byzantinische Recht, er wurde selbst von ihm auf seinen Ferien-Landsitz eingeladen und nach dessen Tode der Erbe seines literarischen Nachlasses. Diese beiden Seelen fanden sich übrigens nicht nur in der Gemeinschaft wissenschaftlicher Arbeit, sondern teilten miteinander auch das hohe Naturgefühl und die Gottesliebe. Als Lingenthal als achtzigjähriger Greis starb, war Ferrini der erste und fast einzige in seinem Wissensgebiete.

Im Sommer 1882 kehrte er nach Italien zurück. Noch setzte er für einige Monate an den Universitäten zu Paris



Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Rom seine Studien fort. In Rom hatte er das hohe Glück, aus der Hand des hl. Vaters Leo XIII. die hl. Kommunion empfangen zu können. Im November wurde er als Lehrer der Rechtsgeschichte nach Pavia gewählt. Erst 24 Jahre alt, begann er seine Professorenlaufbahn mit einer ganz außergewöhnlichen intellektuellen Vorbereitung. Außer vier klassischen Sprachen beherrschte er auch vier Fremdsprachen praktisch. Bald hatte er den Ruf des ersten Romanisten Italiens. Seine angestrengte wissenschaftliche Tätigkeit als Professor wie auch als Schriftsteller hinderte ihn jedoch nicht am religiösen Ausbau seiner Seele. Jeden Morgen wohnte er früh der hl. Messe bei und nach beendeter Vorlesung kehrte er wieder zu einem kurzen Besuche in die Kirche zurück, wobei er manchmal selbst Schüler und Kollegen mit sich dorthin führte. Jenen, die ihn deswegen verdächtigten, entgegnete Ferrini als Ausdruck seiner wahrhaft christlichen Seele und seiner Demut zugleich:

„Uns ist diese Verstoßung aus der Gesellschaft teuer, weil Christus sie uns vorhergesagt. . . . Und wer mir Furchtsamkeit und kleinlichen Geist vorwerfen wollte, dem möchte ich sagen, daß ich nur im Gebete Kraft und Würdigkeit erlange, und daß, wenn ich einigen Charakter habe, was gewiß bei vielen der gewesenen, gegenwärtigen und zukünftigen Liberalen noch nicht der Fall, ich ihn dem Gebete verdanke; daß, wenn meine Studien zu etwas nützten, die Segnungen des Gebetes daran schuld sind. . . . Und wer mir Zeitvergeudung vorwerfen sollte, dem möchte ich sagen, daß ich wegen der tröstenden Wirkungen des Gebetes dafür keine Zeit verliere in Theatern, Cafés, in den tausend Nichtigkeiten eines zerstreuten Lebens, daß das Gebet mich die Sammlung, die Einsamkeit, die Arbeit lieben macht.“ — Ein schönes Wort, das der studierenden Jugend gewidmet zu werden verdient.

Trotz eines überaus zarten Gewissens war Contardo weit von Skrupelhaftigkeit entfernt. Hatte er seine Schwierigkeiten geäußert, so unterwarf er sich in vollem Gehorsam

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dem Urteile des Beichtvaters, ruhig und sicher, fast heiter und froh näherte er sich dann dem hl. Gastmahle. Wer Seelen zu leiten hat, weiß, wie viel das wert ist.

Bei Beginn seiner Lehrtätigkeit stellte sich Ferrini eine neue „Lebensordnung" zusammen, die seine einfache und hohe Tugend erkennen läßt. Die Betrachtung war auf eine Viertelstunde reduziert, hatte er mehr Zeit zur Verfügung, z. B. in den Ferien, so dehnte er sie auf eine Stunde aus. Er legte Wert auf kleine tägliche Abtötungen des Gaumens, nie nahm er außer den Mahlzeiten Speise oder Trank zu sich, es sei denn aus Gefälligkeit gegen Gäste. Die kirchlichen Vorschriften beobachtete er aufs genaueste. Aus sicheren Zeugnissen, wie des P. Ludwig, der in Modena sein Beichtvater war, geht auch hervor, daß er ein Bußhemd trug und auch sonst seinen unschuldigen Leib kasteiete.

Nachdem der junge Professor einen neuen Preis gewonnen, wurde er am 1. Februar 1887 an die Universität Messina berufen als ordentlicher Professor für römisches Recht. Seine Kollegen und Schüler verehrten ihn hier gleicherweise. Als er nach einem glücklichen Aufenthalt von drei Jahren um Versetzung einkam, weil er näher seiner Familie zu sein wünschte, hinterließ er in Messina das beste Andenken. Dasselbe kam später darin zum Ausdruck, daß in seinem Lehrzimmer sein Bild aufgehängt wurde.

Die Universitäten von Padua und Modena bewarben sich beide um Ferrini, er wählte letztere und trat im November 1890 sein Lehramt dort an. Verschiedene Aufträge, mit denen er um diese Zeit vom Ministerium betraut wurde, führte er mit Sachkenntnis und Rechtlichkeit aus. Einen neuen Fortschritt verzeichnet das geistige Leben Contardos in Modena, wo er begonnen, täglich die hl. Kommunion zu empfangen. Der schon erwähnte P. Ludwig, aus der Gesellschaft Jesu, als gebürtiger Graubündner kaum der Überschwänglichkeit in den Gefühlen verdächtig, bezeugt, daß er noch Jahre nach Ferrinis Tode bei der bloßen Erinnerung an ihn zu Tränen gerührt worden sei. Bald nachdem er




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihn kennen gelernt, habe ein lebhaftes Gefühl wahrer Bewunderung und tiefen Staunens über dessen Tugenden ihn ergriffen, das sich noch mehrte, je länger er diese Seele leiten durfte. Er sagte das vielsagende Lob von ihm aus: „Einen jungen Mann in der Blüte der Jahre, Professor der Universität, von tiefem, ausgedehntestem Wissen das Leben eines vollkommenen Religiosen, ja eines Heiligen führen sehen, war ein Schauspiel der Engel würdig. . . . Er war zum wenigsten ein außerordentlicher Mann, im Besitze einer wahren, gründlichen, tiefgefühlten Tugend, die er fortwährend bemüht war, mit der größten Vollkommenheit auszuüben."

In Modena hatte Gott seiner Seele die Tröstung bereitet, in Prof. Dr. L. Olivi einen religiös gleichgestimmten Freund zu finden, eine heilige Freundschaft einte seitdem die Beiden. Zwar besaß Ferrini eine sehr hohe Auffassung von der Ehe, aber höher schätzte er, in bräutlicher Liebe ganz nur Gott anzugehören, und wenn er einmal andeutet, daß seine Arbeiten ihm keine Zeit ließen, an eine Ehe zu denken, so darf man dies wohl nur als Vorwand ansehen. Er wählte den jungfräulichen Stand in der Welt und lebte in ihm das wahre Leben eines Mönches und Aszeten, eine einsame Insel im Weltgetriebe.

Vier Jahre weilte Ferrini in Modena, es war eine Zeit fruchtbar auch an wissenschaftlichen Publikationen. Dann ging endlich sein Wunsch, mit seiner Familie in Mailand vereinigt zu sein, in Erfüllung, da er im Oktober 1894 zum Professor der Universität zu Pavia ernannt wurde. In dieser letzten Lebensperiode erwarb er sich durch die literarische Verwertung des von seinem alten deutschen Freunde Zacharias von Lingenthal gesammelten Materials ein besonderes Verdienst, sowie durch mehrere andere anerkannte und geschätzte Schriften über seinen Wissenszweig. Sein Plan, später ein großes Werk zu schreiben über den „Einfluß des Christentums auf das römische Recht" konnte leider nicht mehr zur Ausführung gelangen.

Sein rastlos tätiger Eifer und seine Gottesliebe hinderten

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nicht, veredelten vielmehr sein Interesse an den öffentlichen Vorgängen in seinem Vaterlande. Ohne an die Öffentlichkeit zu treten, nahm er zu den politischen Fragen Stellung, soviel es ihm sein Gewissen erlaubt und ratsam erscheinen ließ. Im Januar 1895 nahm er teil an einer Kommission für Verteidigung der frommen Stiftungen, und es gelang ihm, in Mailand deren achtzig vor der Unterdrückung zu bewahren. Als Mitglied des Gemeinderates von Mailand ergriff er selten das Wort, tat er es, so ward seine Stimme gehört und geschätzt. Seine treu kirchliche und päpstliche Gesinnung bewies er, da er, obwohl durch seine Familie den Häuptern der Rosminibewegung nahestehend, nicht zögerte, die vom Papste getroffene Verurteilung der Rosminischen Schriften anzuerkennen, und selbst das Verhalten der Anhänger des letztern als beklagenswert bezeichnete. Interessant, auch weil es Zeugnis gibt von seiner inneren Anteilnahme am Wohle der Kirche, ist ein Gespräch, das Ferrini mit Prof. Olivi hatte über eine mögliche Nachfolge auf dem Stuhle Petri. Während Olivi den Namen des Patriarchen von Venedig a priori meinte ausschließen zu müssen, glaubte Ferrini gerade Kardinal Sarto dafür am besten geeignet, denn, meinte er, nach dem dermaligen hochverdienten diplomatischen Papste — die Unterhaltung fand 1894 statt — möchte die Kirche eines Papstes bedürfen, der sie wieder in ausgesprochener Weise zu den evangelischen Tugenden zurückführte.

Mit großer Liebe hing Contardo Ferrini an seiner Familie, mit der er nun in Mailand zusammenwohnte. Ein seltenes ideales Verhältnis bestand zwischem ihm und seinem Vater Rinaldo, der den Sohn seinen „liebsten Freund“ nannte, während die Mutter versicherte, daß Contardo ihr nie den geringsten Verdruß gemacht habe. Er hatte seine Vorlesungen in Pavia auf drei Tage in der Woche zusammengezogen. Auf der Bahn sah man ihn stets allein, entweder mit Studium oder mit Beten des Rosenkranzes beschäftigt. Menschliche Rücksichten kannte er nicht. In Pavia wohnte er bei seiner dort verheirateten Schwester.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Keinen Tag unterließ er, frühmorgens zur hl. Kommunion zu gehen — daheim in Mailand begleitete ihn öfters sein Vater auch dahin —, untertags machte er immer einen Besuch bei seinem göttlichen Freunde, in dessen Gegenwart er oft äußerlich wie umgewandelt erschien. Kam er nahe an einer Kirche vorbei, so grüßte er Jesus im hl. Sakrament, mit einem Gruß, der nicht bloß Konventionelles hatte, sondern so, als ob er einen lieben Freund sähe und von ihm wieder gesehen würde. Alle seine freie Zeit verbrachte Contardo in eifriger wissenschaftlicher Arbeit, gewöhnlich an einem Pult mit seinem Vater, dem Physikprofessor Rinaldo, beschäftigt. War er nach dem Nachtessen nicht von Arbeit bedrängt, so liebte er es, sich mit seinem kleinen Neffen abzugeben, ihnen Geschichten zu erzählen und an ihrer Freude sich zu erfreuen. Sein Privatleben war von der größten Regelmäßigkeit, nichts Besonderes, nichts Großes in den Augen der Welt, aber kostbar vor Gott. An Vergnügungen, Bällen nahm er nie teil, in der Unterhaltung war er liebenswürdig, aber zurückhaltend und bescheiden, fast furchtsam, nur in näherem Verkehr zeigte er die Gewandtheit seines Geistes, die seltene Vielseitigkeit seines Wissens.

Ein doppeltes Apostolat pflegte Contardo Ferrini: das Apostolat durch das Beispiel und durch das Wort. Wie sein Beispiel zur Nachahmung anspornte, sagt uns Professor Olivi, der gesteht: „Die Gesellschaft Ferrinis wurde für viele, wurde für mich im besonderen eine Schule der Vollkommenheit.“ Und wie er das Apostolat des Gebetes und der Belehrung, des Wortes verstanden und geübt, zeigen seine Briefe und gelegentlichen religiösen Schriften, die Sac. Pellegrini in den „Scritti Religiosi“ uns übermacht hat.

Die Jahresferien verbrachte Prof. Ferrini stets in seinem geliebten Suna am Lago Maggiore, nahe Pallanza, wo seine Familie ein Landgut besaß. Gerne machte er dann auch wiederholte Bergbesteigungen auf die italienischen Alpen, deren majestätische Erhabenheit und Schönheit ihn mit tiefer Ehrfurcht und Liebe vor dem Schöpfer erfüllte. Bei der


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bevölkerung von Suna genoß der gute, demütige Professor größte Achtung, hier hieß er „der hl. Aloysius der Ferrini". Notgedrungen sollte er an allen ihren kleinen ländlichen Festen und Unterhaltungen teilnehmen, von denen er dann, sobald irgend angängig, sich wieder losmachte.

Hier in Suna sollte Contardo Ferrini auch seinen letzten Kampf kämpfen, sein Auge sich im Tode schließen, um im Strahlenlichte des himmlischen Jenseits sich wieder zu öffnen. Nachdem er schon im Jahre 1900 Herzbeschwerden gehabt, wiederholten sich diese infolge großer Anstrengung in den Examina des Jahres 1902, und da er, derselben nicht achtend, nochmals auf Bergeshöhen gestiegen, führten sie eine schwere Krankheit herbei, die ihn aufs Sterbebett warf. Am 5. Oktober erfaßte ihn ein Typhusfieber, das ihm nur wenige lichte Augenblicke ließ, die er benutzte, sich mit den hl. Sakramenten zu stärken. Einige Stunden vor dem Hinscheiden erlangte er wieder die Besinnung, es waren Stunden sehnsüchtigsten Verlangens, seinen Herrn zu besitzen, den Gegenstand seiner Liebe und Hoffnung während dieses seines ganzen Lebens. Am 17. Oktober 1902 mittags gab er seine schöne, heilige Seele in die Hände seines Schöpfers zurück. Allgemein war der Eindruck bei denen, die ihn gekannt, daß mit ihm ein Heiliger gestorben. Seine Beisetzung fand in Suna statt in Gegenwart von Vertretern der Obrigkeit und der Universität, sowie zahlreichen Volkes.

Während die Universität zu Pavia ihrem Besten ein Marmorbild errichtet, prüft die Kirche, die fruchtbare Mutter der Heiligen, ob sie ihm nicht eine viel höhere Ehre, die Ehre der Altäre zuerkennen kann. Und so es Gott gefällt, seinen Diener zu verherrlichen, so wird man Contardo Ferrini bald mit vollem Rechte nennen dürfen: den modernen Heiligen.[1])

Zug (Schweiz). Franz Weiß, Stadtpfarrer.

1) Das Verzeichnis der „Scritti del Prof. Contardo Ferrini" umfaßt nicht weniger als 194 Nummern.



Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XX.

# Preußen, Deutschland und die Grundrechte.

Von Robert Bonschott, Marienwerder (Westpr.).

(Schluß.)

Die Männer von 1848 nahmen den Begriff der Grundrechte weiter als der herrschende Positivismus ihn heute die Rechtswissenschaft nehmen läßt; sie ordneten ihm alle Freiheitsforderungen unter, einerlei ob überhaupt einem Rechtsgebiete zugehörig und welchem. Unter den Grundrechten fehlen deshalb sozialpolitische Forderungen nicht. Das Vorparlament verlangte ein volkstümliches Kreditsystem mit Ackerbau- und Arbeitskreditkassen, Schutz der Arbeit durch Einrichtungen und Maßregeln, um Arbeitsunfähige vor Mangel zu bewahren, Erwerbslosen lohnende Beschäftigung zu verschaffen, die Verfassung des Gewerbe- und Fabrikwesens den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Alles Forderungen, denen es unmöglich ist sozialen und politischen Weitblick abzusprechen, wenn man die Zeit berücksichtigt, zu der sie aufgestellt wurden; zum Teil freilich, wie das Recht auf Arbeit, schon vorweggenommen von dem preußischen Landrecht. Über die juristische Konstruktion der geforderten Grundrechte war weniger Kopfzerbrechen. In der Tat: es konnte damals gleich gelten, ob man sie als subjektive Rechte ansah oder nur als objektive Negationen früheren Zwanges; ob man annahm, der Staat erzeuge diese Rechte erst durch seine Gewährung, oder anerkannte, daß sie an sich den Individuen schon zustanden, durch die staatliche Gesetzgebung nur näher erläutert und bestimmt würden zu einer Zeit, wo ein bevormundendes Eingreifen der Staatsgewalt als Verletzung der sittlichen Würde des Staatsbürgers und als Hemmnis seiner freien Entwicklung empfunden wurde. Wesentlich allein, die Rechte zu erwerben und für die Zukunft sicher zu stellen.



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zu dem Ende bestimmte die Einleitung des Grundrechtsgesetzes der deutschen Nationalversammlung: „sie sollen den Verfassungen der deutschen Einzelstaaten zur Norm dienen und keine Verfassung oder Gesetzgebung eines deutschen Einzelstaates soll dieselben je aufheben oder beschränken können", und die Verfassung selbst: „Keine Bestimmung in der Verfassung oder in den Gesetzen eines Einzelstaates darf mit der Reichsverfassung in Widerspruch stehen". Und des Kaisers Schwur, die Rechte des deutschen Volkes zu schirmen, wurde für so bedeutungsvoll erachtet, daß festgesetzt wurde, der Kaiser sei erst nach geleistetem Verfassungseide berechtigt, Regierungshandlungen vorzunehmen.

Wir vergleichen den Begriff der Grundrechte, wie er klar heute uns vor dem Auge steht, mit dem Begriffe der Menschenrechte, wie er sich darstellt dem natürlichen Rechtsbewußtsein des vernünftigen Menschen, das durch das Christentum geläutert ist, nicht zu verwechseln mit den Schemen von Menschenrechten, womit die Revolution die Massen aufwühlte diesseits der Atlantis und jenseits. Zunächst kurz der Begriff der Menschenrechte, wie das Staatslexikon ihn feststellt:

„Unter Menschenrechten versteht man alle Rechte, welche dem Menschen als einem vernünftigen, freien Wesen zustehen und von seiner Person unzertrennlich sind. Der Mensch muß nämlich bis zu einem gewissen Grade in der Betätigung seiner Fähigkeiten gesichert sein, um der ihm von Gott durch das Naturgesetz und die Offenbarung vorgezeichneten Aufgabe nachkommen zu können. Die Summe der ihm zur Erfüllung dieser seiner Mission unbedingt zustehenden Befugnisse, deren Ausübung ihm durch die Staatsordnung erzwingbar gemacht werden muß, bildet die Menschen- oder Urrechte des mit Persönlichkeit ausgestatteten Individuums."

Der Kreis der Menschenrechte solcher Gestalt ist eng. Was sollen wir weiter dazu zählen als den Anspruch auf körperliche Sicherheit und die Möglichkeit, sich den Unterhalt durch Arbeit zu verschaffen, sowie bei eintretender Unfähigkeit

15*


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Arbeit die Erhaltung durch öffentliche Fürsorge, das Recht auf Erziehung und mit Maßgabe vielleicht auch noch Freiheit der Berufswahl. Nur selbstverständlich, daß die Sklaverei sich vom Standpunkte der Anerkennung solcher Menschenrechte durchaus verbietet. Die Menschenrechte erfassen die Natur des Menschen als solchen, sie sehen aber ab von seiner Eigenschaft als Staatsbürger. Die Grundrechte betrachten den Menschen als Glied einer staatlichen Gemeinschaft, als Staatsbürger. Die Menschenrechte sind allgemein, Urrecht aller Menschen, die Grundrechte begrenzt auf einen Ausschnitt aus der Menschheit, die Bürger eines bestimmten Staates. Bei der Enge dieses richtigen Begriffs der Menschenrechte als Rechte aller Menschheit sind Menschenrechte und Grundrechte streng zu scheiden, die Grenzen nicht fließend. Ewig und unveränderlich sind diese echten Menschenrechte, entspringend aus der Natur der Menschen, in den Fluß gestellt aller staatlichen Entwicklung die Grundrechte, von denen immer die alte Erfahrung gelten wird, daß nichts dauernder als der Wechsel. Die politischen Freiheiten, die uns heute als Grundrechte erscheinen, sind uns Grundrechte nur, weil der Kulturmensch unserer Zeit ihrer nicht entraten zu können glaubt. Ohne diese Grundrechte waren unsere Vorfahren glücklich, und wer will ermessen, ob sie unseren Nachfahren so wichtig sein werden, als uns Menschen des konstitutionellen Verfassungsstaates der heutigen Zeit. Wir haben gesehen, wie die Paulskirche bestimmte, die Grundrechte sollten den Gesetzgebungen der Einzelstaaten als unbedingt inne zu haltende Normen dienen. Daran die Grundrechte als unabänderliche Norm zu setzen für alle zukünftige Reichsgesetzgebung, dachte man nicht. Das unterscheidet die Grundrechte nicht nur von den Menschenrechten richtigen Sinnes, sondern auch von den französischen und amerikanischen:

„Wir betrachten die folgenden Wahrheiten als von selbst einleuchtend: Alle Menschen sind gleich erschaffen. Sie sind von Gott mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt, zu denen das Leben, die Freiheit und das Streben nach dem


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glück gehören. Die Regierungen sind aufgestellt, um diese Rechte zu sichern, und ihre gerechte Gewalt entspringt aus der Zustimmung der Regierten. Wenn eine Regierungsform diesem Zweck nicht mehr enspricht, so hat das Volk das Recht, sie abzuändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung zu gründen, welche auf diesen Prinzipien aufbaut, und ihre Gewalt in die ihm für seine Sicherheit und sein Glück geeignetst erscheinende Form zu kleiden."

So beginnen die Menschenrechte der nordamerikanischen Union. Die Grundrechte, die unser herrschendes deutsches Recht kennt, schließen der Auffassung sich an, von der die der Frankfurter Nationalversammlung getragen werden. Keine Rede davon, daß sie den Anspruch erheben, Menschenrechte, Rechte aller Menschheit zu sein. Deshalb unterliegen unsere Grundrechte der Abänderung durch die Gesetzgebung. So sagt denn Bornhak über diesen Unterschied zwischen Menschenrechten und Grundrechten ganz richtig:

„Man leitet diese Rechte nicht mehr aus der Natur des Menschen unmittelbar ab, so daß sie als unveräußerliche Menschenrechte zu allen Zeiten und an allen Orten gleichen Anspruch auf Geltung haben, sondern aus der konstitutionellen Doktrin, der man durch die neue Verfassung gesetzliche Anerkennung verschaffen will. Indem man sich aber von dem Naturrechte auf die konstitutionelle Staatslehre zurückzieht, kann man die Grundrechte nicht mehr jedem Menschen, sondern nur den eigenen Staatsangehörigen gewähren. So werden aus den Menschenrechten die Rechte der Belgier, die Grundrechte des deutschen Volkes und die Rechte der Preußen."

Man hat die Menschenrechte einen gesäuberten Rousseau genannt, sie zu diskreditieren. Diese Auffassung ist nicht in allen Punkten richtig. Rousseau erkennt kein ursprüngliches Recht an, das als Grenze der Gewalt des Staates zum Schutze des einzelnen zu gelten habe, kein Grundgesetz ist ihm für die Gesamtheit bindend, selbst nicht seine ureigenste Erfindung, der Gesellschaftsvertrag. Wir lesen im siebenten Kapitel des ersten Buches:


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Man muß beachten, daß der öffentliche Beschluß, der allen Untertanen Verpflichtungen gegen das Staatsoberhaupt aufzuerlegen vermag und zwar infolge des doppelten Verhältnisses, unter dem jeder von ihnen betrachtet werden muß, aus entgegengesetztem Grunde das Staatsoberhaupt nicht gegen sich selbst verpflichten kann, und daß es folglich gegen die Natur des Staatsbürgers ist, wenn sich das Staatsoberhaupt ein Gesetz auferlegt, das es nicht brechen kann. Da es sich immer nur in einem und demselben Verhältnisse betrachten kann, so befindet es sich in dem Falle eines Privatmannes, der mit sich selber einen Vertrag abschließt; hieraus geht klar hervor, daß es für den Volkskörper keinerlei Art eines bindenden Grundgesetzes gibt noch geben kann; nicht einmal der Gesellschaftsvertrag reicht dazu aus."

So zeigt sich auch hier, wie im Grunde unfrei trotz aller tönenden Worte dieser Liberalismus zu aller Zeit und in allen Ländern gewesen.

Wir haben unserer Arbeit nicht das Ziel gesetzt, den Stand des positiven Rechts der Freiheit darzulegen, wie es gegenwärtig herrscht im Reich und den Bundesstaaten, wir wollen nur klar stellen, wie das Recht, das gilt, uns zurückführt zu den Grundrechten der Paulskirche, Reichsrecht wie Landrecht. Wir brauchen es nicht zu rechtfertigen, wenn wir aus der Fülle der Landesrechte das Preußens herausgreifen, es findet das von selbst seine Erklärung in der Sache: wie keiner andern bundesstaatlichen Verfassung Freiheitsrechte stehen die Rechte der Preußen, wie sie in der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 verbrieft sind, unter dem Einfluß der Frankfurter Grundrechte.

Wer immer ein Freund ist der Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der Religionsgenossenschaften, und wer könnte dieses Gut nicht hoch genug schätzen in dem ernsten Laufe unserer heutigen Zeit, der wird mit großem Schmerze die Bresche sehen, die hier die Gesetzgebung des Kulturkampfes den Rechten der Preußen geschlagen hat. Es handelt sich um die berühmten 15., 16. und 18. Artikel der Preußischen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verfassung. Die evangelische und die römisch-katholische Kirche sowie jede andere Religionsgesellschaft sollten ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und verwalten, der Verkehr der Religionsgesellschaften mit ihren Oberen sollte ungehindert sein und das staatliche Besetzungsrecht kirchlicher Stellen wurde aufgehoben, soweit es nicht auf dem Patronate beruhte. Der leitende Grundsatz ist im 15. Artikel enthalten, der den Religionsgesellschaften die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten bewilligt. Dieser Satz ist aus den Grundrechten der Frankfurter Nationalversammlung in die Preußische Verfassung übernommen; von den Gegnern der Kirchenfreiheit mit größter Entschiedenheit bekämpft, war er in schwerer Zeit eine Friedensbotschaft für das in seinen innersten Gefühlen bewegte Volk, dem er als eine Schutzwehr seines heiligsten Freiheitsrechts erschien. Jeder künftige Mißbrauch der Staatsgewalt gegenüber der Kirche schien jetzt schlechterdings unmöglich. Zwei Jahrzehnte nur blieb die Bestimmung in Kraft. Daß das Staatswohl gelitten, solange dies freiheitliche Recht galt, wird heut niemand mehr behaupten. In der Hitze des Kulturkampfs dachte man anders; und da der kirchenfeindlichen Gesetzgebung jener Jahre, die der Liberalismus beherrschte, die freiheitlichen Bestimmungen der Verfassung im Wege standen, wurden sie erst abgeändert, dann aufgehoben, Freiheit, die der Liberalismus meinte. Bis heute ist das gute alte Recht der Verfassung nicht wiedergekehrt. Sicher, noch immer hat dieser Staat nicht überall die letzten Reste protestantischer Engherzigkeit über Bord geworfen, fehlt der katholischen Minderheit noch manches, vieles, daß sie sich der protestantischen Mehrheit gleichberechtigt fühlen könnte — aber weg mit diesen Schlacken, auch die Zeit wird kommen. Dann werden die Bestimmungen der Frankfurter Grundrechte und der Preußischen Verfassung über die Freiheit der Religionsgenossenschaften wiederkehren, von denen Peter Reichensperger einst sagte, daß sie ihre Fassung und Annahme erhalten nicht kraft doktrinären Willens von Majoritäten, sondern daß sie das Resultat der Forderung


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des ganzen Landes gewesen sind, daß das ganze Land beim Beginn der Sturmbewegung des Jahres 1848 einig gewesen in der Forderung die volle Emanzipation der Kirche vom Staate herbeizuführen und zu verwirklichen, und daß diese allseitige Forderung das Ergebnis der Erfahrungen der voraufgegangenen Jahrzehnte gewesen. Fast nimmt es uns heut Wunder, daß die kirchenfeindlichen und glaubensfeindlichen Mehrheiten, die damals den deutschen Reichstag und preußischen Landtag beherrschten, nicht auch hergefallen sind in ihrer sinnlosen Wut über den vierzehnten Artikel, der bestimmt, daß die christliche Religion bei den Einrichtungen des Staates zum Grunde gelegt wird, die mit der Religionsübung in Zusammenhang stehen; und über den zwölften, der in engem Anschluß an die Grundrechte der Nationalversammlung die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen Religionsübung gewährleistet, der den Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte für unabhängig erklärt vom religiösen Bekenntnis. Ist so in dem wichtigsten Freiheitsrechte, der Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der Religionsgesellschaften unverkennbar der Einfluß, den die Grundrechte der Nationalversammlung auf die Rechte der Preußen ausgeübt, so ist das bei den übrigen Grundrechten nicht weniger der Fall. Die preußische Verfassung läßt alle Preußen vor dem Gesetze gleich sein und Standesvorrechte nicht stattfinden, die öffentlichen Ämter werden für alle dazu Befähigten gleich zugänglich erklärt. Die persönliche Freiheit wird gewährleistet und die Wohnung ist unverletzlich. Niemand soll seinem gesetzlichen Richter entzogen werden dürfen und Ausnahmegerichte sollen unstatthaft sein. Was das Eigentum und die Enteignung anlangt, die uns heute wieder besonders interessiert, so bestimmt die preußische Verfassung, daß das Eigentum unverletzlich ist und nur aus Gründen des öffentlichen Wohles soll entzogen werden dürfen, eine Bestimmung, die in ihrer schlüssigen Klarheit denen Recht gibt, die für die neue preußische Gesetzgebung über die Ent-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eignung aus politischen Gründen die Wahrung der Formen für notwendig erklärten, die vorgeschrieben sind für die Abänderung der Verfassung. Das Briefgeheimnis wird für unverletzlich erklärt. Alle Preußen sollen das Recht haben, ihre Meinung frei zu äußern in Wort, Schrift, Druck, Bild und die Zensur soll nicht eingeführt werden dürfen. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Über den Unterricht sind zahlreiche Bestimmungen vorhanden, von denen wir hier hervorheben, daß nach der Absicht der Verfassung der religiöse Unterricht in der Volksschule von den Religionsgesellschaften geleitet werden sollte. Vieles von dem, was die preußische Verfassung gegeben, hat seit der Gründung des Reichs die Reichsgesetzgebung an sich gezogen, so daß es eine Doktorfrage geworden, ob die Grundrechte der preußischen Verfassung allen Reichsangehörigen in Preußen oder nur den preußischen Staatsbürgern zustehen. Strafrecht und Strafprozeßrecht schützen heute im ganzen Reich die Freiheit der Person, den Frieden des Hauses, den ungehinderten Briefverkehr; Gewerbefreiheit, Koalitionsfreiheit brachte die Gewerbeordnung, Preßfreiheit das Reichsgesetz über die Presse; das Reichsvereinsgesetz ist bereits oben erwähnt. Doch wir brechen ab in dieser Aufzählung der Bestimmungen des geltenden Rechtes, um uns nicht zu verirren in eine Darstellung des positiven Rechtes, die über den Rahmen hinausgehen würde, in den wir unsere Arbeit gespannt. Wir streifen nur kurz noch eine Frage, die nicht selten abgehandelt wird bei der Erörterung der Grundrechte, die Frage des Widerstandes. Hier leuchtet uns die sittliche Erlaubtheit des passiven Widerstandes ein, der seinem Wesen nach in der Verweigerung des Gehorsams besteht, in Fällen, wo die Sittlichkeit ihn zur Pflicht macht; hier widerstrebt es uns nicht, daß das Gesetz den aktiven Widerstand zuläßt, der mit gesetzlichen Mitteln das Gesetz bekämpft. Schwierig wird uns die Antwort, wenn nach der Zulässigkeit des gewaltsamen Widerstandes gefragt wird. Es genügt, wenn wir hier sagen, daß Fälle der Notwehr auch der Staatsgewalt


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegenüber denkbar, daß aber im allgemeinen hier besonders gilt, daß das öffentliche Wohl vorgeht dem privaten. Das Strafgesetz des Staates muß sich hier an feste Merkmale halten, es bestraft jeden, der dem Beamten in der rechtmäßigen, d. h. durch das Gesetz gedeckten Ausübung seines Amtes Widerstand leistet. Brauchen wir an dieser Stelle zu betonen, daß vieles, was die preußische Verfassung, was die Reichsgesetze uns an Grundrechten gewährt, nicht in dem Umfang in das praktische Leben überführt worden, den wir alle wünschen, den uns der Wortlaut des Gesetzes zu gewähren scheint? Wir brauchen es nicht. Wir haben es selbst schon angedeutet an nicht wenigen Stellen unserer Erörterungen. Vieles von den Grundrechten ist heute noch in allgemeinen Grundsätzen stecken geblieben, die den Geist der Verwaltung führen sollen, aber nicht überall und immer führen. Aber auch wer voll Eifer das Lob redet der vergangenen Zeit, wird nicht leugnen wollen, daß es nur besser geworden, seit in Frankfurt die Grundrechte geschaffen.

Wir stehen am Schluß; wir fassen zusammen. Wir gingen darauf aus zu zeigen, welche Bedeutung die Grundrechte der Paulskirche haben, 1848 und heute. Wir sahen, welche ausländischen Vorbilder vorhanden und wie sich aus der deutschen Entwicklung die Grundrechte der Nationalversammlung herausschälen. Wir sahen den außerordentlichen und reichhaltigen Inhalt dieser Grundrechte, wie sie die großen Gebiete des Staats- und Verwaltungsrechts, des Straf- und Strafprozeßrechts, des Kirchen- und Kirchenstaatsrechts, des Gerichtsverfassungsrechts und endlich des reinen Privatrechts berühren. Wir fanden in ihnen gute Gedanken und große, die ihre gesunde Kraft und die Fähigkeit sich zu entwickeln bewährt haben in der späteren Gesetzgebung des konstitutionellen Verfassungsstaats. Über die vielen veralteten, kleinlichen, übertriebenen Forderungen hinweg, die sie enthielten, konnten wir uns nicht der Kenntnis entziehen, daß dem ganzen Werke als Ganzes genommen der Zug in das dauernd Große eignet. Wir sahen, wie die Kulturkampfgesetz-



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebung große Wahrheiten der Grundrechte verlassen, so daß wir heute nur wünschen können: zurück zu den Grundrechten. Wir haben die staaterhaltende Bedeutung der Grundrechte festgestellt und sie abgegrenzt gegen die allgemeinen Menschenrechte. Was werden sie der Zukunft sein? Der konstitutionelle Verfassungsstaat unserer heutigen Zeit, der als erste Gabe die Grundrechte brachte, wird das letzte Wort aller politischen Weisheit nicht sein, nicht das Ende aller staatlichen Entwicklung. Wenn seine Zeit einst erfüllt, wird er neuen Formen des staatlichen Lebens Platz machen müssen, wie ihm Platz machen mußte der absolute, der ständische Staat. Wird den herrlichen Besitz der Freiheit, des dank der Kraft unserer Staatsgewalt wir uns heute erfreuen, der Nachfolger unseres Verfassungsstaats seinen Bürgern gewähren wollen, gewähren können? So fragen wir uns, und alsbald stellen sich Zweifel, Befürchtungen ein: möge die Entwicklung der Zukunft sie als unbegründet erweisen. In ernster Zeit darf in das Gedächtnis zurückgerufen werden, was in ernster Zeit vor nun einem Jahrhundert Berthold Niebuhr schrieb: „Der Name der Freiheit ist vielen lieb geworden, aber wenige denken es sich, daß die Freiheit kein Stand des Genusses, sondern einer Mühseligkeit und Gefahr ist, wovon sie bisher nichts gewußt haben." Ein grausames Schicksal zieht die Männer des positiven Rechts nieder, die mühselig ihr Leben lang arbeiten am Tage für den Tag, so heilsam und notwendig ihr Werk immer gewesen; nie dürfen sie beweisen, was sie können, immer nur in kleiner Kritik die Menschen belehren, wie man alles so ganz anders hätte machen müssen, wie sie alles viel besser wissen als die tätige Menschheit. In stumpfer Furcht oder banger Hoffnung sieht diesem Treiben die leidende Mitwelt zu, mit höhnendem Undank betrachtet es die Nachwelt, wenn sie sieht, wie zu allen Zeiten Gesetzgebung und Gericht dem Großen, dem Neuen ohne Verstand gegenüber stehen mußten, daß sie fast ein Feind des Rechts und der Gerechtigkeit erschienen. Wie ganz anders die Wirkungsmöglichkeit des Mannes der Verwaltung, der großen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politik, wie ganz anders der Dank, der dem ehrlichen Fleiß, dem Erfolge hier winkt, im kleinen wie im großen. Tragisch ist das Geschick der zur Anwendung des Gesetzes Berufenen, tragisch das des Gesetzgebers; auch er ist verurteilt am Tage zu arbeiten für den Tag. Nur so wird uns verständlich, daß die Gesetzgebung so wenige Werke geschaffen von wahrer geschichtlicher Bedeutung, die weithin leuchteten den Gesetzen der Zukunft, ein fester Pol in der Erscheinungen Flucht. Alles andere verschwindet in ewiger Vergessenheit am Tage, wo es zu gelten aufhört. Auf kleinem Gebiete ruht ein schwacher Schimmer solch dauernden Wertes auf den Grundrechten der Paulskirche.

## XXI.

## Zur auswärtigen Politik.

Die Diplomaten in den Hauptstädten Europas haben, bei aller Sorgfalt, welche die Behandlung der einzelnen Phasen der Entwicklung am Balkan erheischte, an keinem Tage daran gezweifelt, daß der Friede unter den Mächten erhalten bleibt. Vom Beginn des Krieges gegen die Türken bis heute hat eine Gefahr für den Frieden in Europa — in dem Sinne, daß man vor dem Krieg angekommen wäre — niemals bestanden und besteht auch heute nicht. Natürlich kann es sich bei dieser Darstellung nur um die Frage einer akuten Kriegsgefahr handeln, denn daß solche Gefahren „latent", ist ja bekannt; sonst hätten die Rüstungen in aller Welt keinen Sinn. „Es besteht keine Kriegsgefahr; es hat nie eine bestanden. Aber die Unruhe kann noch lange anhalten." So lauten ipsissima verba des Vertreters einer der an den Dingen unmittelbar beteiligten Großmächte.

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sie kennzeichnen den Stand und die Tendenz der Dinge am Balkan, Alles weist darauf hin, daß es den Mächten gelingen wird, die Streitfragen unter den Balkanstaaten und die neuen Differenzen zwischen diesen und der Türkei so zu behandeln und einer Erledigung entgegenzuführen, ohne daß es dadurch zu ernstem Hader unter den Mächten kommt. Sir Edward Grey, der Leiter der englischen Politik, und seine Kollegen Asquith und Morley haben dieselbe Anschauung verschiedentlich ausgesprochen; dabei hat Sir Grey allerdings bemerkt: „unter der Voraussetzung, daß keine Macht eine isolierte Aktion unternimmt". Hätte er Veranlassung gehabt, seinen Gedanken voll auszusprechen, so würde er wohl ergänzt haben: „keine isolierte Aktion ohne vorheriges Einvernehmen mit der zunächst meistinteressierten Macht und gefolgt von der Zustimmung der anderen Mächte". Denn, in der Tat, es lassen sich wohl Situationen denken, welche die absolute Tatlosigkeit Europas ausschließen.

Eine ausführliche retrospektive Betrachtung des Krieges der Balkanstaaten gegen die Türkei und den Ursprung dieses Krieges soll hier nicht dargeboten werden. Die wichtigsten Dokumente über diese Dinge sind veröffentlicht worden oder sind doch allen Regierungen bekannt; die Veröffentlichung des Bündnis-Vertrages der Balkanstaaten und Griechenlands hat darüber Licht ausgebreitet; die Tätigkeit des russischen Ministerresidenten Herrn v. Hartwig ist bekannt. Es ist auch sicher, daß man in Wien, Bukarest und Berlin keineswegs von den Dingen überrascht worden ist, denn die Verhandlungen zwischen den Balkanstaaten müssen den dortigen Regierungen, ebenso wie in London und Paris, bekannt gewesen sind.

In der öffentlichen Meinung Europas haben sich, sobald die Dinge ins Rollen kamen, zwei Gruppen gebildet. In Österreich-Ungarn und in Deutschland traten den Türken günstige Meinungen auf. In Frankreich und Rußland nahm fast alle Welt für die „slawischen Brüder" Partei. In England zeigte man mehr Interesse für die Balkaner als für


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Türken; ein Nachklang des Gladstone'schen Wortes von dem „unspeakable Turk".

Die Teilnahme Rußlands für die Balkan-Slawen ist vollkommen verständlich; sie liegt auf der Linie der Mission, welche die Russen sich zuschreiben. Die Übertreibungen, welche die volkstümliche Slawen-Propaganda zu Stand gebracht hat, — die Exzesse in russischen Städten gegenüber Österreich-Ungarn — gehören in das Kapitel, von welchem schon Tacitus geschrieben hat: „ut sunt procacia urbanae plebis ingenia". Man kann der russischen Regierung, seit Sasonow die auswärtige Politik lenkt, nicht bestreiten, daß sie in wichtigen Phasen eine maßvolle Haltung beobachtet hat, und vor allem erfordert der friedliebende Sinn des Zaren Anerkennung. Die Mobilisierung von Teilen des Heeres Österreich-Ungarns und Rußlands war lediglich eine Maßregel der Vorsicht, auf der einen wie auf der andern Seite; sie hat, sagt man, niemals den Charakter einer Drohung gehabt.

In Frankreich hat man entschieden und selbst mit Übereifer für die Bulgaren, Serben, Griechen Partei genommen. So entschieden die überwältigende Mehrheit des französischen Volkes für den Frieden ist, so gibt es doch eine mehr einflußreiche als zahlreiche Gruppe von Politikern, Literaten, Militärs, welche den Krieg mit Deutschland vorbereiten will; nicht nur den Defensiv-, sondern den offensiven Koalitionskrieg gegen Deutschland. Diese Gruppe erblickt in den Balkanstaaten eine neue Macht, welcher man die Aufgabe zuweisen will, in dem europäischen Konflikte Österreich-Ungarn zu beschäftigen, so daß Frankreich und Rußland freie Hand gegen Deutschland hätten. Sodann spielt in allen diesen Dingen die Finanz eine große Rolle. Schon der alte Metternich hat an Gentz geschrieben: „in Frankreich ist das Geld die einzige Triebfeder". Die Pariser Kreditinstitute haben bedeutende Anleihen an Bulgarien, Serbien, Griechenland gegeben, zum Teil zu so onerösen Bedingungen, daß Bulgarien sich im Jahre 1910 öffentlich über die Verteuerung beschwert hat. Denn das Geld, das diese Anleihe-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Emissionen bringen, geht nicht ganz nach Bulgarien, Serbien, Griechenland, sondern ein sehr großer Teil wird von den Emissionsbanken an Industriegesellschaften in Frankreich bezahlt, zur Deckung vorhergegangener Lieferungen, meistens Kriegs- und Feld-, Eisenbahnmaterial usw., an jene Staaten. Die Emissionsbanken sind an diesen Industriegesellschaften interessiert; man rechne aus, was die Interessenten der Emissionsbanken an den Anleihen verdienen: Kursdifferenz zwischen Übernahme und Ausgabe, Provision, Börsenchancen, Provision für Zahlung an die Industriegesellschaften, Interesse am Gewinn dieser Gesellschaften, Börsenchancen mit den Aktien und Obligationen dieser Gesellschaften. Ohne den finanziellen Beistand der französischen Finanz hätten Serbien, Bulgarien, Griechenland den Krieg nicht vorbereiten und nicht beginnen können. Seit dem Kriegsausbruch hat die französische Regierung keine Anleihe-Emissionen der kriegführenden Staaten zugelassen. Das hat jedoch die Kreditinstitute nicht gehindert, erhebliche Vorschüsse, Kredite, Delkredereübernahmen zu gewähren; je mehr Widerstreben in einzelnen Fällen gezeigt wurde, desto gewinnreicher wurde die Transaktion. Diese Gelder aber wollen die Kreditinstitute natürlich wieder haben; das kann nur so geschehen, daß sie mit Serbien, Griechenland Anleihen abschließen und diese zur Emission bringen. Das kann jedoch erst nach dem Friedensschluß erfolgen, und aus diesem Grund wünscht man in Paris die baldige Beendigung der Unruhen am Balkan.

In Deutschland hat man, als die militärische Inferiorität der Türken hervortrat, den verstorbenen Botschafter in Konstantinopel, Freiherrn von Marschall, und den General v. d. Goltz getadelt. Wer den Gang der Ereignisse in der Erinnerung hat, wird erkannt haben, daß Herr von Marschall niemals gleich einem Bismarck, Talleyrand oder wie man sagen will, zu schätzen war; er war ohne Zweifel ein guter Beobachter und ein geschickter Diplomat. Sein Feld war jedoch die Wirtschaftspolitik und was ihr zu dienen bestimmt ist.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die gesamte oder fast die gesamte Arbeit der deutschen Diplomatie in Konstantinopel galt der Bagdad-Bahn, den Tigris- und Euphratfragen, den Häfen, der Anatolischen Bahn, den Finanzgeschäften. Wer sich diesen Dingen intensiv widmen muß, der hat nicht genug übrig, die psychologischen Faktoren, die Imponderabilien zu verfolgen, anders als oberflächlich. Ebensowenig wie man Finanzgeschäfte betreiben und gleichzeitig Corneille's „Cid" oder selbst Stendhal's „Chartreuse de Parme" schreiben kann. Es ist einfach nicht wahr, daß normalerweise einer ein Geschäftsmann und ein Staatsmann zugleich sein kann. Es wird von den Freunden der sogenannten Realpolitik auf Bismarck verwiesen. Aber Bismarck hat in den Zeiten des Erfolges sich gar nicht um Wirtschaftspolitik gekümmert, dafür Psychologie und Imponderabilien genau beachtet. Als er zum Wirtschaftspolitiker wurde, sind auch, wer kann es leugnen, Größe und Erfolg aus seinem Bild geschwunden. Oft hört man, daß die deutschen Politiker keine Erfolge mehr erzielen. Wie wäre das möglich, wenn man stets die materiellen Interessen in den Vordergrund stellt? Ginge es nach den Wünschen gewisser Leute, so würde kein Botschafter angestellt, es sei denn, er hätte zuvor bei der „Deutschen Bank" ein Voluntariat durchgemacht. — Kompetente Beurteiler haben bemerkt, daß die Niederlagen der Türken in der Hauptsache die Folgen der Zerrüttung des Staates und des Heeres seien. Sie lassen v. d. Goltz Gerechtigkeit widerfahren, der übrigens oft auf die Lücken in der türkischen Heeresorganisation hingewiesen hat.

So lange man den Sieg der Türkei erwarten konnte, bot sich der Diplomatie der Mächte das Problem des Gleichgewichtes der Kräfte am Balkan ohne bedeutende Veränderung dar. Mit dem schnellen Zusammenbruch der Türkei änderte sich das Bild, und hier hat Österreich-Ungarn zuerst durch den Verzicht auf die Besetzung von Novi-Bazar der Welt den Beweis seiner Friedensliebe gegeben. Es muß bemerkt werden, daß zu jener Zeit gerade die Haltung der französischen Presse ungerecht gegen Österreich-Ungarn war;



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als die von dem damaligen Ministerpräsidenten Poincaré vorgeschlagenen Formel des „désintéressement“ in Wien keine Annahme fand, wurde Österreich-Ungarn in Paris, Petersburg und selbst in London als Friedensstörer hingestellt. Man bemerkte ironisch: die Zeiten für eine Politik à la Prinz Eugen von Savoyen seien vorüber. Der Ton wurde noch schärfer, als Österreich-Ungarn seine Interessen in Albanien und namentlich in Skutari geltend machte. Es erfolgte der Versuch, Italien von der Seite Österreichs-Ungarns zu trennen, und die Teilnahme Frankreichs an der Flottendemonstration ist erst auf Wunsch aus Petersburg erfolgt. Auch auf Rumänien ist diese Art von Boykott ausgedehnt gewesen; als Rumänien vor Monaten eine Anleihe beabsichtigte, blieb man in Paris ablehnend. Der französische Boykott richtet sich noch deutlicher gegen Österreich-Ungarn; als Mitglied des Dreibundes verschließt sich ihm die Pariser Börse, obgleich die Qualitäten seiner Fonds den meisten der in Paris eingeführten Auslandswerte weit voranstehen; Spekulationen auf „Zerrüttung“ der Monarchie durch Kämpfe der Slaven, selbst der Rumänen in Ungarn treten unverhüllt auf.

In mancher Beziehung ist seitdem eine Wendung eingetreten. Im allgemeinen ist der Ton der französischen Presse gegenüber Österreich-Ungarn ruhiger, hat an Bosheit verloren, hier und da zeigt sich sogar ein Einlenken.

Rumänien erschien seither in der französischen Presse als eine Art von quantité négligeable; von dem Moment an, als es gegen Bulgarien ins Feld trat, wurde ihm in Paris das höchste Lob gezollt; es erschien als „die Tochter der französischen Zivilisation“. Bulgarien dagegen, in dem Maß, als sich Österreich-Ungarn ihm zu nähern schien, fiel in Paris der Verkleinerung anheim. Dieselben französischen Federn, welche König Ferdinand als Kaiser in Konstantinopel residieren sehen wollten und seine Generäle als würdige Schüler Bonapartes priesen, haben heute kein Wort für Bulgarien. Es sieht beinahe aus, als ob alles in Paris für Griechen-





Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

land und namentlich Serbien schwärmte, — obgleich in Wirklichkeit den Parisern alles das höchst gleichgiltig ist.

Wo ist der Arzt, der ein Rezept für die baldige Genesung der Balkanstaaten und der Türkei hätte? Wo der Zauberer, der den Frieden herstellte?

Die Botschafterkonferenz in London verhandelt noch über Albanien, und schon stellt sich der Gedanke an ein autonomes Mazedonien ein. Auf den ersten Blick schien es, als ob dieser Gedanke ein Mittel wäre, den Rivalitäten von Serben, Bulgaren, Griechen ein Ende zu machen. Da kommen jedoch andere und sagen, ein autonomes Mazedonien würde ein beständiger Zankapfel sein. Es scheint auch, als ob die Diplomatie Bedenken habe, den Plan der Schaffung eines Staates Mazedonien zur Diskussion zu stellen.

So wird man der Vermutung Raum geben dürfen, daß zur Stunde keiner der führenden Staatsmänner in den verschiedenen Hauptstädten eine deutliche Meinung über die Entwicklung am Balkan und in der Türkei haben wird. Werden Rumänien und Österreich genötigt sein, in dem Streit Bulgarien — Serbien, Griechenland zu intervenieren? Wird Rußland, um die Türken aus Adrianopel zu entfernen, Truppen in Thracien landen oder wird es Armenien besetzen mit der Erklärung, daß die Besetzung provisorisch sei? Alles, was man zur Stunde sagen kann, ist, daß weder das eine noch das andere erfolgt, ehe die Mächte ihre Zustimmung gegeben haben.

Den Kernpunkt in der Weltlage bildet übrigens der Zustand zwischen Deutschland und Frankreich. Die Rede des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg zu Beginn der Militär-Debatte im Reichstag hat diesen Zustand sehr zutreffend bezeichnet. Wir haben auf deutscher Seite seit langer, langer Zeit kein politisches Dokument gelesen, welches an Bedeutung und glücklicher Fassung dieser Rede gliche. Sie hat in Frankreich ernüchternd gewirkt, ohne dort jemand zu verletzen. Die Propaganda, welche in Paris notwendig



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war, um die Einführung der dreijährigen Dienstzeit von der Kammer bewilligt zu erhalten, hat manche chauvinistische Rede und eine Masse von chauvinistischen Manifestationen und Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften veranlaßt. Die Flut hat ein wenig abgenommen, seitdem die Kammer das Gesetz votiert hat; sie mag wieder anschwellen, wenn die Debatten im Senat beginnen. Solcher Zustand kann natürlich nicht ohne Einfluß auf die Stimmungen bleiben; die Vorgänge in Nancy zeigen es, obgleich sie keineswegs symptomatisch für den in Frankreich herrschenden Geist sind, die überwältigende Mehrheit der Franzosen ist friedlich und verständig. Indessen, politische Evolutionen pflegen von der Minderheit auszugehen, und wenn jemals eine Regierung käme, die den Krieg will, so würde sie Mittel finden, das ganze Land mit fortzureißen. Die Unruhen in den Kasernen bekunden lediglich die Verbreitung revolutionärer Sinnesart im Volk; im Kriegsfall würden alle Soldaten ihre Pflicht tun. Zur Zeit wird viel von der Eventualität eines Krieges gesprochen; allein die große Mehrheit will höchstens den Defensivkrieg gelten lassen, und von denen, welche kriegerisch sind, will mehr als Dreiviertel den Krieg nur unter der Bedingung, daß er nicht ausbricht.

Es ist jedenfalls zu hoffen, daß es der deutschen Politik gelingt, ein gutes Einvernehmen mit England und Rußland zu schaffen; das ist die beste Friedensgarantie.



Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XXII.

## Die „gelben" Arbeiterorganisationen.

Als die Generalkommission der „freien" Gewerkschaften Deutschlands am 16. November 1890 ins Leben trat, zählten diese Organisationen 301 500 Mitglieder. Ende 1911 war ihre Zahl auf 2 595 650 gestiegen, die mit über einer halben Milliarde Vermögen und ferner einer, diesen Betrag noch weit übersteigenden Jahreseinnahme in unserem volkswirtschaftlichen, nicht minder aber in unserem politischen Leben eine gewiß nicht zu unterschätzende Macht darstellen. Denn die Angehörigen dieser Organisationen darf man wohl, von einem geringen Bruchteil vielleicht abgesehen, durchweg als Anhänger, oder doch wenigstens als Wähler der sozialdemokratischen Partei ansprechen. Ist das enge Verhältnis zwischen der Letzteren und „ihren" Gewerkschaften ja oft genug in Reden und Artikeln hervorgehoben worden. Dieser Gewerkschaftsbewegung gegenüber haben die Hirsch-Dunkerschen Gewerkschaften, deren Entstehung ebenfalls in das Jahr 1890 fällt, deren Mitglieder und Förderer hingegen nahezu restlos im linksliberalen Lager zu suchen sind, im letzten Jahrzehnt stark an Bedeutung verloren. 1905 zählten sie noch 117 097, wenige Jahre später (Ende 1911) nur 107 743 Mitglieder. An dieser Tatsache kann auch das Entzücken in den Reihen des Fortschritts über die 1912 erfolgte Gründung des „Reichsvereins liberaler Arbeiter und Angestellter" nichts ändern.

Im Gegensatz zu den Hirsch-Dunker'schen Gewerkschaften weisen die christlichen Gewerkschaften, die am 21./22. Mai 1899 ihren ersten Kongreß zu Mainz abhielten, von Anfang an ein zwar nicht überraschend schnelles, indes ununterbrochenes Wachstum auf. Ende 1911 betrug ihr Mitgliederbestand 350 574. In direktem Gegensatz gerade zu den letztgenannten Organisationen wurden 1902 die Fachabteilungen der Arbeitervereine


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der sogenannten „Berliner Richtung" ins Leben gerufen, die etwa 10 000 Mitglieder zählen.

So verschieden nun aber alle vorhin aufgeführten Arbeitervereinigungen sind, so scharf der Kampf unter ihnen sich oft gestaltet, gemeinsam ist ihnen zweifellos das Merkmal, daß sie von Arbeitern, wenn auch vielfach mit Unterstützung aus den Reihen der Arbeiterfreunde, — und einzig im Interesse der Arbeiter gegründet worden sind. Letzteres läßt sich jedoch keineswegs mit Recht von denjenigen Organisationen behaupten, welche gewöhnlich mit dem Sammelnamen der „Gelben" bezeichnet werden.

Die ersten derartigen Arbeiterorganisationen in Deutschland weist der Bergbau auf; vereinzelt finden sich in den achtziger Jahren Ansätze dazu im Ruhrrevier, häufiger in Niederschlesien und der alten Grafschaft Mansfeld, wo heute noch größere „gelbe" Verbände bestehen, der „Verband der reichstreuen Bergarbeiter im Bezirk des Niederschlesischen Bergreviers" (gegründet 1896) mit ungefähr 4500 Mitgliedern und die Vereine königs- bezw. reichstreuer Knappen und Hüttenleute in Sachsen mit ungefähr 9500 Mitgliedern, deren Gründung in die Jahre 1891 und 1896 fällt. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wurden eine ganze Reihe „gelber" Zentralverbände für verschiedene Gewerbe, außerdem noch ein „gelber" Arbeitsbund ins Leben gerufen, ohne indes bis heute sonderliche Erfolge erzielt zu haben.

Seit dem Jahre 1906 entstanden alsdann, insbesondere in der Metallindustrie, vielerorts sogenannte „Werkvereine", d. h. Vereinigungen von Arbeitern, die ihren Mitgliederkreis lediglich auf ein einzelnes Fabriketablissement, oder doch die Arbeitnehmer einer einzigen Firma beschränken. Am bekanntesten sind von diesen Vereinen diejenigen der Firmen Krupp (Essen), Stumm (Neunkirchen) und der Maschinenfabrik Augsburg geworden. Der, nur eine lose Vereinigung darstellende Bund der deutschen Werkvereine, der 1911 in Dresden, 1912 in Essen Vertretertage abhielt, zählt zurzeit 115 Vereine mit 85 000 Mitgliedern.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weiterhin sind den gelben Organisationen die „vaterländischen Arbeitervereine" zuzurechnen, die sich der besonderen Förderung des 1904 gegründeten „Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie" erfreuen und diesem letzteren auch, wenigstens in der Hauptsache ihre Entstehung verdanken. Der Bund vaterländischer Arbeitervereine umfaßt zurzeit 140 Vereine mit rund 30 000 Mitgliedern.

Fast alle vorgenannten gelben Arbeiterorganisationen sind dem Hauptausschuß der nationalen Werks- und Arbeitervereine angeschlossen, dessen Tagungen 1910 in Magdeburg, 1911 in Berlin und 1912 in Essen stattfanden. Die Zahl der betreffenden Vereinsmitglieder soll zurzeit rund 150 000 betragen.

Vereinzelt erfolgten auch Versuche, Kriegervereine zu antisozialistischen Arbeitervereinen gelber Färbung auszubauen, ohne daß indes derartigen Bestrebungen ein nennenswerter Erfolg beschieden gewesen wäre.

Wo nun gelbe Arbeiterorganisationen an die Öffentlichkeit traten, läßt sich, wenn nicht stets, so doch in sehr vielen, vielleicht in den meisten Fällen der Nachweis erbringen, daß hier, mittelbar oder unmittelbar, der Einfluß der Arbeitgeber, wenn auch nur in Form von „Anregungen" und „Wünschen" usw. maßgebend gewesen ist. Freilich wird diese Tatsache häufig genug von den Vereinen bestritten, zumal die Unternehmer ihre Mitwirkung manchmal nicht ungeschickt zu verschleiern verstehen. Dem durch Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse nicht beschwerten Theoretiker könnte übrigens der von den „Gelben" vertretene Gedanke einer völligen Interessenharmonie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die eine friedliche Verständigung beider Teile nicht nur als wünschenswert, sondern als schlechthin notwendig erscheinen lasse, als durchaus gesund, ja geradezu ideal erscheinen.

Aus diesem verführerischen Gedanken heraus jedoch solche Organisationen, wie sie sich die Arbeiter in ihren Verbänden — ebenso die Unternehmer in Arbeitgeberverbänden! — geschaffen, abweisen, dagegen alles von der Einsicht und dem guten


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Willen der Arbeitgeber erwarten, hieße sich einem verderblichen Optimismus hingeben, der sich über kurz oder lang sicherlich rächen würde. Namentlich darf bei Beurteilung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse nicht übersehen werden, daß, wenigstens in der Industrie, von Jahr zu Jahr mehr und mehr an Stelle der Einzelperson des Arbeitgebers die unpersönliche Aktiengesellschaft getreten ist, deren Leiter sich meist einzig als Beauftragter seines Vorstandes, Aufsichtsrates und der Aktionäre fühlt; diese aber sind im allgemeinen ohne Fühlung mit der Arbeiterschaft und daher durchgängig ohne sonderliches persönliches Interesse für deren berechtigte Wünsche und Forderungen. Das Einvernehmen mit den Arbeitgebern, wenigstens in der Form wie es die gelben Organisationen vertreten, schließt völlig aus, daß sich die Arbeiterschaft als gleichwertiger Faktor neben dem Unternehmertum fühlen darf, verweist dieselbe vielmehr in völlige Abhängigkeit gegenüber dem letzteren, wofür dann allerdings mancherlei materielle Vorteile, z. B. Zuschüsse zu Kranken-, Sterbe- und Unterstützungskassen, Weihnachtsgratifikationen u. dgl. eingetauscht werden können. Um derartiger Zuwendungen willen, oft genug auch wohl des lieben Brotes willen tritt dann mancher diesen Vereinen bei, der im Herzen ihren Tendenzen durchaus nicht zustimmt.

Unter diesen Umständen dürfte es nicht auffallen, daß nicht nur die großen Organisationen der freien, christlichen und Hirsch-Dunkerschen Gewerkschaften den Gelben feindlich gegenüberstehen, sondern auch große Verbände katholischer und evangelischer Arbeitervereine, wie diejenigen süddeutscher katholischer Arbeitervereine und katholischer Arbeitervereine der Kölner und Münsterschen Diözesen, desgleichen die Konferenz von Mitgliedern evangelischer Arbeitervereine in Essen (1907) diese Arbeiterbewegung direkt ablehnen und eine gleichzeitige Mitgliedschaft in konfessionellen und gelben Arbeitervereinen für unzulässig erachten.

In politischer Beziehung haben sich zudem die „Gelben" bislang stets als mehr oder minder freiwillige Hilfstruppen der liberalen Parteien erwiesen, denen ja ihre Protektoren angehören. Hie und da, z. B. in Augsburg (1907), Neunkirchen (1912),

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Essen (1913) wurde es ihren Mitgliedern geradezu zur Pflicht gemacht, für die liberalen Kandidaten ihre Stimme abzugeben. Dafür findet denn auch die gelbe Arbeiterbewegung seit einigen Jahren in einem Teil der nationalliberalen Presse, insbesondere in der jungliberalen „Kölnischen Zeitung" verständnisvolle Unterstützung. Die Partei selbst hat allerdings bis jetzt zu der Bewegung nicht Stellung genommen. Nichtsdestoweniger sind alle diese Umstände geeignet, uns zum Mißtrauen gegen die „Gelben" und zur Unterstützung der christlich-nationalen Arbeiterbewegung zu mahnen.

## XXIII.

## Kürzere Besprechungen.

1. Die kirchlichen Zustände im Münsterlande um 1570. Nicht mit Unrecht hat der jetzige Bischof von Augsburg Dr. Maximilian v. Lingg in der kurzen „Geschichte des Instituts der Pfarrvisitation in Deutschland" (Kempten 1888), die er als Professor am Bamberger Lyzeum herausgegeben, auf die hohe Bedeutung der Bistumsvisitationsberichte für Lokal- und Kulturgeschichte hingewiesen. Welche tiefe Einblicke derartige Berichte in die ehemaligen kirchlich-religiösen Zustände einer Diözese gewähren, zeigt die jüngst erfolgte Veröffentlichung der Akten der Visitation, die in den Jahren 1571—73 im Bistum Münster abgehalten worden ist.[1]) Das bei der Visitation aufgenommene Original-Protokoll befindet sich in der kgl. Bibliothek zu Berlin, während eine Abschrift aus dem Jahre 1582 mit wichtigen Bei-

1) Die Akten der Visitation des Bistums Münster aus der Zeit Johanns von Hoya (1571—73). Im Auftrage des Vereins für vaterländische Geschichte und Altertumskunde herausgegeben und erläutert von Msgr. Wilhelm Eberhard Schwarz, Domkapitular. Münster, Theissing, 1913. CLXXVI und 301 Seiten 8°. M. 9 [Die Geschichtsquellen der Bistums Münster. VII. Band.]

Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

lagen im Archiv des Generalvikariats zu Münster verwahrt wird. Auf Grund der beiden Handschriften, die sich gegenseitig auf das glücklichste ergänzen, konnte eine kritische, den strengsten Anforderungen entsprechende Ausgabe veranstaltet werden.

Der Bearbeiter dieser Ausgabe Msgr. Domkapitular W. E. Schwarz ist kein Neuling auf dem Gebiete historischer Forschung. Seine früheren Quellenpublikationen (der Briefwechsel des Kaisers Maximilian II. mit Pius V. 1889, Zehn Gutachten über die Lage der katholischen Kirche in Deutschland [1573—76] nebst dem Protokolle der deutschen Kongregation 1891, die Nuntiatur-Korrespondenz Kaspar Groppers nebst verwandten Aktenstücken [1573—76] 1898.) sind von der Kritik höchst beifällig aufgenommen worden. Auch das neue Werk verdient volle Anerkennung. Der Herausgeber hat sich nicht damit begnügt, das Visitationsprotokoll genau mitzuteilen, er hat auch dem lateinischen Text eine umfangreiche Einleitung und treffliche Erläuterung beigegeben. In dieser Einleitung wird zunächst ein kurzer Überblick über die durch die lutherische Neuerung hervorgerufenen unerfreulichen Verhältnisse in der Diözese Münster bis zum Regierungsantritt des Bischofs Johann von Hoya (1566) geboten. Sodann handelt der Verfasser von der Entwicklung des Rechtsinstituts der bischöflichen Visitation im Mittelalter und von den Bestimmungen, die hierüber im 16. Jahrhundert Kölner Provinzialsynoden und das Konzil von Trient getroffen haben, um darauf die Bemühungen des Apostolischen Stuhles zu schildern, die Tridentinischen Visitationsdekrete in Deutschland zur Ausführung zu bringen. Mit besonderem Nachdruck hat der reformeifrige Papst Pius V. den deutschen Bischöfen die Durchführung der Pfarrvisitation anempfohlen. Seine dringenden Mahnungen sollten nicht erfolglos bleiben. In verschiedenen Diözesen begann eine rege Visitationstätigkeit. Auch in Münster wurde durch Mandat des Fürstbischofs Johann von Hoya eine Visitation der gesamten Geistlichkeit, der Kirchen, Klöster, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten angeordnet. Infolgedessen haben in den Jahren 1571—73 sechs Visitatoren die gesamte Diözese einer genauen Inspektion unterworfen.




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ergebnisse dieser Untersuchung findet der Leser in drei eigenen Kapiteln der Einleitung sorgfältig zusammengestellt. Eines davon schildert die religiös-sittlichen Zustände in den Pfarreien, namentlich beim Klerus. Es werden da schwere sittliche Mängel besprochen, die unter den Geistlichen verbreitet waren; auch die wissenschaftliche Bildung des Pfarrklerus war eine höchst mangelhafte. „Die wenig gründlichen Kenntnisse des Klerus in der Religionswissenschaft begünstigten naturgemäß das Eindringen abweichender Lehrmeinungen." Trotzdem war die Zahl der Geistlichen, die bis zu der ausgesprochen protestantischen Lehre vorgedrungen waren, „nur sehr gering". Dagegen gab es unter den Laien, namentlich beim Adel, viele, die mehr oder weniger protestantisch gesinnt waren. Doch sind die Angaben der Visitationsprotokolle über die Laien sehr lückenhaft und unvollständig. Umso ausführlicher sind die Mitteilungen über die Klöster und die Schulen, worüber Schwarz in zwei weiteren Kapiteln Bericht erstattet. Angesichts des reichhaltigen Materials, das hier geboten wird, kann man dem Verfasser nur beistimmen, wenn er die Münsterschen Visitationsakten als eine Geschichtsquelle bezeichnet, „wie sie nur wenige Bistümer aus der Zeit der katholischen Reform besitzen". S. CLVII wird der 1563 zu Basel verstorbene Sebastian Castellio, dessen Leitfaden der biblischen Geschichte in verschiedenen westfälischen Schulen eingeführt war, sehr mit Unrecht ein „Vertreter des strengen Luthertums" genannt; er war vielmehr ein liberal gesinnter protestantischer Humanist. Vgl. über ihn Ferd. Buisson, Sébastien Castellion. Sa vie et son oeuvre (1513—63). Étude sur les origines du Protestantisme libéral français. 2 Bände. Paris 1892. N. Paulus.

2. Die Kunst dem Volke. 12. Heft: Die Madonna in der Malerei von P. M. C. Nieuwbarn, O. P. S. Theol. Lector. Herausgegeben von der Allg. Vereinigung für christliche Kunst, München, 1912.

Rasch mehren sich die prächtigen, edler Kunst geweihten Hefte, welche die Allg. Vereinigung in verdienstlicher Weise dem kunstfreundlichen Volke zu bieten weiß. Das vorliegende Heft


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeigt, wie die Künste, zunächst die Malerei, die anmutigste Befruchtung und die herrlichsten Erfolge zu allen Zeiten in der Verherrlichung Mariens gefunden haben. Es liegt demnach nahe, den reichen Blütenkranz, den diese Kunst der Himmelskönigin zu winden vermochte, besonderer Beachtung zu unterstellen, um die mannigfachen Formen kennen zu lernen, die durch Generationen hin zum Lobpreis der erhabenen Sängerin des Magnifikat in Erscheinung getreten sind. P. Nieuwbarn kommt solch dankbarer Aufgabe mit der Innigkeit eines wahren Marienverehrers nach, daher denn auch die Tonwärme, die den mildfließenden Text durchzieht, gewiß jeden religiös fühlenden Leser befriedigen muß: es ergibt sich die Wirkung eines edlen Erbauungsbuches. Diese Wirkung ist teilweise schon bedingt durch die textliche wie illustrative Anordnung, die nicht an kunstgeschichtliche Zeitfolge, nationale Unterscheidungen, Schulenentwicklung 2c. anknüpft, sondern zunächst nach dem Lebensgang der heiligen Jungfrau, von ihrer Geburt (Ghirlandajo) bis zur Himmelfahrt und Krönung (Titian, Fiesole und Burgkmair) geordnet sich zeigt, um dann im reichen Kranze einzelner Mariendarstellungen, welche besonders der Jungfrau, Mutter und Königin geweiht sind, Abschluß zu erhalten. Wir ersehen, daß hier der Kunsthistoriker dem Theologen den Vortritt gelassen hat. — Da es Rezensentenpflicht ist, stets offen und ehrlich zu sprechen, so möchten wir nicht verhehlen, wie bezüglich der Auswahl des reichen Illustrationsmaterials (63 Abbildungen) in einem Punkte etwas gerechter, den deutschen Beschauern entsprechender hätte verfahren werden können. Im Texte ist allerdings in gebotener Kürze auf die Verdienste hingewiesen, welche in der Zeit der Romantiker die Maler der sogenannten Nazarener-Gruppe auch im Gebiete der Marienverherrlichung sich errungen haben. Im Bilderschmuck hingegen ist das ganze 19. Jahrhundert nur durch zwei Vorführungen des französischen Malers Paul Delaroche vertreten, mit stark theatralischen Leistungen, von denen die zweite (Seite 19) „Heimkehr von Golgatha" überdies als künstlerisch höchst minderwertig bezeichnet werden muß. Hätte man hier wenigstens einen der bedeutenden Nazarener, Overbeck oder


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ed. v. Steinle zu Worte kommen lassen! Den Genannten gebührte vor allem solche Beachtung; hat doch der Gelehrte K. v. Wurzbach eine Biographie Steinles speziell unter dem Titel: „Ein Madonnenmaler" niedergeschrieben. Wo das Gute — hier entschieden das weitaus Bessere — so nahe gelegen, wäre es wohl weniger nötig gewesen, in die Ferne zu schweifen.

M. Fürst.

3. G. Mentz, Handschriften der Reformationszeit, ausgewählt. Tabulae in usum scholarum editae sub cura Johannis Lietzmann. 5. Bonn. 1912.

Die Sammlung soll, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, hauptsächlich für Seminarübungen geeignet sein, soll aber daneben auch dem Forscher die Identifizierung von Handschriften erleichtern. „. . . vielleicht wird sie auch Liebhaber finden, die sich allein durch das Interesse für die Persönlichkeiten, von deren Handschreiben sie Proben liefert, leiten lassen." Daß sich der Herausgeber bei der Fülle des Materials auf den sächsisch-hessischen Kreis beschränkte und nur vorübergehend die wichtigsten süddeutschen Theologen und einige Schweizer mit herein nahm, ist begreiflich, den Seminarzwecken ist dadurch Genüge geschehen: der Schüler kann die Handschriften der sog. Reformatoren lesen lernen. Will man die Schriftentwicklung studieren, wird man doch zu den größeren bekannten Werken greifen müssen. Am besten wird die Sammlung ihren Zweck erfüllen als kleines Nachschlagewerk. Ob freilich der Liebhaber auf seine Kosten kommt, ist eine andere Frage. Dieser wird besonders durch die individuelle Verschiedenheit der Handschriften angezogen werden, und es ist kein Zweifel, daß er als Vergleichsobjekt „katholische Hände" vermißt. Hoffentlich wird die verdienstvolle Sammlung einmal nach dieser Richtung ergänzt.

Der vorliegende Band reiht sich seiner Ausstattung würdig an seine Vorgänger. Fast alle Tafeln geben die Schrift in Originalgröße wieder. Scharf und klar. Teilweise ist sogar die Qualität des Papiers zu erkennen.

Rh.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## XXIV.

## Andreas Raeß und die gräfliche Familie zu Stolberg.

Von Dr. Luzian Pfleger, Straßburg.

In einer jüngst erschienenen Publikation von A. Schnütgen über „Das Elsaß und die Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland von 1814—1848"[1]) ist ganz besonders des hervorragenden Anteils gedacht, welchen der ehemalige Straßburger Bischof Andreas Raeß während seiner Lehrtätigkeit am Mainzer Knaben- und Priesterseminar an dem wiedererwachenden Geistesleben des deutschen Katholizismus genommen hat. Sein rastloses Streben, sein nie erkaltender Eifer für die gute Sache, seine geistige Regsamkeit brachten ihn mit den hervorragendsten deutschen Katholiken in Beziehung. In einem früheren Jahrgang dieser Zeitschrift ist die Korrespondenz der Dichterin Luise Hensel mit Raeß veröffentlicht worden.[2]) Ein glücklicher Zufall spielte mir nun den Briefwechsel in die Hände, welchen die Gräfin Sophie zu Stolberg, die hervorragende Gattin des berühmten Konvertiten und Schriftstellers, in den Jahren 1824—1834 mit Raeß unterhalten hat. Es handelt sich darin vornehmlich um ihren Sohn Josef. Da P. Otto Pfülf über diesen um die katholische Sache Deutschlands hochverdienten Mann soeben

1) Straßburg 1913, Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte Band VI.

2) Von K. Hoeber, Histor.-polit. Bl. Bd. 122, S. 735 ff.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine höchst lesenswerte Monographie herausgegeben hat,[1]) wird es sich der Mühe lohnen, aus diesen Briefen einiges mitzuteilen.[2]) Es wird zugleich die Jugendgeschichte des Grafen Joseph etwas erzänzen. Sehr wahrscheinlich sind die Briefe von Raeß an die Gräfin Sophie verloren gegangen. Auch Pfülf erwähnt nichts von dem Einflusse von Raeß auf den jungen Grafen; so werden wohl die Briefe von Raeß im Stolbergschen Familienarchive nicht mehr vorhanden sein.

Der junge Graf Joseph, geb. am 12. August 1804, der schwächlichste der Stolbergschen Knaben, machte nach dem Tode des Vaters (1819) der Mutter viele Sorgen. Sein Studieneifer war nicht sonderlich groß, dem ernsten Sinn der frommen Mutter erschien er zu leichtsinnig, weltfreudig. Im Herbste 1823 ließ ihn endlich die Mutter, die ihn länger als die anderen Brüder in Münster zurückgelassen hatte, da sie von dem freien Göttinger Leben für seine Jugend nichts Gutes erhoffte, an die Universität Bonn ziehen, nachdem er durch sein gesetztes Wesen ihre Zufriedenheit errungen hatte. Er wollte die Rechte studieren, hatte aber schon früher Neigungen zum Theologenberuf verspürt. In Bonn wurden diese wieder mächtiger; Joseph ging nach Mainz und machte im dortigen Seminar, unter der Leitung von Raeß, Exerzitien.[3]) In diesen Exerzitien entschloß er sich, wohl von Raeß beraten, den geistlichen Stand zu erwählen und in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Raeß teilte der Mutter diesen Entschluß des Sohnes mit, und Gräfin Sophie antwortete ihm im folgenden, ihr tiefes, christliches Gemüt und ihre Verehrung für den verstorbenen

---

1) O. Pfülf S. J., Joseph Graf zu Stolberg-Westheim 1804—1859. Seine Verdienste um die katholische Kirche Deutschlands. Ein Lebensbild. Freiburg, Herder 1913. 193 S.

2) Sie sind verwahrt im Ordinariatsarchiv des Bistums Straßburg. Für die gütige Benützung danke ich an dieser Stelle Herrn Kanonikus Generalsekretär Dr. Wendling und Herrn Archivar Kieffer.

3) Vgl. über die Jugendjahre Pfülf a. a. O. 7 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gatten kennzeichnenden Schreiben; datiert aus Sondermühlen, den 23. Juni:

Hochwürdiger, herzlich geehrter Herr Professor!

Wenn Sie sich die Freude eines Mutterherzens denken können bey der wahrscheinlichen Erfüllung eines lange gehegten heissen und innigen, aber nun fast aufgegebenen Wunsches, so wissen Sie, was ich bey dem Empfang Ihres Schreibens empfand. Mit Thränen dankte ich Gott, der meinen Sohn, ihn der wohl vorzüglich in der Welt gefährdet ist, gnädig gerettet hat — was er auch für eine Lebensbahn ergreifen mag, so werden die zwei Jahre ruhiger Sammlung und Beschäftigung unter Leitung gottseeliger erfahrener Männer alles in ihm ordnen, ihn kräftigen zu allem Guten, ihn richten allein auf Gott, daß er Ihm angehöre und nicht der Welt, daß er der Gnade treu sey — und dann wird der Gott des Erbarmens, der meinen geliebten seeligen Mann und mich so gnädig in den Schoß Seiner Kirche zurückführte, auch Seinen Willen über Joseph zeigen — vielleicht ihn würdigen, ihn zum Arbeiter in seinem Weinberg zu erwählen und ihn kräftigen, daß er sich dieses hohen Berufs nicht unwert sich zeige. Ich kann nur für ihn beten, Gott preisen und ihm meinen freudigen Segen geben. Sein Theurer, verklärter Vater segnet ihn vom Himmel herab mit einer Liebe, die ich hienieden wohl nicht zu ahnden vermag — er, dessen großes frommes Herz schon im Leben so rein und so innig liebte. Ihnen das (sic!) Werkzeug der Gnade über meinen lieben Sohn möchte ich danken können. Aber dazu habe ich keine Worte. Wenn ich Sie sähe, würden meine Thränen Ihnen sagen, was ich nicht aussprechen kann. — Seyn Sie ferner meinem lieben Sohn ein treuer Freund, zu dem er sicher sey immer wieder zurückkommen zu können. Und sollten Sie in meine Nähe kommen, so gönnen Sie mir die große Freude Ihrer persönlichen Bekanntschaft, die mir Stärkung, Trost und Aufmunterung seyn würde. Ich wünsche sehr meinen Sohn noch zu sehen, und habe ihm daher geschrieben baldmöglichst zu kommen, und dann mit Gott seinen Weg nach Brieg anzutreten. Ich muß den 7 ten





Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit meiner recht leidenden Enkelin in das Seebad nach Norderney in Ostfrießland reisen und habe daher seine Reise zu mir aufs möglichste geeilt. So Mitte August hoffe ich so Gott will wieder hier in Sondermühlen zu seyn, und auf jeden Fall empfange ich sicher die Briefe die mir hieher adressiert werden, falls Ew. Hochwürden mir in dieser Zeit irgend etwas über meinen Sohn mitzuteilen haben sollten. In der Folge würden Sie ein grosses Werk der liebe an mir thun, wenn Sie mir zu weilen, wofern es Ihre Geschäfte Ihnen erlauben, Nachricht von dem was Sie von ihm erfahren geben. Das Mutterherz verlangt viel, das sey meine Entschuldigung auch für diese Bitte. Mein Sohn selbst wird wohl die zu erfüllenden äußeren Bedingungen als Kostgeld u. s. w. wissen. Sonst würde ich Sie bitten, wofern es Ihnen bekannt ist, mich davon zu unterrichten, damit ich das gehörige besorgen könne. Mit der herzlichsten und ganz ausgezeichneten Hochachtung hochwürdiger, verehrter Herr

Ihre Ergebene Dienerin S. Gräfin zu Stolberg, die sich Ihrem Andenken vor Gott empfiehlt mit ihren 13 Kindern und vielen Enkeln.

Unterm 17. August richtete dann Graf Joseph selbst von Norderney aus an Raeß eine längere Zuschrift, worin er ihn ersuchte, für den Sohn des Grafen Robiano zu Brüssel in Mainz einen zuverlässigen, geeigneten Geistlichen ausfindig zu machen, der dessen Studien am Mainzer Knabenseminar leiten sollte. „Der Eindruck", heißt es in dem Schreiben, „den mir das ganze Seminarium, das vortreffliche Verhältniß unter den Herrn Professoren, und endlich das ganze Äußere der einzelnen Schüler gemacht hatte, schienen in mir zu rechtfertigen, als wenn dort das Erwünschte würde erreicht werden." Der junge Niederländer würde sich auch in Mainz eher heimisch fühlen „bei dem munteren und lebhaften Rheinländer", als in Münster und Osnabrück bei dem „langsamen und schwerfälligen Westfalen". Graf Joseph wendet sich in dieser Angelegenheit an Raeß „mit dem Vertrauen, was mir Ihre große Liebe gegen mich



Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

eingeflößt hat". Der junge Graf sei 17 Jahre alt, sehr gutmütig, doch noch sehr kindisch.

Am 20. August hatte die Gräfin Stolberg in Norderney die Antwort von Raeß erhalten. Sie schreibt ihm von hier am 21. August 1824 zurück:

„Mein Aufenthalt in dem Seebad, wohin ich vor 5 Wochen gereißt bin, hat sich über mein Vermuthen verlängert. Am 25. hoffe ich mit meinem Sohne (d. i. Joseph) von hier rückkehrend in Sondermühlen einzutreffen. Ihr geehrtes und mir sehr werthes Schreiben erhielt ich gestern. Früher hatte ich eine Antwort aus Brieg von Herrn Stamsinger in Abwesenheit des Herrn Rectors aus Brieg erhalten, in welchem dieser mir schrieb, mein Sohn müßte mit dem Pater Wüste sprechen und erst nach geschehener Prüfung in Brieg könne über seine Aufnahme entschieden werden. Diese Antwort schien mir ganz der christlichen Weißheit angemessen. Sie hat keinen Einfluß auf seinen früheren Entschluß gehabt. Ich habe also gleich geantwortet, mein Sohn werde mit dem Pater Wüste sprechen und dann sich nach Brieg begeben, ich hätte das Zutrauen, er würde die Prüfungen bestehen. Die aus ihrem gestrigen Schreiben hervorgehende Aussicht, eigentlich wieder Gymnasiast zu werden, schien ihn etwas zu schrecken, doch nicht so, daß es etwas verändert hätte, er wird auch gewiß wieder Muth fassen. Sollte er einen weltlichen Beruf ergreifen, müßte er sich ja auch vielen Prüfungen unterwerfen, deren er jetzt noch keine bestehen könnte. Dies habe ich ihm auch ans Herz gelegt, und er gab es mir zu. Versäumte Jugendjahre lassen sich nicht gleich wieder einbringen, es ist die verdiente Züchtigung der väterlichen Hand Gottes. Aber wenn unser Josef diese Hand der Gnade festhält und treu wird, so wird er auch Kräfte in sich entdecken, die jetzt verborgen sind, und Gott wird durch Erfolg seinen guten Willen segnen, er hat seit einem Jahre sehr gewonnen an Ernst, Gehalt und Besonnenheit, bedarf aber durchaus eines Halts und Antriebs, um nicht ganz in Müßiggang zu verfallen, der bald andere böse Folgen nach sich ziehen würde. So schwer mir also das Scheiden wird, wird es mir doch eine Beruhigung seyn, ihn in Brieg und beschäftigt


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu wissen. Möge er Sie noch sehen und Sie dem lieben Kinde väterliche Ermahnungen und Ihren Seegen geben . . ."

Der Rest des Schreibens bezieht sich auf materielle Dinge, Kost, Geld, Kleider usw.

Als Graf Joseph im Oktober die Reise nach der Jesuitenniederlassung in Brieg in der Schweiz antrat, besuchte er Raeß und überreichte ihm ein Schreiben, das die ganze Liebe dieses edlen Mutterherzens atmet. Es ist vom 14. Oktober 1824 datiert.

Hochwürdiger, lieber verehrter Herr!

Diese Zeilen wird Ihnen unser Joseph überreichen. Ich gebe ihn in Gottes erbarmende Hand, mit Wehmuth und Vertrauen auf den allmächtigen Beystand der Gnade, und mit großem Verlangen nach Nachricht von seinem Ergehen in Brieg. Sie fühlen und verstehen, was mein Herz alles bewegt. Denn Sie haben ja auch ein Herz. Das spricht sich in jeder Zeile Ihrer Briefe aus. Daß er Gott angehöre, ganz ungetheilt, nicht der Welt, dies ist der Inbegriff aller meiner Wünsche. Ich schreibe an den P. Drach, den der Brief, den ich aus Brieg als Antwort erhalten, als Provinzial nennt und bitte daß, wenn es angeht, mein Sohn mir, ich ihm schreiben dürfe. Auch über ihn hätte ich gerne Nachricht, wenn Sie einmal eine 4 tel Stunde Muße haben, so schreiben Sie mir wohl, wie das seye, auch an wen ich das Kostgeld werde müssen zahlen lassen. Brieg ist so entlegen, daß in Münster gewiß kein Verkehr dahin ist . . . Gott schenke mir die Freude, wenn es gut ist, Sie noch in diesem Leben von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Mit wahrer, herzlicher Verehrung und in Vereinigung des Gebetes empfehle ich meine Kinder und mich Ihrem Andenken.

Die so angeknüpften Beziehungen zwischen Raeß und der edlen Gräfin setzen sich noch ein paar Jahre hindurch fort, wenn auch der Briefwechsel spärlicher fließt. Unterm 16. März 1825 teilt sie von Münster aus dem Mainzer Regens die Verlobung ihrer Tochter Therese mit dem Grafen Karl Robiano mit.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verehrter, hochwürdiger Herr!

Sie haben meinem Sohn Joseph so viel Freundschaft erwiesen, und gegen mich und die Meinigen bei dieser Gelegenheit so viel Wohlwollen geäußert, daß es meinem Herzen Bedürfniß ist, Ihnen ein frohes Ereigniß unserer Familie mitzuteilen und uns aufs neue Ihrem Gebet zu empfehlen. Josephs nächste Schwester Maria Theresia, 19 Jahre alt, ist Braut des Grafen Carl Robiano, den Sie, wenn ich ihn recht verstanden habe, in Brüssel haben kennen lernen. Der Nahme Robiano wird bey Ihnen meinem künftigen Schwiegersohn eine Empfehlung seyn, und mit Recht, denn ich kenne wenig Familien, die ich an edler Gesinnung und an Gottesfurcht mit dieser vergleichen könnte, und der Graf Carl ist in jeder Absicht werth ihr anzugehören. Meine Tochter und er lernten sich kennen, als ich im Jahr 1822 in Brüssel war. Meine Tochter machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und er ward uns in jeder Absicht schätzbar. Das übrige hat Gott gefügt, und ich hoffe mit freudiger Zuversicht, Er werde das fromme Paar ferner segnen zeitlich und ewig. Denn sie suchen vor allem Ihn und Seinen Willen; ich empfehle sie ganz besonders Ihrem Gebet und Ihrem Andenken beym heiligen Opfer. Die Hochzeit wird wohl Anfang May seyn, vielleicht den 4 ten, so Gott will in Sondermühlen. Von meinem Sohn Joseph habe ich durch einen Brief des P. Drach und Pater Wüste sehr erfreuliche Nachricht. Ich hoffe bald einen Brief von ihm selbst, da er mir seit Weyhnachten nicht geschrieben hat. Dies befremdet mich übrigens nicht, ich habe mich auch nie über diese Trennung getäuscht und habe wohl gewußt, daß ich als Mutter keine Ansprüche mehr an ihn habe. Im Innern fühle ich mich ihm um so näher, daß ich mit Zuversicht weiß, daß er vor Gott wandelt und seinen Willen thut und liebt . . .

Die persönliche Bekanntschaft mit dem von der Gräfin so geschätzten Manne sollte endlich im August 1826 erfolgen, als Raeß sich durch Luise Hensel hatte anmelden lassen.[1])

1) Am 16. Juli 1826 hatte Gräfin Sophie durch L. Hensel Raeß einen Gruß bestellt. Vergl. Schnütgen a. a. O. S. 46.

Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sogleich schrieb ihm die Gräfin von Vornholz bei Warendorf und lud ihn dringend ein:

Eine halbe Tagereise von meiner lieben Heimath Sondermühlen ward ich durch einen Brief von Mlle. Hensel erfreut, die mir schreibt, ich dürfe die große Freude Ihres Besuches erwarten. Morgen gehe ich zu meiner Tochter, die Gräfin Kerssenbrock, die $1^1/_2$ Stunden von uns in Brinke wohnt. Da werde ich höchstens 1—2 Tage bleiben und dann gehe ich so Gott will, nach Sondermühlen, um es so bald nicht zu verlassen. Kommen Sie dann, wann Sie wollen. Sie werden mit offenem Herzen, wie ich durch Gottes Gnade hoffe, und christlicher Liebe empfangen werden, und wenn Einsamkeit Sie nicht schreckt, so richten Sie sich ein, nicht gar zu kurz zu bleiben. Vom 16ten September bis zur zweiten Hälfte des Oktobers finden Sie den edeln frommen Grafen Louis Robiano, der in einem Monath mein Schwiegersohn werden wird und der Sie sehr schätzt. Leben Sie wohl, mein lieber, verehrter Herr und genehmigen Sie die Versicherung meiner herzlichen und ganz ausgezeichneten Hochachtung. P. S. Von meinem Sohne Joseph habe ich fortwährend sehr gute Nachricht.

Aus dem erwarteten Besuche wurde aber nichts. Noch vier Jahre später sprach ihm die Gräfin ihr Bedauern darüber aus und bittet ihn zugleich, für die Neuauflage des von ihrem Gemahl verfaßten Lebens des hl. Vinzenz von Paul Material für eine kurze Geschichte der Barmherzigen Schwestern bis in die Gegenwart zu beschaffen. Unterm 29. März 1830 schreibt sie von Dresden aus an Raeß, der unterdessen von Mainz nach Straßburg übergesiedelt und Domkapitular geworden war:

Hochwürdiger, verehrter Herr Domkapitular!

Seit Jahren hege ich die Hoffnung, die Sie selbst mir gemacht hatten, daß ein oder anderes Ereigniß mir die Freude Ihrer Bekanntschaft verschaffen würde. Diese Hoffnung ist aber immer getäuscht worden und ihre Erfüllung ist weniger wahrscheinlich als je, da Sie dem Wirkungskreis, in welchem Gott


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihnen so viel Segen geschenkt, und unserm Vaterland entrissen sind. Dennoch habe ich eine so innige Überzeugung daß wir uns nicht fremd sind, verehrter hochwürdiger Herr, daß ich ganz ohne Bedenken mich an Sie wende, und daß gerade Ew. Hochwürden nach einigem Nachdenken als der Einzige mir einfiel, an welchen ich mich mit dieser Bitte wenden könnte und dürfte. Das Leben des heil. Vincentius von Paul, von meinem seeligen Gemahl wird in Münster wieder aufgelegt, und der Verleger wünscht dieser zweiten Auflage eine kurze Geschichte der barmherzigen Schwestern, bis auf unsere Zeit geführt, dem Werke selbst beizufügen. Das Benehmem dieser Heldinnen der Liebe zu Jesus Christus in der Revolution sowie ihre Wiederherstellung unter Bonaparte, weil man sie nicht entbehren konnte und die große Zahl der Candidatinnen, die sich sogleich einfand, würde wohl eine Stelle in dieser Geschichte finden und möchte uns kaltherzige Deutsche beschämen, vielleicht auch hie und da ein Flämmchen der Liebe und Nacheiferung anfachen. Ihnen ist diese Geschichte gewiß bekannt oder Sie besitzen eine solche. Der H. Dechant Kellermann[1]) schreibt mir hierher nach Dresden wo ich in diesem Augenblick auf einige Monath bey meinem Sohn und meiner Schwiegertochter mich aufhalte und wünscht, ich möchte ihm eine nennen. In der histoire des institutions religieuses, die Ew. Hochwürden übersetzt haben, ist manches, aber nichts vollständiges, wie mich dünkt. Ich wende mich also mit vollem Vertrauen an Sie, und wenn ich so glücklich bin, meinen Freunden in Münster die verlangte Hülfe verschafft zu haben, so bitte ich Sie die Liebe zu haben, direkt an den Herrn Pfarrdechant Kellermann nach Münster das nöthige zu schreiben und zu schicken. Durch einige Zeilen hieher würden Sie mich indessen auch sehr erfreuen.

Sie wissen es gewiß, daß mein lieber Sohn Joseph Ihren Hoffnungen durch Gottes Gnade entsprochen hat. Sie, verehrter lieber Herr, waren ein Werkzeug dieser Gnade über ihn, und

1) Nachmals Bischof von Münster, lange Zeit Hauslehrer in der Stolbergschen Familie.


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ich denke nie ohne innigen Dank und Rührung der barmherzigen Führung Gottes über meinen lieben Sohn. Ich empfehle seine zahlreichen Geschwister und mich Ihrem Andenken vor Gott, zuweilen beim heiligen Opfer nehmen Sie uns auch in Ihr memento. Es wäre möglich, daß im Verlauf dieses oder des nächsten Jahres eine Reise zu einigen meiner Kinder mich durch Straßburg führte und dann würde ich mir die Freude nicht versagen können, Sie um einen gütigen Besuch zu bitten. . . .

Diese Reise ist wohl kaum ausgeführt worden. Lange schweigt die Korrespondenz, erst vom 23. Juni 1834 liegt wieder ein Schreiben der Gräfin vor; es ist eine Antwort auf einen Brief von Raeß. Es ist nicht klar zu erkennen, worum es sich in diesem Briefe handelt; vielleicht handelt es sich in dem angedeuteten Unternehmen um das von Andreas Raeß so sehr geförderte und auch in Deutschland eingeführte Werk der Glaubensverbreitung,[1]) oder um irgend eine Niederlassung der Barmherzigen Schwestern. Der interessante Brief ist aus Brauna, dem Wohnsitze ihres Sohnes, des Grafen Cajus, abgesandt.

Hochwürdiger, verehrter Herr Domcapitular!

Ew. Hochwürden geehrtes Schreiben war mir eine willkommene Überraschung, und ich bin H. Dietz[2]) dankbar, daß er es mir verschafft hat. Leider ist die Ausführung des hier gehegten Wunsches noch fern. Die nötigen Fonds fehlen noch, und ehe diese zusammengebracht sind, kann man auch nicht einmal den ersten Schritt thun, es ist zum Gelingen des Unternehmens, wenn es Gottes wille ist, dieses Werk der Liebe gelingen zu lassen, sehr wichtig, daß nicht davon gesprochen werde, und ich darf Ew. Hochwürden bitten, keinem Menschen etwas

1) Vergl. darüber und über die dem Werk namentlich in Preußen von seiten der Regierung gemachten Schwierigkeiten die Schrift von Raeß' Bruder Simon Raeß: Mgr. André Raess et l'oeuvre de la Propagation de la foi, Rixheim 1901, und Schnütgen a. a. O. S. 131 ff.

2) Gemeint ist Stadtrat Dietz in Koblenz.

darüber mitzutheilen, bis es von hiesiger Seite möglich ist, den ersten Schritt zur Ausführung zu machen. Ich darf indessen sagen, daß die Hoffnung zu dieser Ausführung gegründeter ist als vor einigen Monathen, da ich an Dietz schrieb, weil der Herr Bischof Mauermann, der Vorstand in hiesiger Gegend, sich dafür interessiert. Ich erlaube mir also die Bitte, auch ferner auf Ihre geneigte Theilnahme rechnen zu dürfen, wenn auch noch eine längere Zeit vergehen dürfte, ehe sie in Anspruch genommen wird. Es wäre mir eine wahre Freude, wenn ich durch irgend einen Anlaß die Freude hätte, die Bekanntschaft Ew. Hochwürden zu machen, im Verlauf dieses Jahres wird es aber nicht der Fall seyn und im 69ten Jahre, das ich bald vollendet haben werde, darf man keine fernen Plane machen. Im September hoffe ich nach Münster zurückzukehren, wo mein eigentlicher Wohnort ist, und bis dahin bleibe ich hier auf unserm Eigentum, das von meinem Sohn Cajus und von meiner Schwiegertochter bewohnt wird. Er und mein Sohn Josef, der itzt auch hier ist, sind Ew. Hochwürden recht von Herzen dankbar für Ihre gütige Erinnerung.

Es ist mir für mein Leben ein Schmerz, daß mein Sohn Joseph seine 8jährigen Verhältniße verlassen hat und aus dieser ehrwürdigeu Genossenschaft herausgetreten ist. Indessen sind die 8 Jahre, die er da zugebracht hat, für sein Heyl nicht verlohren und er wird ihr gewiß zeitlebens ergeben bleiben. Erhalten Sie, verehrter Herr Domcapitular, uns allen Ihr frommes Andenken, insbesondere beim heiligen Opfer, und genehmigen Sie die Versicherung der ehrerbietigen Hochachtung mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Hochwürden Ergebene S. verwittwete Gräfin
zu Stolberg, gebohrene Gräfin v. Redern.

Brauna den 23ten Juny 1834.

Der Schluß dieses Schreibens bezieht sich auf den Austritt des Grafen Joseph aus der Gesellschaft Jesu, in der er bereits die niederen Weihen erhalten hatte. Anfangs 1833 hatte er den Orden verlassen, zum größten Schmerze der


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mutter.[1]) Es ist der letzte Brief, der von der Hand der Gräfin Sophie an Raeß vorliegt; am 8. Januar 1842 ist sie aus diesem Leben geschieden. Raeß war unterdessen (1840) Koadjutor des Bischofs von Straßburg geworden, dem er 1842 auf dem Straßburger Bischofsstuhle nachfolgte.

Gelegentlich des vatikanischen Konzils ist Bischof Raeß mit dem Grafen Cajus zu Stolberg-Brauna und dessen Gattin in Rom bekannt geworden. Am 6. Oktober 1870 bedauert Graf Cajus in einem Briefe an den Straßburger Oberhirten die mißliche Lage des hl. Vaters und spricht ihm auch seine Teilnahme aus für die Leiden, die ihm die Belagerung der Stadt Straßburg gebracht habe. „Sie werden mir glauben, daß während der langen fürchterlichen Belagerung wir viel mit lebhafter Teilnahme Ihrer gedacht, zu Gott unsere schwachen Gebete für Sie gerichtet haben. Ohne Zweifel ist vieles Elend in dem armen Straßburg zu lindern, und erlaube ich mir, Ihnen eine kleine Beihülfe zu überreichen, zu welcher meine Frau und meine Schwester, die Frau von Ketteler, beigetragen haben.“ Zugleich spricht er dem Kirchenfürsten seine Besorgnis aus um das Los seines Sohnes Franz, der als päpstlicher Zuave bei der „räuberischen Einnahme Roms“ als Kriegsgefangener nach Alessandria überführt worden sei, er habe seitdem nichts mehr von ihm vernommen. Und am 17. April empfiehlt Graf Cajus ihm eine Frau Arnemann, protestantischen Glaubens, von sehr wohltätiger Gesinnung, welche für ein vom Kriege besonders schwer heimgesuchtes elsässisches Dorf Geldmittel und Kleidungsstücke übermitteln möchte.

Damit enden die mir zugänglichen Zeugnisse für die Beziehungen von Andreas zur Stolbergischen Familie.

1) Vergl. Pfülf a. a. O. S. 16 ff.

Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XXV.

# Irrungen und Irrfahrten eines altkatholischen Bischofs.

Von Urban Zurburg.

Die Gerichtsverhandlungen im Prozesse des altkatholischen Bischofs Arnold Harris Mathew gegen die „Times" (April 1913) haben die sonderbare Stellung des ersten Bischofes der altkatholischen Gemeinschaft in England neuerdings beleuchtet. Seit Mathew aus der katholischen Kirche austrat und besonders seit seiner Wahl zum altkatholischen Bischof hat die Presse sich einläßlicher mit dieser gefallenen Größe zu beschäftigen gehabt.[1]) Die Altkatholiken selber sind wieder um eine traurige Erfahrung reicher geworden.

Mathew, ein Sprößling einer sehr alten adeligen Familie, ist am 7. August 1852 geboren.[2]) Er war der vierte Erbe des Grafen von Llandaff, der 1751 verstorben war. Dem jeweiligen Haupte der Familie kam der erbliche Grafentitel zugleich mit ausgedehnten Fideikommißgütern zu. Mathew studierte Theologie im erzbischöflichen Seminar zu Glasgow und an der Universität Bonn. Am 24. Juni 1878 wurde er vom Erzbischof Charles Eyres in Glasgow zum Priester geweiht. Dann bekleidete er nacheinander verschiedene Stellen und war seit 1889 Pfarrer an der Marienkirche in Bath.

1) Aus der neueren Literatur hierüber sei erwähnt: „Altkatholische Kirche in England" im „Katholik", Bern 1908, Nr. 17, 19, 20, 22, 34. — Antoine Malet S. J., Une récente consécration episcopale dans l'église vieille-catholique d'Utrecht, in Nouvelle Revue théologique, Tournai 1608, p. 516 ss. Revue internationale de theologie, Bern 1908, Nr. 63 p. 628 ss. — J. Troxler in Schweiz. Kirchenztg. 1908. S. 625 ff. u. 1911, S. 389 ff.

2) Das englische Adelsregister bezeichnet als einen seiner Vorfahren Sir David Mathew of Llandaff, der schon 1461 unter Eduard IV. eine hohe Stelle bekleidete.



Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mathew gibt heute selber zu, seine Ansichten seien in den Studienjahren nicht abgeklärt gewesen, eine zeitlang habe er sich mit dem Gedanken getragen, das Amt eines anglikanischen Geistlichen zu suchen, er habe einige Monate in einem Kolleg der schottischen Episkopalkirche verbracht.

Im Jahre 1889 zog er sich ins Privatleben zurück und widmete sich seither hauptsächlich literarischen Arbeiten. So erschien 1907 von ihm eine revidierte dritte Auflage des von dem scharfen amerikanischen Theologen und Polemiker Dr. H. C. Lea über den Zölibat geschriebenen Buches und 1908 eine englische Übersetzung des von Msgr. Duchesne verfaßten Werkes über die Anfänge des Kirchenstaates. Eine aus verschiedenen Werken zusammengestellte Schrift über Papst Gregor VII. hat im „Athenäum" 1910 eine scharfe Kritik erfahren.[1]) Mathew ist seit 1892 verheiratet und zwar mit einer Verwandten des Ministers Gladstone.

In einem Briefe an Kanonikus Russell vom 9. Juli 1889 hatte Mathew unter anderem folgendes mitgeteilt:

„Es tut mir sehr leid, daß ich Ihnen Schmerz verursache mit der Mitteilung, daß ich aufgehört habe, am katholischen Glauben festzuhalten. Stufenweise bin ich zu diesem Entschlusse gekommen, der aus vielen Gründen für mich sehr traurig ist, jetzt da mein Leben zur Hälfte vorbei ist. Er erhielt einen Anstoß beim Übertritt von Addis, denn ich wußte sehr wohl, daß er im Glauben ein Unitarier geworden war, schon einige Zeit bevor er aus der Kirche austrat und heiratete, und daher habe ich nie der landläufigen katholischen Ansicht gehuldigt, daß, weil er so bald nach seinem Austritt heiratete, dies ein bloßer Fall von cherchez la femme sei. In meinem Falle kann ich der Wahrheit gemäß und im Gewissen dartun, daß kein solcher der=

1) Die 1906 von ihm veröffentlichte Schrift „Ecclesia: The Church of Christ" enthält eine Serie von Artikeln über die „Kennzeichen" der Kirche von verschiedenen hervorragenden katholischen Priestern aus dem Ordensstand, auch der Anglikaner Spencer Jones hat mitgearbeitet. Das „Tablet" hat diese Schrift als ein „ausgezeichnetes Werk" empfohlen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

artiger Grund vorliegt, noch ist ein Gedanke in mir aufgestiegen, der im entferntesten damit etwas zu tun hätte. Ich habe eine Reihe moderner Werke über Bibelkritik gelesen und bin langsam und gewiß nur mit Widerstreben zur Einsicht gelangt, daß die Schlüsse, zu denen sie gekommen, wahr sein müssen. Ich habe es daher seit einiger Zeit schon vorausgesehen, daß ich eines Tages von Gewissenswegen zum Austritt veranlaßt würde; doch dieser Gedanke war für mich so schrecklich, daß ich nach Möglichkeit wider ihn ankämpfte und ihn als eine Versuchung des Teufels betrachtete!

Letzte Woche jedoch wurde auf meiner Rückreise meinem Glauben der Gnadenstoß versetzt durch einen Mitreisenden, den ich nie vorher getroffen, der sich mit mir in eine Unterredung einließ, sich als ein führender Unitarier der fortschrittlichen Schule erwies, in der katholischen Theologie wie in den theologischen und bibelkritischen Forschungen der Neuzeit sehr belesen war. Alle Fäden, die mich noch mit dem alten Bekenntnisse verknüpften, waren von ihm gelöst worden. Zur Zeit, wo ich mein Ziel erreichte, war ich in meinen Nerven ganz erschüttert, jedoch überzeugt von der vollständig unsichern Grundlage des alten Glaubens. Aus Gründen der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ist es mir unmöglich mir weiterhin den Anschein zu geben, als ob ich glaube, was ich doch als greifbar falsch erachte, und so schmerzlich und schwierig der Schritt für mich sein mag, bin ich im Gewissen gehalten, seiner Stimme zu folgen und den Schritt zu tun."

Bald erschien ein Schreiben an die Pfarrkinder, in welchem Mathew Abschied nahm von seiner Gemeinde. Das Schreiben lautet:

„Teuerste Freunde! — Ich habe euch eine Mitteilung zu machen, die Euch wie mir sehr schmerzlich ist. Ich werde sehr kurz sein, denn es ist traurig für mich von Euch mich zu trennen; trauriger wird es noch für Euch sein, wenn ihr die Ursache kennt. Nach langem ernstlichem Nachdenken bin ich zur Überzeugung gelangt, daß die jüdischen und christlichen (Heiligen) Schriften bei vielen Vorzügen, die sie besitzen, von legendarischen und mythologischen Berichten voll sind und keinen Anspruch auf




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

göttliche Eingebung erheben können, noch hiefür einen Beweis erbringen; daß die römisch-katholische Kirche kein Anrecht hat, als die von Gott eingesetzte Autorität angesehen zu werden; daß das Papsttum eine menschliche Institution, dem Irrtum und Aberglauben sehr zugänglich und daher dem geistlichen und zeitlichen Wohl der Menschheit nachteilig ist; daß Jesus Christus, obwohl ein heiliger Mann und eifriger Reformer nicht der große Gott des Weltalls war, sondern der Sohn von Joseph und Maria; daß es weder höllische Geister gibt, noch tatsächlich ein Ort der ewigen Qual vorhanden ist, sondern diese nur alten Mythologien ihren Ursprung verdanken. Bei solchen Anschauungen, gegen welche ich lange Zeit erfolglos angekämpft, wäre es unehrlich von mir als Priester weiterzuleben, indem ich nur den bloßen Theismus einer natürlich geistlichen Religion lehre, an die ich fest glaube und die ich zu befördern trachte. Ich gebe also dieser Tage unserem ausgezeichneten und guten Bischof die priesterlichen Vollmachten, die mir durch ihn anvertraut worden sind, zurück. Ich ziehe mich aus Eurer Mitte zurück mit einem Herzen erfüllt von Wohlwollen und Dankbarkeit gegen Euch. All die Vertrauenssachen, die geistigen und zeitlichen, meines Amtes werden getreulich behütet werden. Sobald ich meines Hauses ledig werden kann, werde ich es verlassen, da mein weiteres Verbleiben bei der Kirche für uns beide eine schmerzliche Erinnerung an eine Vergangenheit voll des Glückes wäre, ehe Zweifel meinen Geist aufgeregt hat. Ich war besorgt gewesen, keinem von Euch meine Zweifel zu erschließen, und ich habe Vorkehrung getroffen, daß Euch die kirchliche Dienstleistung würdiger Priester, die meinen geistigen Kampf nicht kennen, zuteil werde. Mit traurigem, aber liebendem Herzen empfehle ich Euch, meine teuren und geschätzten Freunde, dem ewigen Vater der Geister, und seien wir gegenseitig einander eingedenk in der Gegenwart des All-Heilig Einen."

Mathew erklärte im Prozeß gegen die „Times", diesen Brief weder unterzeichnet, noch veröffentlicht, noch verfaßt zu haben. Damals habe er an der Burlingtonstraße Nr. 2 in Bath gewohnt, er habe von dem Briefe, der auf einer


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karte abgedruckt war und weit verbreitet wurde, gewußt. Dieses Schriftstück sei von einem gewissen Suffield ohne sein Wissen oder seine Genehmigung fortgesendet worden; auch zeige der ursprüngliche Entwurf die Handschrift jenes Herrn. Mathew habe mehrmals einen Widerruf veröffentlicht.

Wie aber aus den Gerichtsverhandlungen hervorgeht, kann sich Mathew heute nicht mehr sicher hierüber aussprechen; er gibt selber zu, an kein einzelnes Blatt mehr sich zu erinnern, das er in einer Zuschrift auf das Falsche der in Suffields Brief gemachten Darlegungen aufmerksam gemacht habe. Er erinnere sich ebenfalls nicht, dieses gedruckte Abschiedsschreiben selbst dem Briefe an Kanonikus Russell beigelegt zu haben, es sei möglich, daß er dies getan habe, und er fügt bei: „Meine ganze religiöse Stellung war in einem Status von bouleversement." Einige Zeit hielt dieser Zustand an. Er sagt: „Meine Geistesverfassung war derart, daß ich nicht in der Lage war, meinen religiösen Glauben noch zu definieren." Für eine kurze Zeit habe er den Glauben an eine göttliche Offenbarung vollständig eingebüßt. Nachdem er endlich in seinem Glaubensbewußtsein zu einer Abklärung gekommen, habe er den vollen katholischen Glauben — mit Ausschluß der päpstlichen Unfehlbarkeit — wieder angenommen.

Mathew hat im Verhör nicht anerkannt, im Jahre 1891 die Aufnahme in die anglikanische Kirche nachgesucht zu haben. Hierauf kam ein offenes Schreiben zur Verlesung, das Mathew am 29. Juni 1908 an die „Hochwürdigsten Erzbischöfe und Bischöfe der Kirche von England", also an den anglikanischen Episkopat gerichtet hatte. In diesem Schreiben legt Mathew selbst seinen bisherigen Lebenslauf dar. „Nach mehreren Jahren sorgfältigen Studiums fand ich es unmöglich, die Lehren des Ultramontanismus noch weiterhin zu halten"; er habe sodann nach schweren Opfern (1889) sich ins Privatleben zurückgezogen. Der Brief kommt dann auf den Anschluß zu sprechen, den Mathew hierauf






Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei den Anglikanern suchte. Die Stelle lautet: „Ungefähr zwei Jahre später besuchte ich auf den Rat meiner verstorbenen geschätzten Freunde, Lady Margaretha Sandhurst und W. E. Gladstone, den Pfarrer einer Kirche in Chelsea mit der Absicht ein geistliches Amt in der Kirche von England zu übernehmen."

Im Verhör erwähnt Mathew nur, diesen Gedanken wohl gehabt, aber einen eigentlichen Anschluß doch nicht ernstlicher versucht zu haben. Seiner Meinung nach wäre ein solcher Schritt, nachdem er wieder die volle katholische Lehre mit Ausschluß der päpstlichen Infallibilität anerkannt habe, keine Inkonsequenz gewesen, zumal ja ein großer Teil des anglikanischen Klerus ebenfalls ähnliche Ansichten hege. Mathew betont, damals durchaus kein Protestant gewesen zu sein, und Gladstone habe ihn in vollem Wissen, daß er katholischer Priester sei, an den anglikanischen Pfarrer der Dreifaltigkeitskirche (in Chelsea, London) gewiesen. Über seine Erfahrungen damals enthält obiges Schreiben an den anglikanischen Episkopat folgende Mitteilung:

„Erzbischof Benson benachrichtigte mich, ich könnte die Bewilligung zur Amtierung nicht erhalten, bevor ich nicht eine gewisse Formel von ‚Abschwörung der römischen Lehre', welche seine Gnaden mir einhändigte, unterschrieben hätte. Sie war jedoch in einem Wortlaut abgefaßt, den ich, als dem Glauben nach alter Katholik, im Gewissen nicht unterzeichnen konnte, und ich zog mich daher wieder in mein Privatleben zurück, das mir mein Rücktritt aus der römisch-katholischen Kirche aufgenötigt hatte, und verblieb daselbst bis 1907. Auf ernstliche Aufforderung anglikanischer Verwandter und Freunde hin entschloß ich mich, neuerdings um Aufnahme in das anglikanische geistliche Amt einzukommen, da mir mitgeteilt worden war, es würde nicht mehr länger auf der Subskription jener Formel des Erzbischofs Benson bestanden."

Auf die Frage, ob Mathew die Lehre vom Fegfeuer annehme, entgegnete dieser, es gebe hierüber keine Lehre, die nicht auch in der anglikanischen Kirche angenommen werde.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die eigentliche Lehre der anglikanischen Kirche hierüber lasse sich nicht mit Sicherheit feststellen, da die verschiedenen Bischöfe in der Erklärung und Auslegung der (39) Artikel über diesen Punkt auseinandergehen; er habe indessen eine so hohe Idee von der Staatskirche und ihren Lehren gehabt, daß er eingetreten wäre, sofern nicht der Widerruf der Lehren der römischen Kirche von ihm verlangt worden wäre.

Mathew wurde zwar nie offiziell in die anglikanische Kirche aufgenommen, auch wenn er unter dem Namen eines Rev. Pavelari von den Blättern als anglikanischer Kurat bezeichnet wurde. Während der wenigen Monate seines Aufenthaltes (1892) in der Pfarrei seines anglikanischen Freundes hat er einige anglikanische Paare getraut. Den Titel eines Grafen Pavelari hatte er von seinem Vater geerbt, und er trug diese Bezeichnung bis zu dessen Ableben 1894.

Es gab für Mathew eine Zeit, wo er sich mit der katholischen Kirche aussöhnen wollte. Leider wollte er die Hindernisse nicht beseitigen, die seiner Aufnahme im Wege standen. Die Gerichtsverhandlungen im Prozesse gegen die „Times“ geben darüber ebenfalls Aufklärung. In einem Schreiben an den Franziskaner David Fleming (1903) sprach Mathew seine Anerkennung und Hoffnung aus, daß etwas in seinem Falle getan würde, und erklärte die Umstände und Gründe, warum er nicht von Frau und Kindern getrennt leben könne. Im Briefe bemerkt er: „Wahrscheinlich ließ die Geburt meines Sohnes Dr. Donling an meiner Aufrichtigkeit Zweifel hegen. Ich kann nicht dafür; Gott weiß es, daß ich aufrichtig war und bin. Durch einen Akt von Unaufrichtigkeit hätte ich als Agnostiker eine sehr hohe Stellung im Schoße der anglikanischen Kirche als Geistlicher erhalten können, denn Gladstone legte mir alle Arten von Beweggründen dar, in ihren geistlichen Dienst einzutreten.“ Mathew gebraucht in diesem Briefe wiederholt für die anglikanische Kirche die Bezeichnung Old Mother Damnable. Es ist auffällig, wie Mathew dazu kommt, dieses längst ver-






Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gessene Schimpfwort, das in Zeiten wilder Aufregung und Verfolgung von Katholiken zur Bezeichnung der anglikanischen Kirche gelegentlich gebraucht worden ist, zu wählen. Wenn Mathew glaubte, mit dieser scharfen Sprache gegen den Anglikanismus auf katholischer Seite mehr Anklang und Vertrauen zu finden, so hat er sich sicher getäuscht. Mit einer Ungerechtigkeit gegen die Anglikaner, bei denen er ja selbst Anschluß suchte, konnte er doch diesen Irrtum nicht sühnen. Es liegt etwas Gesuchtes und Ungewohntes auch in der Bezeichnung, die er für Dr. Benson hat, den er als den „Pseudo-Erzbischof von Canterbury" anführt, während er selber heute die „Times" unter anderem wegen der Bezeichnung „Pseudo-Bischof" auf Beschimpfung einklagt.

Schon 1896 hatte Mathew die Rückkehr zur römischen Kirche gesucht; er bedauerte damals in einem Briefe an den katholischen Bischof von Clifton, daß seine Bekehrung und Buße infolge gewisser Schreiben, die in seine Hand gefallen seien, verzögert worden sei. „Ich bin sicher", schreibt er ihm, „daß Seine Heiligkeit, dessen Herz voll Milde und Teilnahme für Sünder ist, keine schwereren Bedingungen auferlegen wird, als er nicht notwendig muß." Mathew bat den Papst um Anerkennung seiner Ehe, also um Legitimierung seiner Kinder; er meinte in Rücksicht darauf, daß er der letzte Erbe des Grafentitels von Llandaff sei und, wie er sagt, mit Hinweis auf einen ähnlichen Fall vom Jahre 1794, Erhörung zu finden. Der Papst verlangte jedoch gänzliche Trennung von seiner Frau. Mathew wäre mit einer Wiederaufnahme als bloßer Laie in die katholische Kirche zufrieden gewesen; von einer Trennung von seiner Frau wollte er aber nichts wissen. Daß er damals an die päpstliche Unfehlbarkeit wieder geglaubt habe, will Mathew heute nicht behaupten.

Der unglückliche Priester bemerkt in einem Schreiben an einen Freund (1903), daß er den Versuchen von Seite der Unitarier, ihn für ihre Sache zu gewinnen, gleich von Anfang an entschiedenen Widerstand entgegengesetzt habe.


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man habe ihm eine Kapelle in Northampton angeboten und habe Schritte bei Chamberlain getan, um ihm eine Stelle zu verschaffen. Er spricht von ihren „hassenswerten Versammlungsbuden" und nennt hiebei auch die anglikanischen Vereinigungen „häretische Konventikel".

Aus dem Verhör im Prozesse gegen die „Times" wird festgestellt, daß eine Übersetzung von Duchesnes „Die zeitliche Herrschaft der Päpste", die mit dem imprimatur des Erzbischofs von Westminster versehen war, dem anglikanischen Erzbischof von Canterbury als ein Werk anempfohlen wurde, „das die päpstlichen Ansprüche an der Wurzel angreift". Letzterem schrieb er auch: „Es scheint mir klar, daß die Argumente gegen die anglikanischen Weihen mit gleicher Kraft auf jene der Kirche Roms angewendet werden können und daß sie tatsächlich wertlos sind." Im Briefe an den Erzbischof von Canterbury sieht Mathew es als Gewissenspflicht an, „den Versuch zu machen, das geistliche Amt in der Kirche von England auszuüben. Ich möchte gern eine Landpfarrei haben. Ich würde mich sehr verpflichtet halten, wenn Ihre Gnaden mich benachrichtigen wollten, ob es für mich möglich wäre, ein Benefizium in einer Landpfarrei zu erhalten". Auch an diesen Brief erinnerte sich Mathew nicht mehr vor Gericht und hatte die Frage, ob er eine Anstellung angestrebt habe, mit „Nein" beantwortet.

Mathew hat schließlich sein Heil bei den Altkatholiken versucht und hat hiebei entschieden Glück gehabt, brachte er es ja bis zum altkatholischen Erzbischof.

Schon im Jahre 1896 hatten einige abgefallene katholische Geistliche Englands daran gedacht, Pfarreien zu errichten und eine eigene „Kirche" zu gründen. Wie wenig Vertrauen diese Pioniere des Altkatholizismus auf ihre eigenen Leute setzten, geht daraus hervor, daß ein Bischof bereits gewählt war, dann aber von den früheren Anhängern wieder aufgegeben wurde. Seit dem Jahre 1902 waren solche Priester mit dem altkatholischen Bischof Herzog in Bern zum Zwecke bischöflicher Dienstleistungen in Unter-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

handlungen getreten.[1]) Gleichzeitig trat der anglikanische Geistliche A. Galton in der „Fortnightly Review“ (August 1902) mit der Nachricht vor die Öffentlichkeit, daß 150 katholische Geistliche sich im Stillen von Rom losgesagt und einen eigenen Bischof sich erkoren hätten. A. Galton, der einstens für kurze Zeit Novize bei den Oratorianern gewesen war, hatte wahrscheinlich auch einige Beziehung mit dem renitenten Geistlichen O'Halloran in Ealing, der sich der altkatholischen Sache annahm, und war auf diesem Wege zu dieser Alarmmeldung gekommen. Von katholischer Seite wurde die Presse bald eines Besseren belehrt, und die „kirchliche Seeschlange“, als welche sie vom „Tablet“ bezeichnet wurde, verschwand aus der Öffentlichkeit.[2])

Wenn man späteren Berichten glauben darf, verbanden sich etwa zwanzig Geistliche (im Tablet wurde von 17 gesprochen) mit gleichgesinnten Laien, organisierten Genossenschaften und eröffneten sonntäglichen Gottesdienst. Die erste der neun Gemeinden war die des eben erwähnten Pfarrers Richard O'Halloran in einer Vorstadt Londons, die zweite jene von Mathew, der sich zu Chelsfield in der Grafschaft Kent etabliert hatte. Daselbst kamen am 18. Februar 1908 17 Priester und 16 Laien zusammen, einigten sich über die allgemeinen Grundsätze einer altkatholischen Kirchenorganisation, erklärten ihre Übereinstimmung mit der Utrechter Union der vereinigten altkatholischen Bischöfe vom 24. September 1889 und schritten zur Wahl eines Bischofes. Diese fiel einstimmig auf A. H. Mathew.

Unter dem 13. März 1908 reichte ein Komitee von sechs Mitgliedern dem Erzbischof von Utrecht das Gesuch um möglichst baldige Erteilung der Konsekration an den erwählten Bischof ein. Unter dem Vorsitz des altkatholischen Erzbischofs von Utrecht waren die altkatholischen Bischöfe Hollands am

1) Cfr. Protokoll der National-Synode der christkatholischen Kirche der Schweiz vom 18. Juni 1903 in Solothurn, S. 32.

2) Cfr. The Tablet, 1902 II. 339 f.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

26. März zu Haarlem und am 13. April zu Rotterdam versammelt, um das Gesuch zu prüfen. Die Bischöfe Demmel in Bonn und Herzog in Bern hatten schon vorher Gelegenheit bekommen, von allen bezüglichen Akten Kenntnis zu nehmen und ihre Meinung abzugeben. Es wurde daraufhin mit Einstimmigkeit beschlossen, das Gesuch zu bewilligen, und die Konsekration durch einen gemeinsamen, in allen Pfarreien zu verlesenden Erlaß der altkatholischen Bischöfe Hollands vom 2. April auf den 8. April 1908 in Utrecht festgesetzt.

Allein am 7. April ließen die Bischöfe die angekündigte Weihe plötzlich telegraphisch absagen und begründeten in einem zweiten Mandat vom 20. April dieses Vorgehen wie folgt:

„Im letzten Augenblicke stieg uns ein Bedenken auf, indem uns ein Freund versicherte, der zu weihende Bischof sei wahrscheinlich verheiratet. Das war wirklich Tatsache. Für uns hatte das wenig Bedeutung, da wir in voller Übereinstimmung mit den altkatholischen Kirchen in Deutschland, der Schweiz und Österreichs uns befinden, wo die Verpflichtung des Zölibates für die Priester nicht besteht und wo tatsächlich die meisten Priester verheiratet sind. Es kann also jederzeit der Fall eintreten, daß einer dieser verheirateten Priester zum Bischof gewählt wird, und dann dürfen wir ihm ohne jedes Bedenken die bischöfliche Weihe erteilen. Jede Kirche kann die Zölibatsfrage selber lösen, da diese das Dogma nicht berührt, sondern nur die einer jeden Kirche eigentümliche Disziplin. Da aber der zu weihende Priester der englischen Kirche angehört, die noch nicht ganz organisiert ist, so standen wir vor einer besonderen Sachlage. Es galt zu wissen, ob die Ehe uns absichtlich verheimlicht wurde und ob dieser Priester sich etwa darum von der römischen Kirche lossagte, um sich der Pflicht des Zölibates zu entziehen. Neue Erkundigungen ergaben, daß er seine Ehe als uns bekannt voraussetzte und daß er aus Gründen seiner hohen gesellschaftlichen Stellung geheiratet. Dazu kommt die Selbstlosigkeit des Erwählten, die allein jedes Bedenken verscheucht. Er erklärte sich bereit, zurückzutreten und an seiner Stelle einen


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht verheirateten Priester wählen zu lassen. Zu diesem Zwecke rief er die Priester und Laien als Vertreter der Pfarreien ein zweitesmal zusammen und riet ihnen, zu einer neuen Wahl zu schreiten. Obwohl die Versammlung in dem Erstgewählten die einzige Persönlichkeit erblickte, die durch Charakter und Talente die altkatholische Bewegung fruchtbar machen könnte, ließ sie sich, wenn auch mit Widerstreben, überreden. Anderseits wollte der unverheiratete Priester, der dann gewählt wurde, die Wahl nur annehmen für den Fall, daß der Episkopat von Utrecht bei seiner Verweigerung der Weihe beharren würde. Nach reiflicher Erwägung des Für und Wider und der außerordentlichen Umstände dieses Falles haben wir uns im Einverständnis mit den altkatholischen Bischöfen des Auslandes entschlossen, dem lebhaft geäußerten Wunsche zu entsprechen und die bischöfliche Weihe zu erteilen. Sie verweigern hätte die schlimmsten Folgen für die gegenwärtige Bewegung in England, Folgen, für die wir die Verantwortung nicht übernehmen wollten."

Am 28. April 1908 fand dann die Weihe in Utrecht statt durch den dortigen altkatholischen Erzbischof Gerhard Gul unter Assistenz der Bischöfe van Thiel von Haarlem, Spit von Deventer und Demmel von Bonn. Sie wurde in lateinischer Sprache nach dem Pontificale Romanum vollzogen.

(Schluß folgt.)

---

Generated on 2019-11-08 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XXVI.

## Von der Kulturkraft des Katholizismus.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.[1])

Der Umstand, daß die deutschen Katholiken in wirtschaftlicher und materieller Beziehung infolge der geschichtlichen Entwicklung und äußerer Einflüsse gegenüber den Protestanten und Juden zurückgedrängt wurden, hat als Ausfluß des oft mißbrauchten Schlagwortes von der Inferiorität in der öffentlichen Meinung dazu geführt, die wirtschaftliche Zurückgebliebenheit zu verallgemeinern und dem Katholizismus den Stempel einer rückständigen Religion aufzuprägen. Allein dieser unwahren Anschuldigung steht ein ganzes Bollwerk von Türmen entgegen, welche die Kultur- und Moralkraft des Katholizismus im besten Lichte erscheinen lassen. Zur Abwehr gegen die Feinde und zur Ermunterung für die Freunde seien im Nachstehenden einige Gesichtspunkte hervorgehoben, welche die Kulturhöhe des Katholizismus in seiner praktischen Verwirklichung klar dokumentieren sollen.

Wenn man die Geschichte der deutschen Katholiken im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart verfolgt, so kann nur von einem fortwährenden Aufstieg gesprochen werden. Die sogenannte Aufklärung hatte die Geister lau, die Würdenträger dem Katholizismus innerlich gleichgültig gemacht. Die Säkularisation hatte der katholischen Kirche ihre materielle Unterlage entzogen. Der Kulturkampf hatte wiederum schwere Wunden geschlagen. Die heute noch herrschende staatliche Zurücksetzung und Imparität, die Bevorzugung der Protestanten in den katholischen Staaten Bayern, Elsaß-Lothringen, Baden und natürlich erst recht in den norddeutschen Gebieten

1) Wir bringen, wenn auch im Einzelnen abweichender Auffassung, gerne die nachfolgenden Ausführungen. Die Red.



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machen dem deutschen Katholiken im Kampfe um die Gleichberechtigung das Leben sauer. Liberalismus, Sozialdemokratie und Freidenkertum unterwühlen den Bau des Katholizismus. Trotz dieses schweren Alpdruckes im Laufe des vergangenen Jahrhunderts befindet sich der Katholizismus in Deutschland in aufsteigender Linie, sodaß der Berliner Historiker Dietrich Schäfer in seiner Weltgeschichte der Neuzeit zu der Auffassung kommt, daß als eine der wunderbarsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts stets „die Erweckung des Katholizismus" in Deutschland betrachtet werden müsse, eine Erscheinung, die niemand im Zeitalter der Aufklärung vorauszusagen gewagt haben würde.

Wir begnügen uns hier mit der Konstatierung des Aufschwunges der katholischen Kirche, ohne auf die Fragen der Imparität und des gegenwärtigen sogen. stillen Kulturkampfes näher einzugehen. Dagegen sollen kurz einige Lebensäußerungen des Katholizismus hervorgeholt werden, welche von seiner Befähigung als Kulturreligion ersten Ranges Zeugnis ablegen. Wir nennen das Wort Selbstmord. Die Größe der Selbstmordhäufigkeit eines Volkes ist für dessen Willenskraft und Lebenslust ein vortrefflicher Gradmesser. Im deutschen Reiche nehmen sich nun dreimal so oft die Andersgläubigen das Leben als die Katholiken. Dieser Unterschied gilt in Stadt und Land. Die vorwiegend katholischen Städte in Deutschland haben auf 100 000 Einwohner 10—20 Selbstmorde, die vorwiegend protestantischen Städte haben 30—40 und mehr Selbstmorde aufzuweisen. Es liegen im Katholizismus Kräfte der Willensstärkung und des Lebensfrohsinnes geborgen, welche im Zusammenhalt mit den Gnadenmitteln der Kirche die Katholiken ganz erheblich gegen die moderne Selbstmordneigung schützen. Die Katholiken halten auch ferner unentwegt fest an den Gesetzen der Natur und Moral, welche in der Ehe die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander regeln. Die Folge davon ist, daß das Zweikindersystem bei den Katholiken Deutschlands nur in geringfügigem Maße eingerissen ist. Universitätsprofessor Dr.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wolf in Berlin behauptet sogar auf Grund seiner statistischen Forschungen, daß die Volksmehrung in Deutschland, namentlich in Norddeutschland, im wesentlichen dem katholischen Volksteile gedankt wird. Auch im preußischen Abgeordnetenhause hat unlängst Ministerialdirektor Kirchner bestätigt, daß der Geburtenrückgang in den katholischen Gegenden am geringsten sei. Dieses günstige Verhalten bedeutet eine kulturelle und nationale Superiorität der deutschen Katholiken, welche im Laufe der nächsten Jahrzehnte für die konfessionelle Gestaltung der Bevölkerungsbewegung einschneidende Umwälzungen bringen kann.

Auch die Geographie der unehelichen Geburten läßt erkennen, daß die Katholiken viel niedrigere Ziffern als die Andersgläubigen aufzuweisen haben, wenn man von der Ausnahmestellung Bayerns absieht, wo gesetzliche Beschränkungen eheerschwerender Natur und Erbsitten in früherer Zeit eine hohe Unehelichkeit hervorriefen, deren Spuren noch lange nachhalten. Die Kriminalität der Katholiken ist ebenfalls in jenen Gegenden günstig, wo nicht ein starker Alkoholkonsum und eine große Alkoholproduktion die Verfehligkeit der Bevölkerung ungebührlich beeinflußen. Die moralstatistische Wertung dieser Gesichtspunkte ist schon oft eingehend erörtert worden, sodaß hier die kurze Erwähnung genügt. Glänzend steht die katholische Bevölkerung ferner da in der Häufigkeit der Ehescheidungen, indem das Unauflöslichkeitsprinzip der katholischen Ehe viel seltener als bei Protestanten und Juden die Bande der Ehe lockert und damit die Zellen der menschlichen Gesellschaft zerstört. Auch dem Ansturm der Sozialdemokratie leistet der katholische Volksteil kräftigen Widerstand. So kommen z. B. aus den Reichstagswahlkreisen mit 90 bis 100 Prozent Protestanten 61 Abgeordnete der Sozialdemokratie, aus den Wahlkreisen mit 90 bis 100 Prozent Katholiken kein einziger Sozialdemokrat. In den Wahlkreisen mit 80 bis 90 Prozent Protestanten wurden 16, in jenen mit dem gleichen Prozentsatz Katholiken wurden 3 Sozialdemokraten

Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by 
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

bei den letzten Reichstagswahlen gewählt. Sogar die Städte, die in der Regel die Domänen der Sozialdemokratie sind, machen Ausnahmen, wenn sie vorwiegend katholisch sind, während fast alle protestantischen Städte mit 50, 60 und mehr Prozent Wahlstimmen der Sozialdemokratie verfallen sind.

Die deutschen Katholiken sind ein starker nationaler Wall gegen den Umsturz, sie bilden in der Zeit der Umwertung aller Werte, in der Zeit, die die christlichen Grundsätze als veraltete Weltanschauung ausmerzen will, in der Zeit einer modernen Decadence und des Lebensüberdrusses staatserhaltende und lebensbejahende Elemente. Auch noch andere Kräfte sind lebendig, welche erfreulicherweise die ersprießliche Wirksamkeit der katholischen Religion im Kampfe um ihre Gleichberechtigung und den Katholizismus als Kulturfaktor ersten Ranges wahrnehmen lassen. Auf diese Erscheinungen soll nunmehr etwas näher eingegangen werden.

Im Rahmen unserer bisherigen Beweisführung wollen wir zunächst dem Gebiete der Literatur im weiteren Sinne des Wortes unser Augenmerk kurz zulenken. Was die schöne Literatur anlangt, so ist ein sehr bedeutsamer Aufschwung zur Höhe zu verzeichnen. Es kann nicht geleugnet werden, daß die deutschen Katholiken keine hervorragenden Leistungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufzuweisen haben. Mit Ausnahme von Annette Droste-Hülshoff und Fr. W. Weber steht kein Stern erster Größe am katholischen Literaturhimmel. „Eine gewisse Entfremdung der Katholiken von der Literatur des letzten halben Jahrhunderts war in der Tat eingetreten. Auf deutschen Katholikentagen wurde wiederholt der Wunsch nach einer gehaltvollen katholischen Erzählungskunst, sogar nach einem katholischen Drama ausgesprochen. Dieser Wunsch hätte nicht laut werden können ohne das Gefühl, daß es eine künstlerisch wertvolle Literatur katholischen Sondergepräges nicht gebe." (Engel Eduard, Geschichte der deutschen Literatur 2. Bd. 12. Aufl. S. 410.) Lange Zeit tobte im katholischen Lager der Literaturstreit,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und lange Zeit schien es, als ob die Katholiken keine eigene große und bedeutende Literatur hervorbringen könnten. Man kann heute widerspruchslos sagen, daß wir nicht nur eine reichhaltige und hochwertige Literatur besitzen, sondern daß wir Größen aufzuweisen haben, an denen selbst eine mindergünstige Kritik der Gegner nicht vorübergehen kann. Zwei der allerbesten und allerersten Dichter der Gegenwart stehen eng auf dem Boden der katholischen Weltanschauung und haben Werke geschaffen, deren Anerkennung in allen Lagern vollständig ist.

„Der Name Handel=Mazzetti wird in der Literaturgeschichte einmal als der glänzendste Dichterinnennamen des beginnenden 20. Jahrhunderts stehen. Als selbst unsere Besten unter dem ewigen monomanischen Stammeln von „katholischer Inferiorität" eine dumpfe Lähmung ergriff, — als jene auch ziffernmäßig nachweisbare Stockung in der Herausgabe von Werken katholischer Künstler etwa um 1900 herum begann, tauchte auf einmal dies ans Geniale reichende Talent auf. Ihre Art, Menschen vergangener Zeiten in ihren allgemeingültigen Zügen zu schauen, grenzte ans Hellseherische; ihr feuriges Temperament, ihre tiefe Gefühlskraft, ihre Fähigkeit, das Wildeste und Zarteste mit gleicher Anschaulichkeit hinzumalen, ihre erlesene Sprachkultur hoben den historischen Roman auf eine Höhe, die er künstlerisch in Deutschland nie erreicht hatte." (Dr. L. Krapp, Augsburger Postzeitung 1913, Nr. 219.)

Und Eduard Engel schreibt über sie (l. c. 404): „Unter den jüngeren lebenden Erzählungsdichterinnen ist nach dem Urteile der berufensten Richter: der älteren Meister ihrer Kunst, die stärkste Kraft und die bewußteste Künstlerin Enrica von Handel=Mazzetti. . . . Eine Dichterin, von der Marie von Ebner erklärt hat, daß sie sich vor diesem großen Talent tief beuge, deren Hauptroman Wilhelm Raabe „ein tapferes, schönes Werk" genannt, von der Rosegger und Thomas Mann in den höchsten Lobestönen sprechen, ist sicher etwas Höheres als eine Tagesberühmtheit. Auch sonst hat es dieser neuen Dichterin nicht an Anerkennung gefehlt:


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für eines ihrer Werke hat sie den Bauernfeldpreis erhalten, von ihren Büchern sind zehnte Auflagen und Volksausgaben erschienen, und die führende literarische Presse der katholischen Leserwelt ist einig, daß sie zur Zeit der größte katholische deutsche Dichter ist." „Einen großen Roman", so urteilt R. Meyer in seiner Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts (1910, 2. Teil S. 210) „hat nicht David, nicht Schnitzler, nicht Bahr oder Bartsch geschrieben — wohl aber diese Frau."

Ein zweites großes neues Erzählertalent besitzen wir in dem Schweizer Romanschriftsteller Heinrich Federer, der katholischer Priester ist. Die literarischen Zeitschriften hüben und drüben widmen seinem Schaffen bereits die eingehendsten Abhandlungen. Chr. Bry urteilt im Literarischen Echo (1913 Heft 13): Federers Stil „besitzt alle Vorzüge, die Bewußtheit bringen kann; Schönheit, Ruhe, Genauigkeit, — Kürze, wo es nottut. Aber er hat alles das als selbstverständlich, innerlich, intuitiv. . . . Federer ist Künstler. Das ist das Große an seinen Büchern, daß der Einheitsgedanke nirgends in nackten Worten gesagt, nirgends in einer These formuliert ist. Ganz innerlich nur, rein gefühlsmäßig, im großen Zusammenklang seiner Erzählungen spricht er sich um so freier und machtvoller aus." Und Max Geißler schreibt in seinem Führer durch die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts (1913 S. 123): „Federer besitzt eine Wucht der Darstellung, die ihn über alle schweizerischen Erzähler des zweiten Jahrzehntes erhebt."

Es kann hier nicht in unserer Absicht liegen, weitere günstige Kritiken von Stimmen mit gutem Klang aufzuzählen. Gott sei Dank, wir wären gewiß nicht in Verlegenheit. Wir nennen nur noch kurz die Namen Eschelbach, M. Herbert, Domanig, Seeber, Eichert, Buol, Hlatky (†), Hansjakob, Krane, Krapp, Kaiser, Ottokar Kernstock, in welchem sich nach Geißler (l. c. S. 269) „Stärke und Milde vereinigen zu einem Klange von tiefster Reinheit und Fülle, und deutsche Art prägt in keinem der österreichischen Dichter des ersten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahrzehntes so vollendet sich aus". In Paul Keller besitzen wir einen Wilhelm Raabe, nach Geißler (l. c. S. 268) hat er sich ... „zu einer eigenartig und markant profilierten literarischen Persönlichkeit herausgebildet." Es steht außer Zweifel, daß die deutschen Katholiken in der schönen Literatur sich in aufsteigender Linie befinden.

Wir sind literarisch viel regsamer geworden. Das beweist auch unsere Zeitschriftenliteratur. „Das Wertvollste", so urteilt Engel (l. c. S. 410), „was aus dieser erfreulichen Bewegung bis jetzt hervorgegangen, ist die von Muth seit einigen Jahren mit steigendem Erfolge geleitete Zeitschrift „Hochland", die auch von Nichtkatholiken mit Genuß gelesen werden kann. ... Es gibt wenig Zeitschriften, die einen so guten Kulturkampf im Dienste des deutschen Idealismus führen, wie das „Hochland", und die segensreichen Wirkungen beginnen sich schon zu zeigen." Wer in dem letzten Jahrzehnt das literarische Ringen und Emporarbeiten der deutschen Katholiken genau verfolgt hat, der muß zugestehen, daß zahlreiche Früchte sich am Lebensbaum des Katholizismus festgesetzt haben, die ihrer vollen Reife entgegengehen. Da haben wir die Zeitschriften mit vorwiegend schöngeistiger Tendenz „Dichterstimmen der Gegenwart", „Gottesminne", „Über den Wassern" und den „Gral", die alle vortrefflich geleitet sind und im Gegensatz zu früheren Erscheinungen modern und vorzüglich ausgestattet sind. Die Katholiken haben es nicht mehr notwendig, die Monatshefte von Westermann oder Velhagen und Klasing zu bevorzugen, wir besitzen im Aar eine vollebenbürtige Monatsschrift, die alle Gebiete unserer Kultur berücksichtigt. Hat uns nicht Paul Keller mit seinem Guckkasten und jetzt mit seiner Bergstadt Zeitschriften geschenkt, um welche uns ihrer inneren Schönheit, ihrer Lebensfreudigkeit, ihres Idealismus willen alle Andersgläubigen beneiden müssen? Haben wir nicht in der Bücherwelt, in der Literarischen Rundschau, im Literarischen Handweiser, im Allgemeinen Literaturblatt kritische Organe für alle Wissensgebiete?


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir sind gewachsen und in die Höhe gekommen. Das steht außer Zweifel. Dazu kommen noch die alten ausgezeichneten Zeitschriften: die Historisch-politischen Blätter und die Stimmen aus Maria-Laach. Unter den Wochenschriften hat die Allgemeine Rundschau die stärkste Verbreitung und ein großes Ansehen gefunden.

Allein die katholische Literatur hat mit einer großen Voreingenommenheit im gegnerischen Lager zu rechnen. Eine gewisse „Zurückgebliebenheit" muß derselben ja immer anhaften. Geiler Sinnenkitzel, pornographische Probleme, Ehescheidungs- und Selbstmordmotive bleiben aus dem Inhalt der katholischen Literatur verbannt. Sie muß durch Sittenreinheit, Idealismus, Lebensfreude, Gestaltungskraft diese Motive ersetzen, ohne welche so manchem akatholischen Dichter die Schaffenskraft ausginge. Der alte Satz „Catholica non leguntur" hat zwar in der neueren Zeit manchen Stoß erlitten, aber bis zur Anerkennung und Beachtung der katholischen Literatur hat es noch weite Wege. Engel meint zwar (l. c. S. 410): „Zugegeben muß werden, daß die nichtkatholische Presse manche bedeutende dichterische Leistung katholischer Schriftsteller erst spät gebührend würdigt. Die hieraus entspringende gereizte Unzufriedenheit in katholischen Zeitungen ist nicht ganz unberechtigt, geht aber fehl, wenn sie das Übersehen ihrer Glaubensgenossen in der andersartigen Presse für absichtsvolle Voreingenommenheit erklärt. Es ist in den meisten Fällen begreifliche Unkunde: die Bücher der katholischen Richtung kommen eben den andersgläubigen Beurteilern nicht so bequem gesichtet zu Händen." Nach dieser Auffassung wären also nur äußere Umstände maßgebend, wenn die Gegner unsere literarischen schöngeistigen Neuerscheinungen nicht besser kennen lernen. Dieser Erklärungsgrund ist hinfällig. Unsere führenden Zeitungen und Zeitschriften berichten ständig in kritischer Weise von allen literarischen Neuerscheinungen. Wer sich orientieren will, dem ist die Sache sehr leicht gemacht. Besitzen wir nicht bereits im elften Jahrgang den im Allgemeinen vortrefflich gesichteten und kritisch


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sorgfältig abwägenden Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands, das Gegenstück zum Literarischen Ratgeber des Dürerbundes? Dieser Ratgeber steht, so lautet ein Urteil in der Zeitschrift für Bücherfreunde (1913. Beiblatt S. 27) „auf einer sehr hohen Stufe und ist in der Tat geeignet, modernen Menschen katholischen Glaubens (anderen doch wohl auch! Der Verf.) ein Wegweiser in der Wüste zu sein. Er ist zugleich ein Dokument von dem vielen Wertvollen, das der deutsche Katholizismus unserer Zeit aus eigenem Schaffen zu dem heutigen Weltbild beizutragen hat."

Es fehlt bei zahlreichen Gegnern am guten Willen, dem Katholizismus gegenüber objektiv und gerecht zu sein. Wie wäre es sonst erklärlich, daß große Literaturgeschichten erscheinen, in welchen der Anteil der Katholiken an der Dichtkunst unserer Zeit mehr als stiefmütterlich behandelt wird. Als Professor Richard M. Meyer sein Werk über die Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts herausgab, kannte er die katholische Literatur kaum. Im Vorwort zur dritten Auflage dieses Werkes dankte der Verfasser der „Redaktion der Kölnischen Volkszeitung und dem Verlag J. P. Bachem in Köln", dafür, daß sie ihm „die katholische Belletristik unserer Tage erst eigentlich zugänglich gemacht haben". Aus dem ursprünglichen Ignorieren ist dann später ein objektives Anerkennen unserer literarischen Leistungen geworden, indem Meyer in der vierten Auflage seines Werkes schreibt, (1910. S. X) daß die „starke Bewegung innerhalb der katholischen Literatur, die vielfach glückliche Pflege des Aphorismus, des Essays, der kurzen Erzählung", Beachtung erfordern.

Erst unlängst ist wieder ein großes Literaturwerk, Dichtung und Dichter der Zeit von Albert Soergel erschienen, in welchem angeblich die Entwicklung von Persönlichkeit und Leistung unserer Dichter dargestellt worden sein soll. Der Verfasser hätte jedoch seinem Buche den Untertitel anfügen müssen „Mit absichtlicher Ausschließung der katholischen Literatur", dann wäre der von ihm gewählte

Buchtitel wenigstens keine Unwahrheit. Welchen Grund hat der Verfasser, die katholische Literatur mit Ausnahme von Martin Greif und Handel-Mazzetti völlig zu ignorieren?

Ein anderes krasses Beispiel soll hier nicht vorenthalten bleiben. Paul Keller, dessen köstlicher Humor und tiefes Verständnis für alle Lebensverhältnisse seine Romane zur Lieblingslektüre weiter Kreise gemacht hat, hatte in der zweiten Auflage von Kochs Literaturgeschichte eine sehr wohlwollende Beurteilung erfahren, obwohl damals nur das Erstlingsbüchlein Kellers erschienen war. In der neuen Auflage hat der voraussetzungslose Professor Koch die gesamte neue Produktion Kellers verschwiegen und auch den früheren wohlwollenden Passus gestrichen. Keller ist neben Raabe einer der besten Erzähler in Deutschland. Raabe selbst und Felix Dahn haben ihn in der achtungsvollsten Weise gewürdigt. Professorale „Objektivität" hat es fertig gebracht, aus persönlichen Gründen den Namen Paul Kellers dem literarischen Deutschland zu verschweigen.

Da sind katholische Literaturhistoriker schon gerechter. Der Seitenstettener Benediktiner Professor Dr. Anselm Salzer hat eine illustrierte Geschichte der deutschen Literatur soeben fertiggestellt, welche ohne Zweifel ihren Platz als eine der allerersten Literaturgeschichten auf lange hinaus behaupten wird. Der gewiß unverdächtige Literaturhistoriker Biese bezeichnet in der Monatsschrift für höhere Schulen in Berlin Salzers Werk als „eine achtunggebietende Leistung ernstester Gelehrsamkeit und jenes Gerechtigkeitssinns, der den Forscher auch bei den in Religion und Sittlichkeit „anders Geführten" und Widerstrebenden nicht verlassen darf." Wo finden wir Katholiken diese strenge Wissenschaftlichkeit und Gerechtigkeit unseren Leistungen gegenüber von Seiten Andersdenkender?

Als der Roman „Magna Peccatrix" von Anna von Krane erschien, wies Maximilian Harden in seiner Zukunft auf ihn hin und schrieb dabei: „Katholische Literatur, denkt mancher, der diesen Namen hört, und rümpft die Nase. Hochmut ist nie klug. Der Protestant soll da protestieren, wo


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein tiefstes Gefühl dazu zwingt; und soll erkennen lernen, was ist, ehe er sein Gefühl reden läßt. Hier ist echtes Christenempfinden, eine schöne Inbrunst und ansehnliche Sprachkraft: ist nicht Weihrauch ohne Feuer." Und als die Christuserzählungen „Das Licht und die Finsternis" vorlagen, prägte er in seiner „Zukunft" (28. Oktober 1911 S. 124) die bedeutungsvollen Sätze: „Ein frommes Buch . . . . Anna von Krane läßt es bei J. P. Bachem in Köln erscheinen. Die Verfasserin und der Verlag stehen im Geruch strengen Katholizismus! Beide muß der Moderne, der Rationalist, darum, wie eine ansteckende Krankheit, meiden. Muß er? Ist's nicht modern, nicht von jeder ratio geboten, auch das Empfinden und Trachten ganz anders gearteter Menschen wenigstens kennen, erkennen zu lernen? Eine große katholische Literatur lebt in Deutschland: und wir wissen nichts davon. So darfs nicht bleiben. Die einem Volke Angehörigen müssen mindestens eine Vorstellung von den Gefühlsinhalten haben, die dicht neben ihnen atmen und wirken . . . ." —

An die Salzer'sche Literaturgeschichte, die prächtig ausgestattet ist und vollkommen auf der Höhe der heutigen Forschung steht, knüpfen wir an, wenn wir kurz noch darauf hinweisen wollen, in welch' hervorragender Weise die deutschen Katholiken am Schrifttum unseres Gesamtvolkes sich beteiligen. Die Allgemeine Verlagsgesellschaft hat das Verdienst, einige großangelegte, modern ausgestattete und prächtig illustrierte Werke über die Weltgeschichte, Kunstgeschichte, Kirchengeschichte, Literaturgeschichte, dann über den Menschen aller Zeiten, über Himmel und Erde herausgegeben zu haben, die mit den vielverbreiteten Werken ähnlicher Art vortrefflich konkurrieren, welche das Bibliographische Institut in Leipzig seit Jahren herausgibt. Die deutschen Katholiken besitzen durch den weltberühmten überaus rührigen Verlag Herder in Freiburg ein vollwertiges Konversationslexikon, das eine von allen Seiten gerühmte wissenschaft-




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Höhe und Objektivität, sowie größte Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit zu einem bedeutsamen Ausdrucksorgan der christlichen und katholischen Weltanschauung gemacht haben. Außerordentliche Vollwertigkeit ist es auch, weshalb das Staatslexikon der Görresgesellschaft noch während des Erscheinens von einer dritten in eine vierte Auflage sich umwandeln mußte. Wir besitzen an diesem Werke ein staatsrechtliches, sozialpolitisches, volkswirtschaftliches Lexikon, in welchem die katholische Weltanschauung die Grundlage bildet und welches ein ebenbürtiges selbständiges Werk neben dem großen Handwörterbuch der Staatswissenschaften darstellt. Neben den bedeutenden nationalökonomischen Werken von Schmoller, Wagner, Philippovich, Schönberg, Conrad usw. besitzen die deutschen Katholiken von Heinrich Pesch S. J. ein Lehrbuch der Nationalökonomie in bisher drei Bänden, eine systematische auf christlich-katholischer Weltanschauung fußende Volkswirtschaftslehre, welche Professor Dr. Adolf Weber in Köln (Staatslexikon 4. Aufl. V. Bd. Sp. 1000) als „eine Großtat ersten Ranges für die Geschichte der christlichen Volkswirtschaftslehre" bezeichnet.

Seit mehr als drei Jahrzehnten besitzen die Protestanten ein kirchliches Statistisches Jahrbuch, herausgegeben von Pastor Schneider. Zum viertenmal erscheint nun bereits das Kirchliche Handbuch für das katholische Deutschland, welches der fleißige Jesuitenpater H. A. Krose im Verein mit anderen Gelehrten herausgibt und das sich als ein unentbehrliches Nachschlagewerk erwiesen hat. Die Sammlungen „Aus Natur und Geisteswelt", „Welt und Wissen", „Sammlung Göschen" haben in unserer „Sammlung Kösel" eine ebenbürtige Konkurrentin bekommen, welche rührig vorwärts zu kommen trachtet. Die ständig fortgesetzten Monographien zur Weltgeschichte des Verlags Kirchheim in Mainz sind tüchtige historische Leistungen und stehen jenen von Velhagen und Klasing vollwertig zur Seite. Pastors Geschichte der Päpste, Michaels Deutsche Geschichte in Fortsetzung von Janssens Werk und viele andere historische Werke geben


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeugnis von dem großen Schaffenseifer der deutschen Katholiken. Man braucht nur einmal die Jahresarbeit eines unserer großen Verlage wie Herder, Bachem, Kösel, Schöningh, Kirchheim, Aschendorff, Pustet, Manz, Allgemeine Verlagsgesellschaft usw. zu überblicken, um sofort klar und deutlich zu erkennen, daß in wissenschaftlicher Beziehung bei den deutschen Katholiken ein überaus reges Leben seit einem Jahrzehnte erwacht ist. Auf allen Gebieten, nicht bloß in der Theologie, in Geschichte, Philosophie, Kunst, Sozialwissenschaft herrscht eine rege literarische Produktion. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, in welcher Weise sind nicht die Publikationen der Görresgesellschaft in den Sektionen für Altertumskunde und für Rechts- und Sozialwissenschaft in die Höhe gegangen? Es würde zu weit führen, weitere Einzelheiten hier aufzuzählen. Jeder Weihnachtskatalog ist Zeuge des Emporblühens der katholischen literarischen Produktion auf allen Gebieten.

Auch auf dem Gebiete der Pädagogik sind außerordentliche Fortschritte zu verzeichnen. Man hat speziell in Bayern seitens der liberalen Vereine dem katholischen Klerus und der katholischen Lehrerschaft eine Rückständigkeit auf dem Felde der pädagogischen Wissenschaften vorwerfen zu können geglaubt. Und siehe da, seit ein paar Jahren erscheinen die beiden Zeitschriften Pharus und Die christliche Schule welche, mit einem Schlage möchte man sagen, an der Spitze der ganzen deutschen pädagogischen Literatur ihren Platz sich erobert haben. Der katholische Lehrerverein und die katholischen geistlichen Schulvorstände in Bayern haben ihr pädagogisches Wissen und ihre pädagogische Befähigung in einem Grade erwiesen, daß ihr größter Gegner nur Worte der Anerkennung übrig hat.

Wie Lehrer Beyhl in seiner „Freien bayerischen Schulzeitung" (Nr. 7) bekennt, nötigen ihm die katholische Literatur, die pädagogisch-kirchliche Bewegung, die Bildungsbestrebungen im Katholischen Lehrerverein und in verschiedenen Verbänden mit dem Ernst in der pädagogischen Zurechtfindung und Be-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lehrung Achtung ab. Vielfach recht gute Artikel findet er im „Pharus“ und, bei allem, was er daran auszusetzen hat, auch in der „Christlichen Schule“ des Landesverbandes der katholischen geistlichen Schulvorstände. Und er bekennt offen, „daß wir darin ins Hintertreffen geraten sind“, daß ihm die Gesamtarbeit der „Christlichen Schule“ unbedingt Hochachtung abnötigt. Diese erhöhte geistige Regsamkeit auf dem Erziehungsgebiet müsse man anerkennen und mit ihr rechnen, dem erlahmenden geistigen Leben im Bayerischen Lehrerverein müsse man „in aller goldenen Rücksichtslosigkeit“ die „gesteigerte Teilnahme der Gegenwart auf dem Schulgebiete gegenüberstellen“. Es sei höchste Zeit, ruft Beyhl seinen Freunden zu, „daß wir in uns gehen und uns im Bildungsberuf fördern, weit, weit mehr als bisher“. (Augsburger Postzeitung 1913. Nr. 145).

Ist dieser Fortschritt in Bayern festzustellen, so haben die deutschen Katholiken im allgemeinen neuerdings der pädagogischen Gesamtliteratur in dem bei Herder erscheinenden auf 5 Bände berechneten Lexikon der Pädagogik, ein Werk von ausgezeichnetem Werte geschenkt, soweit dies nach dem ersten Bande beurteilt werden kann. Es ist keine optimistische Selbsttäuschung, wenn wir von einem Aufschwung der deutschen Katholiken in allen Zweigen des wissenschaftlichen, kirchlichen, kulturellen und sozialen Lebens reden. Lassen wir zur Bekräftigung unserer Behauptung einen unverdächtigen Zeugen, den Präsidenten der protestantischen Landeskirche in Bayern, Reichsrat von Bezzel zu Worte kommen. In einer Rede in Leipzig machte der nicht voreingenommene objektive Mann folgende Ausführungen (Augsburger Postzeitung 1912. Nr. 213):

„Die katholische Kirche arbeitet, das muß ihr zuerkannt werden. Und wie zielbewußt arbeitet sie nach ihrer Meinung, an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln noch lange nicht evangelisch ist, für Christentum! Man hat früher ihre Rückständigkeit in wissenschaftlicher Beziehung mit professoralem Mitleid beanstandet. Ich glaube, kaum ein Problem ist von ihrer Forschung unberührt geblieben. Die Apologie hat in Hettinger, Weiß,


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schanz und Schell glänzende Vertreter gefunden, denen so kompetente Beurteiler wie Luthardt und Zöckler ehrende Zeugnisse gegeben haben. Was philosophische Geistesschärfe und reichen Ideengehalt angeht, stehen diese Werke hinter denen bedeutender protestantischer Autoren keineswegs zurück. Was Angelo Secchi in seinen Vorträgen über die Größe der Schöpfung und der noch lebende Jesuit Wasmann, der treffliche Kenner des Lebens der Ameise, geleistet haben, wie sie unbefangen die Ergebnisse der Naturforschung in theologischer Vertiefung benutzt haben, bleibt unvergessen. . . . Überall erhebt die Kirche ihre Tätigkeit. Den Nonnen erlaubt sie den Besuch wissenschaftlicher Vorlesungen an der Universität, um sie zum Seminarlehrerinnen=, ja zum Oberlehrerinnenexamen vorzubereiten, andere besuchen hauswirtschaftliche Seminare, um diesen neuesten Zweig der Frauentätigkeit lehren zu können. Priester frequentieren juristische Kollegien, damit sie in den Kanzleien und bischöflichen Kurien tätig und brauchbar sich beweisen oder in Parlamenten das Wohl der Kirche fördern mögen. Keine noch so unbequeme Forderung des Staates wird umgangen; man sucht sie zu erfüllen, während evangelischerseits das Verlangen nach Dispensation nicht verstummt. Die Erziehungsanstalten sind trefflich eingerichtet und entsprechen weitestgehenden Ansprüchen. Die Erziehung sucht Freiheit und Gesetz zu verbinden. Speziell die Schulen und Internate der Jesuiten werden hoch gerühmt. Mustergültiges leisten die Cäcilienvereine, die Palestrinaschule Hoberts in Regensburg, die Beuroner haben eine Kunstrichtung inauguriert, die etwa an Fiesole erinnert. Die von dem Welt= und Klosterklerus geübte Seelsorge scheint mit ernster Mäßigung das Erreichbare betonen, das Erstrebenswerte nicht außer Augen lassen zu wollen. Neben dem politischen Katholizismus, der in Kampf und Abwehr seine Ziele verfolgt, blüht und bleibt eine tiefreligiöse, edle Mystik, der eines Sailer und Diepenbrock nicht ganz wesensfremd. Im Kampf gegen die Unreinheit in Wort und Bild, gegen versteckte und überfeinerte Lüsternheit und offene Schamlosigkeit in der Bemühung einer Lösung der sozialen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frage, steht der Katholizismus in vorderster Reihe. Zudem muß zugegeben werden, wenigstens für den deutschen Katholizismus, daß der Ernst, die evangelische Empfindung nicht zu verletzen, vorwaltet. . . . Gerade das Unternehmen, von dem fromme und geschichtlich orientierte Bischöfe, wie Hefele und Ketteler, Schweres für ihre Kirche fürchteten (gemeint ist die päpstliche Unfehlbarkeit), hat den Katholizismus zu einer weltbeherrschenden Idee von neuem zusammengeschlossen."

Diese Worte Bezzels sind Goldes wert. Bestätigt doch hier der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in Bayern den günstigen Aufschwung der deutschen Katholiken auf allen Gebieten. Die katholische Kirche zeigt sich den Zeitforderungen gegenüber fortschrittlich und auf der Höhe. Wir wollen zwischen den Katholiken und Protestanten hinsichtlich des wissenschaftlichen Strebens keine weiteren Vergleiche anstellen, wir begnügen uns mit der Feststellung der Ebenbürtigkeit und Rührigkeit, die allerorten entfaltet wird.

(Schluß folgt.)

## XXVII.

## Dürers schriftlicher Nachlaß.[1])

Albrecht Dürer, welcher als der größte deutsche Künstler gefeiert wird, ist auch als Schriftsteller berühmt gewesen. Denn seine Bücher über Perspektive, Befestigungskunst und Proportionslehre sind mehrfach aufgelegt und in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Doch diese theoretischen Schriften finden beim gegenwärtigen Geschlechte wenig Anklang.

1) In Übersetzung und mit Erklärungen herausgegeben von G. Anton Weber. gr. 8°. 219 Seiten. Regensburg, Pustet, 1912. Eleg. geb. 4 M.




Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber mehr Teilnahme erlangen in der Gegenwart die Aufzeichnungen Dürers, welche vorwiegend von seinen persönlichen Beziehungen ausgehen, sein inneres Leben und Streben berühren und Streiflichter auf Kunst und Kultur seiner Zeit werfen. Freilich waren diese Schriftstücke — mit wenig Ausnahmen — nicht für die Veröffentlichung bestimmt.

An neueren Ausgaben des alten Textes dieses schriftlichen Nachlasses fehlt es nicht. Allein die Sprache des 16. Jahrhunderts ist heutigen Tages den wenigsten vertraut. Dazu kommt, daß Dürers Sprache selbst dem Verständnisse ungewöhnliche Schwierigkeiten entgegenstellt. Die Bücher mit echtem oder wenig geändertem Originaltexte sind demnach nur für Gelehrte geeignet.

Darum ist für Dürers schriftlichen Nachlaß eine Übersetzung mit Erläuterungen Bedürfnis. Zwar hatte ein solches Werk M. Thausing[1]) herausgegeben, aber es sind seither bereits vier Jahrzehnte dahingegangen, in welcher die Dürerforschung nicht gerastet und viel Neues ans Tageslicht gezogen hat. Zudem konnte sich Thausing nicht von seinen Vorurteilen trennen und stand als Protestant vor mancher den Katholiken leicht zu erfassenden Gepflogenheit, wie ehedem der Wanderer vor der rätselaufgebenden Sphinx, ohne so glücklich wie Ödipus zu sein.[2])

Eine neue Ausgabe in Übertragung und mit Anmerkungen muß daher dem großen Kreise der Allgemeingebildeten,

1) Dürers Briefe, Tagebücher und Reime, Wien 1872.

2) Auf diesem Dürerforscher, welcher in seinem großen Werke (Dürer, Leipzig 1876) den Nürnberger Meister mit allen Mitteln zu einem Protestanten hatte machen wollen, fußen spätere Protestanten (Zucker, Wölfflin, Heidrich, Bürkner u. a.), verschweigen aber, daß Thausing, unter dem Gewichte seiner weiteren Studien, sich gezwungen sah, in den „Wiener Kunstbriefen" (Leipzig 1884) zu gestehen: „Es wäre ganz unhistorisch, Dürer zn einem Protestanten stempeln zu wollen" und „Wir dürfen immerhin annehmen, daß Dürer im vollen Vertrauen auf seine Rechtgläubigkeit als Katholik gestorben sei".

Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

welche sich für Dürer interessieren, willkommen sein, zumal dieselbe manche noch nicht geklärte Ausdrücke erläutert und zahlreiche Erklärungen verbessert, sowie diejenige Auffassung hinzufügt, welche sich aus gleichzeitigen Nachrichten ergibt.

Der Stoff ist in sechs Kapitel eingeteilt. Das erste Kapitel bringt „Dürers Familienchronik", das zweite „Bruchstücke aus Dürers Gedenkbuch", von denen die Abschnitte: ‚Vom Tode des Vaters' und ‚Vom Tode der Mutter' besonders anziehen. Das dritte Kapitel behandelt die „Briefe", von denen die an seinen treuen Freund W. Pirkheimer lebhaft und anregend sind. Es folgen im vierten Kapitel die „Reime". Dürer neigte nämlich „bei all seiner Größe doch etwas zur Eitelkeit. Darum drängte es ihn, sich als eine Art Universalgenie zu betätigen, nicht nur zu malen und zu stechen, sondern auch zu dichten. Es fehlte ihm aber die allseitige Begabung eines Leonardo da Vinci".[1]) Allein er fühlte wohl bald sein dichterisches Unvermögen, denn vom Jahre 1510 an sind uns keine Verse Dürers mehr erhalten. Im fünften Kapitel wird das „Tagebuch der Reise in die Niederlande (Juli 1520 bis Juli 1521)" wiedergegeben, welches kulturhistorisch und für die Kenntnis der Dürerschen Interessen beachtenswert bleibt. Im sechsten Kapitel erscheinen „Aufzeichnungen verschiedenen Inhalts". Im Anhange werden „Auszüge aus den Lehrschriften" gebracht.

Es ist unmöglich, hier ins Einzelne zu gehen, nur der Frage nach Dürers Glaubensbekenntnis[2]) wollen wir einige Aufmerksamkeit schenken. Zwar ist dieselbe im Grunde gleichgültig für die katholische Kirche, welche einen Leonardo da Vinci, das Universalgenie, dessen Umfang die Natur auch seither in keinem ihrer irdischen Gebilde erreicht, geschweige denn übertroffen hat,[3]) und den „göttlichen" Raffael, um

---

1) Stimmen aus Maria-Laach, 84 (1913), S. 109.

2) Vgl. G. Ant. Weber, A. Dürer (sein Leben, Schaffen u. Glauben), 3. Aufl. Regensburg 1903, S. 119—224.

3) Weber, Größte Maler und das positive Christentum, Klagenfurt 1909, S. 17.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bloß diese zu erwähnen, zu ihren Söhnen zählt, aber sie wird insoferne wichtig, als vielfach seine Bilder aus dem Glauben erklärt werden müssen; denn wir lesen in ihnen wie in einem Spiegel, was des Meisters Seele bewegte.

Aus zwei Stellen des schriftlichen Nachlasses von Dürer haben einzelne protestantische Forscher vom Jahre 1837 an bis in die Gegenwart Dürers Luthertum zu konstruieren gesucht. Von katholischen Forschern neigt dem nur J. A. Endres zu, indem er neuerdings schreibt: „Der Lehre Luthers ist Dürer beispielsweise in den sogenannten vier Aposteln ohne Zweifel zugetan" (Die christliche Kunst, 9 [1913], 42).[1])

Die erste Stelle, welche Dürers Luthertum beweisen soll, ist dem Briefe entnommen, den dieser im Januar oder Februar 1520 an Spalatin schrieb (Nachlaß, S. 59. 60).

Sie lautet: „Ich bitte, Eure Ehrwürden wollen Seine Kurfürstliche Gnaden in aller Untertänigkeit bitten, daß er sich den löblichen Doktor Martin Luther befohlen sein lasse, um christlicher Wahrheit wegen, woran uns mehr liegt denn an allen Reichtümern und (aller) Gewalt dieser Welt; denn das alles vergeht mit der Zeit, allein die Wahrheit bleibt ewig. Und hilft mir Gott, daß ich zu Doktor Martinus Luther komme, so will ich ihn mit Fleiß abkonterfeien und in Kupfer stechen — zu einer langen Gedächtnis des christlichen Mannes, der mir aus großen Ängsten[2]) geholfen hat. Und ich bitte Eure Ehr=

1) Sämtliche Rezensionen in katholischen Zeitschriften und Zeitungen traten Webers Auffassung von Dürers Glauben bei; nur einzelne fremdsprachliche seien genannt: Catholic Book Notes, VII. Vol. 339; La Chronique des Arts, Paris, Décembre 1903; L'Ami du Clergé, 26e Année (1904), N. 8, Revue de l'Art chrétien, 1903, p. 418; La Civiltà Cattolica, Anno 55° I. Vol., 458 sqq. etc.

2) Schon seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts schrieen Tausende nach Verbesserung an Haupt und Gliedern, ohne freilich die Verbesserung bei sich selbst zu beginnen. Manche überkam nun eine gewisse Angst, als die ausgiebige Verbesserung von Personen, Sitten und Gebräuchen immer nicht kommen wollte.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würden, wenn Doktor Martinus etwas Neues macht, das deutsch[1]) ist, wollet mir's um mein Geld zusenden."

Der Brief zeigt jedoch nur eine vorübergehende Begeisterung für die Person Luthers. Denn noch volle acht Jahre lebte der Künstler — eine lange Zeit für einen weit-

1) Dürer, welcher in der Schule nur „schreiben und lesen gelernt" (Nachlaß S. 10), konnte keine lateinischen Schriften verstehen, ließ er sich sogar die kurzen Aufschriften auf seinen Bildern von Freunden entwerfen. Er will darum keine lateinischen Schriften Luthers erwerben, obgleich er damals für den vermeintlichen Verbesserer begeistert war. Schon daraus erhellt, daß die Abhandlung von J. A. Endres: „Dürer und Nikolaus von Kusa" in der „christlichen Kunst" (9, 33 ff.) wohl nur als Hypothese bezeichnet werden kann. Dazu kommt, daß im reichen literarischen Nachlaß Dürers nicht ein einziges Mal Nikolaus von Kues erwähnt wird, während Dürer von Eukleides (Nachlaß, 65. 189), von Plinius (Nachlaß S. 68. 196 202) und von Vitruv (S. 113. 190. 196. 202), sowie von Erasmus (Nachlaß 97. 105. 135. 151) spricht. Endres schreibt: Es „verdient Beachtung, daß die Pariser Ausgabe der kusanischen Werke im Jahre 1514 erschien". In demselben Jahre wurden die beiden Kupferstiche: Melancholie und der hl. Hieronymus, welchen Endres fälschlich „Kardinal" nennt, Werke von langwieriger, mühseliger Arbeit, ausgegeben. Zu diesen Schöpfungen gehörte viele Zeit, welche nicht einmal vorhanden ist, wenn ein Eilbote das Werk nach Nürnberg gebracht hätte, welcher Vorgang doch ausgeschlossen ist. Es wäre ferner zu beweisen, daß dieses Werk in der Bibliothek des Humanisten Pirkheimer vertreten war, der sich doch mehr um alte griechische und lateinische Literatur kümmerte. Endlich hat es in jedem Zeitalter Vorstellungen gegeben, welche die schriftstellerische oder künstlerische Einbildungskraft in gleicher oder doch ähnlicher Weise erregen, ohne daß notwendig eine Wechselwirkung zwischen beiden gefolgert werden müßte. Demnach leidet die durch kein äußeres Zeugnis gestützte Hypothese an so bedeutenden inneren Widersprüchen, daß sie kaum Anrecht auf Wahrscheinlichkeit hat. Zudem war der phantasiereiche Dürer in der Lage, aus sich und seiner Erfahrung die weltliche Wissenschaft und mechanische Kunst (vgl. Weber, Dürer, 3. A., S. 62–66; 126. 127) und die heilige Wissenschaft (Weber, S. 67—70; 127. 128) zu illustrieren, ohne einen der lateinischen Sprache kundigen Freund mit dem Zusammensuchen von Vorstellungen belästigen zu müssen.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gereisten (Mittelitalien bis Niederlande) Mann, um bei Fortdauer der gleichen Gesinnung den Weg nach Wittenberg, wo Dürer im Winter 1494/95 und im Jahre 1503 geweilt hatte, zu machen und den Professor zu porträtieren, zumal dem Kaufmann Dürer ein Bild Luthers von Nutzen gewesen wäre. Doch ruhte die Künstlerhand, welche so viele Persönlichkeiten verewigt hat.

Die zweite Stelle findet sich im Tagebuch der niederländischen Reise (Weber, Dürers Nachlaß, S. 146 ff.). Sie bildet den Hauptbeweis für die im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts aufgebrachte und seitdem immer wiederholte Behauptung, Dürer sei von der katholischen Kirche abgefallen und ein Anhänger des Luthertums geworden. Selbst die gründlichste und klarste Beweisführung wird bei konfessionell getrübter Forschung anerzogene Vorurteile nicht zerstreuen.[1])

Mit jener Äußerung hat es folgende Bewandtnis. Nachdem Luther infolge des Befehles seines Kurfürsten Friedrich von Sachsen am 4. Mai 1521 auf die Wartburg gebracht worden war, um ihn den Folgen der Reichsacht zu entziehen, streuten seine Anhänger aus, „Papisten" hätten ihn gegen das kaiserliche Geleite aufgegriffen und gefangen, vielleicht ermordet. Über diesen vermeintlichen Verrat war Dürer entrüstet und schrieb in Antwerpen in sein Tagebuch einen verworrenen, heftigen Erguß, worin er, ohne Kenntnis der Verhältnisse und in der Meinung, Luther sei ein frommer Mönch, welchem das Wohl der katholischen Kirche am Herzen liege, den Wittenberger Professor preist, von welchem er noch nicht gehört hatte, daß er von der Kirche ausgeschlossen und der Reichsacht verfallen war. Trotzdem erklärte Dürer in der nämlichen fehlerhaften Aufzeichnung sich als Untertan des Römischen Stuhles, bekannte seinen Glauben an eine heilige allgemeine Kirche und verkündete die Lehre von den guten Werken.

1) Vgl. jedoch Weber: A. Dürer, 3. Aufl. Regensburg 1903, S. 117—224; Dürer-Studien, Regensburg 1907, S. 36—58; Größte Maler und das positive Christentum, Klagenfurt 1909, S. 39 f.



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Überhaupt beruht das Unternehmen, Dürer zu einem Lutheraner zu stempeln, nur auf Unkenntnis der Gegensätze zwischen katholischem Glauben und Leben und der Lehre und Handlungsweise Luthers.

Protestantische Gelehrte verhalten sich leider nur zu oft gegen katholische Literatur ablehnend, geschweige daß sie einen katholischen Katechismus studieren. Trotzdem schreiben sie über katholische Lehren und Gebräuche, und es ist nicht zu verwundern, daß sie Verkehrtheiten vorbringen, selbst wenn kein böser Wille vorhanden ist. Sonst hütet sich einer, z. B. über griechische Mythologie zu schreiben, wenn er nicht Einsicht in den Gegenstand und zwar in der griechischen Literatur genommen hat.

Aber auch den literarischen Nachlaß ihres Religionsstifters kennen protestantische Gelehrte, sogar Theologen, nicht. Freilich machen, wie J. Döllinger über Luther sagt, verschiedene „Gebrechen das Lesen seiner Schriften jetzt zu einer so ermüdenden und widerwärtigen Beschäftigung",[1]) und der angesehenste Theologe der Berliner Universität, A. Harnack, warnt vor dem „ganzen Luther": „Wer wagt es denn wirklich, den „ganzen Luther" zu repristinieren, mit der Massivität seines Aberglaubens, den vollendeten Widersprüchen seiner Theologie, der seltsamen Logik seiner Argumente, den Fehlern seiner Exegese und der Ungerechtigkeit und Barbarei seiner Polemik?" [2])

Und doch sind zur Vergleichung Luthers Schriften bis zum Jahre 1527 heranzuziehen, wenn man über Dürers religiöses Bekenntnis urteilen will.

Allerdings war Dürer, wie sein „bester Freund" und „täglicher Genosse" Pirkheimer und sogar Theologen, im

1) Härter klingen die Worte Friedrichs II., Königs von Preußen: „Wenn man bei den groben Gemeinheiten des Stils stehen bleibt, so erscheint Luther als ein wild aufgeregter Mönch, als der barbarische Schriftsteller eines ungebildeten Volkes".

2) Lehrbuch der Dogmengeschichte, Freiburg 1897, 3, 733.

Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Anfange für die Person Luthers eingenommen, weil er denselben für einen frommen Mönch und einen für die Ausrottung eingerissener Übel und Mißbräuche tätigen Priester hielt, ohne daß der katholische Glaube und die kirchliche Verfassung (Papsttum, Episkopat, Priestertum, Diakonat) Schaden leiden.

Wie beschaffen aber das frühere Luthertum Pirkheimers und seines ergebensten Freundes Dürer war, erhellt aus dem Briefe des hochangesehenen Rechtsgelehrten an Prior Kilian Leib von Rebdorf:

„Dein langes Stillschweigen hat mich sehr bekümmert, nun aber bin ich durch Deinen Brief über den Grund Deines langen Schweigens völlig ins Reine gekommen. Wenn Du mich nämlich des Lutheranismus wegen für unwert gehalten hättest, an mich zu schreiben, so hättest Du mir ganz unrecht getan. Ich leugne nicht, daß mir im Anfange Luthers Unternehmen nicht ganz verwerflich erschien, wie denn keinem wohlgesinnten Manne die vielen Irrtümer und die vielen Betrügereien, die allmählich in die christliche Religion eingeschlichen, gefallen konnten. Ich hoffte daher, daß nun einmal diesen vielen Übeln abgeholfen werden würde; aber ich fand mich sehr getäuscht, denn bevor die früheren Irrtümer ausgerottet waren, drangen noch weit unerträglichere ein, gegen welche die früheren nur Spielereien waren. Ich fing daher an, mich allmählich zurückzuziehen, und je aufmerksamer ich alles betrachtete, um so klarer bemerkte ich die List der alten Schlange, weswegen ich auch von sehr vielen öfters Anfechtungen zu erleiden hatte. Von den meisten werde ich als Verräter an der evangelischen Wahrheit geschmäht, weil ich an der nicht evangelischen, sondern teuflischen Freiheit so vieler Apostaten, Männer wie Weiber, keinen Gefallen finde, um von den andern unzähligen Lastern, die fast alle Liebe und Frömmigkeit vertilgt haben, gar nicht zu reden. Luther aber mit seiner frechen, mutwilligen Zunge verhehlt keineswegs, was ihm im Sinne liegt, so daß er völlig in Wahnsinn verfallen und vom bösen Geiste geleitet scheint."[1])

1) J. Döllinger, Die Reformation, Regensburg 1846, 1, 533 f.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn nun der tatkräftige Staatsmann sich so freimütig dahin aussprach, daß er sich geirrt habe, aber von seinem Irrtum vollständig geheilt sei, und so scharf Luther und seine Lehre verurteilt, so wird man schwerlich bei seinem ergebensten Freunde Dürer eine entgegengesetzte Ansicht vermuten dürfen. Diese Annahme bestätigen die Worte in Pirkheimers Brief an Tscherte: „Ich bekenne, daß ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albrecht. Denn wir hofften, die römische Buberei, desgleichen der Mönche und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden". Die beiden gleichgesinnten Kameraden dachten also nicht an eine Änderung der katholischen Lehre, sondern sie erhofften eine Besserung des Lebens von Personen, welche nicht nach dem Glauben lebten.

Als nämlich im Jahre 1521 Kirchenbann und Reichsacht über Luther verhängt worden waren, und Dürer nach der Heimkehr im Juli 1521 das Nähere erfahren hatte, hielt er mit dem welterfahrenen und tiefblickenden Freunde, welcher bereits im Oktober 1520 seine volle Unterwerfung dem Bischofe von Bamberg mitgeteilt hatte, treu zum alten Glauben.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß auch die politischen Anschauungen von Luther und Dürer scharf auseinandergingen, ein Umstand, der wichtig ist für die Beurteilung des Verhältnisses beider; denn die Politik trennt oft sogar die nächsten Verwandten. Der in Sachsen sich sicher fühlende Luther spricht nicht nur Majestätsbeleidigungen gegen den Kaiser aus, den er „Madensack", „Narren" nennt, sondern er fordert auch zur Revolution gegen Kaiser Karl V. und das deutsche Reich auf: „Es muß rumort sein, muß ein Feuer angezündet sein und kann ohne Empörung nicht zugehen." „Regenten, Fürsten und Herren, die dem Geschwür der römischen Sodomie zugehören, soll man mit allerlei Waffen angreifen und in ihrem Blute die Hände waschen." Er verlangt Reichsverrat, als die Türken das Vaterland bedrohten: „Daß wir ja nicht folgen wider die Türken zu ziehen oder zu geben."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter solchen Umständen zog sich Dürer, welcher vom Kaiser eine Gnadenpension von jährlich hundert Gulden, also einen ansehnlichen Gehalt, bezog, mit dem kaiserlichen Rate Pirkheimer erst recht von der Neuerung zurück.

Lutheraner machten den Versuch, den Künstler von dem entschiedenen Gegner der Neugläubigen zu trennen. Die Antwort Dürers findet man in seiner Widmung an Pirkheimer vom 18. Oktober 1523: „Wollet, bitte ich, als der vortrefflichste unter meinen Freunden, gutwillig dieses mein Büchlein von mir annehmen zu einer besonderen Anzeigung unser beider immerwährenden, unabnehmenden Freundschaft" (Nachlaß, S. 204 f.).

Dürer war demnach ein treuer Anhänger der katholischen Lehre geblieben und hatte als Katholik gelebt, wie er denn auch im katholischen Glauben gestorben ist.

Fassen wir die Hauptbeweise kurz zusammen. Schon seine Kunst erhärtet seine altgläubige Gesinnung: unter seinen Werken ist kein einziges, welches mit Grund lutherisch gedeutet werden kann, während aus hunderten von Schöpfungen die alte Überlieferung zu uns spricht.

Man führe einen denkenden Mann, der die „vier Heiligen" noch nicht gesehen und nichts darüber gelesen hat, vor die zwei Tafeln in der Münchener Alten Pinakothek: sein gesunder Sinn wird nichts vom Luthertum entdecken können. (Vgl. Weber, Dürer, 3. A., S. 93—100, 129—140).

In der Tat geben die Bilder die überlieferte katholische Auffassung wieder. Petrus ist dargestellt mit dem Attribute der obersten Schlüsselgewalt. Es gelten dem ersten Papste die Worte des Herrn, welche von Protestanten auf willkürlichste Weise gedeutet und verunstaltet worden sind. „Ich sage dir: du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben, und alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein" (Matth.



Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

16, 18, 19). Petrus ist Jesu sichtbarer Stellvertreter in der Kirche.[1])

Der Völkerapostel Paulus erscheint mit einem Buche und dem Schwerte; der sinnende Apostel Johannes mit einem Buche, über das sich Petrus bückt und im ruhigen Prüfen den Inhalt begutachtet; der Evangelist Markus, der Schüler des Petrus, trägt eine beschriebene Rolle, welche sein Evangelium d. i. das des Petrus versinnbilden soll.

Übrigens sollten die vier Gestalten nach dem Berichte von J. Neudörfer, dem Gehilfen Dürers, die vier Temperamente darstellen. Es entspricht diese Auffassung auch ganz dem spekulativen Sinne Dürers; er wollte in tiefsinniger Weise die ganze Menschheit unter den vier Heiligen abbilden und so andeuten, daß alle, welche „Komplexion" des Körpers sie auch haben mögen, zum Dienste Gottes berufen und geeignet sind. Auf zwei schmalen Holztafeln treten überlebensgroß der Liebesjünger Johannes und der Apostelfürst Petrus, der Evangelist Markus und der Völkerapostel Paulus in kräftiger Charakteristik als wirksame Gegensätze vor uns hin.

Auf dem ersten Bilde sehen wir die nach innen gerichtete Tätigkeit des Geistes. Johannes, der vorne steht, hat ein Buch aufgeschlagen; „seine hohe Stirne, sein ganzes Gesicht trägt das Gepräge tiefer, streng forschender Gedanken". Es ist die melancholische „Komplexion", welche in die Tiefen der Forschung hinabsteigt. Hinter dem jugendlichen Lieblingsjünger steht der greise Petrus; er neigt sich zu dem Buche und versenkt sich in ruhiges Prüfen des Gelesenen; er vertritt als Greis das phlegmatische Temperament, welches den Gedanken in stiller Überlegung zu verarbeiten hat.[2])

Auf dem zweiten Bilde stellt sich uns die Richtung nach außen dar. Markus im Hintergrunde ist der Sanguiniker;

1) Weber, Die vier h. Evangelien, Regensburg 1905, S. 329.

2) In einem medizinischen Handbuch vom Jahre 1537 (handschriftlich erhalten in der Erlanger Universitäts-Bibliothek) wird in der Einleitung „Von Underscheit der 4 Complexionen" gesagt, daß vom fünfzigsten Jahre ab „die flegma" regiere.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

feurig blickt er umher und spricht lebhaft und eindringlich, so daß die weißen Zähne sichtbar werden. Paulus dagegen, im Vordergrunde des Bildes, mit dem Buch auf dem linken Arm und dem Schwerte in der rechten Hand, schaut ernst den Beschauer an; er ist bereit, den Glauben energisch zu verteidigen. Er repräsentiert die cholerische Komplexion.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man vermutet, Dürer habe, weil Bestellungen jetzt ausblieben, am Abende seines Lebens aus eigenem Antriebe und zugleich zur Sühne seiner Verirrung in den Jahren 1519—1521 eine katholische Kirche in Nürnberg, vielleicht St. Klara, in welchem Kloster zwei Schwestern und zwei Töchter Pirkheimers zufrieden lebten und verdienstlich wirkten, im Einverständnisse mit seinem Freunde Pirkheimer mit einem Altarbilde erfreuen wollen. Das Mittelbild, das wohl das letzte Gericht vorstellen sollte, war nicht einmal ganz entworfen. Hinderten ihn die religiösen Wirren, die stärker einsetzende Verfolgung katholischer Geistlichen und der Klöster, an der Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, „oder sanken ihm bei der Arbeit bereits die Kräfte, genug, er begnügte sich mit der Ausführung der beiden inneren Seitenflügel und vereinigte dieselben zu einem notdürftig abgeschlossenen, scheinbaren Ganzen" (Thausing, Dürer 2, 289).

Dürer fürchtete jetzt für seine Bilder, wenn dieselben in einer Kirche sich befänden. Er verwahrte sie deshalb im Herbste 1526 beim Rate, wobei er hoffte, daß die dem alten Glauben treu gebliebenen Ratsherren: Christoph Fürer, Martin Geuder, Leonhard Grundherr, Hieronymus Holzschuher,[1]) und der entschieden zur katholischen Partei zurückgekehrte hochgebildete Christoph Scheurl noch so viel Einfluß bei ihren Amtsgenossen haben möchten, daß die Heiligenbilder als Kunstgegenstände auf dem Rathause eine sichere Stätte fänden.

1) In Mißmut war W. Pirkheimer im Jahre 1523 aus dem Rate getreten, und Jakob Muffel hatte am 19. April 1526 das Zeitliche gesegnet.



Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die trefflichen Worte Reichenspergers (Histor.-politische Blätter 75, 292) sollen diese Erörterung schließen: „Wie in seinem Gemüte, so blieb Dürer auch in seiner Kunst durch und durch katholisch, und es ist leicht erklärlich, daß die von der Kirche abgefallenen Nürnberger später seine Werke als „alte papistische“ Bilder verschleuderten oder verkauften.“

Klar bekundet ferner Dürer an zahlreichen Stellen seines schriftlichen Nachlasses seinen katholischen Glauben und sein Leben nach dem Glauben; ja er tut mehr als viele andere seiner katholischen Zeitgenossen: er wallfahrtet, sucht Reliquien auf, begeistert sich für Prozessionen und erwirbt Rosenkränze, welche fromme Übungen Luther längst verworfen hatte.

Unanfechtbar ist auch das Zeugnis seines Freundes Pirkheimer: „Ich bekenne, daß ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albrecht selig. Denn wir hofften, die römische Buberei, desgleichen der Mönche und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden, aber so man zusieht, hat sich die Sache also verschlimmert, daß die evangelischen Buben jene Buben fromm machen“, d. h. gegen die lutherischen Prediger waren katholische schlechte Geistliche noch Heilige.

Endlich gilt der Spruch: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Die innigste Freundschaft verband Dürer mit dem gleichaltrigen Pirkheimer, dessen täglicher Genosse“ Albrecht war. Wenn nun der gefeierte Rat über Luther urteilt: „Luther mit seiner frechen, mutwilligen Zunge verhehlt keineswegs, was ihm im Sinne liegt, so daß er völlig in Wahnsinn verfallen und vom bösen Geiste geleitet erscheint“, so dürfen wir bei seinem anhänglichsten Freunde Dürer wohl schwerlich eine entgegengesetzte Meinung annehmen. Die bloße Tatsache, daß die Freundschaft der beiden noch über das Grab hinaus gedauert, bildet für die Gleichheit ihrer Gesinnung ein kaum zu widerlegendes Zeugnis.


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Webers Buch muß man als erste Ausgabe von Dürers schriftlichem Nachlaß auf katholischer Seite dankbar begrüßen. Dasselbe bietet wertvollstes Material und ist nach dem Urteile des verdienten Kunstschriftstellers Dr. W. Mothes (Wissenschaftliche Beilage zur Germania 1912, Nr. 48) „für die Dürerforschung unentbehrlich".

---

## XXVIII.

## Adolf von Stöcker.[1])

Die Tätigkeit dieses Mannes gliedert sich in eine pastorale, kirchenpolitische und sozialpolitische. Nach theologischen Studien in Halle und Berlin sowie nach vierjähriger Hauslehrertätigkeit in der Provinz Brandenburg und in Kurland bekleidete Stöcker zunächst zwei Landpredigerstellen in der heimatlichen Provinz Sachsen. In beiden Gemeinden herrschte kirchliche Gleichgiltigkeit und sittliche Lauheit. Der jugendliche Pastor griff mit Eifer ein; aber es läßt sich nicht ersehen, inwieweit Wandel geschaffen wurde. Auf der zweiten Stelle in Hamersleben, bei Oschersleben, fand Stöcker ein überwiegend katholisches Dorf, ehemaliges Augustinerkloster, welches sich ebenso wie die beiden Pfarreien seiner Geburtsstadt Halberstadt aus den Stürmen der lutherischen Bewegung gerettet hatte. Nach dem Kriege wurde der Dorfpfarrer Militärprediger in Metz. Dort ließ er es an Eifer nicht fehlen: Gründung einer höheren Töchterschule, einer Herberge zur Heimat und Diakonissenanstalt. Da sich die

---

1) Adolf Stöcker Lebens- und Zeitgeschichte. Von Dietrich v. Oertzen. 2 Bde. 8°. 431, 389 S. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt 1910. Als 3. Aufl. hiezu die „Volksausgabe" desselben Verfassers. 8°, 544 S. Schwerin F. Bahn.

Adolf und Anna Stöcker, Brautbriefe. 8°, 323 S. ebendaselbst.

Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Metzer katholische Bevölkerung durch Auswanderung stark gelichtet hatte, bedauerte Stöcker, daß auch nicht eine der „freigewordenen" katholischen Kirchen für protestantische Kultuszwecke überwiesen werden konnte, wie es ja bei der preußischen Besitznahme in Trier, Münster, Paderborn und an anderen Orten geschehen ist. Die patriotischen Predigten Stöckers machten auf den Kaiser Eindruck, und so erhielt jener die vierte Hof- und Dompredigerstelle in Berlin (1874). Die Domkirche ist keine parochiale, sondern eine Personalgemeinde, deren Glieder in Berlin weit zerstreut wohnen. Bald erweiterte sich das Arbeitsfeld des neuen Hofpredigers außerordentlich. Die Kulturkampfsstimmung, die Zivilstandsgesetzgebung, die damals besonders stark hervortretende religionsfeindliche Strömung im Liberalismus, die Sozialdemokratie, schließlich eine gewisse religiöse Gleichgiltigkeit der Hof- und und Regierungskreise hatten eine starke Verwahrlosung im Berliner protestantischen Kirchenleben gezeitigt. Hier galt es einzugreifen. Zur Heilung der Schäden im Berliner kirchlichen Gemeindeleben hatte der Generalsuperintendent Brückner die Stadtmission gegründet. Mit ihr wollte es nicht recht vorwärts gehen. Sie kam dann unter Stöckers Leitung, nahm bald einen ungeahnten Aufschwung und wurde vorbildlich für andere deutsche Städte. Durch die ungläubige Richtung mancher Berliner Prediger, u. a. Verwerfung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses und die hierin einstimmende Mehrheit der Berliner Stadtsynode (1877) wurde der alte Kaiser mächtig aufgeregt, aber auch getröstet durch die Lesung der glaubensfreudigen Predigt seines jüngsten Hofpredigers. Durch seine Stellung bei Hof kam dieser auch mit allerlei Zeitgrößen in Berührung, so mit Moltke. Dieser hatte wohl Herz und Hand für das Rettungswerk der Stadtmission, stand aber dem positiven Christentum fern.

Seit 1878 unterstützte Stöcker in diesem Werke an dem kirchlich und religiös verwahrlosten Berlin als Helfer der aus Amerika geholte F. v. Schlümbach, ein früherer württembergischer Leutnant und Mann von ungewöhnlichem Seelen-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eifer. Als im Jahre 1902 die Stadtmission ihr 25 jähriges Bestehen feierte, war ihre Jahreseinnahme von 10,000 auf 20,000 ℳ gestiegen. Bei dieser Gelegenheit verlieh die Greifswalder theologische Fakultät Stöcker den theologischen Doktortitel. Seine Predigten waren immer stark besucht nicht nur von Generälen und Würdenträgern des Hofs und der hohen Beamtenwelt, sondern auch von den niederen Volksschichten. Dagegen standen der Stöckerschen Seelsorgstätigkeit die wohlhabenden Berliner Handels- und Gewerbetreibenden fast ausnahmslos fern. In gar vielen Städten des In- und Auslandes war er ein gern gehörter Gastprediger.

Trotz seiner streng monarchischen Gesinnung konnte sich Stöcker nicht für den landesherrlichen Summepiskopat begeistern, den er anfangs beschränkt, später beseitigt wissen wollte. Der Staatsdruck auf die Landeskirche war 1873 so stark, daß selbst R. Kögel, der „geborene Hofprediger", daran dachte, nach Amerika zu gehen und sich dort den Herrnhutern anzuschließen.

Frühzeitig wurde Stöcker in die Provinzial- und auch in die Generalsynode gewählt. Dieser Körperschaft gehörte er bis zum Tode als hervorragendes Mitglied an. Dort kämpfte er unentwegt für freie Bewegung der Landeskirche, gegen die kirchliche Bureaukratie, für die Mitwirkung der kirchlichen Organe bei der Besetzung an den theologischen Fakultäten, deren Mitglieder nicht selten die göttliche Offenbarung, ja Gott selbst leugnen. Der Kirche gebühre nicht nur das Aufsichtsrecht über den Religionsunterricht in den Volksschulen, sondern auch in den Lehrerseminarien und Mittelschulen. Ohne eine freie evangelische Kirche sei es aus mit dem protestantischen Kaisertum und der Vorherrschaft des protestantischen Deutschlands in der Welt. Schon seit Jahrzehnten breitet sich in fast allen Teilen des preußischen Staats die Gemeinschaftsbewegung immer mehr aus; das sind Leute, welche, von der Landeskirche unbefriedigt, ein religiöses Sonderleben neben dieser führen, auf die Volksmassen mächtig einwirken und, wenn auch grundsätzlich der


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sektenbildung abgeneigt, doch mächtig zur kirchlichen Gleichgiltigkeit beitragen. Auch Pastoren sind hier vertreten, aber hauptsächlich führen Laien das Wort. Diese Bewegung mit ihren reichen Kräften in den Dienst der Landeskirche zu stellen war Stöckers unablässiges Bemühen. Er verlangte nicht Ordination, aber kirchliche Zulassung der Laien für das Evangelisationswerk. Ferner erheische die Zeit gebieterisch die soziale Arbeit der Geistlichen. Warum soll es nur in der katholischen Kirche Arbeitergeistliche geben? Welcher Widerspruch in den oberkirchenrätlichen Erlassen von 1890 und 1895. In ersterem habe man weitgehende Betätigung der Geistlichen an der sozialen Arbeit, in letzterem dagegen „allein" persönliche Seelsorge empfohlen. Beides aber greife beständig in einander ein. Als Stöcker wieder einmal auf die Mißstände bei den theologischen Fakultäten hinwies, wie dort der Unglaube und die hämische Kritisiersucht wachsen, so auf den kirchlichen Nachwuchs einen unheilvollen Einfluß ausübe, schließlich ernste Christen der Kirche völlig entfremde und den Sekten oder Rom zuführe, fand er den lebhaften Beifall der meisten Synodalen. Es wurde eine Resolution gefaßt, wonach die Freiheit der wissenschaftlich theologischen Forschung an die Anerkennung der Heilstatsachen gebunden sein müsse. Während sonst Stöckers alter Gegner, der Vizepräsident des Oberkirchenrats H. von der Goltz († 1906), derartige Angriffe als übertrieben oder auf mangelnder Sachkenntnis beruhend vornehm zurückwies, versprach er diesmal die Angelegenheit in wohlwollende Erwägung zu ziehen. Dagegen fand Stöcker mit seinen Anschauungen über die soziale Arbeit der Pastoren keinen ungeteilten Beifall der Generalsynode. Einige Mitglieder, wie der pommerische Generalsuperintendent Pötter, empfanden ein Grauen vor allem „Sozialen". Gar geschickt wußte der Präsident Barkhausen von den sozialpolitischen Entgleisungen junger Prediger zu berichten, die später sich an Naumann anschlossen, die Kirche verließen oder gar Sozialdemokraten wurden. Diese Wildfänge, erklärte Stöcker, fielen der Landeskirche nicht zur


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Last, welcher ja gänzlich die Macht fehle, eine kirchlich-soziale Arbeit zu organisieren.

Bekannt ist, daß die Bestrebungen Stöckers, der Landeskirche Selbständigkeit auf ihrem Gebiete und möglichste Loslösung von der Staatsgewalt zu wahren weder hier noch später, von Hammerstein und Kleist-Retzow unterstützt, in den beiden preußischen Parlamenten durchdrangen. Bismarck verhielt sich schroff ablehnend. Im allgemeinen war Stöckers Tätigkeit in der Generalsynode wenig fruchtbar, man hörte ihn gern, er wußte Stimmung zu machen, aber die staatskirchliche Praxis, vorsichtig zwischen rechts und links vermittelnd, änderte sich nicht. Mit dem 1886 gegründeten „Evangelischen Bund" stand er in dauernder Fehde. Denselben erachtete er lediglich als eine Kampfgemeinschaft gegen Rom, des positiven christlichen Gehaltes entbehrend, ganz ungeeignet eine Verständigung und Arbeitsgemeinschaft auf kirchlichem Gebiete herbeizuführen. So erwuchsen neue Gegner, wie der alte katholikenfeindliche Kampfhahn Beyschlag aus Halle und die Jenaer theologische Fakultät, welche positive Lehrer grundsätzlich ausschließt. Auf die sonstigen theologischen Streitigkeiten einzugehen würde hier zu weit führen.

In den weiteren Kreisen ist Stöcker mehr als Sozialpolitiker und Bekämpfer der Juden bekannt geworden. Frühzeitig hatte er die Bedeutung der sozialen Frage und die Gefahren der sozialdemokratischen Bewegung erkannt, dabei war er aber in Unkenntnis der früheren und damaligen katholisch sozialen Bestrebungen. Mit Mut und Geschick trat der Hofprediger dem wütenden Most und anderen Sozialdemokraten in großen Volksversammlungen entgegen (1878). Es entstand die christlich-soziale Partei, welcher sich nicht wenige ehemalige Sozialdemokraten anschlossen. Diese auch vom Kaiserpaar gern gesehene „Berliner Bewegung" fing an weitere Kreise zu ziehen. Schnell wurde Adolf Wagner ein streitbarer Mitarbeiter und blieb, obwohl er später andere Wege ging, Stöcker immer treu. Hingegen nahm der Kronprinz, nachmalige Kaiser Friedrich, an diesen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bestrebungen Anstoß, als unvereinbar mit den Pflichten eines evangelischen Pastors. Ähnlich sprach sich eine Zuschrift des Oberkirchenrates aus. Beiden blieb der streitbare Kämpe die Antwort nicht schuldig, indem er auf die Not des Vaterlandes, die religiöse Verwahrlosung der Massen und die Gleichgiltigkeit der führenden Kreise gegenüber den Wühlereien der Sozialdemokraten hinwies. Dann aber erklärte er der Behörde: „Selbstverständlich werde ich in Zukunft der Erwartung des Evangelischen Oberkirchenrates entsprechen und unter keinen Umständen mich persönlich an politischer Partei- und Wahlagitation beteiligen.“ Gegen die soziale Arbeit der Pastoren erklärte sich bald darauf ein oberkirchenrätlicher Erlaß, um diese zur Freude der Liberalen in „unschädlicher Kanzelhöhe“ zu erhalten. Dabei ist zu beachten, daß weder damals noch später Stöcker politische und wirtschaftliche Fragen auf der Kanzel erörtert hat.

Das Programm der neuen Partei verlangte Herbeiführung obligatorischer, sachlich geschiedener Fachgenossenschaften, mit ihnen zusammenhängend Regelung des Lehrlingswesens, Einsetzung obligatorischer Schiedsgerichte, Einrichtung pflichtmäßiger Witwen- und Waisen-, sowie Invaliden- und Altersversorgungs-Rentenkassen; Autorisation der Fachgenossenschaften zur Vertretung der Interessen und Rechte der Arbeiter gegenüber den Arbeitgebern, Verbot der Sonntagsarbeit, Abschaffung der Arbeit von Kindern und verheirateten Frauen in Fabriken, sanitären Arbeiterschutz und Wiederherstellung der Wuchergesetze, Progressive Einkommen-, Erbschafts-, Börsen- und Luxussteuer. Diese Forderungen paßten weder der liberalen Presse noch der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, welche den Pastoren die eifrige Pflege des Tierschutzes empfahl.

Im Jahre 1879 wurde Stöcker ins Abgeordnetenhaus (Herford-Halle) gewählt, wo er sich den Deutsch-Konservativen anschloß, er, der Vorsitzende der christlich-sozialen Partei. Diese Doppelstellung wurde später für ihn verhängnisvoll. Der neue Abgeordnete bekämpfte die Simultanschule und die


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

religiöse Vernachlässigung der Jugend, was ihm den Dank des Kaisers, aber den höchsten Unwillen der liberalen Presse einbrachte, zumal der Redner für seine Anschauungen auch in Volksversammlungen eintrat. Neben vielen Schmähbriefen fehlte es nicht an Zustimmungen, selbst von Liberalen, welche aus der Schule schwatzten und das Treiben geschäftiger, dem alten Glauben entfremdeter Juden beleuchteten. Eine taktlose Äußerung des jüdischen Stadtverordnetenvorstehers Straßmann über die positive landeskirchliche Richtung erregte vielfach Anstoß. So geriet Stöcker in den Kampf gegen die Juden, welche er weder als Rasse noch als Religionsgemeinschaft, sondern nur in ihren Ausschreitungen angreifen wollte. Zustatten kam ihm die mächtig anwachsende nationale Begeisterung, mit ihrer Kehrseite, der nationalen Empfindlichkeit und nationalen Überhebung. Dieser Bewegung hatte O. Glagau durch seine Veröffentlichungen über den Gründungsschwindel vorgearbeitet, wobei es aber an Übertreibungen nicht fehlte, denn unter den Gründern waren nicht 90, sondern nur 40 Prozent Juden. So ganz unanfechtbar waren diese aber nicht. Selbst Philippson (Neueste Geschichte der Juden I, 3) gesteht: „Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Sucht mancher jüdischen Individuen, sich in die Kreise der Aristokratie einzudrängen, die sittliche und religiöse Gleichgiltigkeit mancher jüdischen Finanzleute, die Prunksucht ihrer Frauen und Töchter, den Anklagen eine gewisse Volkstümlichkeit verschaffte." Stöcker verlangte von den Juden mehr Bescheidenheit und Toleranz gegen die christliche Religion und Sitte. Wenn er des zersetzenden Einflusses der sogenannten Judenpresse gedachte, übersah er, daß ihre Leiter vielfach getauft waren und die giftigsten Artikel, wie öfter gerichtlich festgestellt wurde, leider von geborenen Christen herrührten. Vielen im Herzen ähnlich denkenden Konservativen gefiel die öffentliche Behandlung der Judenfrage wenig, sie zogen Verwaltungsmaßnahmen vor. Die neue judenfeindliche Bewegung ergriff bald ganz Deutschland und selbst Frankreich und Österreich-Ungarn. Förderlich war ihr,



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß die liberale Presse rückhaltlos für die Juden eintrat. Übrigens waren sowohl der Kaiser als auch Bismarck über Stöcker ungehalten, weil er öffentlich den getauften Hofbankier G. von Bleichröder als Vertreter des einflußreichen Großkapitals bezeichnet hatte. Unaufgefordert suchte jener in einem längeren, in der Form nicht passenden Schreiben sein Verhalten zu rechtfertigen. Wenig gnädig war die Antwort des Kaisers (29. XII. 1880). Durch Hinweis auf einzelne große Vermögen werde die Begierlichkeit der Massen gereizt, und ein Prediger solle die Pflege des Friedens unter allen Klassen der Bevölkerung unbeirrt im Auge behalten. Vorher (20. XI. u. 10. XII. 1880) hatte es im Abgeordnetenhaus eine heftige Redeschlacht gegeben über die Einschränkung der Judenrechte. Der Abgeordnete Hänel gab gewisse unangenehme Eigenschaften der großstädtischen Juden zu, welche indes geschichtlich erklärlich seien und bei zunehmender Aufklärung schwinden würden. Diese Zufälligkeiten bedingten aber keine Ausnahmegesetze. Staatsminister Graf von Stolberg erklärte, es liege kein Anlaß vor, an der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Konfessionen zu rütteln. Dies wollte auch Windthorst nicht. Dagegen erkannte J. Bachem eine Judenfrage an. Auf die weiteren Redekämpfe einzugehen lohnt hier nicht, zumal ihr Inhalt im Laufe der Jahre sich sehr oft wiederholt hat. Aber eine verhängnisvolle Schwäche zeigte sich damals wie später bei Stöcker. Er leugnete die Petition unterschrieben zu haben; es stellte sich heraus, daß er wohl die erste gleich bekannt gewordene unterzeichnet, bei der umgeänderten aber seinen Namen zurückgezogen hatte. Nicht sei vergessen, daß am Anfang des Sozialistengesetzes seine Ausweisung ernstlich erwogen wurde.

Um die ausschließliche Macht des Freisinns im Berliner Rathause zu brechen, beteiligten sich die Christlich-Sozialen an den Gemeindewahlen, anfangs mit kleineren Erfolgen, nach einigen Jahren aber schon mit völligem Mißerfolg. Dieser zeigte sich auch bei den Zeitungsgründungen der Partei,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deren Leiter häufig gescheiterte Existenzen waren. Solche Leute drängten sich zahlreich an Stöcker heran, er half nach Möglichkeit, wurde aber gewöhnlich bitter enttäuscht. So beim Schneider Grüneberg, einem früheren Sozialdemokraten und unzuverlässigen, mehrfach, zuletzt wegen Fälschungen bestraften Menschen. Diesen auch ganz ungebildeten Mann wollte Stöcker auf seine Kosten in einer Anstalt erziehen und ausbilden lassen. Jener hielt nicht aus und machte durch unablässige Verleumdungen seinem Wohltäter Jahre lang zu schaffen.

Mehr Glück hatte Stöcker bei den Studenten, verdankte doch der „Verein deutscher Studenten“ seinem Auftreten das Dasein. Bezeichnend für das Strafmaß der Berliner Richter ist, daß der Redakteur des Börsenkuriers, R. Davidsohn, wegen schwerer Beleidigung Stöckers zu 50 Mark, dagegen der Germania-Redakteur wegen einer etwas scharfen, aber zutreffenden Kritik H. von Sybels als Leiters des „Deutschen Vereins“ zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt wurde.

Bei den Berliner Reichstagswahlen 1881 und 1884 kam Stöcker zwar in die Stichwahl, unterlag aber in den Hauptwahlen, da die Sozialdemokraten für Virchow stimmten. Dagegen wählten ihn (1881) zwei westfälische Kreise Minden und Siegen in den Reichstag. Er nahm für Siegen an und hat diesen Bezirk bis 1908 (ausgenommen 1893—98) vertreten. Im Reichstage gehörte er zu den besten Rednern und vertrat mit großem Eifer und nicht ohne Erfolg seine sozialen Forderungen. Die christlich-soziale Partei in Berlin bröckelte immer mehr ab. Die Arbeiter zeigten noch zu wenig politische Selbstständigkeit, sie gingen massenweise zu den Sozialdemokraten über, deren Einfluß sie beim Tagwerk und Verkehr fortgesetzt ausgesetzt waren. Auch in den Regierungskreisen fand die Bewegung keinen Anklang; hier wünschte man ein Zusammengehen der Konservativen und Nationalliberalen, wofür aber die Arbeiter nicht zu gewinnen waren. Stöcker fehlte die organisatorische Gabe, wohl verstand er anzuregen, nicht aber die Leute dauernd zu fesseln.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So bildeten sich neue antisemitische Parteien (Liebermann von Sonnenberg, Böckel, Ahlwardt), welche den Schwerpunkt auf die Rassenfrage legten, die Leidenschaften der Volksmassen entfesselten und später auch eine katholikenfeindliche Richtung annahmen. Auch hier machten sich unlautere Personen bemerkbar, welche als Erneuerer des deutschen Volkstums begannen und als Schwindler oder gar Verbrecher endeten. Zu den Gesinnungsgenossen Stöckers gesellte sich der ehemalige Zentrumsabgeordnete Christof Josef Cremer († 1898), welcher das Landtagsmandat für Teltow erhielt. Anfänglich ein feuriger Agitator für die Christlich-Sozialen wurde er bald unbequem durch seinen starken Hang zum Wohlleben und seine beständige Geldverlegenheit. Schließlich ging er zu den Nationalliberalen über.

Im Lutherjahr (1883) sollte Stöcker, der geläufig englisch sprach, mehrere religiöse Vorträge in England halten. Es kam aber nur zu einem, die übrigen wurden von den Sozialisten und den jüdischen Arbeitern vereitelt. Dabei war merkwürdig die große Vorliebe der englischen Aristokratie und Geistlichkeit für die Juden. Das Londoner Begebnis, in seiner Bedeutung durch die friedliche Presse ungebührlich aufgebauscht, hatte wieder des Kaisers Mißfallen erregt. Aber auch früher hatte es Stöcker oft an Vorsicht in seinen Volksreden fehlen lassen, er wurde zu derb, so daß selbst wohlwollende Gesinnungsgenossen ihn tadeln mußten.

Wenn der große Volksmann auch eiserne Nerven hatte, so zeigte sich doch häufig bei ihm wegen des Vielerlei und der Hast in seinen Geschäften eine gewisse Zerfahrenheit, die ihm oft verhängnisvoll geworden ist. Vom Fall Grüneberg war bereits die Rede. In einem anderen handelte es sich um den vorbestraften jüdischen Almosenempfänger Bäcker, Scheinredakteur eines Berliner Winkelblattes. Dieses hatte Stöcker als die Schmach Deutschlands und als gemeinen Lügner bezeichnet. Arglos erschien er in der gerichtlichen Verhandlung ohne Rechtsbeistand, während dem Angeklagten

Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bäcker zwei versierte Sachwalter, darunter der Abgeordnete Munkel, zur Seite standen. Diese brachten alles erdenkliche Material bei, und durch die Ungeschicklichkeit des Gerichtsvorsitzenden gelang es ihnen die Sache so zu drehen, daß die Rollen wechselten und der Kläger als Angeklagter erschien. Leider ließ sich Stöcker in seinen Äußerungen eine grobe Fahrlässigkeit zu Schulden kommen. Bäcker wurde zwar verurteilt, aber bei den Gegnern war der andere der Verurteilte. So faßten es auch die meisten Zeitungen auf. Hieran konnten die vielen Kundgebungen aus den Kreisen der Konservativen und Pastoren nur wenig ändern. Dem Kaiser erschien diese Angelegenheit als durchaus unvereinbar mit der Stellung eines Hofpredigers, er bestand auf dessen Entlassung, wurde aber schließlich durch den Prinzen und die Prinzessin Wilhelm umgestimmt.

Es kamen neue Gegner trotz gemeinsamer religiöser Anschauungen. Der wunderliche Dorpater Theolog und Moralstatistiker A. von Öttingen wirft in seiner Streitschrift: „Was heißt Christlich-Sozial" (1886) Stöcker Nachahmung der katholischen Sozialpolitik vor. Christentum und Sozialpolitik seien streng geschieden; jenem liegen die Werke der Barmherzigkeit ob, in dieser seien Bismarck, Treitschke und in etwas auch A. Wagner große Meister. Stöcker, dessen kirchliche Arbeit größtes Lob erhält, müsse sich bald entscheiden. Es ist wohl angebracht aus der Schrift von Öttingen, der noch heute bei vielen für eine große Leuchte gilt, einige Proben zu geben. In katholischen Dingen zeigt der Dorpater eine verblüffende Unwissenheit. „Die Herren Konservativen — das Zentrum selbstverständlich eingeschlossen — sind eine Bastardbildung von abschreckender Gestalt." „Die Herren Kreuzzeitungsritter inklusive der aristokratischen Balletschwärmer sind keine christlichen Politiker", — „denn viele von ihnen" wollen im Interesse ihrer Standespolitik das Christentum nur zu einer „ganz rentablen Heuchelei" machen. „Unter Gelehrten und Professoren, geschweige denn in der crême de la société ist es vorge-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

kommen, daß man keine Ahnung von der Existenz der zehn Gebote hatte." Öttingen begeistert sich für die urchristliche Idee der Toleranz, nachdem er kurz vorher die alte Losung: „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort und steur' des Papstes und der Türken Mord" sich zu eigen gemacht.

Ernster faßte schon G. Uhlhorn, der protestantische Abt von Loccum, die Sache an in „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage". Die Kirche hat in der sozialen Frage keine andere Aufgabe als Predigt und Seelsorge. Stöcker aber legt dar, Christus sei doch auch Sozialpolitiker gewesen durch Speisung der Hungernden, Heilung der Kranken usw. Die Sonntagsruhe, Wohnungsfrage, der Arbeiterschutz sind nur auf dem Grund der christlichen Ethik zu lösen.

Ende 1907 fand auf Anregung des Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin beim Generalfeldmarschall Grafen von Waldersee eine Besprechung über die kirchlichen Notstände in Berlin statt. Hieran nahmen außer hohen Würdenträgern nicht nur Stöcker, sondern auch Männer gemäßigt liberaler Richtung teil. Dort war auch die Rede von der überwindenden Kraft des christlich-sozialen Geistes. Bald darauf erfolgte eine starke Absage gegen Stöcker in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung". Während der kurzen Regierungszeit von Kaiser Friedrich wurde die Entfernung des unbequemen Mannes ernstlicher erwogen. Hierzu wollte sich aber Bismarck aus Abneigung gegen den Berliner Freisinn nicht verstehen. Unter Wilhelm II. hatte sich Stöcker verpflichten müssen, auf eine politische Tätigkeit außerhalb des Parlaments zu verzichten. Eine harmlose Entgleisung in einem Karlsruher Vortrage führte seine Entlassung herbei (1890). In demselben Jahre entstand unter Stöckers lebhafter Mitwirkung der „Evangelisch-Soziale Kongreß", wo positive und liberale Protestanten sich zu gemeinsamer Arbeit einigten, da sie die Bergpredigt für die Grundlage ihrer Ethik hielten. Anfänglich ging alles gut, aber nach einigen Jahren platzten die Gegensätze aufeinander, und derselbe Harnack,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf dessen Mitwirkung Stöcker so hohen Wert legte, verdrängte ihn aus dem Kongreß (1896). Darauf entstand die kirchlich-soziale Konferenz.

Des Amtes ledig wurde für den Unermüdlichen fast ganz Deutschland zur Rednerbühne. Ja selbst nach Chicago kam er, wo er trotz aller feindlichen Umtriebe während der Weltausstellung (1893) stark besuchte religiöse Vorträge hielt, dagegen wollte er nichts wissen von dem gleichzeitig tagenden Weltkongreß der Religionen.

Viel machte Stöcker die sich Jahre lang hinziehende Streitsache mit dem Prediger Witte zu schaffeu. Dieser war schon seit 1876 wegen seiner Ungefügigkeit, Streitsucht und Quertreibereien aus dem Dienste entlassen worden. Obwohl auch konservativ gesinnt, erregten Stöckers Erfolge seinen Neid, und er wühlte im geheimen gegen ihn. Eine Versöhnung kam nicht zustande. Zuletzt bildete sich bei Witte der Wahn, als ob der Gegner an seinem Untergang arbeite. Die verschiedenen Zeitabschnitte dieses Prozesses wurden in der Presse nnd im Parlament stark gegen Stöcker ausgebeutet. Sein von Witte als wirksame Waffe benutzter Brief stellte sich in letzter Instanz als Fälschung des erwähnten Grüneberg herans. Schließlich wurde Stöcker glänzend freigesprochen und sein Gegner in die Kosten verurteilt, für welche der Abgeordnete Munkel aufkam. Wie leicht hätte bei der nötigen Klugheit dieser unheilvolle Handel vermieden werden können.

Während Berlin für die christlich-soziale Bewegung verloren ging, hatte sie im Reiche, vornehmlich in den Wahlkreisen Wetzlar-Altenkirchen und Dillenburg großen Erfolg. Höchst unerquicklich war der Fall Hammerstein. Dieser, ein ehemaliger, wirtschaftlich heruntergekommener Rittergutsbesitzer aus Mecklenburg, war Abgeordneter in beiden Parlamenten und Herausgeber der Kreuzzeitung geworden. Für diese Doppelstellung befähigten ihn seine Beredsamkeit, scharfe Dialektik und gewandte Feder. Wilhelm Freiherr v. Hammerstein, eine verschlossene kalte Natur, ein echter Lebemann, verstand nicht mit dem Geld auszukommen, machte sich großer




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unterschlagungen, der Wechselfälschung, dazu noch der Lüderlichkeit und des Ehebruchs schuldig. Mehr politische als freundschaftliche Beziehungen führten ihn zu Stöcker, dem das Privatleben des Barons völlig unbekannt war. Dieser erhielt eine Zuchthausstrafe von drei Jahren. Natürlich machte die liberale Presse Stöcker zum Mitschuldigen. War er doch nicht wie die anderen Parteigenossen pharisäisch von dem Unglücklichen abgerückt und hatte sich der verarmten Familie nach Kräften angenommen. Gleichzeitig mit dem Fall Hammerstein gab es eine neue Hetze — den „Scheiterhaufenbrief". Um die im August 1888 scheinbar feste Macht Bismarcks beim neuen Kaiser zu brechen, wollte Hammerstein einige scharfe Artikel in der „Kreuzzeitung" bringen. Hierüber hielt Stöcker eine Aussprache für nötig und teilte, da er den Hauptredakteur nicht antraf, seine Ansichten brieflich mit. Man solle Bismarck nicht persönlich angreifen, wohl aber die schädliche Parteipolitik, die Hinderung der Sozialreform, die Judenfrage und den Fall Harnack erörtern. Dann heißt es: „Man muß also rings um das politische Zentrum, resp. das Kartell Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Opportunismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten". So würde der doch im Grunde konservativ empfindende Kaiser von Bismarck abrücken. Dieser Brief wurde bei Hammerstein gestohlen und acht Jahre später (1896) im „Vorwärts" veröffentlicht, natürlich zur Entrüstung von Leuten, welche die Feindesliebe treulich üben und die Beseitigung einflußreicher politischer Gegner verabscheuen. Aber ganz ähnlich äußert sich ein Brief des milden stets vermittelnden Abgeordneten von Rauchhaupt (14. VIII. 1888).

Diese Veröffentlichung entfremdete Stöcker viele Konservative, zumal er die Christlich-Sozialen als selbständige Gruppe in der Partei betrachtet wissen wollte. Dazu kam, daß sein Organ „Volk" häufig die östlichen Großgrundbesitzer scharf angriff und andere radikale Unarten zeigte. Dies hatte der Vielbeschäftigte übersehen, und die Spannung mit den Kon-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

servativen wurde immer größer. So erfolgte der Austritt (1. II. 1896). Delbrück hatte in den „Preußischen Jahrbüchern" richtig erkannt, nicht Stöcker, sondern seine Grundsätze seien von der konservativen Partei ausgestoßen worden. Das in den Kreisen von „Bildung und Besitz" so gern gelesene Witzblatt „Kladderadatsch" verschonte auch Stöcker nicht. Von der Wiedergabe dieser boshaften, geradezu gemeinen Angriffe kann hier abgesehen werden. Eine Klage wurde auf Anraten angesehener konservativer Politiker nicht gestellt. Obwohl Stöcker vornehmlich in Pastorenkreisen über einen starken Anhang verfügte, hielten es nur einige ihm religiös nahestehenden Männer für angebracht, Verwahrung gegen „Christlich-Sozial" einzulegen. Unter ihnen waren die Theologieprofessoren Kolde und Zahn in Erlangen, Warneck in Halle und der vielgelesene Volksschriftsteller O. Funke in Bremen. Das unheilvolle Jahr 1896 brachte Stöcker den Verlust seines hoffnungsvollen an Kindesstatt angenommenen Neffen.

Seit 1895 führte der beim Kaiser angesehene Großindustrielle und Abgeordnete Karl Freiherr von Stumm einen leidenschaftlichen Kampf gegen die Anhänger der Stöckerschen und Naumannschen Richtung. Wehe dem Arbeiter oder Angestellten des absolutistischen Gewaltmenschen, der nicht vorschriftsmäßig wählte, unerlaubte Zeitungen las oder im Privatleben „Anstoß" gab. Stumms Beaufsichtigung erstreckte sich aber auch — natürlich mehr im geheimen — auf die Beamten, Lehrer und Geistlichen des Saargebiets. Gingen seine Wohlfahrtseinrichtungen mehr aus Berechnung hervor? Merkwürdig, nach dem Prozeß gegen den Nationalsozialen H. Kötzschke wurden sie sofort nicht unwesentlich verbessert.

In einer Rede zu Neunkirchen griff Stumm Stöcker und seinen Anhang auf eine so scharfe und unwahre Weise an, daß selbst 35 protestantische Pastoren diese Ausführungen als ungeheuerliche Übertreibungen bezeichneten. Der von Stumm persönlich angegriffene Superintendant Zillesen in




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Saarbrücken erklärte: „Ich bin kein persönlicher Feind des Freiherrn von Stumm, aber allerdings ein Feind seines Systems, das sich mir je länger, je mehr als das System der brutalen Gewalt unter völliger Mißachtung des unveräußerlichen Rechts jeder anderen Persönlichkeit enthüllt hat". Bald darauf (28. II. 1896) erschien das Telegramm des Kaisers an seinen Erzieher Hinzpeter in Bielefeld, worin die christlich-sozialen Bestrebungen, die politischen Pastoren, vornehmlich Stöcker, scharf verurteilt werden. Dieser wurde dadurch wenig aufgeregt. Aber gegen Stumm und den Redakteur Schwiechow in Saarbrücken erhob er Klage wegen Verleumdung. Seltsam, Stöcker konnte im Saargebiet keinen protestantischen Rechtsbeistand finden, denn keiner wollte es mit Stumm verderben. So übernahm der (wiederholt von der Stadt Saarbrücken als Beigeordneter gewählte, aber nicht bestätigte) katholische Rechtsanwalt Muth die Klage. Das Verfahren wurde von Stumm ungebührlich in die Länge gezogen. Dabei ergab sich, daß der Kaiser das Stummsche Urteil über Stöckers Person „erst recht" gebilligt hatte. Beide Beklagten suchten unter Mitwirkung der im Tauschprozeß wenig rühmlich bekannt gewordenen Reporter Lützow und Leckert auf unedle Weise viel Belastungsmaterial aufzutreiben. Allein das gerichtliche Verfahren stellte Stöckers Verleumder blos, welche empfindliche Geldstrafen erhielten. Eingaben des ehemaligen Hofpredigers an den Kabinettsrat Lucanus und den Kaiser um Genugtuung für die unrecht angegriffene Ehre waren erfolglos. Trotz aller dieser Vorkommnisse gewann er neue Anhänger, u. a. den betagten hessischen Standesherrn und Reichsgrafen Friedrich von Solms-Laubach, dem die heimische Kirchenpolitik gründlich verleidet war. Stöckers 70jähriger Geburtstag wurde unter großer Teilnahme gefeiert; unter den Gratulanten waren auch einige Prinzen, Fürst von Bülow, die beiden Präsidenten des Oberkirchenrats, der radikale Theologieprofessor Pfleiderer, die Zentrumsabgeordneten Hitze und Roeren. Der Kaiser schenkte der Feier keine Beachtung, hatte sich auch schon längst von

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Stadtmission zurückgezogen. Im November 1906 hielt Stöcker die letzte Predigt. Seitdem nahmen die Kräfte sichtlich ab. Doch wurde der alte Parlamentarier in den Reichstag gewählt, schied aber bald aus. Der Aufenthalt in Bozen brachte keine Besserung und am 7. II. 1909 verschied der Mann, welcher im Leben so wenig Ruhe und so viele Feinde gefunden hatte. Kurz vorher konnte er noch die Hochzeit seiner Nichte mit dem Gesinnungsgenossen R. Mumm (jetzt Reichstagsabgeordneter für Siegen) feiern.

Stöcker war keine einfache, sondern eine gar verschlungene Persönlichkeit. Die Feinde hielten ihn für verlogen, tückisch, boshaft, kurzum für einen Menschen, bei dem jedes Mittel den Zweck heiligt. Bei den Gegnern galt er mindestens als doppelzüngig, als Demagog, intolerant. Allein er liebte die Wahrheit, die Lüge lag ihm fern. Es fehlte dem Rastlosen jedoch gar oft an Sammlung und Vorsicht. In späteren Jahren hatte er einen großen Hang zur Einsamkeit. „Aus dem Leben eines Glücklichen" des jüngst verstorbenen G. von Diest wird berichtet, wie Stöcker mehrere Tage in norwegischer Einöde, gänzlich frei von Menschen gelebt und sich nur von Brot, Konserven und Wasser genährt hat, um so ganz in der Nähe seines Gottes zu sein. An manchem Feind hat er sich durch Wohltaten gerächt.

Für sich hat Stöcker nichts gesucht, war immer einfach in der Lebenshaltung, gab gern und wußte viele andere wohltätig zu machen. Ein Mensch der Lüge kann wohl nicht für seine Ideale ein Menschenalter hindurch eifrig kämpfen, von rechts und links befeindet. Mit einem unlauteren Menschen hätte auch unmöglich der edle Fr. von Bodelschwingh dauernde Freundschaft schließen können. Intolerant war Stöcker nicht, er unterschied stets Person und Sache, auch zeigte er Weitherzigkeit gegen andere Anschauungen, wenn sie ihm nur etwas mit seiner Auffassung vom Christentum vereinbar schienen. Von religiöser Polemik als Selbstzweck wollte er nichts wissen, er sah mehr auf die einigenden als auf die trennenden Bestandteile bei den Kon-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fessionen. Die katholische Kirche hielt er für eine echte Volkskirche, lernte ihre Vertreter im Parlament immer mehr schätzen, aber das Verständnis für die katholische Lehre blieb ihm versagt. Bei der Beurteilung Stöckers darf nicht unbeachtet bleiben, daß er wie sehr wenige Menschen unter Verleumdungen zu leiden hatte, welche immer ihren Weg in die Presse fanden; so sollte er seine unterstützungsbedürftige geisteskranke Mutter vernachlässigt haben. Ein Volksmann seiner Art konnte kein Reaktionär sein. Freilich erschien ihm das herrschende Wahlsystem ungerecht und widersinnig. Sein Ideal war das berufsständische Wahlrecht. Nur in diesem kommen wirklich alle Stände, auch die jetzt ausgeschlossenen, zur Geltung. Eine Verkürzung des Arbeiterwahlrechts lag Stöcker ganz fern. Sein Tätigkeitstrieb war ungewöhnlich, aber er verstand sich nicht auf Teilung der Arbeit. Frühzeitig hätte er sich für das kirchliche oder sozialpolitische Gebiet entscheiden müssen. Auf ersterem fehlte es ihm an Klarheit. Seit den Tagen des Kurfürsten Johann Sigismund (1613) war in Preußen die protestantische Kirche immer nur Mittel zum Staatszweck. Auch Friedrich II. wußte den Protestantismus für seine politischen Pläne gut auszunutzen. An diesem System vermochte auch ein etwas anders denkender König wie Friedrich Wilhelm IV. nichts zu ändern. Konnte denn ein Kenner der Landeskirche nicht einsehen, daß den meisten Protestanten ihre Bindung durch den Staat durchaus angemessen erscheint, ist doch auch bei ihnen — von Sozialdemokraten und Ungläubigen abgesehen — der Kirchenbegriff verwischt oder ganz gleichgiltig geworden. Waren denn die Zustände in der holländischen und englischen Landeskirche trotz milder Staatsaufsicht besser? Wie wenig man im protestantischen Deutschland an eine ernstliche Änderung des bestehenden Kirchenwesens denkt, zeigen wohl die lutherischen Freikirchen in Altpreußen, Baden und beiden Hessen, welche nicht über verkümmerte Ansätze hinausgekommen sind.

Aus der Geschichte der Hofprediger in und außerhalb Preußens erhellt doch, daß dieses Amt — zudem nur ad

Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nutum des Königs — mit ernsten kirchlichen Reformbestrebungen unvereinbar ist. Deshalb und weil seine „Berliner Bewegung“ so bald beim Landesherrn ungern gesehen wurde, hätte Stöcker rechtzeitig abdanken müssen. So wäre er zur Lösung großer Aufgaben freigeworden.

Stöcker wollte kein Judenfeind sein. Aber in der Rede „Unsere Forderungen an das moderne Judentum“ (1879) wird dieses als „unfruchtbar“, „entgeistet und verwest“, „ohne jegliche religiöse Schöpferkraft“ bezeichnet. Mußten solche Worte nicht von den Juden als Beleidigung ihrer Religion und Rasse empfunden werden? Durch derartige Reden wurden — wenn auch ohne Absicht — unter vielen Hörern und Lesern wilde, rohe Triebe entfesselt, leider auch oft in die Tat umgesetzt. Und genug wurde seitdem die jüdische Religion und das Alte Testament als schädlich und lächerlich dargestellt zum Ohrenschmaus roher Zuhörer. Stöcker war viel zu wenig in die Geschichte des biblischen und späteren Judentums eingedrungen, um diese so sehr verwickelte Frage sachkundig und unbefangen beurteilen zu zu können. Ferner kannte er die Juden fast gar nicht persönlich. Was man als Judentum fürchtet und bekämpft, ist vielfach nichts anderes als die Vermenschlichung des Zeitgeistes, der im Diesseits aufgeht, die Laisierung der Gesellschaft, Industrialisierung, Kapitalanhäufung auf der einen und Sozialismus auf der anderen Seite erstrebt. So entstehen dic Riesenstädte mit ihrem Hang nach rastloser Arbeit, Gewinnsucht, einseitiger Verstandeskultur, zahlreichen geschäftlich organisierten Vergnügungen und erschreckender Unsittlichkeit. Daß hier kein Boden für Religion und Sonderart ist, leuchtet ein. Dazu kommen die der Religion feindlichen Einwirkungen nicht nur der sozialdemokratischen und liberalen, sondern ganz besonders der farblosen Großstadtpresse. Hiergegen können christlich-konservative Blätter nur sehr schwer aufkommen. Die großen und mittleren Geschäfte lassen fast nur jenen die Anzeigen zukommen, worauf doch die Einnahmen der Presse wesentlich beruhen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Berlin vermögen die Christlich-Sozialen nicht viel, in einigen Bezirken Westdeutschlands scheint ihr Bestand gesichert. Anderseits droht dieser Richtung ein neuer Feind in den stetig wachsenden jungen freigeistigen Pastoren nach Art von Naumann und Traub, welche, um die Sozialdemokraten zu gewinnen, möglichst viel vom Christentum preisgeben.

Bei Stöcker kämpfte oft Überzeugungstreue mit Weitherzigkeit. Wie die meisten glänzenden Redner war er wohl ein belesener Mann, aber es fehlte der Sinn für Wissenschaft, der er sich auch als Student nicht ernstlich hingab. In Stöckers Art lag etwas von einem Propheten, große Begeisterung, hinreißende Beredtsamkeit, großer Optimismus, große Werbekraft, begeisterte Anhänger. Am Abend seines Lebens zeigte es sich, wie gar wenige seiner Ideale verwirklicht waren.

Wird die Zukunft die große protestantische Volkskirche, Erneuerung der christlichen Volkssitte, Versöhnung von Kapital und Arbeit in Staat und Land, eine volkstümliche Monarchie ohne Höflinge bringen?

## XXIX.

## Deutschland und Frankreich; Politik und Finanz.

Die Kriegsrüstungen in Europa werden nach dem Grundsatz: si vis pacem para bellum vorgenommen. Trotzdem enthalten sie eine Gefahr für den Frieden, welche weniger von seiten der Regierungen droht als von seiten der leicht erregbaren Massen, — wobei man an Kreise denken muß, welche in gewissen Lagen ein Interesse daran haben können, die Erregung zu schaffen oder zu benutzen. Die Entwicklung in allen Staaten hat eine Richtung eingeschlagen, welche in die Hände unverantwortlicher Männer und Kreise wichtige


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Initiativen und große Macht gibt. Die Beispiele sind bekannt, welche uns das Bild von Völkern darbieten, in edler Wallung Gut und Blut dem Kampf entgegentragend. Obgleich es nicht das einzige und nicht das höchste Beispiel dieser Art ist, so genügt es, an die in unserer Zeit lebhaft wachgerufene Erhebung Preußens i. J. 1813 zu erinnern. Beiläufig, als auf dem Münchener Bankierstag im vorigen Jahr Herr Helfferich den Ausspruch tat „Im Büßergewand und mit dem Schmachtriemen ist noch nie ein Volk vorwärts gekommen", schien er die preußische Geschichte jener Tage vergessen zu haben. Das Preußen jener Zeit schöpfte, so sprechen alle preußischen Zeugen, seine Kraft zur Erhebung, in das Büßergewand von Jena-Auerstädt gekleidet, und der Schmachtriemen war vorher, damals und bis über das Jahr 1870 hinaus eine bekannte preußische Redensart, welche die oft gerühmte spartanisch-preußische Einfachheit ausdrücken sollte. Diese Zeiten sind längst vorüber. Wenn Helfferich Aufstieg, Niedergang und Untergang der Staaten beobachtet hätte, so wäre er zu dem Schluß gekommen, daß nicht „Büßergewand und Schmachtriemen", sondern Überfluß, Wohlleben und vor allem auri sacra fames die Staaten in den Abgrund führen.

In den leitenden Kreisen aller Staaten hat man zur Zeit ein sehr lebhaftes Gefühl für die Verantwortlichkeit, welche die enormen Kriegsrüstungen in die Hand der Mächtigen und mehr noch ihrer Ratgeber legen. An die Friedensliebe der Herrscher und der meisten ihrer Minister kann man aufrichtig glauben. Anders gestaltet sich das Bild, wenn man danach fragt, wer ein Interesse an einem Krieg, der wahrscheinlich ein Weltkrieg sein wird, haben mag? Die Prüfung der Möglichkeiten auf Europa beschränkend, begegnen wir dem in Frankreich sich erhaltenden Verlangen, den Frankfurter Frieden zu ändern, und das Verlangen, Elsaß-Lothringen zu erobern, erschiene hienach als der bedrohliche Punkt. In Wirklichkeit handelt es sich dabei jedoch um einen Hebel, den diejenigen in ihrer Hand sehen wollen, welche im Grunde nur ein geringes Interesse an Größe,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ruhm und Wohlfahrt Frankreichs nehmen. Frankreich war blühend, groß und mächtig, als sein Territorium noch kleiner war als das heutige; die unleugbaren und glänzenden Verdienste, welche Frankreich sich um die Zivilisation erworben hat, hängen nicht von wenigen Quadratkilometern Landes ab. Pavia, Waterloo waren vergessen, wie die heutige Generation der Franzosen Moskau, die Beresina und die Schiffsdocks in England zur Zeit Napoleons I. vergessen hat, wie sie Egypten und Faschoda vergessen hat. Dabei stellt Egypten einen unendlich schwerer wiegenden Verlust dar als das Elsaß. Historiker, Dichter, vor allem Soldaten werden natürlich stets von Scharten und der Notwendigkeit sie auszuwetzen reden und schreiben. Mit welchem Eifer kämpft der Oberst Marchand noch heute um Faschoda. Graf de Mun, Déroulède, Barrès und ihre Freunde befinden sich in Tyrtaeusrollen, wenn sie das Quand même der Patriotenliga in's Land rufen. Die Flamme der Vaterlandsliebe ist in allen Ländern heilig, und Übertreibungen im Ausdruck gehören in den Bereich poetischer Lizenz. Sie allein werden nicht imstande sein, die Nation zum Krieg fortzureißen, ebensowenig wie Arndt und Körner imstand waren, den Krieg gegen Napoleon herbeizuführen. In der rauhen Wirklichkeit entscheiden Faktoren von ganz anderem Kaliber. So sehen wir denn, daß es in der Tat die sogenannte Weltpolitik ist, welche in drohenden Wolken über dem Janustempel schwebt, und die Auflehnung gegen den Frankfurter Frieden erscheint als ein Hebel in der Hand der Männer, welche die Fäden in der Weltpolitik in der Hand halten. Die Probleme in Asien und Afrika sind in ihrem Kern wirtschaftspolitischer Art, und insoferne unterscheidet sich die heutige Position Deutschlands und Englands wesentlich von jener Englands und Frankreichs in den Tagen des englisch-französischen Gegensatzes; von anderen und früheren Episoden in der Geschichte zu schweigen. In der Vergangenheit, — man kann die Verdrängung Frankreichs aus Indien durch England zum Muster nehmen — handelte es sich darum, wer Sieger und



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrscher in alten Kulturgebieten sein sollte. Oder deutlicher noch, wer von Ländern Besitz nehmen soll, die erst der Kultur zu erschließen waren, wie Amerika, Australien. Solche Aussichten bieten sich heute keinem Staat in der damaligen Art und Bedeutung. Nachdem man die Wege des Prinzen Eugen von Savoyen verlassen und die Staaten am Balkan gewähren ließ, ist die Möglichkeit, Traditionen anderer Nationen ins Auge zu fassen, dahin gegangen.

Fortan liegt für alle Staaten da, wo die Expansion, der Erwerb von Ländern möglich ist, der Kern der Sache nicht im Herrscherrecht und -Vorteil, sondern im wirtschaftlichen Betrieb. Dies zugegeben, erkennt man, daß heutzutage ganz andere Interessen und ganz andere Faktoren treiben. Es sind die großen wirtschaftlichen Betriebe und Vereinigungen, die Geldmächte, welche heute der Weltpolitik ihren Atem einhauchen. Die Nationen, die Herrscher, die Regierungen treten in den Schatten und dienen jenen Mächten als Werkzeug; der edle Idealismus ebenso wie die gewöhnliche Selbstsucht und Habsucht erscheinen an ihrer Seite. Der französische Botschafter in London, Jules Cambon, hat die Äußerung getan, daß heute die diplomatische Korrespondenz zu drei Vierteilen wirtschaftspolitischen Inhaltes ist. Welche Rollen die Interessen einzelner Erwerbsgesellschaften spielen, ersieht man an der Bagdadbahn und den Vorgängen in Afrika.

So sind, kurz skizziert, die Hauptzüge des Bildes. Man richte sodann den Blick auf die Schatten darin; häufig genug treten sie hervor, ohne daß man ihre Bedeutung zu erkennen pflegt. Der eben in Berlin verhandelte Prozeß Krupp mag hieher gehören; er steht der Politik fern, aber er steht nahe den Kreisen, welche in der Politik einen bedeutenden Platz haben. Krupp unterhält, was sein gutes Recht und eine geschäftliche Notwendigkeit ist, eine Informationsagentur, ein Recherchenbureau in Berlin, wie er es in anderen Hauptstädten unterhält; er muß wissen, was der Konsument will und was der Konkurrent bietet. Welche


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittel bei dem Agenturbetrieb „usanzmäßig“ sind, soll hier nicht erörtert werden. Das Wort gestattet überall einen weiten Spielraum. In der Prozeßverhandlung erscheinen Offiziere und Militärbeamte, welche sich dagegen wehren, daß sie der Agentur „Geheimnisse der Militärverwaltung, der Militärwerkstätten“ mitgeteilt hätten und dabei „einen Vorteil verfolgten“. Es ist geboten, das Ende des zweiten Prozesses abzuwarten, bevor man sich über diese Dinge äußert. Es war jedoch bekannt, unter anderem infolge der Rivalität zwischen den Waffenfabriken Krupp und Ehrhardt, daß Krupp eine bevorzugte Stellung in Berlin einnahm, was sich zum Teil aus den hervorragenden Leistungen Krupps um das deutsche Geschützmaterial erklärt und zum anderen Teile aus den bedeutenden Interessen, die sich um die Kruppschen Unternehmungen gruppieren. In den Verwaltungsstellen sind viele ehemalige hohe Staatsbeamte, in den Fabriken und in den Vertretungen viele ehemalige Offiziere, in den Bureaus zahlreiche ehemalige Assessoren angestellt. Es ist vielfach in diesen Kreisen entweder Interesse oder „Strebsamkeit“, welche dazu antreiben, Anstellung bei Krupp zu finden. Aus alledem und noch anderem ergibt sich eine „Prädisposition“ für Krupp, die in vielen Militär- und Beamtenkreisen angetroffen wird. Das alles kommt an dieser Stelle nur als Symptom in Betracht; es ist bei weitem nicht das wichtigste seiner Art. Alle bedeutenden geschäftlichen Betriebe befinden sich in ähnlicher Lage, und mancher Beobachter wäre zu dem Ausrufe verlockt: „Wenn das so ist, so verstaatliche man doch alle diese Betriebe. Dann wäre der Staatssozialismus in greifbarer Form erkennbar.“ Der Übertritt hoher Staatsbeamter und Offiziere in geschäftliche Betriebe ist seit langem an der Tagesordnung.

Die acht Berliner großen Banken haben in der Zeit von 1886 bis 1910 bei der Reichsbank zwanzig Milliarden Mark Wechsel diskontiert erhalten, welche nicht aus wirtschaftlichen Operationen hervorgegangen waren, sondern sich als Finanzwechsel darstellen, die gemacht wurden,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um den Banken Mittel zu schaffen. Die französische Kriegszahlung, welche oft als der „Anstoß zum Wirtschaftsaufschwung in Deutschland" dargestellt wird, hat nur fünf Milliarden betragen; man halte sich vor, welche Macht diese zwanzig Milliarden in die Hand der Berliner Banken gelegt haben, welche Mittel zur Bereicherung. Dabei war der Diskont für das Gros der Geschäftswelt immer sehr hoch; ebenso die Konto-Korrent-Zinsen, welche die Banken und nach ihnen die Bankiers berechneten. Es ist Pflicht, zu bemerken, daß die Reichsbank sich dieser Praxis widersetzt hat, allein das Direktorium und der Präsident sind nicht die entscheidenden Stellen; Chef der Reichsbank ist der Reichskanzler und derselbe trifft seine Entscheidung im Geiste der Gesamtpolitik, welche, darum handelt es sich, von den Größen in den Geschäftsbetrieben inspiriert wird.

Die öffentliche Meinung findet keine Veranlassung, an solchen Vorgängen Anstoß zu nehmen; vielfach tritt sie dafür ein. Die Suggestion wirkt auch hier. Bei den Rivalitäten, welche die Eisenbahn-Projekte (Bagdad, Homs u. a.) und gewisse Vorgänge im Orient beleben, ist auf die Rolle der Zeitungen hingewiesen worden. Im Verlauf der Marokko-Kongo-Verhandlungen ist daran erinnert worden. Die „Revue du Mois" vom 10. Juni 1911 (Paris, Felix Alcan) berichtet:

„Ein Blatt des Comité Union et Progrès in Konstantinopel, Chourai Ummet, druckt einen Artikel ab, der in dem offiziellen Blatt des Komitees in Monastir, „Négyr-i-Hakikat" vom 25. Februar bis 10. März 1910 erschienen ist. Danach erhielt die Pariser „Temps" die folgenden Bezahlungen: 6 000 Franken für acht Leitartikel über die Integrität der Verwaltung unter dem Sultan Abdul Hamid; 15 000 Franken für eine Woche hindurch folgende Artikel über den Kredit Bulgariens, zur Förderung seiner Anleihe; 10 000 Franken für einen Artikel, der beweist, daß das Comité Union et Progrès eine Räubergesellschaft sei; 10 000 Franken für einen Artikel, der den Anschluß von Kreta an Griechenland als vollzogen (fait accompli) darstellt." —


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wendet man sich der englischen Presse zu, so sieht man alsbald die bedeutende Rolle, welche den Geschäftsbetrieben und ihren politischen Affiliationen zugewiesen wird. Die meisten der alten Zeitungen in London wie im Lande sind allerdings noch in den Händen der privaten Besitzer, Personen oder Gesellschaften; sie sind aber gezwungen, sich in dem allgemeinen Fahrwasser zu bewegen. Die Richtung wird von den modernen Zeitungsbetrieben angegeben, die sich als Kapitalassoziationen für den Geschäftsbetrieb darstellen. Namentlich seit den letzten fünfzehn Jahren hat die englische Presse ein anderes Gesicht angenommen; man braucht nur die älteren Jahrgänge der „Times“, des „Standard“ u. a. mit den neuen zu vergleichen. Der literarische und politische Charakter behauptet sich noch, und es wäre ein Unrecht und ein Fehler, wollte man daran mehr als nötig tadeln. Tempora mutantur. Wenn Saint Simon in seinen Memoiren auf die Heiraten der Töchter des höchsten Adels mit Finanzpächtern hinweist, wenn englische Autoren tadeln, daß die Enkelin Pitt's den Bankier Goldschmidt geheiratet hat, so tritt man, beim Streifen dieser Erinnerungen, nicht aus dem Gedankengang, welchen die Wandlungen großer und berühmter Zeitungen eingeben.

Die Wirkungen äußern sich nach verschiedenen Richtungen. Wer die Geschichte der Regentschaft in Frankreich, insbesondere die Beziehungen zwischen dem französischen Minister Kardinal Dubois und dem englischen Minister Walpole kennt, mag ermessen, wie weit die goldene Hand in der Politik reicht. Heute hat die französisch-russische Allianz den goldenen Boden der auf zwölf Milliarden Franken berechneten russischen Anleihen in Frankreich, und in die französisch-englische, wie in die englisch-russische Entente spielen geschäftliche Interessen hinein. Bismarck hat die Macht des Geldes in der Politik durch die Behandlung des „Welfenfond“ anerkannt. In den Balkanangelegenheiten spielen die Finanzen eine große Rolle. Serbien, Bulgarien, Griechenland wären ohne den Beistand namentlich der französischen Finanz nicht im Stand gewesen,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Krieg gegen die Türkei vorzubereiten. Welche Rolle das Geld in der Publizistik, in der Agitation für diesen und jenen Staat spielt, mag man an der obigen Mitteilung betreffend den „Temps“ ermessen; es ist namentlich von und für Serbien und Griechenland viel geschehen. In diesen Tagen meldete der Telegraph aus Sofia, der vorige Ministerpräsident Daneff sei „wegen Verwendung des geheimen Fonds angeklagt, gar verhaftet worden.“ Die Bestätigung der Nachricht ist ausgeblieben; wahr oder falsch, so deutet sie auf die Rolle des Geldes in der Politik hin. Gleichzeitig liegt das Plaidoyer in dem Prozeß Krupp vor, wozu mancher sagen mag parturiunt montes nascetur ridiculus mus. Die Angeklagten erscheinen als Werkzeuge, vielfach untergeordneter Art; man ist jedoch berechtigt und genötigt, aus alledem Schlüsse auf die Rolle der Geldmächte zu ziehen. Was von der Industrie gilt, gilt in noch weit höherem Grad von den Banken, deren Beziehungen zur Presse zum Teil notorisch sind.

Das wirtschaftliche Getriebe, im Zeichen des Großkapitals und der Assoziation stehend, wird von den Geldmächten gelenkt und inspiriert; das wirtschaftliche Getriebe andererseits gibt der inneren und äußeren Politik die Richtung an; es ist darin der dominierende Faktor. Das alles ist übrigens nichts Neues. Wie der Kern jeder religiösen Sektenbildung politisch ist, so ist meistens der Kern jeder politischen Bewegung wirtschaftlicher Art. Ote-toi que je m'y mette ist das Motto der Liberalen gegenüber den Konservativen, der Sozialdemokraten gegenüber den herrschenden Parteien. Bei alledem ist zu beobachten, daß die politisch wirkende Geldmacht der Monarchie gefährlicher ist als der demokratische Sozialismus. Zwischen Thron und Altar einerseits und dem Egoismus der assoziierten Geldmächte kann es keinen Pakt geben, weil er einerseits den Gesetzen der Tugend und der Nächstenliebe widersprechen würde und weil die Monarchie ohne diese Pfeiler nicht bestehen kann; der Monarch ist mit der Sorge für das Wohl des Volkes beauftragt, auf die



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dauer unverträglich mit den Interessen der assoziierten Geldmacht. Zudem ist dieselbe ihrem Wesen nach antinational und — nicht im guten Sinn — international. Das Ziel der assoziierten Geldmacht ist die Weltherrschaft der Großkapitalisten; man braucht nur an die Luzzati'schen Projekte der Internationalen Zentral-Gold-Bank zu denken, in der alles Gold aufgespeichert und die Verrechnung zwischen den Staaten und Plätzen buchmäßig erfolgt.

In fast allen Konflikten zwischen den Staaten hat das Kapital Stellung genommen. Solange die Differenzen zwischen England und Rußland akut waren, hat das englische Kapital sich von allen russischen Finanztransaktionen fern gehalten. Um der Bundesgenossenschaft willen hat sich das französische Kapital Rußland dargeboten. Um der deutschen Diplomatie Hindernisse zu bereiten, hat sich während der Marokko-Krise das französische Kapital von Deutschland zurückgezogen. Vor einigen Jahren wehte der Wind in anderer Richtung. Damals hatten französische und deutsche Finanziers in der politischen Welt für eine „wirtschaftliche Annäherung" zwischen Deutschland und Frankreich Stimmung gemacht. In Berlin, Paris und anderen Städten wurden Komitees errichtet zur Förderung des Gedankens; der heutige Minister Baudin stand dem Unternehmen nahe. Zunächst handelte es sich um die Ausdehnung der Beteiligung des französischen Kapitals an der Bagdadbahn und um Zulassung deutscher Industriepapiere an der Pariser Börse. Bald kam die Sache ins Stocken und der sogenannte Agadir-Fall gab ihr den Rest. Der damals fungierende französische Ministerpräsident Caillaux hat seine politische Popularität sich stark vermindern gesehen, weil man ihn in den Verdacht des Sympathisierens mit den deutschen Finanziers gebracht hat. Die Wahrheit ist, daß der Versuch zur Annäherung auf diesem Weg nicht glücken konnte, weil nur ein Teil der französischen Finanz dafür eintrat, während der bedeutendere Teil andere Wege verfolgte, und weil in Frankreich im Volk ein starkes Mißtrauen gegen politisierende Finanziers besteht, ein Nach-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klang aus der Zeit der Generalpächter und der Regentschaft. Die Behandlung der Marokko- und Kongofrage ist nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten erfolgt, an der natürlich die Geldmächte in beiden Ländern mitsprachen. Das Abkommen hat schließlich weder in Deutschland noch in Frankreich Zustimmung gefunden. Seitdem ist die Entfremdung größer geworden. Hatte sich ein Teil der Franzosen gegen die Einführung deutscher Industriepapiere, gegen Agenturen Berliner Banken in Paris aufgelehnt, so zeigte der andere Teil noch mehr Eifer gegen die deutsche Rivalität am Kongo und in Marokko, und da es auf anderen Gebieten in Frankreich nichts zu tun gab, so verlegten sich die Politiker auf die Opposition gegen Deutschland, die ihnen Schlagworte eingab. Es kam der Balkankrieg hinzu und die Vorstellung, der Bund von Serbien, Bulgarien und Griechenland würde demnächst eine Million Soldaten gegen den Dreibund marschieren lassen. An der Verbreitung dieses Glaubens sind die Geldmächte beteiligt, welche auf jede Weise für die Anleihen der Balkanstaaten Propaganda machen lassen. Der Mobilisierung der Geister folgte die Mobilisierung der Soldaten. Der Kriegsminister Millerand entfaltete große Energie, und der Gedanke an die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit gewann an Verbreitung. Man kann sagen, daß diese Mehrung beschlossen war, ehe das neue deutsche Militärgesetz ins Auge gefaßt war. Die Priorität kommt den französischen Militärs zu, wenn man auch begreiflicher Weise im Volk die Dinge anders ansieht.

Die Entwicklung hat zur Neubelebung des Gegensatzes der beiden Nationen geführt. Soll es verschwiegen werden, daß es auch auf deutscher Seite an Schürung nicht gefehlt hat? Man werfe z. B. den Blick auf das Buch eines gewissen Sommerfeld mit dem Titel: „Die Teilung Frankreichs im Jahre 19??" Die zeitgenössische Publizistik hat vielleicht nichts Törichteres, kaum Frevelhafteres aufzuweisen. Der Autor gibt die Provence und einen Teil von Languedoc an Italien; an England die normännische und ein Stück der

bretonischen Küste; das meiste fällt an Deutschland. Montpellier wird von den Italienern zerstört. Weßhalb gerade Montpellier? Eine der schönsten, ruhigsten Städte in der Welt, wo keine Spur von Abneigung gegen Deutschland besteht, falls man sie nicht hervorruft; die Stadt Dantes und St. Rochus! Nicht fern von Montpellier, in der Landschaft Cran, exerzierte Marius die Legionen, von welchen Cimbern und Teutonen in der Schlacht bei Aquae Sextiae besiegt wurden.

Das neue Militärgesetz stellt an sich keine aggressive Maßnahme dar. Es war eine notwendige militärische Maßregel; im Herbst haben die französischen Kompagnien an der Grenze, die 150 Mann zählen sollen, nur 75 Mann; im Innern Frankreichs fiel die Kompagnie gar von 117 auf 45 Mann. Die Schwadron zählt durchschnittlich 87 Mann (gegenüber 165 in Deutschland). Die Rekrutierung des Offizierskorps hat seit Jahren wachsende Schwierigkeiten gemacht. Vor zwanzig Jahren bestand starker Andrang zu den Offiziersschulen Saint Cyr, Ecole Politechnique, Versailles, Saumur, Saint Maixent. In Saint Cyr meldeten sich in einem Jahr 2500 Kandidaten. Im Jahr 1912 gab es für Saint Cyr nur noch 900 Kandidaten für 380 Plätze; für Saint Maixent 380 Kandidaten für 200 Plätze. Bei der Kolonial-Infanterie gab es gar nur 15 Kandidaten für 40 Plätze. Die Kandidaten zur Ecole de guerre gingen an Zahl noch mehr zurück als im Fall von Saint Cyr und Maixent.

Der neue Geist in Frankreich wendet sich der Pflege des Militärwesens zu, und in der Jugend entwickelt sich aufs neue die Neigung zum Militärdienst. Ob und in welchem Umfang das alles zur Betätigung gelangen wird, hängt zum Teil davon ab, ob es der Regierung gelingen wird, die materielle Lage der Offiziere und Unteroffiziere erheblich zu bessern und die Einflüsse der Parteipolitik aus dem Heer zu entfernen.

Im Heer wird offenbar viel gearbeitet; die Militär-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

literatur wächst bedeutend an; Strategie und Taktik werden gründlich behandelt. Viel wird von der Artillerie erwartet, mit deren Organisation und Geschützmaterial sich die Literatur auch in Deutschland oft und eingehend befaßt.

Auf diplomatischem Gebiet ist es nicht anders; überall sind die Geister in beständiger Bewegung.

Diese Unruhe wird das Vertrauen auf den Bestand des Friedens nicht bannen können, solange auf allen Seiten der Friede als das kostbarste Gut erkannt wird.

---

## XXX.

## Kürzere Besprechung.

Wlad. W. Kaplun-Kogan, Die Wanderbewegungen der Juden. 8°, 164 S. Bonn, A. Markus und E. Weber, 1913.

Der Verfasser sucht die Wanderbewegungen aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu erklären. Die Judenfrage ist hauptsächlich ein Wanderungsproblem, ohne Analogon in der Weltgeschichte. Wenn das Wirtsvolk sich die spezifisch jüdische Geschäftstätigkeit angeeignet hatte, entstand ein harter Konkurrenzkampf, der Vorbote der Auswanderung. Merkwürdig, je größer die Zahl der Juden, umso schwächer ihre wirtschaftliche Widerstandskraft, weil sie sich dann selbst Konkurrenz machen. Aus den Wanderungen ergab sich die Absonderung von den Völkern („auserwähltes Volk"). So wurde die Würde zur Bürde. Im ersten christlichen Jahrhundert bestand schon $^1/_8$ der ägyptischen Bevölkerung aus Juden. Vordem viele in Babylon, anderen Ländern des Orients bis nach China, selbst in Rom. Schon vor Christus lassen sich auf der Pyrenäenhalbinsel Juden nachweisen. Im Jahre 1290 mußten sie England verlassen und seit 1492 in Zwischenräumen Spanien und Portugal. Die meisten Flüchtlinge kamen nach der Türkei, welche sie wirtschaft-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich hoben. Andere verkümmerten in Nordafrika. Ein kleiner Teil ließ sich in Italien, Holland und später Hamburg nieder. Von Deutschland aus kamen die Juden nach Polen. Die Auflösung dieses Reiches brachte viele nach Südrußland.

Die heutige Judenheit besteht aus drei Schichten. Ein kleiner Teil besteht aus Großkapitalisten, eine bei weitem größere Bevölkerungsziffer aus mittleren Geschäftsleuten in auskömmlichen Verhältnissen und die große Masse (Osteuropa) aus Trödlern, Handwerkern, Lohnarbeitern und Bettlern. Sie bilden kein Element des wirtschaftlichen Fortschritts und empfinden bitter die neuerdings sich zeigende Konkurrenz der einheimischen Arbeitskräfte.

Dazu kommt, daß dieses jüdische Proletariat nur in den Städten des Ansiedlungsrayon (ehemaliges Polen) wohnen darf. Dort gibt es nur wenig jüdische Großkaufleute, aber 93 % Gewerbtreibende, darunter 50 % Heimarbeiter; aber trotz ihrer Armut haben sie keine Analphabeten. Unter den Einwanderungsländern berücksichtigt der Verfasser nur die Vereinigten Staaten. Dort sind in den Jahren 1881—1911 1 710 000 eingewandert. Im Jahre 1910/11 gab es unter den Italienern in Nordamerika 40,12 % Rückwanderer, unter den Juden nur 7,01 %. Unter allen Einwanderern weisen die Juden am meisten Gewerbetreibende auf — 42,9 % (Deutsche und Skandinavier nur je 20 %). Bei den amerikanischen Juden geben jetzt die ihre Eigenart wahrenden Handarbeiter den Ton an, während die verhältnismäßig wenigen reichen Kaufleute und Industriellen in der herrschenden Bevölkerung aufzugehen suchen. Auch Galizien und Rumänien sind heftig von der Auswanderung ergriffen. Diese hat neben den Vereinigten Staaten England, Kanada, Mittel- und Südamerika, Australien, Südafrika und — Palästina zum Ziel. Wann werden diese Wanderungen aufhören? Dem Verfasser gebührt Anerkennung für seine fleißige, sauber ausgearbeitete, manche neue Gesichtspunkte bietende Schrift.

---

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## XXXI.

## Georg Freiherr von Hertling als Philosoph.

Zum 70. Geburtstag.

Von Dr. St. Schindele.

„Über die Bedeutung der Welt, die uns umgibt, unsere eigene Stellung in ihrer Mitte, die Güter, welche der Zusammenhang der Dinge unseren Hoffnungen vorbehält und die Ziele, die uns in ihm gestellt sind: über alle diese Rätsel unserer Herkunft und unserer Bestimmung ist zu allen Zeiten nachgesonnen worden." So bestimmt Lotze das Arbeitsfeld des Philosophen (Mikrokosmus, 9. Buch, 1. Kap. III[3], 453). Hilty, der freisinnige Schweizer Rechtslehrer, drückt sich im Anschluß an Heinrich Heine dichterisch aus: „Was bedeutet der Mensch, woher kommt er, wohin geht er, wer wohnt über den goldenen Sternen?" Das ist die Frage der Fragen, auf die jeder nicht ganz oberflächliche oder tierische Mensch wenigstens einmal in seinem Leben eine Antwort sucht, und — es ist traurig, es gleich sagen zu müssen — die meisten gehen heute aus demselben, ohne sie gefunden zu haben" (Glück, I[3], 215). Der alte Preußenkönig Friedrich der Große kannte diese Fragen und diese Rätsel, welche den Philosophen in Atem halten, recht wohl. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er die Verse nieder:

„Unde, ubi, quo? D'où viens-je? Où suis-je? Où vais-je?
Je n'en sais rien. Montaigne dit: ‚Que sais-je?' "

(Oeuvres de Frédéric le Grand, éd. Preuss, tome 14, p. 18. Vers sur l'existence de Dieu, composés par Frédéric quelques années avant sa mort.)




Digitized by Google


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Und Friedrichs Meister in der Philosophie, Voltaire, hatte alle diese Fragen und Rätsel schon vordem in die zwei Fragen zusammengedrängt, die sphinxgleich den Menschen anstarren: „Enfin pourquoi a-t-on l'existence? Pourquoi est-il quelque chose? (Des singularités de la nature, 1768, ch. 24: Ignorances éternelles. Oeuvres éd. Moland XXVII, 181.)

Welche Antwort auf diese Fragen, welche Lösung dieser Rätsel weiß Georg Freiherr von Hertling zu geben, er, der jahrzehntelang einen philosophischen Lehrstuhl mit Erfolg und Ehre inne hatte, bis er ihn mit dem Sessel eines bayerischen Ministerpräsidenten vertauschte? Er möge es uns selber durch den Mund seiner zahlreichen philosophischen Schriften sagen. Der Schreiber dieses hat mit Absicht lediglich nur Stellen aus Hertlings Werken gesammelt und zum Strauße gebunden und nur gelegentlich fremde Blumen mit aufgenommen. „I'ay faict icy un amas de fleurs estrangiers, n'y ayant fourny du mien que le filet à les lier.“ (Montaigne, Essais III, 12.)

Seit unvordenklichen Zeiten gehen die Antworten auf jene Fragen und die Lösungsversuche für jene Rätsel nach zwei Richtungen auseinander, die sich wie Wasser und Feuer, wie unvereinbare Gegensätze verhalten. Im platonischen Dialog Philebus (28 d) frägt Sokrates: „Ist es eine unvernünftige und blinde Kraft, ist es der Zufall, der dieses All leitet? Oder ist es im Gegenteile, wie unsere Vorfahren annahmen, Vernunft und staunenswert zusammenordnende Weisheit, die regierend alles durchdringt?“ Diesen Gegensatz der Weltanschauung hat Trendelenburg näherhin als die mechanische und organische Ansicht zu kennzeichnen versucht.

Die mechanische oder physische Ansicht sieht „die Welt, unter dem Gesichtspunkte der treibenden Ursachen und Wirkungen an wie ein Meer, das der Wind bewegt . . . Was Großes entsteht, ist nach ihr nicht eigentlich hervorgebracht, sondern nur im glücklichen Zusammenwirken zurechtgestoßen . . . Die Dinge haben keine Wahrheit; denn ihnen liegt kein Gedanke zum Grunde.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wahrheit ist nur im menschlichen Denken . . . Die organische Ansicht dagegen sieht die Welt unter dem Gesichtspunkte des Zweckes und der vom Zwecke durchdrungenen Kräfte wie einen organischen Leib. Nur der Gedanke vermag sich ein Organon zu bilden und es zu leiten. Daher ist die organische Ansicht die geistige, die Ansicht des sich verwirklichenden Geistes . . . Der Gedanke ist nicht nachgeboren, wie bei der physischen Ansicht, sondern der Schöpfer selbst, allmächtig von Anfang. Die Wahrheit jedes Dinges ist ein Strahl dieses Gedankens; wie den Dingen ein Begriff zum Grunde liegt, so sollen sie diesem Begriff genügen. Die Wahrheit zeichnet sich auf diese Weise in den Gestalten der Schöpfung, und wir betrachten sie in ihr andächtig und fromm . . . Die menschliche Vernunft ist nun nicht mehr in der Welt wie ein Fremdling, sondern wie der erstgeborene Sohn im Hause des Vaters . . . Alles Erkennen ist nun die vertrauensvolle Tat, die dem Gedanken nachschafft, alles Wahrnehmen ein Lauschen auf seine Offenbarung, alles Denken ein Nachdenken". (Logische Untersuchungen II[2], 461 ff.).

Der jüngere Fichte, Immanuel Hermann Fichte, bestimmt diesen Gegensatz noch genauer:

„Alle jene Partikulargegensätze (Pantheismus und Deismus, Dualismus und Monismus, Sensualismus und Intellektualismus, Idealismus und Realismus, Dynamismus und Atomismus u. s. f.) sind heute untergegangen, gleichsam verschlungen von dem Grundgegensatze der mechanistischen Weltansicht und der teleologischen; oder kürzer, prägnanter und verständlicher: von Theismus und Atheismus." (Fragen und Bedenken, Sendschreiben an Geller, Leipzig 1876, 73.)

Freiherr von Hertling nun bezeichnet jenen Grundgegensatz als den der mechanisch-materialistischen und der theistisch-theologischen Weltanschauung. Durch diese genauere Bezeichnung sind Mißverständnisse ausgeschlossen. Organisch könnte sich allenfalls auch der Monismus der Stoiker oder Schellings nennen, der das höchste Zweckprinzip als immanent, nicht als transzendent betrachtet. Die mechanisch-



Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

materialistische und die theistisch-teleologische Weltanschauung werden von Hertling in der folgenden Weise gekennzeichnet:

„Nur dann kann vernünftiges Nachdenken Voraussetzungen eines sinnvollen menschlichen Gemeinlebens entdecken, wenn diesem, wie der uns umgebenden Welt überhaupt, Vernunft zugrunde liegt. Wenn dagegen Materie und Bewegung und blind wirkende Naturgesetze das letzte sind, wovon das Universum mit allem, was es einschließt, abhängt und getragen wird, dann gibt es wohl Zustände, welche eintreten, Begebenheiten, welche sich ereignen, Tatsachen, welche eintreten müssen, aber das ganze Schauspiel des Naturlaufs mit seinem ungeheuren Aufwand an Kräften, mit seinem Prunke von Planeten und Fixsternen, mit seinem nie ermüdenden Wechsel von Blühen und Vergehen, mit seinem tiefen Weh und seiner seltenen Freude, hat keinen Sinn und Verstand, ist sinnlos und dumm. Wer könnte ernsthaft diesen Gedanken fassen, ohne zu verzweifeln? Über die unsägliche Plattheit eines Daseins, wie es sich dann ergäbe, soll das leere Gerede von Monismus und Entwickelung hinwegtäuschen. Aber was hälfe uns selbst der begründete Ausblick auf eine fortschreitende Steigerung menschlicher Kultur? Was hilft es den Geschlechtern, die vor Jahrtausenden geboren wurden, um zu sterben, daß nach weiteren Jahrtausenden andere Geschlechter kommen, die bei ihrem flüchtigen Auftauchen aus dem Nichts an neuen Wundern der Technik vorübergehen? Und was hilft es diesen zu wirklichem Glück, zu abschließender Befriedigung? Die menschliche Vernunft erträgt es nicht, daß alles nur entstehen soll, um zugrunde zu gehen. Sie sucht ewige Werte und in dem bunten Spiel der Gestalten, welches die Welt vor unsern Augen aufführt, den wechselnden Ausdruck ewiger, unveränderlicher Gedanken."

„Damit stellt sie der mechanisch-materialistischen die theistisch-teleologische Weltanschauung entgegen. Weil sie zu jedem Werden und Geschehen eine Ursache verlangt und ein ursachloses Werden als unmöglich zurückweist, so fordert sie auch mit dem Anfange der Weltbewegung eine Ursache der gesamten Weltwirklichkeit. Wir können uns vorstellig machen, wie, nachdem


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einmal der Mechanismus des Weltlaufs Wirklichkeit gewonnen hatte, ein Zustand auf den andern in begreiflicher Notwendigkeit gefolgt ist und weiter folgen muß. Aber ein erster Zustand muß dagewesen sein, in welchem zum erstenmal die Gesamtheit wirksamer Elemente in bestimmter und bedeutungsvoller Weise mit einander verknüpft war, so daß daraus alles Spätere folgerichtig sich ergeben konnte."

„Und dieser erste Zustand ist nur denkbar als hervorgebracht durch die Tat einer über allen Mechanismus hinausliegenden letzten Ursache. Als letzte kann sie nur eine spontane sein, eine Ursache also, welche den Grund ihres Wirkens in sich selbst hat und nicht von einem andern jeweilig zum Wirken genötigt wird. Spontaneität aber bedeutet Geistigkeit, denn der Geist entscheidet sich selbst im Gegensatze zur Materie, die von außen zurecht gestoßen wird. So knüpfen wir die sinnlich-körperliche Welt an ein geistiges Prinzip und gewinnen damit zugleich die Möglichkeit, die vernünftige Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Welt auf eine zwecksetzende Ursache, eine überweltliche Vernunft zurückzuführen. Die einheitliche Weltursache aber fassen wir zugleich als den Inbegriff aller Vollkommenheit, als das einzige an sich Wertvolle, durch welches alles andere erst Wert gewinnt und in welchem es unverlierbar in seinem Werte bewahrt bleibt." (v. Hertling, Recht, Staat und Gesellschaft, Kempten und München, 1906 (Sammlung Kösel) 15—17.)

„Für die mechanische Erklärung, wie sie allein dem Materialismus zu Gebote steht, ist alles, was ist, die Dinge und die Ereignisse und die menschlichen Handlungen mit ihren Wirkungen, so, wie es ist, weil es so werden mußte auf Grund der vorhandenen Bedingungen und nach Maßgabe der herrschenden Gesetze. Das Geschehende ist jederzeit nur das Produkt eines in der Vergangenheit abgelaufenen Prozesses, welcher zu keinem andern als eben diesem Ergebnisse hinführen konnte und zu ihm mit Notwendigkeit hingeführt hat. Es ist niemals das Ziel, auf welches jener Prozeß hingerichtet gewesen wäre. Alles, was der Naturlauf bringt, ist das unvermeidliche Resultat seiner Vorgeschichte und selbst wieder Bedingung ebenso unausweich-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

licher Folgen. Für die festgeschlossene Kette von Ursachen und Wirkungen handelt es sich nicht um die Verwirklichung von Zwecken und gibt es keine Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten. Hier ist daher auch keine Stelle für ein sittliches Sollen. Begreiflich wird dasselbe erst dann, wenn man es in das helle Licht der entgegengesetzten theistisch-teleologischen Weltansicht rückt." (Ebenda, 23 f.)

„Und so ist denn sogleich davon Ausgang zu nehmen, daß jener ganze Mechanismus des Naturlaufs nicht als eine auf sich selbst gestellte Macht angesehen werden kann, sondern als ein System von Mitteln zur Verwirklichung ewiger Ideen, und die unübersehbare Vielheit von Elementen, deren Wechselspiel ihn vorwärtstreibt, bestimmt ist durch einen ursprünglichen Plan. Vom Standpunkt des Materialismus bedeutet Naturgesetz nur die auf eine kurze Formel gebrachte Beschreibung eines, soweit unsere Erfahrung reicht, stets in der gleichen Weise geschehenden Naturvorganges. Auf dem jetzt eingenommenen dagegen bezeichnet der gleiche Name die Norm, welche jedem Bestandteile der Weltwirklichkeit die besondere Weise seiner Wirksamkeit vorgezeichnet hat, dem Atom nicht anders wie dem höchst entwickelten Organismus, damit es in ihr seine Eigenart betätige und kundtue. Weil aber die verschiedenen Bestandteile nicht fremd und äußerlich nebeneinander liegen, sondern zusammen ein einstimmiges Ganzes bilden, sind diese Gesetze sämtlich aus dem allgemeinen Weltplane entworfen oder in ihm enthalten. Der Wirksamkeit der Weltdinge gegenüber erweist sich daher dieser letztere als das universale Weltgesetz. Denn der Welplan verwirklicht sich durch die Tätigkeit der Weltdinge, die mit bestimmten Kräften und Fähigkeiten ausgestattet, in bestimmter Weise aufeinander wirken und voneinander leiden und miteinander mannigfache Wirkungen hervorbringen. Ziel, Richtung und Maß seiner Betätigung, welche das Gesetz seines besonderen Wesens ausmachen, sind für ein jedes durch das allgemeine Weltgesetz vorgezeichnet. Indem es sich dementsprechend betätigt, erfüllt es seine eigene Aufgabe und trägt es zugleich zu seinem Teile zur Verwirklichung des allgemeinen


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weltplanes bei, denn es füllt damit die Stelle aus, die ihm innerhalb des Ganzen zugefallen ist" (ebenda 24—25).

„Wenn also der vulgäre Materialismus nicht nur von dem Mechanismus der Naturgesetze wie von einer zweifellosen Wahrheit spricht, sondern auch vorgibt, daß durch dieselbe der Glaube an Weltschöpfung und Welterhaltung, an die Möglichkeit des Wunders und die Wirksamkeit des Bittgebetes endgiltig beseitigt sei, so sind das lauter leere und grundlose Behauptungen. Im Gegenteil, der Mechanismus der Naturgesetze und des Naturlaufes, an den uns Wissenschaft und Leben fortgesetzt gewöhnen, den wir um der Wissenschaft willen postulieren müssen und für den wir doch keinen stringenten Beweis besitzen, er wird erst verständlich, wenn wir ihn an eine einheitliche schöpferische Ursache anknüpfen, wenn wir in ihm das festgefügte System von Mitteln erblicken, durch welches Gott seine ewigen Ideen verwirklicht."

„Darum kann der gläubige Forscher sich rückhaltlos den Methoden und Voraussetzungen der exakten Naturwissenschaft hingeben. So wenig wird ihm dadurch die Welt entgöttlicht, daß ihm vielmehr allüberall, im Größten wie im Kleinsten, nur das Wort der Schrift entgegenleuchtet: Omnia in mensura et numero et pondere disposuisti (Sapp. 11, 21). Und je zahlreicher und energischer gläubige Elemente sich am Ausban der Wissenschaft beteiligten, desto mehr würden die Versuche verschwinden, die Ergebnisse derselben als unvereinbar mit den Lehren des positiven Christentums hinzustellen." (v. Hertling, Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft, Freiburg i. B. 2. Aufl. 1899, 72.)

„Nur dadurch, daß es uns gelingt, die Gesetze und Bedingungen ausfindig zu machen, von denen im regelmäßigen Laufe der Begebenheiten bestimmte Wirkungen abhängen, können wir die Natur in den Dienst der Menschen ziehen. Jenes Wort der Schrift (Genesis 1, 28: Unterwerft euch die Erde, u. s. f.) sanktioniert somit nicht nur die große Kulturaufgabe der Menschheit, sondern auch den Wissenstrieb der Forscher, die in unermüdlicher Arbeit bestrebt sind, alle einzelnen Glieder des Natur=


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mechanismus nach Möglichkeit aufzuhellen. Daß sie keine Veranlassung und kein Recht haben, über die Feststellung der Mittelursachen den schöpferischen Urgrund zu vergessen oder gar ihm die Anerkennung zu verweigern, brauche ich nicht nochmals zu wiederholen . . . . . Es soll der Mechanismus der natürlichen Ursachen unsern Sinn nicht derart gefangen nehmen, daß uns die Gesamtheit des Wirklichen in Materie und Bewegung aufgeht, aber wir wollen auch nicht voreilig die Verknüpfung natürlicher Ursachen überfliegen, um nns an vermeintlichen Wundern zu erfreuen." (Ebenda 76, 89.)

„In der Hast, sich die Schätze anzueignen, welche der methodisch geleiteten Erfahrung abzugewinnen sind, hat man keine Zeit, Reflexionen über Grundlage und Tragweite aller Erfahrung anzustellen. So wertet man das, was man allein kennt oder zu kennen glaubt, und verschließt sich in trotziger Selbstgenügsamkeit der Einsicht, daß diese ganze Welt des Empirischen nur ein Ausschnitt und zudem ein durch mannigfache Bedingungen und Voraussetzungen vermittelter Ausschnitt aus der Gesamtheit des Wirklichen ist und daß vor ihr, hinter ihr und über ihr die dem Denken zugängliche Welt des Geistigen liegt." (Ebenda 100.)

**Die Welt des Empirischen, des Mechanisch-Materiellen nur ein Ausschnitt aus der Gesamtheit des Wirklichen! Vor, hinter und über ihr liegt die dem Denken zugängliche Welt des Geistigen, des Ideal-Teleologischen, in dessen Dienst das Mechanisch-Materielle steht oder stehen sollte. Dies sind altehrwürdige Gedanken, seit unvordenklicher Zeit durch die Anhänger der theistisch-teleologischen Weltanschauung, der Philosophia perennis, vertreten.**

„All dies gehört zu den Miturſachen, deren sich Gott als Mittel bedient, um die Idee des Besten soweit als möglich zu verwirklichen. Von den meisten aber werden sie nicht als Mitursachen (ξυναίτια) angesehen, sondern als die wahren Ursachen (αἴτια) von allem" (Platon, Timaeus 46 d). „Die Entstehung dieser unserer Welt vollzog sich durch das gemeinsame Zusammentreten von Notwendigkeit und Vernunft" (Plat. Tim. 48 a).


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Etwas anderes ist die Ursache und etwas anderes dasjenige, ohne welches die Ursache nicht Ursache sein könnte" (Plat. Phaedon. 99 b). „Wenn ein Haus sein soll, so muß notwendig dieses und jenes vorher geschehen oder sein oder bestehen: allgemein, es müssen die zum Zwecke erforderlichen materiellen Mittel vorhanden sein, wie Ziegel- und Bruchsteine. Aber der Endzweck wird nicht ausschließlich durch diese verwirklicht, vom Stoffe abgesehen, bei dessen gänzlichem Fehlen freilich weder ein Haus noch eine Säge zustande kommt, ohne Steine oder Eisen ... Der Physiker muß beide Ursachen angeben, in höherem Grade aber die Zweckursache, denn diese bedingt die materiellen Mittel, nicht umgekehrt." (Aristoteles, Physic. II, 9, 200 a b.) „Als ich nach den letzten Gründen des Mechanismus und der Bewegungsgesetze forschte, erstaunte ich zu sehen, daß es unmöglich sei, sie in der Mathematik zu finden, daß man vielmehr zur Methaphysik zurückkehren müsse. Dies führte mich zu den Entelechien zurück, von der Materie zur Form ... Die Vertreter der (substantiellen) Formen, wie die Platoniker und Aristoteliker, haben recht, wenn sie die Quelle der Dinge in den Zweck- und Formalursachen suchen. Aber sie haben unrecht, wenn sie die Wirk- und Materialursachen vernachlässigen ... Die Materialisten dagegen oder die Anhänger einer ausschließlich mechanischen Naturerklärung haben unrecht, wenn sie metaphysische Betrachtungen verwerfen und alles durch Faktoren erklären wollen, die dem sinnlichen Gebiete entstammen ... Ich schmeichle mir damit, daß ich sah, wie alles in den Erscheinungen der Natur sich zu gleicher Zeit mechanisch und metaphysisch vollzieht, wie aber die Quelle des Mechanismus in der Metaphysik gelegen ist. (Je me flatte d'avoir vu ... que tout se fait mécaniquement et métaphysiquement en même temps dans les phénomènes de la nature, mais que la source de la mécanique est dans la métaphysique." Leibniz, Trois lettres à Mr. R. de Montmort, 1714; Leibnitii Opp. phil. ed. Erdmann, Berol. 1840, p. 702 a; ähnlich im Système nouveau de la nature, n. 2 3. Opp. ed. Erdmann, p. 124.) „Aus dieser Gesinnung entsprang die Achtung vor dem wissenschaftlichen Wert

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google






mechanischer Forschung in Natur und Geschichte, aus ihr zugleich die hartnäckige Ablehnung, in allem Mechanismus mehr zu sehen als die im Denken isolierbare Form des Verfahrens, die das höchste Wirkliche der lebendigen Entwickelung seines durch sie allein nie erschöpfbaren Inhaltes gibt" (Lotze, Mikrokosmus, 9. Buch, 5. Kap. Schlußwort; III³ 616.)

**Auf Grund einer solchen Auffassung vom Verhältnis des Realen zum Idealen, des Mechanisch-Materiellen zum Theologisch-Idealen bestimmt sich für Freiherrn von Hertling die Stellung der Einzelwissenschaft zur Philosophie von selber; desgleichen diejenige des Wissens zum Glauben.**

„Möge die Naturwissenschaft fortfahren, auf ihrem Gebiete sich der mechanischen Erklärung zu bedienen. Ihr hat sie in der Vergangenheit die fruchtbarsten Einblicke zu verdanken, neue wichtige Entdeckungen werden in Zukunft mit ihrer Hilfe möglich werden. Mehr und mehr werden wir das Zustandekommen und den Zusammenhang der vielgestaltigen Naturereignisse verstehen lernen, und die verwickeltsten Formen aus dem Zusammentreffen einfacher Gesetze begreifen. Auf die Fragen aber, welche auch dann noch übrig bleiben, wenn dereinst die Gesamtheit des Einzelnen vollkommen begriffen vor dem geistigen Auge unserer Nachkommen läge und die mechanische Notwendigkeit seines Entstehens und seiner Beschaffenheit überall aufgedeckt wäre, auf die Frage nach Ursprung und Ziel und dem letzten Grunde des Ganzen und damit auch unsrer Stellung in diesem Ganzen, ist es allein die teleologische Weltansicht, welche Auskunft zu geben vermag." (v. Hertling, Über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung, Bonn 1876, 92.)

„Was die Naturforschung betrifft, so hat man oft genug den Konflikt überschätzt, der aus den Entdeckungen und Erfindungen und den Errungenschaften der exakten Forschung für das gläubige Gemüt sich ergeben müsse. Richtigere Erkenntnis hat hier immer zu der Einsicht geführt, daß von wirklichen Konflikten, von Widersprüchen und Gegensätzen, nicht die Rede sein kann. Wir mögen ja begreifen, daß die großen Entdeckungen eines Kopernikus, eines Kepler und Galilei, da sie das Ptolemäische


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weltsystem in Trümmer schlugen, auch manches gläubige Gemüt ängstigten. Aber nicht lange, und man lernte einsehen, daß nichts von dem, was zum wesentlichen Inhalt der christlichen Religion gehört, daß insbesondere ihre unentbehrliche Voraussetzung, die theistisch-teleologische Weltansicht, in nichts durch jene Umgestaltung der hergebrachten Vorstellungsweise berührt werde. Wir glauben nicht mehr, daß der Fixsternhimmel wie eine Hohlkugel unser Weltgebäude abschließt und zusammenfaßt und zwischen ihm und unserer im Mittelpunkt gelagerten Erde die Planeten, eingespannt in vielfache, bewegliche Sphären, ihre Kreise ziehen, — aber unerschütterlich steht die Überzeugung, daß Fixsterne und Planeten am Finger des Allmächtigen laufen. Ähnlich hat man in unserer Zeit vermeint, daß die sogenannte Entwicklungslehre, der Darwinismus, dem Christentum, ja allem Gottesglauben die letzte Wurzel der Lebenskraft abschneiden werde. Aber es war wiederum nur ein erstes Erschrecken oder eine voreilige Täuschung." (v. Hertling, Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik, Freiburg i. B. 1897, 541.)

„Solange sich der Naturforscher innerhalb seines eigenen Bereiches hält, ist ein Konflikt mit den religiösen Überzeugungen des Katholiken ausgeschlossen. Die beiden Gebiete berühren einander gar nicht. Die religiösen Überzeugungen liegen jenseits der Grenze, bis zu welcher die Mittel der exakten Forschung hinreichen, und sie können durch dieselben ebensowenig begründet wie zerstört werden." (v. Hertling, Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft, S. 34.)

„Die Frage ist, ob die mechanische Naturerklärung wirklich zum vollen Verständnis der Natur ausreiche. Vielen freilich, und zumal den lauten Stimmführern der Tagesmeinung, klingt die Frage töricht. Nachdem wir mittels der Spektral-Analyse den Sirius auf seine stoffliche Zusammensetzung zu prüfen im Stande sind, nachdem durch das Mayer'sche Gesetz die Unzerstörbarkeit der Naturkraft erwiesen ist: wer wollte da noch zweifeln, daß es künftigen Generationen beschieden sein werde, auf den gleichen Bahnen wissenschaftlicher Untersuchung fortschreitend, allmählich alle die Probleme zu lösen, welche die um-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebende sichtbare Welt dem menschlichen Forschungstriebe stellt? Ich habe hier nicht zu untersuchen, ob die hundert Mal verheißene und doch niemals wirklich gelungene Durchführung der mechanischen Erklärungsweise auf die Erscheinungen der lebenden Natur möglich ist oder nicht. Ich lasse ebenso dahingestellt, ob nicht vielleicht schon diesseits der Grenze, welche das Organische vom Unorganischen trennt, Vorgänge auftreten und Gebilde sich zeigen, welche ausreichend zu erklären der auf das Gebiet des Wägbaren und Meßbaren eingeschränkten und daher nur quantitative Verhältnisse aufhellenden mechanisch-analytischen Methode versagt ist (Wigand, Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's, II, 109 und öfter). Angenommen, es möge eine heller sehende Zukunft wirklich dahin gelangen, in jeder fertigen Gestalt wie in jedem Prozesse des Werdens und Wirkens nur die Leistung derselben bekannten physikalischen und chemischen Kräfte zu erblicken; es möge gelungen sein, die sämtlichen einzelnen Erscheinungen und ihre Beziehungen untereinander auf die Bewegungen und die wechselnde Zusammenordnung unveränderlicher Grundbestandteile zurückzuführen, — dürfen wir glauben, daß alsdann alle Wißbegierde des menschlichen Geistes gestillt sei? Vielmehr wird sich nur um so lauter und dringender die Frage erheben, was denn nun dieses ganze Spiel der Atome im Grunde für eine Bedeutung habe. Je mehr man uns anleitet, in dem Weltlauf einen großen umfassenden Mechanismus zu erkennen, desto weniger können wir uns dabei beruhigen, in dem Universum nur bewegte Materie zu erblicken. Jeder Mechanismus weist über sich selbst hinaus; er verlangt einen intelligenten Urheber, der ihn eingerichtet hat, einen ersten Zustand, der zum ersten Male der Gesamtheit der Teile diejenige charakteristische Verknüpfung gab, aus welcher sodann alle späteren Zustände mit selbstverständlicher Notwendigkeit sich entwickeln konnten; er verlangt endlich, eben weil er als das Werk eines intelligenten Urhebers gedacht werden muß, ein Ziel, dem er zustrebt. Der Mechanismus der Naturgesetze und der wirksamen Elemente ist lediglich das Mittel zur


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verwirklichung ewiger Ideen" (v. Hertling, Albertus Magnus, Festschrift, Köln 1880, 131).

**Die Einzelwissenschaft als solche kann keine befriedigende Weltanschauung geben.**

„Über die letzten Fragen, Anfang und Ende, Grenze oder Grenzenlosigkeit, Zweck oder Zufälligkeit der Welt, kann dem Naturforscher ohnehin nur die Philosophie diejenige Auskunft erteilen, die überhaupt in diesen Regionen möglich ist" (D. F. Strauß, Der alte und der neue Glaube, 9. A. Bonn 1877, 142; Ges. Schrift. 6. Bd.). Auch ist „der modernen Wissenschaft in weitem Umfange der philosophische Geist abhanden gekommen. Sah doch schon Plato das auszeichnende Merkmal des Philosophen in der Fähigkeit, das viele Einzelne in der Einheit einer Gesamtanschauung zusammenzufassen. Auf die gleiche Ursache wird man alsdann einen zweiten Mangel zurückzuführen haben, ich meine den vielerorts sich breit machenden Positivismus, der nur das für bare Münze gelten lassen will, was den Stempel der Erfahrung an sich trägt, und alles, was der Erfahrung entzogen ist oder über die Erfahrung hinaus liegt, für bloßen Scheinwert erklärt" (v. Hertling, Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft, S. 99). „Es wäre abgeschmackt und lächerlich, wäre es nicht überaus traurig und beschämend, wenn man erlebt, daß Leute ohne jede Durchbildung, ohne wirkliches Wissen sich mit aufgelesenen Fetzen drapieren und als Vertreter einer höheren Einsicht, einer weiter vorgeschrittenen Denkweise aufzutreten wagen. Sie haben Häckels Welträtsel gelesen und reden von Monismus, ohne auch nur zu ahnen, daß das Schlagwort die Probleme verdeckt, statt eine Anleitung zu ihrer Lösung zu geben" (Hertling, Recht, Staat und Gesellschaft, 13).

**In weiten Kreisen herrscht eine Art von philosophischer Problemlosigkeit: man fühlt die Schwere der Welt- und Lebensrätsel nicht mehr, noch weniger die Schwierigkeit einer solchen Lösung, die vor dem kritischen Denken standhält. Das philosophische Staunen und sich Verwundern ist vielfach abhanden gekommen. Ein geistloser Betrieb der Naturwissen-**



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaften mag vielfach Schuld daran tragen. Wenn ein Hochschulprofessor z. B. es fertig bringt, bei Behandlung der Darwinistischen Entwickelungslehre alles zu verschweigen, was von naturwissenschaftlicher Seite für — aber auch gegen diese Hypothese vorzubringen ist —, braucht man sich dann über vollständige Verwirrung der Schüler in der Weltanschauungsfrage zu wundern! Nach Platon steht der Philosoph in der Mitte zwischen dem Weisen und dem Ungebildeten (Conviv. 204 b). Der Ungebildete kann und weiß nichts, hält sich aber doch für wissend und selbstgenügend. Der Philosoph aber erkennt sein Nichtwissen und staunt deshalb über die Dinge.

„Bei den Göttern, o Sokrates, gar gewaltig muß ich staunen, was dies wohl sein mag, und häufig, wenn ich näher zusehe, erfaßt mich umnachtender Schwindel". Auf diese Bemerkung Theätets antwortet Sokrates: „Das ist für einen Philosophen das Bezeichnende, das Staunen. Es gibt tatsächlich keinen anderen Anfang der Philosophie als diesen" (Theät. 155 c d). Die Götter aber, und wenn sonst jemand weise ist, philosophieren nicht und streben nicht darnach weise zu werden; denn sie sind es schon (Conviv. 203 e). „Nur über das Ungewöhnliche wundert sich der gewöhnliche Kopf; über das Gewöhnliche erstaunt der ungewöhnliche Kopf. So erstaunte Newton über den Umstand, daß ein Apfel vom Baume herunterfiel, und entdeckte infolgedessen das Gesetz der Gravitation. Nichts ist unbegreiflicher, als daß es Philosophen gegeben hat, die alles begreiflich fanden" (O. Liebmann, Gedanken und Tatsachen, II, 1904, 160, Kritische Metaphysik).

Auf dem Hertlingschen Standpunkt der theistisch-teleologischen Weltanschauung gibt es keinen Widerspruch zwischen Wissen und Glauben.

„Es ist wiederum nur die Halbbildung, welche von vornherein und grundsätzlich einen Gegensatz zwischen Glauben und Wissen meint statuieren zu müssen, als ob, wer dem Glauben huldigt, sich dadurch den Weg zum Wissen versperre, und umgekehrt, wer zum Wissen vorgedrungen ist, den Rückweg zum


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glauben nicht mehr finden könne. Eine solche Auffassung wäre falsch und unbegründet, selbst wenn das, was hierbei Wissen genannt zu werden pflegt, in allen seinen Teilen den strengen Anforderungen der Mathematik und der exakten Naturforschung entspräche. Sie ist doppelt unbegründet, weil das Wissen selbst umgeben ist und getragen wird von Annahmen, welche selbst nicht gewußt werden können. Nicht zwischen Glauben und Wissen besteht ein Gegensatz, sondern zwischen den Weltanschauungen, oder besser noch: zwischen den Gewohnheiten des Denkens. Der ungeahnte Fortschritt der Naturerkenntnis und die staunenswerten Triumphe der materiellen Kultur, welche den Stolz unseres Jahrhunderts ausmachen, haben uns mit unseren Gedanken und Empfindungen so völlig in die sichtbare und greifbare Welt hineingebannt, daß wir unwillkürlich nur das gelten lassen, was zu ihr gehört, aber ungläubig abweisen, was darüber hinaus liegt und keine Bestätigung durch den Augenschein findet. Einer solchen Stimmung erscheinen nicht nur die Vorstellungen des Offenbarungsglaubens, sondern die Ideen von Gott, Geist, Unsterblichkeit im besten Falle als fromme Dichtungen, in denen das Gemüt seine Befriedigung sucht. Man verwirft alles Metaphysische auch in der Theorie, weil man sich gewohnheitsmäßig davon abgekehrt hat. Aber vor der eindringenden Überlegung, welcher es nicht genügt, die Wissenschaft als Tatsache zu bewundern, sondern welche sich Rechenschaft zu geben sucht über Grundlage und Tragweite derselben, vermag diese Stimmung nicht stand zu halten. Ragen doch gerade umgekehrt die Voraussetzungen unseres Wissens ins metaphysische Gebiet hinein" (Hertling, Das Prinzip des Katholizismus, 28, 29).

**Die Voraussetzungen unseres Wissens ragen ins metaphysische Gebiet hinein! Wie ist dies zu verstehen und was sind das für Voraussetzungen?**

„Für uns gibt es in der Natur nichts Zufälliges. Alles Entstehen und Vergehen gilt uns als ein gesetzlich Geregeltes. Jedes Einzelne ist so, wie es ist, weil bestimmte Bedingungen gegeben sind, die es in dieser seiner Beschaffenheit als ihre Folge verlangen und darum auch allein möglich machen, handle



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es sich nun um eine Erscheinung am gestirnten Himmel oder um die eigenartige Gestalt einer Pflanze an einem bestimmten Standorte und in einer bestimmten Umgebung, um die Struktur der fallenden Schneeflocke oder die des himmelanragenden Gebirgsstockes. Auch die einzelne Naturtatsache fassen wir somit auf als ein Notwendiges, notwendig freilich nur auf Grund jener selben Voraussetzung von der gesetzlichen Ordnung des Universums, jenem Naturmechanismus, der allein eine zuverlässige Erklärung der Naturereignisse möglich macht. Aber jene Voraussetzung selbst fällt nicht in unser Wissen. Daß die Welt ein geordnetes Ganzes ist, nehmen wir an. Ein zwingender Beweis mit den Mitteln der exakten Naturwissenschaft für diese Annahme zu führen, ist nicht möglich. Jeder Schritt, den wir an der Hand der naturwissenschaftlichen Methode unternehmen, steht bereits auf dem Boden ihrer Giltigkeit." (Ebenda 24.)

Abgesehen von den Voraussetzungen jeder Erfahrung ist Grundvoraussetzung aller Wissenschaft das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit des menschlichen Denkens.

„Ich untersuche hier nicht, wie der Glaube an die Realität der Außenwelt, welchen uns die Anforderungen des Lebens unausweichlich aufdrängen, seine Rechtfertigung vor der reflektierenden Vernunft finde. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß eine solche Rechtfertigung nicht möglich wäre, wenn uns nicht schon vorher feststünde, daß unser vernünftiges, in durchsichtigen Schlüssen vorwärtsschreitendes Denken zu wahren und gewissen Ergebnissen hinführt. Und dies eben ist jene allererste Voraussetzung. Wir haben keine Wahl, wir müssen entweder auf alle und jede Erkenntnis der Wahrheit verzichten oder wir müssen von vornherein annehmen, daß eine bestimmte Betätigung unseres Denkens uns in den Besitz der Wahrheit führe — nicht jede Betätigung, wie die Tatsache des Irrtums beweist, sondern diejenige, welche unser Denken selbst als die richtige bezeugt. Ein Beweis aber für diese Vertrauenswürdigkeit des Denkens, wie wir diese erste aller Voraussetzungen nennen mögen, läßt sich nicht führen, denn jeder Versuch eines Beweises könnte selbst-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verständlich nur unter Annahme dieser Vertrauenswürdigkeit unternommen werden." (Ebenda 26, 27.)

**Also, wir müssen in teleologisch-optimistischer Weise voraussetzen, annehmen, glauben, daß die normale Betätigung unseres Erkenntnisvermögens uns in den Besitz der Wahrheit setzen kann.**

„Wer Wahres und Falsches scheidet, mißt das menschliche Denken an einem Zwecke und erkennt an, daß es dazu da sei, die Wahrheit zu finden. Würde aber die Natur der Dinge ihm das vermöge ihrer Notwendigkeit versagen, so wäre sein Beginnen wahnwitzig; er muß voraussetzen, daß seine eigene geistige Organisation auf Erkenntnis der Wahrheit angelegt ist und daß darum auch die Natur der Dinge darauf angelegt ist, erkannt zu werden. Die Lebhaftigkeit also, mit der die Verbannung des Zweckbegriffes verkündigt und die Betrachtung der wirkenden Ursachen als die allein wissenschaftliche und wahre verteidigt wird, ‚spottet ihrer und weiß nicht wie'." (Ch. Sigwart, Kleine Schriften, 1881, 66; Der Kampf gegen den Zweck.)

**Was hier der verdiente Tübinger Philosoph ausspricht, formuliert Freiherr von Hertling also:**

„Daran, daß sich die Vertrauenswürdigkeit unseres Denkens nicht beweisen läßt, muß festgehalten werden. Aber dieses Denken selbst, ist es nicht das dunkelste aller Rätsel? Durch einen Vorgang, von dem wir nur wissen als von einem innerhalb unseres Bewußtseins geschehenden, wird die Welt der wirklichen Dinge für uns zu einer vorgestellten und erkannten Welt. Eine subjektive, in unserem Innern verlaufende Tätigkeit erschließt uns dieselbe, so daß wir nun auch um sie, die von uns verschieden ist, wissen und von der Wahrheit und Gewißheit unserer Erkenntnis überzeugt sind. Wie aber kann das, was ist, sich dem Denken offenbaren, so daß das Seiende ein Erkanntes wird und das Denken sich mit einem wahren Inhalt erfüllt? Offenbar nur darum, weil Subjekt und Objekt zwar voneinander verschieden, aber einander doch nicht vollkommen fremd sind, weil das Denken ursprünglich angelegt ist auf die Erfassung des Seienden und das Seiende einen denkbaren Inhalt besitzt,





Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

beide somit, Denken und Sein, da sind füreinander, und in dieser ihrer gegenseitigen Beziehung zueinander von einer höhern, über beiden stehenden Ursache ins Dasein gerufen. So eröffnet sich uns von der obersten Voraussetzung des Wissens, wenn wir nur durchdenken wollen, was sie einschließt, der Ausblick in eine Weltanschauung, welche alles, was ist und geschieht, anknüpft an eine höchste Vernunft und darum in allem eine vernünftige Ordnung erblickt" (Das Prinzip des Katholizismus, 29, 30).

**Denken (Erkennen) und Sein (Erkenntnisobjekt) sind ursprünglich von einer höheren Intelligenz für einander bestimmt und eingerichtet, veranlagt worden.**

Platon erörtert dies im 6. Buche des Staates an einem berühmt gewordenen Bilde. „Was im Gebiete des Gedankens das Gute (die Idee des Guten) ist in seiner Beziehung zum Denken und zu den Gegenständen des Denkens, das ist im Gebiete des Sichtbaren die Sonne, in ihrer Beziehung zum Sehen und zu den Gegenständen des Sehens. . . . Die Sonne verleiht den Gegenständen, die gesehen werden, nicht nur die Fähigkeit gesehen zu werden, sondern auch das Entstehen und Wachsen und Sichnähren, ist aber selber nicht ein Entstehen . . . So kommt den Gegenständen der (geistigen) Erkenntnis nicht nur das Erkanntwerden, sondern auch das Sein und die Wesenheit von dem Guten zu, das selber nicht ein Sein ist, sondern an Würde und Macht höher steht als das Sein!" (Platon, Politeia 508 e, 509 b). „Die Wirklichkeit in Vernunft gegründet und darum durch Vernunft faßbar" (Fr. Paulsen, Philosophia militans, 1901, 89). „So ruht nicht nur unsere gesamte Wissenschaft auf dem Glauben, dem Glauben der Vernunft an sich selbst, und an eine gesetzliche Ordnung innerhalb der Welt der Objekte, sondern die Voraussetzungen des Wissens führen zugleich hinein in einen höhern und weitern Zusammenhang, in welchem sich Raum eröffnet nicht nur für vernünftige Aufstellungen im Sinne der alten Metaphysik, sondern auch für den Glauben im theologischen Sinne, für die fides divina" (Hertling, Das Prinzip des Katholizismus, 30). „Ungelöste, zum Teil


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unlösbare Probleme, unerklärte, vielleicht für immer unerklärliche Tatsachen sind es, wovon der Horizont unseres Wissens allseitig umlagert wird; so daß die menschliche Erkenntnis, wie das Bewußtsein des Menschen überhaupt, einer hell beleuchteten Insel gleicht, die aus tiefer Nacht hervortaucht und eben vermöge ihrer Helligkeit das Dunkel jener sie umgebenden Nacht um so dunkler erscheinen läßt" (O. Liebmann, Gedanken und Tatsachen, II, 91, Grundriß der kritischen Metaphysik).

Die menschliche Erkenntnis gleicht einer hellbeleuchteten Insel!

„Denken müssen und nicht anders denken können ist das höchste Kriterium unserer Erkenntnis. Es gibt kein höheres." (Hertling, Recht, Staat und Gesellschaft, 32.) „Es ist falsch und nur ein verbreitetes Vorurteil zu wähnen, daß wir mit dem Gedanken an Gott die Grenze möglicher Erkenntnis überschritten und uns nur noch in der Sphäre religiösen Empfindens bewegten. Wir denken Gott, weil uns nur mit seiner Annahme die Welt begreiflich wird, und wir denken ihn so, wie wir ihn denken müssen, wenn wir die Welt auf ihn als auf ihre letzte Ursache zurückführen. Unsere Vernunft kann nicht anders, sie muß für jedes Gewordene eine Ursache setzen, und darum ist es grundlose Willkür, ihr Halt zu gebieten, wenn dieser unausrottbare Trieb zur Anerkennung eines schöpferischen Gottes nötigt. Einem bequemen oder irregeleiteten Agnostizismus gegenüber bleibt das Wort bestehen, welches vor hundert Jahren Schelling an Jakobi schrieb: ‚Philosophie ist nur solange wirklich Philosophie, als noch die Meinung oder Gewißheit übrig ist, daß sich durch sie über Dasein oder Nichtsein Gottes etwas wissenschaftlich ausmachen lasse'." (Ebenda 17, 18.)

Man kann bei Kant und seinem Kritizismus, wovon die agnostische Richtung in Deutschland zumeist ausgeht, nicht stehen bleiben, sondern wird durch die Konsequenz der Gedanken weiter getrieben.

„Mit Kant ist es mir eigentümlich ergangen. Sein kritischer Idealismus war, wie ich in größter Dankbarkeit anerkenne, der Ausgangspunkt meines ganzen kritischen Denkens. Es war




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mir aber unmöglich, denselben beizubehalten. Vielmehr habe ich mich sehr bald den Ansichten Berkeleys wieder genähert, welche in Kants Schriften mehr oder weniger latent enthalten sind. Durch sinnesphysiologische Studien und durch Herbart kam ich zu Auffassungen, verwandt den Humeschen, ohne damals Hume noch zu kennen. Auch heute noch muß ich Berkeley und Hume gegenüber Kant als die weitaus konsequenteren Denker ansehen. Es kann nicht Aufgabe eines Naturforschers sein, einen Philosophen wie Kant, der aus den Zeitverhältnissen beurteilt werden muß, zu kritisieren oder zu widerlegen. Nebenbei gesagt wäre es auch keine große Heldentat mehr, die Unzulänglichkeit der Kantschen Philosophie zur Leitung der modernen Naturforschung aufzuzeigen. Das ist ja durch die Fortschritte auf allen Gebieten, auch auf dem der Philosophie, längst geschehen." (E. Mach, Die Analyse der Empfindungen, 5. Aufl. Jena 1906, 299, 300.)

Vom kritischen Idealismus Kants führt also der Weg konsequent zum Phänomenalismus oder Immaterialismus Berkeleys, wornach nur Geister und deren Vorstellungen existieren, welche Vorstellungen aber nicht durch reale Außendinge hervorgerufen werden, sondern durch die Gottheit hervorgebracht werden. Derlei traum-idealistische Aufstellungen glauben „die Berechtigung der teleologischen Weltansicht dadurch aufzuheben oder doch ihre Tragweite zu verringern, daß sie alle unsere Gedanken in die Grenzen des eigenen Bewußtseins hineinbannen und dem denkenden Subjekt den Fortgang zu einer Welt vom eigenen Selbst unterschiedener wirklicher Dinge abschneiden wollen. Das sind künstliche Systeme, die an der brutalen Macht der wirklichen Dinge zerschellen und den unerbittlichen Anforderungen des Lebens gegenüber hilflos versagen." (Hertling, Recht, Staat und Gesellschaft, 36.)

Mit dem bisher aus den verschiedenen Schriften des Freiherrn von Hertling Aufgeführten dürften die grundlegenden allgemeinen Gedanken seiner theistisch-teleologischen Weltanschauung hinreichend dargelegt sein. Aus ihnen geht


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alles übrige seiner theoretischen und praktischen Philosophie, wie auch seiner politischen und besonders sozialpolitischen Tätigkeit, folgerichtig hervor, wie der Stamm aus der Wurzel, die Frucht aus der Blüte. Es kann dies hier nicht ausführlich dargetan werden. Nur einige Andeutungen seien noch gestattet.

Die nach Darwin benannte Entwicklungstheorie, für Naturphilosophie und Naturforschung gleich bedeutungsvoll, beseitigt, auch wenn sie streng wissenschaftlich erwiesen wäre, was nicht der Fall ist, nach Hertling weder den Zweck noch die Gottheit und wird deshalb zu Unrecht vom Materialismus ausgebeutet. (v. Hertling, Der Darwinismus, eine geistige Epidemie, Frankfurter zeitgemäße Broschüren, 1880, S. 56, 57 ff., 73. Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik, 1897, S. 541. Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft, S. 66—69, 93—94. Über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung, Bonn 1875, S. 74.) Darwin selber hielt, wie bekannt, seine Deszendenzlehre mit dem Gottesglauben für vereinbar, wie er dies in dem Schlußwort seiner „Entstehung der Arten" ausspricht. (Ch. Darwin, Entstehung der Arten, nach der 6. englischen Auflage übersetzt von Carus, Stuttgart 1872, 569.) Die teleologische Entwickelung bei Augustinus (de trin. III, 8, 9; de Gen. ad litt. IV, 33, 51; de Gen. c. Man. I, 6: rationes seminariae) und bei Thomas von Aquin (Summa theologica 1 q. 115 a. 2: rationes seminales) ist gleichfalls bekannt. Trendelenburg, Der Erneuerer des Aristoteles-Studiums für das protestantische Deutschland, findet, „daß der deutsche Darwinismus, der den Zweck in die wirkende Ursache will untergehen lassen, ihn nicht wegschafft, sondern selbst voraussetzt. Was er von dem Kampf um das Dasein als Erreger der Kräfte dartut, fügt sich als Mittel in den Zweck ein." (Logische Untersuchungen, 3. Aufl. 1870, II, 93.) Ähnlich J. H. Fichte. (Die theistische Weltansicht, Leipzig 1873, 20.) „So läuft denn die Deszendenztheorie, der Kenntnis der wirkenden Ursachen ermangelnd, in Teleologie,


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

in die Lehre von den substanziellen Formen, in das Begriffssystem des Aristoteles aus; von mechanischer Causalerklärung der Organismen und der organischen Zweckmäßigkeit sind wir weit entfernt; und der ‚Newton des Grashalmes' verschwindet in unabsehbarer Zukunft." (O. Liebmann, Gedanken und Tatsacheu, II, 1904, 165, Kritische Metaphysik.)

Wie für das Verständnis der Natur die mechanisch-materialistische Anschauung nicht genügt, sondern über sich selber hinausgetrieben wird zur theistisch-teleologischen, so gilt dies nach Hertling auch für das Verständnis der Kultur, wie sie in Sitte, Recht, Staat und Gesellschaft u. s. f. sich auswirkt. Der Materialismus kennt keinen Sinn des Daseins (Hertling, Recht, Staat und Gesellschaft, 15); auf materialistischem Boden kann konsequent nicht von einem sittlichen Sollen geredet werden (Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik, 264, 265; Recht, Staat u. s. f. 23); ebensowenig von einem Rechte, das Recht des Stärkeren ausgenommen (Recht, Staat u. s. f. 14). Derlei hat nur auf theistisch-teleologischem Boden Sinn und Bestand (Recht, Staat u. s. w., 24, 25). „Das Sittengesetz fordert vom Menschen bewußte Realisierung des vernünftigen Weltplans. Er soll die Stelle ausfüllen, die ihm als Menschen innerhalb desselben zukommt" (Recht, Staat u. s. w., 30). Der Mensch besitzt Willensfreiheit (Kleine Schriften, 2—5; Recht, Staat u. s. w. 27—29). In einem jenseitigen Leben erst wird sich der Ausgleich von moralischer Würdigkeit und Glückseligkeit, wie Kant es genannt hat, vollziehen (a. a. O. 34). Das positive Christentum setzt die theistisch-teleologische Weltanschauung voraus (a. a. O. 17, 35). Der Staat gehört zu den in die sittliche Ordnung eingeschlossenen Menschheitszwecken (Kleine Schriften, 74; Recht, Staat u. s. w. 70 f.); ist deshalb nicht durch einen Vertrag entstanden, sondern hat viel tiefere Wurzeln (Recht, Staat u. s. w. 63 f.) Der Staat ist nicht die alleinige Quelle des Rechtes (a. a. O. 73). Neben dem positiven Rechte gibt es ein natürliches Recht, ein Naturrecht (Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik:

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Naturrecht und positives Recht, 168 ff; Naturrecht und Sozialpolitik, a. a. O. 264 f; Recht, Staat u. s. w. 50 f). Den Juristen, welche zumeist den Ausdruck „Naturrecht" verabscheuen, wird zugestanden, daß man statt „natürliches Recht" auch sagen könne „die sittliche Ordnung, soweit dieselbe die Norm für menschliches Gemeinschaftsleben enthält" (Recht, Staat u. s. w. 107; Kleine Schriften, 279). Gegen Kant und andere ist festzuhalten, daß das Recht in der sittlichen Ordnung wurzelt (Recht, Staat u. s. w. 45 f, 56). Der Zweckgedanke spielt, wie überall, so auch im Rechte, eine hervorragende Rolle (Kleine Schriften, 177, 178, 272). Die Monarchie hat ihre Vorzüge (Recht, Staat u. s. w. 147), der Absolutismus aber ist zu überwinden (a. a. O. 140). Der Staat soll nicht bloß Rechtsstaat sein, sondern auch Wohlfahrtsstaat (a. a. O. 74). „Der Staat soll sich nicht an die Stelle der Gesellschaft setzen, wie der Sozialismus will, denn das würde den Tod alles freiheitlichen Lebens bedeuten. Er soll sich aber auch nicht gleichgültig von der Gesellschaft zurückziehen und den in ihr wirkenden Kräften allein das Feld überlassen, denn das führt unvermeidlich zu einseitiger Entwickelung und läßt wichtige und berechtigte Elemente zurücktreten und verkümmern. Wohl aber kommt ihm die Aufgabe zu, als Vertreter der Allgemeinheit und des Gemeinwohls leitend und ausgleichend in das Gewirre nebeneinander und gegeneinander laufender Strömungen einzutreten. Die innere Politik des modernen Staates muß soziale Politik sein in der allgemeinsten Bedeutung dieses Worts, wonach darunter die Leitung, Förderung und Ausgleichung der verschiedenen Lebenskreise durch den Staat und im Interesse der staatlichen Gemeinschaft zu verstehen ist" (Recht, Staat u. s. w. 170). In Familie, Staat und Gesellschaft sollen nicht bloße Machtverhältnisse entscheiden, sondern teleologische, sittliche Ideen (a. a. O. 167). „Niemand darf zu einem bestimmten religiösen Bekenntnis oder zu einer bestimmten religiösen Handlung gezwungen werden; einem jeden muß es überlassen bleiben, seine Stellung zu den


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

religiösen Fragen selbst zu bestimmen und sein religiöses Leben nach eigenem Ermessen zu gestalten, solange er nicht durch seine Handlungen die religiösen Gefühle anderer verletzt oder durch die Verbreitung seiner Ansichten die theoretischen Grundlagen des bürgerlichen Gemeinwesens untergräbt!" (Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik, 25).

Dieser Rundgang durch die Weltanschauung des Freiherrn von Hertling zeigte uns denselben in großen Zügen als einen glänzenden Vertreter der theistisch-teleologischen Weltanschauung, der philosophia perennis, der immerwährenden Philosophie. „Wir halten fest an der philosophia perennis, an dem langsamen Anwachsen einer alle Zeiten umspannenden philosophischen Erkenntnis, zu der jedes Jahrhundert eine neue Schicht hinzufügt" (v. Hertling, Kleine Schriften, 545).

Nicht gewürdigt konnte hier werden Hertling als Gelehrter mit seinen verschiedenen gründlichen Arbeiten über Aristoteles, Augustinus, die Scholastik, Descartes, John Locke usw.; nicht Hertling als Politiker und besonders als Sozialpolitiker; nicht Hertling als Lehrer und Förderer junger aufstrebender Talente; nicht Hertling als „der gemäßigte, gründlich und fein gebildete, konziliatorische Katholik" (Paulsen, philosophia militans 87), der die deutschen Katholiken unermüdlich auffordert, an Bildung und Kulturleistungen nicht hinter ihren andersgläubigen Brüdern zurückzubleiben; nicht Hertling der bescheidene vornehme Mensch und echte Edelmann. Nur Hertling als Philosoph und Vertreter der philosophia perennis sollte gewürdigt werden. Von dieser immerwährenden Philosophie, die nicht auf jedem buchhändlerischen Meßtag ein neues philosophisches System zu Markt bringt, das dann nächsten Michaelitag wieder veraltet ist, sagt, um zum Schlusse zu kommen, Trendelenburg:

„Es ist ein deutsches Vorurteil, jeder Philosoph müsse auf eigene Hand beginnen, jeder sein ureigenes Prinzip haben, jeder einen nach einer besonderen Formel geschliffenen Spiegel,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um die Welt darin aufzufangen. Dadurch leidet unsere Philosophie an falscher Originalität, die selbst nach Paradoxen hascht; indem sie in jedem nach individueller Eigenart strebt, büßt sie an Bestand und Großheit und Gemeinschaft ein. . . . Es muß das Vorurteil der Deutschen aufgegeben werden, als ob für die Philosophie der Zukunft noch ein neu formuliertes Prinzip müsse gefunden werden. Das Prinzip ist gefunden, es liegt in der organischen Weltanschauung, welche sich in Plato und Aristoteles gründete, sich von ihnen her fortsetzte und sich in tieferer Untersuchung der Grundbegriffe sowie der einzelnen Seiten und in Wechselwirkung mit den realen Wissenschaften ausbilden und nach und nach vollenden muß. Hätte ein mächtiger Geist, wie Schelling, die philosophischen Studien . . . mit Plato und Aristoteles angefangen, statt in umgedrehter Ordnung rückwärts von Fichte und Kant zu den Analogien Herders, dann zu Spinoza, dann zu Plato und Giordano Bruno, dann zu Jakob Böhme zu gehen und erst zuletzt mit Aristoteles zu enden . . ., so wäre ein Stück deutscher Philosophie anders ausgefallen, größer, dauernder, fruchtbarer. So viel liegt daran, mit der Geschichte zu gehen und der geschichtlichen Entwicklung der großen Gedanken in der Menschheit zu folgen" (Ad. Trendelenburg, Logische Untersuchungen, Vorwort, I[3] 1870, IX).


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## XXXII.

## Von der Kulturkraft des Katholizismus.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

(Schluß.)

Dagegen müssen wir bei der Beweisführung wegen der Frage unserer Superiorität noch etwas beim kirchlichen Leben verweilen. Der katholische Volksteil hat entschieden den größeren Idealismus, die strengere Gläubigkeit, die innigere Kirchlichkeit auf seiner Seite. Das äußert sich schon in dem Zugang zum Studium der Theologie. Die Protestanten sind insofern hier in der günstigeren Lage, als sie in fast allen deutschen Staaten höhere Pfarrgehälter beziehen als die Katholiken. Ferner besitzen sie zahlreiche Stipendien für ihre studierenden Söhne, sie können sich verheiraten und haben infolge der vielen unbesetzten Stellen gute Aussichten inbezug auf Anstellung und Vorwärtskommen. Trotzdem ist das protestantische Theologiestudium in Deutschland in einer bedenklichen Abnahme begriffen. Es gab am 12. Juni 1907 im Deutschen Reiche 22 822 oder 48,3 Prozent protestantische, 22 854 oder 48,5 Prozent katholische, 841 oder 1,77 Prozent jüdische und 845 oder 1,79 Prozent sonstige Geistliche, Missionäre, Kirchen- und Anstaltsbeamte. Obwohl die protestantische Bevölkerung nahezu zwei Drittel der Gesamtbevölkerung ausmacht, so überragt der katholische Bevölkerungsteil sogar die absolute Zahl der protestantischen Geistlichen. Idealismus und größere kirchliche Gesinnung bei den Katholiken sind die Ursachen dieser Superiorität in konfessionsstatistischer Beziehung. Dieser Idealismus, diese Überlegenheit äußert sich auch inbezug auf die Barmherzigkeit und Nächstenliebe, indem ein viel größerer Prozentsatz von katholischen Krankenschwestern und Nonnen sich der Caritas widmet, als dies bei den protestantischen Mädchen und Frauen der Fall ist,



Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die ohnedies noch besser bezahlt sind. Ohne dem segensreichen Wirken der Diakonissinnen irgendwie zu nahe treten zu wollen: das Urteil von Katholiken und Protestanten spendet den katholischen Ordensschwestern das größere Lob.

Ist der katholische Klerus dem protestantischen schon an Zahl überlegen, so kommt diese Superiorität noch mehr zum Ausdruck im geistigen und praktischen Erfolge. Der Katholizismus betrachtet die Führerschaft seiner Priester als einen Vorzug, der Protestantismus läßt dem Einzelindividuum wohl einen größeren Spielraum, weshalb er in der Zeit der freien Organisation auf allen Gebieten und der Zunahme freidenkerischer Weltanschauungen immer mehr und mehr abbröckeln und den Einfluß auf das Volk verlieren muß. Die Tätigkeit der katholischen Geistlichkeit ist einerseits naturgemäß stets auf den Zusammenhang mit der Kirche, auf das kirchliche Leben gerichtet, andererseits beherrscht unseren Klerus eine große Anpassungsfähigkeit an die sozialen und kulturellen Zeitverhältnisse. Der katholische Klerus ist aus dem Volke herausgewachsen und lebt, arbeitet, fühlt mit dem Volke. Das ist das Geheimnis seines Einflusses auf das Volk, und das ist die Erklärung über den Haß, dem er in sozialdemokratischen und liberalen Kreisen ausgesetzt ist. Ein Klerus, dessen Wirksamkeit an der Sakristeitüre zu Ende ist, das wäre das Ideal unserer Gegner, das wäre aber Inferiorität; ein Klerus, wie ihn das katholische Deutschland gottlob besitzt, in seiner Hinopferung für die religiösen, sozialen und selbst wirtschaftlichen Interessen des katholischen Volkes, das ist Superiorität. Der Hinweis auf die ohnedies sehr seltenen Verfehlungen und Seitensprünge manches jugendlichen Heißspornes im katholischen Klerus vermag seine superiore Stellung bezüglich der geistigen und leiblichen Volksfürsorge nicht im mindesten zu erschüttern. Gehört doch der katholische Klerus zu den Berufsständen, die die allerkleinste Verfehligkeit aufzuweisen haben. Alle Schmähungen sind nicht imstande, die segensreiche positive Wirksamkeit unserer Geistlichen zu untergraben. Wir brauchen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kein großes Loblied anstimmen darüber, wie der Kaplan und der Pfarrer unters Volk gehen, dessen Wohl und Wehe sie kennen, dessen wirtschaftliche Nöten ihnen neben den geistigen Sorgen aus allernächster Anschauung wohlbekannt sind. Wir erinnern nur an die christlichen Bauernvereine, die Darlehenskassenvereine, die Gesellenvereine, die Arbeitervereine, welchen ein großer Teil unserer aktiven Geistlichkeit seine Sonntagnachmittage und seine freien Stunden opfert.

Betrachten wir nur kurz die Tätigkeit des Geistlichen im katholischen Gesellenverein.

„Im Vereinslokal wird häufig in den Wintermonaten vom Präses ein Unterrichtskurs abgehalten für den Handwerkernachwuchs, sei es ein Buchführungskurs, ein Korrespondenz- oder Stenographiekurs, oder nur einfache Unterweisung im Deutschen, im Rechnen (Kalkulieren), im Gesang u. s. w. Daneben erhält der Geselle in diesen Vereinen eine gediegene Aufklärung über die bewegenden religiösen und sozialpolitischen Fragen auf dem Boden des Christentums und der Königstreue, er hört das Notwendigste über die Versicherungsgesetze, über die Wanderfürsorge, über Anstand und Herzensbildung: lauter Dinge, welche für den heranwachsenden Handwerker von bleibendem Nutzen sind." (Augsburger Postzeitung 1913, Nr. 56).

Bekanntlich hat selbst **Bebel** der Wirksamkeit der Gesellenvereine seine Anerkennung ausgesprochen. Er hat überhaupt nicht umhin gekonnt, den katholischen Geistlichen ein hohes Lob zu erteilen. In seiner Schrift „Die Tätigkeit des deutschen Reichstags von 1887 bis 1889" schreibt er:

„Infolge seiner zölibatären Stellung ist der katholische Geistliche **viel weniger als der Geistliche jeder anderen Kirche** mit den Interessen des Kapitals verknüpft, er besitzt deshalb **einen freieren Blick für die Stellung des Arbeiters**, der sich noch erweitert durch den Umgang mit den Massen im Dienste seines Amtes und durch die Kenntnisse, die er über die sozialen Verhältnisse derselben wie ihre Wünsche und Bestrebungen erhält."


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das sind einige Hauptmomente in der Volksarbeit des Geistlichen:

„Es könnte noch geredet werden", so schreibt die Augsburger Postzeitung (1913, Nr. 56), „über die kirchliche Armenpflege — aber diese gehört ohnehin zu den Berufspflichten eines Pfarrers —, von den Vinzenzvereinen in den Städten, von der Förderung der Mäßigkeitsbewegung, von den Frauen- und Mädchenvereinen und Kongregationen, die von Geistlichen geleitet werden, von der Organisation der Landkrankenpflege in manchen Pfarreien, von den Suppenanstalten und Kinderhorten, von den Ferienkolonien und Weihnachtsbescherungen und was sonstige sozial-caritative Unternehmungen sind, zu welchen der Geistliche jederzeit seine Hilfe leiht. Nach der geistigen Seite möge noch erinnert werden an die Volksbibliotheken, an die Verbreitung von guten Büchern, an die Zeitungsarbeit und schriftstellerische Tätigkeit mancher Priester und vieles andere, was sich dem öffentlichen Urteil entzieht und nur von einem Höheren aufgezeichnet ist, der auch die rechte Vergeltung dafür spenden kann."

Aber auch das katholische Volk legt in kirchlicher Beziehung ein superiores Verhalten an den Tag. Die Glaubensfreudigkeit und Bekenntnistreue des katholischen Volkes in Deutschland ist Gott sei Dank noch groß. An den Fronleichnamsprozessionen beteiligt sich in allen katholischen Gegenden unseres Vaterlandes eine stattliche Männerschar, Bauern, Arbeiter, Handwerker, Beamten, Studenten. Niemand zwingt diese bekenntnisfrohen Scharen, religiöse Überzeugung führt sie zu der Fronleichnamsprozession. Welchen Überzeugungsmut und welche katholische Überzeugungstreue legt der katholische Arbeiter an den Tag, der in der Werkstatt oder auf dem Bau tausendfachen Hänseleien und Sticheleien und oft einem existenzgefährdenden Terrorismus ausgesetzt ist. Wie leicht ist es da dem sozialistischen Arbeiter gemacht! Ist es nicht auch Superiorität, wenn viele Tausende katholischer Studenten offen ihre Weltanschauung bekennen und die für Weltanschauungsfragen bequemeren Verbände der Corps, Burschenschaften, Gesang-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vereine außer acht lassen und um ihrer Überzeugung willen manche Schmähungen und Rohheiten über sich ergehen lassen? Wäre im protestantischen Volksteil die gleiche positive Überzeugungskraft und Bekennerfreude lebendig, welch stattliche Mitgliederzahlen müßten die protestantischen Verbände des Wingolf- und des Schwarzburgbundes aufzuweisen haben? Es besteht gar kein Zweifel, daß die Katholiken inniger und überzeugter an ihrer Religion hängen als Andersgläubige.

In vielen protestantischen Gegenden wird die Taufe unterlassen, oder es wird ohne Wasser getauft; bei Vermählungen oder Beerdigungen wird kein Priester mehr zugezogen. So ließen sich in der evangelischen Landeskirche in Preußen im Jahre 1901 von 100 neuvermählten Paaren noch 93,5 in rein protestantischen, 91,9 in protestantischen Mischehen kirchlich trauen, während es im Jahre 1911 nur noch 88,5 bezw. 79,2 gewesen sind. Im Stadtkreise Berlin wurden 1911 in rein protestantischen Ehen nur noch 51,2 v. H., in den protestantischen Mischehen nur noch 35,7 v. H. aller neuvermählten Paare kirchlich getraut. In Prozenten der Sterbefälle fanden 1910 in Preußen nur noch 83,4 Beerdigungen unter kirchlicher Mitwirkung statt.

Man braucht ferner zu allem Überfluß nur noch den Kirchenbesuch bei Katholiken und Protestanten gegeneinanderhalten. Unsere katholischen Kirchen sind an Sonn- und Feiertagen sogut wie ausnahmslos gutbesetzt. Die protestantischen Kirchen haben ihre Zugkraft auf das Volk verloren, wenn man von Ausnahmen in konservativen Gegenden, z. B. in Augsburg, absieht. So schildert der protestantische Pfarrer E. Felden in Bremen die kirchlichen Zustände des Bremischen Protestantismus in folgenden Worten:

„Nur eine Kirche, der Dom, hat aus alter Gewohnheit ohne Rücksicht auf die jeweilige Richtung des Predigers, einigermaßen Besuch, etwa 300 oder wenig mehr. Dann fällt die Zahl rapide. Noch eine Kirche hat durchschnittlich über 100.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber die Regel ist 30 bis 40 Kirchenbesucher. Ja, es gibt Kirchen, wo der Prediger vor fünf, sage und schreibe fünf Frauen predigt! Und zwar ist der Besuch gänzlich unabhängig von der religiösen Parteistellung des Predigers. Orthodoxe, liberale und radikale Prediger haben den gleichen schlechten Kirchenbesuch. Selbst ein Mann wie Kalthoff hat durchschnittlich etwa 60 Hörer gehabt — in der Kirche, wohlbeachtet. Außerhalb, bei Vorträgen, in einem beliebigen Saal finden die guten Redner unter den Bremer Predigern gleichfalls Zulauf."

Diese Überlegenheit des Katholizismus über den Protestantismus wird auch von protestantischer Seite unumwunden zugestanden. So ist in der Kirchlichen Rundschau des Reichsboten (1913, Nr. 43) zu lesen:

„Man wird an der Tatsache nicht vorübergehen dürfen, daß die katholische Christenheit in Deutschland in kirchlicher Beziehung die evangelische übertrifft. Die Bevölkerungszahl ist geringer, und doch sind die Missionsleistungen verhältnismäßig höher. Der katholische Borromäus-Verein übertrifft ebenfalls den Gustav-Adolf-Verein. Der katholische Volksverein hat eine unvergleichlich stärkere und tiefere Wirkung als der Evangelische Bund. Mit Recht wird immer hervorgehoben, daß die katholische Kirche gerade in Deutschland die meisten Erfolge hat. Die Konkurrenz mit der evangelischen Kirche, der Einfluß, den die Reformation auch auf sie ausgeübt hat, tritt hier zutage. Diese Konkurrenz müßte freilich auch auf evangelischer Seite dieselbe Wirkung hervorrufen. In den eigentlichen Diasporagemeinden tut sie das auch. Aber aufs Ganze gesehen, bleibt es bei der unerfreulichen Tatsache, daß die katholische Kirche erfolgreicher arbeitet, wie die evangelische. Wir stimmen denen durchaus zu, die gegenüber dieser Erscheinung den Einwand machen, daß die evangelisch-protestantische Frömmigkeit sich nicht im kirchlichen Leben und in religiösen Betätigungen erschöpft, sondern ganz besonders Wert auf die treue Berufserfüllung legt. Diese aber befindet sich auf protestantischer Seite noch immer in einer erfreulichen Höhenlage. Es sei ferne



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von uns, dies zu unterschätzen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die katholische Kirche die sittliche Wirkung auch für sich in Anspruch nimmt. Die Statistiker streiten herüber und hinüber, welche von den beiden Kirchen hinsichtlich der Sittlichkeit den Vorzug verdient; sie werden sich auch nicht einigen. Die Katholiken werden nicht minder als wir der Überzeugung sein, daß die sittlichen Früchte auf der eigenen Seite die besseren sind. So bleibt unser Trost auf evangelischer Seite nicht sehr groß, daß wir in sittlichen Kulturerfolgen den katholischen Bevölkerungsteil übertreffen. Jedenfalls dürfen wir der Frage nicht ausweichen, warum denn auf evangelischer Seite die kirchliche Arbeitsleistung einen verhältnismäßig geringeren Ertrag zeitigt. Wir wissen keine andere Antwort als die, daß die innere Zerrissenheit der evangelischen Kirche daran schuld ist. Sie bringt keine einheitliche Heilsbotschaft mehr! Was der eine Prediger bejaht, bestreitet der andere."

Diese innere Zerrissenheit des Protestantismus, welcher in der Gegenwart einen schweren Kampf zwischen der liberalen und der orthodoxen Richtung durchkämpft, ist es auch, warum der Protestantismus seinen Anhängern weniger Freude und Zuversicht fürs Leben bieten kann. Der Katholizismus vermittelt mehr Glück als alle anderen Religionen. Er ist die Religion der Fröhlichkeit. Man höhnt den Katholizismus, daß er die Gewissen binde, daß er die Freiheit unterdrücke, daß er den Verstand weniger selbständig mache, weil in seiner Glaubens- und Sittenlehre schon alle Lebensprobleme gelöst enthalten seien. Diese Phrasen bilden den eisernen Bestand aller immer wieder hervorgeholten Einwände. Jeder Wunsch ist an die Normen allgemein gültiger Sittengesetze gebunden und in seinem Gewissen besitzt jeder Mensch den ständigen Wächter für die Richtigkeit und Erlaubtheit seines Denkens und Tuns. Der Glaube an die von Gott geoffenbarten Wahrheiten, nicht an Menschensatzungen, der Glaube an die Lehren der katholischen Kirche macht den Menschen erst wirklich und wahrhaft frei.

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Freiheit sei der Zweck des Zwanges,
Wie man eine Rebe bindet,
Daß sie, statt im Staub zu kriechen,
Froh sich in die Lüfte windet."

Mit diesen poetischen Worten des Dreizehnlindendichters Fr. W. Weber ist der Sinn der kirchlichen Gebundenheit des Katholiken so schön dargestellt. Der Protestantismus gewährt absolute Freiheit des Geistes, des Denkens und der Interpretation christlicher Offenbarungswahrheiten und biblischer Normen. In gewissem Sinne ist sonach jeder Protestant sein eigener Papst. Es sind aber doch nur sehr wenige Menschen mit ihrem Verstande und mit ihrer Zeit in der Lage, die christlichen Grundsätze der Lebensweisheit, die Weltanschauung des Christentums auf ihren Ideengehalt und ihre Ziele hin genau erkennen und Wahres vom Falschen scheiden zu können. Infolgedessen bedarf die Menschheit der Führerschaft und der Bindung an bestimmte religiös-sittliche Normen und Dogmen. Jede Freidenkervereinigung stellt sofort ihre Anschauungen, ihre Weltanschauungsgrundsätze auf, und ihre Anhänger treten für dieselben ein. Da der Protestantismus nur ein sehr lockeres nicht allgemein verpflichtendes System von Glaubens- und Sittenwahrheiten zum Kern seines Wesens hat, so ist er zerrissener, bietet seinen Bekennern weniger Halt und gibt um den Preis der evangelischen Freiheit den goldenen Besitz von zuversichtlichen, glücklich machenden, beruhigenden Lebenswerten. Der protestantischen Religion fehlen außerdem noch die Mittel, dem Menschen von Gott herstammende Tröstungen und lebensbejahende Wegweiser für alle Lagen des irdischen Daseins geben zu können. Der Protestant ist dem Zweifel und der Kritik sehr stark preisgegeben, daher finden so viele Protestanten in traurigen Lebensirrungen den Weg nicht mehr zurück auf die Pfade der von Gott gewollten Lebensführung, weshalb Melancholie, Gleichgültigkeit und Selbstmord im Leben des Protestanten eine viel größere Rolle spielen als bei den Katholiken.




Digitized by Google


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Protestantismus ist sich dieser Wirkungen seines Systems wohl bewußt. „Ganz mit Recht“, schreibt die protestantische Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung (1912, Nummer 582) „führen die Katholiken die geringere Selbstmordziffer auf den Einfluß des Beichtstuhls zurück, der den Menschen entlasten, ihn stützen kann. Sollen die Evangelischen darum katholisch werden oder als freie Menschen ihre eigene Verantwortlichkeit weitertragen und die bemitleiden, die zu schwach sind, sie zu tragen? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Kein überzeugter und seiner Selbstverantwortlichkeit bewußter Protestant wird um der Erleichterung willen, die ihm der Beichtstuhl zu gewähren vermag, das hohe und kostbare Gut seiner innerlichen und religiösen Selbstbestimmung aufgeben.“ Bei dieser Rechtfertigung klingt leise die Anschuldigung durch, als ob der Katholik keine Verantwortung für sein Tun hätte, als ob die Beichte mechanisch das Gewissen beruhigen könnte. Natürlich sind Reue und Vorsatz die beiden Voraussetzungen, ohne welche die Lossprechung des Priesters als Stellvertreters Gottes hinfällig wäre. Dieser Glaube an die Verzeihung Gottes durch die Hand seines Priesters gibt dem Katholizismus eine große Lebensbejahung und Lebensfreude.

Auch auf protestantischer Seite hat man erkannt, eine welch segensreiche Einrichtung die Beichte der Katholiken ist. Die Heilsarmee mit ihrer großen Findigkeit in leiblichen und seelischen Nöten hat Antiselbstmordbureaus errichtet, wo selbstmordlüsterne arme Menschen in der offenherzigen Aussprache einem vertrauenswürdigen Offizier gegenüber den letzten Hoffnungsanker finden. Der Berliner protestantische Missionär Martin Olpe erkennt in der Beichte, in der Aussprache, wo sich „das gequälte Herz restlos ausschüttet“, das Hauptmittel der Antiselbstmordseelsorge. „Es ist ja im Grunde genommen“, schreibt er in seinem Werke Selbstmord und Seelsorge (1913 S. 83) „diese Aussprache nichts anderes wie eine Beichte, und damit haben wir eigentlich eo ipso den Schlüssel des Geheimnisses, warum in katholischen Di-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

strikten der Selbstmord viel weniger als in den protestantischen vorkommt.“ Wenn alle Gegner der Ohrenbeichte wüßten, welch ein Trostquell der Beichtstuhl der katholischen Kirche ist, wie unendlich viel Segen er schon gestiftet hat, sie würden ihre Schmähungen einstellen und die Superiorität der katholischen Religion auf dem Gebiete der Seelenführung anerkennen.

Der Katholizismus ist nicht nur eine starke Quelle des Trostes, er ist auch ein Born der Schönheit. Schönheit und Kunst sind beglückende Momente im Leben. Inmitten der rasselnden Fabriken und des materiellen Hetzens und Jagens unserer Zeit ist die katholische Religion, ist der katholische Kultus namentlich für das arbeitende Volk eine Oase der Erholung und höheren Sinneslenkung. Ein feierlicher Gottesdienst mit Orgelklang, Choralgesang, Volksgesang, eine farbenreiche Prozession im Frühling, ein stilles in sich versunkenes Verweilen vor dem Tabernakel in einem herrlichen Gotteshause mit Kunstdenkmälern der alten und neuen Zeit, ein feierliches Glockengeläute, eine begeisterte Katholikenversammlung, das sind Ruhepunkte und Stimmungsgemälde, welche die Seele nach oben ziehen und sie eine Vorahnung ihrer künftigen herrlichen Heimat tun lassen. Das ist eine Superiorität, an welche der nüchterne protestantische Gottesdienst mit seinen kalten Kirchenmauern nicht hinanreicht.

Aber nicht auf Äußerlichkeiten läuft das Wesen des Katholizismus hinaus. Die Schönheit und die Kunst sind nur in den Dienst der katholischen Religion gestellt. Diese selbst hat das Problem des Leidens von allen philosophischen Systemen am besten gelöst. Nicht Pessimismus, nicht Nirwana, nicht stumpfsinnige Gleichgiltigkeit kann das Problem des Leidens lösen. Der Schmerz, das Elend, das Leiden sind Begleiterscheinungen des menschlichen Lebens, welche weder der utopistische Zukunftsstaat, noch rassenbiologische Theorien durch Höherzüchtung des Menschen, durch Beseitigung der körperlich oder geistig nicht vollwertigen Menschen aus der Welt schaffen wird. Auch nicht die Hoff-




Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nung kann die Menschen glücklicher machen, daß mit der Vervollkommnung der technischen Mittel, mit der zunehmenden Überwindung des Naturzwanges, mit der Höhergestaltung unseres kulturellen Lebens, mit der seelischen Verfeinerung aller Bedürfnisse langsam das Glück auf der Erde einziehen werde, eine Weltanschauung, wie sie von dem Leipziger Philosophen Wundt vertreten wird. Nicht das ewige Suchen und Finden und Wiederverlieren von angeblich die Welträtsel auflösenden Philosophiesystemen kann die Menschheit glücklich machen. Ein System löst das andere ab. Heute heißt es Pessimismus, dann Materialismus, zur Stunde heißt es Buddhismus und Monismus. Der Katholizismus als Weltanschauung hat sich zwei Tausend Jahre hindurch als ein glückbringendes System voll der höchsten Lebensweisheit und Kulturkraft erwiesen. Der Katholizismus bietet menschenmögliches Glück für alle Daseinsformen, weil seine Kraftquellen aus dem Jenseits, aus der himmlischen Heimat fließen. Der Katholizismus ändert seine Grundsätze nicht, wie es bei den haltlosen Philosophiesystemen Mode ist, ja Mode sein muß. Er birgt einen unverrückbaren Grundstock ewiger Wahrheiten in sich, auf dem sich seine Weltanschauung aufbaut, welche sich wohl den Zeitströmungen anpaßt, nur die Form aber nicht den Inhalt ändert. Diese Superiorität des Katholizismus hat erst unlängst wieder ein moderner Dichterphilosoph Johannes Schlaf in Weimar in einem Brief an den Herausgeber der Zeitschrift „Über den Wassern" (1913, Heft 5) mit den Worten anerkannt: „Es ist beste Tugend, so recht eigentlich soziale Funktion des katholischen Prinzips, daß es unbeirrt charaktervoll an den festen christlich-religiösen Grundprinzipien und Tatsachen festhält! Daß es der unsinnigen und so flauen Skepsis unserer Zeit damit einen Damm schon von vornherein entgegensetzt." Für den Zweifel und damit auch für die Verzweiflung ist im Katholizismus wenig Platz. Ganz naturnotwendig ist daher der Katholizismus die Religion der Freude. Dieser Wahrheit gibt der prote-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stantische Staatsrechtslehrer und Philosoph Professor Hilty in seinem Büchlein „Glück" mit den Worten Ausdruck: „Der Katholizismus scheint heutzutage diese Fröhlichkeit (im festen Glauben an eine sittliche Weltordnung) vielfach vor dem Protestantismus voraus zu haben. Es liegt dies wesentlich in der festeren, dem Zweifel weniger zugänglichen Überzeugung von einer göttlichen Weltordnung."

Es liegt viel Verdrossenheit, Gleichgültigkeit, Lebensüberdruß auf der heutigen Kulturmenschheit. Der Fluch des Reichtums äußert sich in unserer gesamten Kultur. Juden und Protestanten sind am stärksten davon betroffen. Der katholische Volksteil, der einen geringeren Wohlstand mit den kraftvollen Lehren seiner Kirche vereinigt, legt im allgemeinen den höheren Idealismus und die größere Lebensfreudigkeit an den Tag. Welcher Idealismus ist nicht erforderlich, wenn, wie schon erwähnt, der katholische Arbeiter seinen Standpunkt bekennt, wenn der katholische Student seine Couleur und damit seine Gesinnung offen zur Schau trägt und sich gelegentlich als „Katholiker" beschimpfen oder verhauen lassen muß, wenn der katholische Reserveoffizier aus Überzeugungstreue lieber des Königs Rock an den Nagel hängt, als das Gebot Gottes und seiner Kirche zu übertreten. Welch eine Unsumme von Idealismus macht nicht ein priesterliches Leben und Wirken vonnöten Welche Opfer fordert nicht der Dienst im Interesse des Parteilebens, der Presse, des katholischen Vereinslebens, der sozialen und kulturellen Hebung der Volksmassen! Die Katholiken müssen sich vielfach mit Idealen begnügen, wo andere Konfessionsangehörige mit ihrem materiellen Besitz aus dem Vollen schöpfen können. Idealismus und Opfersinn sind Marksteine des katholischen Sitten- und Kulturlebens. Die idealistische Weltanschauung des Katholizismus erzeugt und erhält im Volke Tendenzen und Werte, welche im Interesse der deutschen Gesamtkultur von nicht zu unterschätzendem Belang sind. So schreibt jemand in Schmollers Jahrbuch (XXXII, 4): „Die stärkere Betonung von Gemütswerten, das Behagen



Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

an einer schlichten, sicheren Lebensführung, das ist etwas, was mir auch gegenüber den Errungenschaften unserer rast- und ruhelosen Zeit sein Recht zu behalten scheint. Insofern daher die beklagte Rückständigkeit der Katholiken auf diesen ideellen Momenten beruht, wird sie sich manchem eher als ein Vorzug darstellen, ist der Kampf dagegen nicht von zweifelloser Richtigkeit."

Der Idealismus der deutschen Katholiken kann auch an konkreten Tatsachen gemessen werden. Es ist gewiß eine edle Aufgabe, den Kampf gegen den modernen Schmutz in Wort und Bild, gegen das Bordellwesen, gegen Mädchenhandel, gegen die Verbreitung der neomalthusianischen Technik, gegen die öffentliche Unsittlichkeit, gegen den Simplicissimusgeist aufzunehmen. Alle Konfessionen haben sich aufgerafft gegen diese moderne Pest. Die deutschen Katholiken stehen hier mit an der Spitze. Der Barbarismus des Duells findet an den gebildeten Katholiken Deutschlands den heftigsten Widerstand. Die 20000 Akademiker der katholischen Studentenkorporationen bilden einen geschlossenen Block gegen den Duellunfug, und die Antiduellbewegung wird von katholischer Seite lebhaft gefördert. Keine andere Konfession hat diese superiore Haltung aufzuweisen. Im Wintersemester 1912/13 zählte der C. V. der katholischen deutschen Studentenverbindungen 4171, der K. V. der katholischen Studentenvereine Deutschlands 2003, die Unitas der katholisch-wissenschaftlichen Vereine 655 studierende Mitglieder, lauter Gegner des Duells, während die protestantischen Verbände mit Antiduellitätsprinzip, der Schwarzburgbund 719, der Wingolf 692 studierende Mitglieder zählten. Die Gegnerschaft gegen das Duell wird sonach von den Katholiken in sehr intensiver Weise aufrecht erhalten. Die moderne Leichenverbrennung stößt ebenfalls bei den Katholiken auf einen viel stärkeren Widerstand als bei den Andersgläubigen, wobei zugegeben werden muß, daß orthodoxe Protestanten und Juden sich ebenfalls ablehnend verhalten.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Katholiken stehen überhaupt den modernen Umsturztendenzen schärfer gegenüber als die Protestanten. Sie begnügen sich nicht bloß mit der Abwehr, sondern auch mit dem positiven Aufbau und der zeitgemäßen Aufklärung. Seit Jahrzehnten und für künftige Zeiten besitzen die Katholiken in ihrem Volksverein für das katholische Deutschland ein weithin sichtbares Denkmal der Superiorität, dem niemand die Anerkennung versagen kann. Weder die Sozialdemokratie, noch der Protestantismus, noch der Liberalismus haben eine derartige Kulturstätte, ein solches Bildungs- und Aufklärungszentrum aufzuweisen. In Wort und Schrift, für sozialen und kulturellen Fortschritt, für wirtschaftliches Wohl und geistige Hebung, für vaterländische Gesinnung, für die Verbreitung von apologetischen, sozialpolitischen, staatsbürgerlichen und hygienischen Kenntnissen arbeitet der Volksverein rastlos und erfolgreich in Stadt und Land, und wenn je der ernsthafte Versuch gemacht worden ist, ohne Umsturz die sozialen Fragen der Gegenwart zu lösen, so kann der Volksverein das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die einzig gangbaren Wege eingeschlagen zu haben. Die Katholiken Deutschlands schauen mit Stolz auf diesen sozialen und kulturellen Turm, von welchem aus geistige und materielle Interessen der Katholiken so zeitgemäß verteidigt werden.

Von den Tagen an, als Kolping den katholischen Gesellenverein schuf, bis herauf zu der von Dr. Sonnenschein ins Leben gerufenen sozialstudentischen Bewegung hat die katholische Kirche in der Neuzeit ihre soziale Befähigung glänzend bewiesen. Wenn nicht alle wünschenswerten Ziele bis jetzt erreicht worden sind, so muß man bedenken, daß sie erst den Kulturkampf überwinden mußte, daß ihr in ihrer Bewegungsfreiheit heute noch die Hände nicht ganz frei sind. Durch die Entfaltung von Jesuitenmissionen gelänge es auch heute wieder, die unehelichen Geburten zu verringern, die eheliche Geburtenunterschlagung einzudämmen, Enthaltsamkeit, eheliche Treue, Pflichterfüllung,

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

patriotischen Sinn einzuschärfen und dadurch mehr Zufriedenheit und vaterländische Zuverlässigkeit in die Volksmassen eindringen zu lassen.

Aber nicht bloß den sozialen Frieden verbürgt der Katholizismus, er gewährt auch unter den sämtlichen Weltanschauungen die größte Freude im menschlichen Leben. Der Katholizismus ist der Träger von Schönheit und Glück. Im Zeitalter der Romantik sind zahlreiche Gelehrte und Künstler zum Katholizismus übergetreten, weil sie in ihm eine höher gerichtete, den Seelenfrieden gewährende Weltanschauung erkannten. Konvertiten der Gegenwart wie Jörgensen, Anna von Krane, von Ruville, Elisabeth Gnauck-Kühne und andere, haben im Katholizismns mit seinem festen Weltanschauungsgefüge, seinem mystischen, romantischen Einschlage, seiner sozialen Ausgleichsmission zwischen Arm und Reich einen tiefen Lebensgehalt und einen seelischen Frieden gefunden, während zum Protestantismus übergetretene Katholiken ihren Lebenszweck meist im Hetzkampfe gegen die katholische Kirche erblicken. Der Katholizismus ist ein Freudenquell für den Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Für Gemüt, Phantasie und Verstand bietet er ständig Nahrung.

Wer schon einmal in seiner Kindheit ein Altärchen sich gebaut hat, wer einmal einer Kinderkommunion oder einer Primizfeier beigewohnt hat, wer schon einmal in schweren Bedrängnissen, Nöten und Schmerzen vor einem Tabernakel oder einem Muttergottesbilde sich ausgeweint und Trost gefunden hat, wer schon in Exerzitien oder Volksmissionen einmal ein Seelenbad genommen hat, wem schon einmal auf dem Krankenlager eine barmherzige Schwester Linderung und frohen Zuspruch gespendet hat, wer schon einmal einem erhabenen Sonntagsgottesdienste beigewohnt hat, wer schon jemals katholische Begeisterung und Opferfreudigkeit im öffentlichen Leben oder auf einem Katholikentag verspürt hat, der weiß, welche Wohltaten, welche Segnungen, welches Glück der Katholizismus seinen Bekennern in so tausendfältigen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Formen darbietet. Die Freude gehört so recht zum Lebensinhalte des Katholizismus. Die Heiligen sind die größten Lebensphilosophen der Weltgeschichte gewesen, weil sie nicht dem Pessimismus das Wort redeten, sondern kraft der katholischen Religionslehren die Auseinandersetzung mit den Trübsalen des Lebens und dem Tode als Schlußpunkt, die sieghafte Überwindung des Leidens zu Wege brachten. Am Sonnenschein der Lebensführung des heiligen Franz von Assisi laben sich heute noch Millionen von freudedarbenden Menschen und nicht zum geringsten sind es Andersgläubige, deren Sehnen in der lebensbejahenden, freudesprudelnden Philosophie dieses Heiligen einen Ruhepunkt, eine Friedensstätte gefunden haben.

Als Bischof von Keppler sein Büchlein „Mehr Freude" in die Welt schickte, ahnte er nicht, welchen mächtigen Widerhall dessen Töne und Klänge bei Hunderttausenden von Menschen aller Konfessionen finden würden. Man war zum Teil verärgert darüber, daß ein katholischer Bischof unter allseitiger Zustimmung das Freudendefizit der modernen Kultur festgestellt hat. „Schilt doch Schelling das Dasein ein Possenspiel, einen albernen Roman, Feuerbach ein Irren- und Schurkenhaus, Schopenhauer eine Prellerei, eine unnütze, störende Episode in der stetigen Ruhe des ewigen Nichts. Nennt doch Swinburne in der Atalanta das Leben eine Zeit, an Tagen reich, die wir zu sehen schaudern, an Nächten reich, die wir zu nennen zaudern. Behauptet doch Moritz Block, in der ganzen Geschichte der Menschheit trete das Böse derart in den Vordergrund, das Gute derart zurück, daß nur eine Statistik der unsittlichen Handlung, aber nicht des Guten möglich sei." (P. A. M. Weiß, Lebensweisheit 1910, S. 99). Gegenüber diesem Pessimismus hat Bischof Keppler das Freudenfazit des Katholizismus vor Augen geführt. Verblendung und Unkenntnis aber haben im gegnerischen Lager es gar nicht fassen können, daß der Katholizismus wirklich die Religion der Freude sein soll. In der Literarischen Umschau der „Post" (Berlin 1913,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nr. 113) ist zu lesen: „Das Buch von der Freude erfreut sich eines immer weiteren Freundeskreises. Und darüber empfinden auch evangelische Leser eine aufrichtige Genugtuung . . . Aber eine Erwägung hat uns doch bei seiner Lektüre immer aufs neue beschäftigt: Sie lautet: Ist das, was der Verfasser über Freude und jede ehrliche Arbeit, Freude und Naturgefühl, Freude und Familienleben sagt, wirklich offizielle katholische Lehre? Wir glauben es nicht; wir sind vielmehr der Überzeugung, daß wir es in dem Buche mit einer starken Umbildung katholischen Denkens im Sinne des biblisch-lutherischen Christentums zu tun haben." Bei der Voreingenommenheit und Irrtümlichkeit, in welcher der größte Teil des protestantischen Volkes gegen den Katholizismus aufgezogen wird, sind derartige Urteile nicht sehr verwunderlich. Es bleibt dabei, daß der Katholizismus die Religion der Freude, der größeren Lebensbejahung ist. Das biblisch-lutherische Christentum hat keine starken Kraftquellen aufzuweisen, und was an Freudenbächen der Bibel entströmt, das ist auch zur Befruchtung und Lebensluft in dem Garten des Katholizismus in voller Üppigkeit zu finden.

Diese Ausführungen mögen genügen, die Kulturkraft des Katholizismus einmal in berechtigtem Optimismus in kurzen Zügen dargestellt zu haben. Man wird einwenden, daß doch auch Schattenseiten im Leben der Katholiken vorhanden seien. Wir sind die Letzten, die mit rosarot gefärbter Brille in falscher Einlullung neben den Licht- nicht auch die Schattenseiten unserer Verhältnisse erkennen wollen. Die fortwährenden Anwürfe wegen der „Inferiorität" der Katholiken aber haben es verdient, auch einmal die Superiorität der deutschen Katholiken öffentlich hervorzuheben, und der Versuch im Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes hat sich im Hinblicke auf all die zahlreichen Momente katholischer Kulturkraft wahrlich gelohnt.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## XXXIII.

# Irrungen und Irrfahrten eines altkatholischen Bischofs.

Von Urban Zurburg.

(Schluß.)

Wer sich erinnert, mit welcher Schärfe 1898 der anglikanische „Church Standard“[1]) gegen die Einmischung der Altkatholiken in ihr angebliches Rechtsgebiet protestierte, als altkatholische Bischöfe von Deutschland und der Schweiz die Konsekration des Bischofs Kozlowski für die amerikanischen Polen vornahmen, begreift, daß die Anglikaner zur Konsekration Mathews nicht stillschweigen wollten. An der Lambethkonferenz im Juli 1908 kam ihr Mißfallen deutlich zum Ausdruck.[2]) Die 243 aus allen Weltteilen erschienenen Bischöfe wünschten zwar die freundlichen Beziehungen zum Altkatholizismus aufrecht zu erhalten und zu befestigen, äußerten sich aber in der 69. Resolution:

„In der Absicht, weitere kirchliche Verwirrung zu verhüten, müßte die Konferenz die Errichtung einer neuen organisierten Gemeinschaft in Gegenden, in denen eine Kirche mit apostolischer Verfassung und katholischer Lehre religiöse Dienste leistet, ohne diese von unkatholischen Bedingungen abhängig zu machen, insbesondere auch in Fällen, in denen keine Verschiedenheit der Sprache und Nationalität in Frage kommt, ernstlich mißbilligen; und in der Absicht, die in der vorhergehenden Resolution erwähnten freundlichen Beziehungen zu erhalten, stellt sie an den Erzbischof von Canterbury das ehrerbietige Gesuch, diese Resolution, sofern er es für passend hält, den altkatholischen Bischöfen zur Kenntnis zu bringen.“

1) Der lange Protestartikel ist abgedruckt in: The Tablet, 1898, I. 74 f.

2) Cfr. hierüber meinen Artikel in: Schweiz. Kirchenztg. 1908 Nr. 24, 25, 26, 27.

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schon im Mai 1908 begann Bischof Mathew in England eine Reihe öffentlicher Vorträge, in denen er über seine kirchliche Stellung Aufschluß geben und die Katholiken zum Anschluß einladen wollte. Am 17. Mai erließ er den ersten Hirtenbrief. Er betont darin, er wolle mit der alten Utrechter Kirche in vollkommener Gemeinschaft stehen. Mit andern kirchlichen Gemeinschaften wünsche er die freundlichsten Beziehungen zu unterhalten. Er trachte nur darnach, den zahlreichen Gesinnungsgenossen Kultusstätten zu verschaffen. In disziplinären Dingen nehme er auch für die eigene Kirche Freiheit in Anspruch. So sei den Geistlichen gestattet, beim Gottesdienst die Landessprache anzuwenden und vom Rechte zur Eingehung der Ehe Gebrauch zu machen.

In England scheint man auf katholischer Seite die ganze altkatholische Bewegung unter Bischof Mathew wenig ernst genommen zu haben; Befürchtungen hegte man keine. Der verstorbene Konvertit Angus polemisierte in seiner bekannten humoristischen Form gegen die neue Kirche ohne Herde. Bischof Mathew antwortete ihm in „Tablet“ und „Guardian“. In letzterem Blatte, einer anglikanischen Kirchenzeitung, offerierte ein Einsender, der als ungläubiger Thomas sich ausspielte, jedem der angeblichen römischen Expriester, die sich wirklich zur Verfügung Mathews gestellt hätten, eine Summe 200 Mark, wenn Mathew solche nennen könne. Mathew ist unseres Wissens mit seinem Stabe nicht vor die Öffentlichkeit getreten. Als Gemeinden, wo organisierte altkatholische Bestände sich vorfinden, wurden genannt: Ealing, Bromley, Orpington, Brighton, Birmingham, Hull, Nottingham, Chelsfield.

Nach Mathews Aussage im Prozeß gegen die „Times“ war es O'Halloran, der sich selber aber als römisch-katholischer Pfarrer (in St. Peter, Ealing) ausgab, welcher ihm den Gedanken, sich zum Bischof weihen zu lassen, nahelegte. Von diesem Geistlichen erhielt auch Bischof Herzog in Bern die ersten Nachrichten über Mathew. Aus den zahlreichen Zuschriften Mathews kam Bischof Herzog zur Überzeugung,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„es mit einem ganz hervorragend tüchtigen Manne zu tun zu haben“. O'Halloran hat die offiziellen Verhandlungen mit den altkatholischen Bischöfen geführt, um die Weihe Mathews ins Werk zu setzen. Mathew hat nachträglich aber in O'Halloran einen scharfen Gegner gefunden, wie er vor Gericht bezeugte.

Wie der Bischof Herzog an der altkatholischen Synode vom 22. Juni 1908 in Olten ausführte, übte dieser Priester „an dem neuen Bischof schändlichen Verrat, indem er sich nicht bloß mit seinen Anhängern von Mathew trennte, sondern diesen auch in der Presse arg beschimpfte. Dazu bewog ihn die bestimmte Weigerung des neuen Bischofs, nun ihm, dem Pfarrer, die Konsekration zu erteilen; diese nämlich hatte er verlangt, weil er als römisch-katholischer Priester mit den Altkatholiken und einem mit den Altkatholiken verbundenen Bischof in keiner Beziehung stehen wolle; er habe sich um Mathews Erhebung zum Bischof nur in der Absicht interessiert, dann für sich selbst durch Mathews Vermittlung die Bischofsweihe zu erhalten. Ich würde eine solche Geschichte für ein Märchen halten, wenn die Originalschreiben, die in dieser Sache gewechselt worden sind, nicht in meinen Händen gewesen wären, ja zum Teil noch sind. Glücklicherweise fehlt es dem Bischof Mathew, der inzwischen in öffentlichen Vorträgen über seine kirchliche Stellung Aufschluß gegeben hat, nicht an Freunden und Anhängern“.[1])

Im Laufe des Jahres 1909 verlautete von Bischof Mathew nur, daß er zwei Priester geweiht, darunter einen Schüler der altkatholischen Fakultät in Bern, daß er seinem Freunde, dem unglücklichen Modernistenführer George Tyrrell († 15. Juli 1909), am 11. August in der St. Willibrordskirche zu London ein Requiem zelebriert und eine Leichenrede gehalten habe, und daß er in der anglikanischen „Church Time“ Angriffe auf den Altkatholizismus zurückwies in einer

1) Cfr. Protokoll über die 34. Sitzung der National-Synode der christkatholischen Kirche der Schweiz vom 22. Juni 1908 in Biel, S. 51 f.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Antwort, die sich nachträglich als „zu höflich" erwies.[1]) Auch nahm er persönlich Teil am 8. internationalen Altkatholikenkongreß in Wien (6.—10. Sept. 1909), wobei er unter anderem sagte:

„Was uns in England betrifft, so sind wir eine bloß unbedeutende Gemeinschaft. Aber wir sind frei von Beschränkungen verschiedener Art, welche unsere Brüder am Festlande umfangen halten, und wir sehen sicherlich mit der brennendsten Sehnsucht dem Tage entgegen, da wir mit der orientalischen Kirche in dauernder, brüderlicher Umarmung vereint sein werden. Dann wird unsere Freude eine vollständige sein."[2])

Gleichzeitig bemühte sich Mathew auch mit den durch seine Weihe etwas verbitterten Anglikanern wieder freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen.

Am 29. Januar 1909 schrieb er an den Bischof von London: „Ein Kongregationalisten Pfarrer möchte mit einigen seiner Herde „Kongregationalistisch unierte Altkatholiken" werden. Sie haben eine Kapelle in Islington, wo sie ihre besonderen „Konstitutionen", wie selbe immer sind, beibehalten, hiebei bloß unsere Glaubenserklärung annehmen, während der Pastor die Weihe erhält. Ich habe ihnen das, um was sie nachsuchten, gewährt, und sie werden für jetzt die anglikanische Liturgie benützen. Bevor ich in Sachen weitergehe, möchte ich jetzt schreiben, um Ihrer Lordschafts Approbation nachzusuchen, denn Sie werden aus der Korrespondenz im „Guardian" rc. entnommen haben, daß unser Wunsch und unsere Bestrebungen dahin gehen, in Harmonie und, so dies möglich ist, in Vereinigung mit der Kirche von England zu wirken. Es wird kein Proselytismus

---

1) Der Katholik, Bern 1909, 275, 291 f., 360 f.

2) Bericht über den VIII. internationalen Altkatholikenkongreß in Wien 1909 S. 53. — Mit Bischof Mathew war in Wien ein anderer Engländer erschienen, der s. Z. von nestorianischen Bischöfen auf der Insel Ceylon die bischöfliche Konsekration erhalten hatte. Auf sein Gesuch, ihn als Mitglied der altkatholischen Bischofskonferenz anzuerkennen, konnte nicht eingetreten werden. (Protokoll der 36. Synode in Luzern 1910, S. 37 f.)

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf Kosten der Kirche von England geduldet werden, da ihr Status und ihre Weihen von allen Altkatholischen Bischöfen (ich mit eingeschlossen), der Bischof von Utrecht ausgenommen, voll anerkannt sind. Letzterer hat darüber in jüngster Zeit sich nicht geäußert und wird dies erst tun, wann die neulich eingesetzte Untersuchungskommission ihre Forschungen abgeschlossen haben wird."

Unterm 12. Februar 1909 schrieb Mathew neuerdings an den Bischof von London: „Ich habe mich absolut geweigert, irgend ein Abweichen von Ihrer Kirche von seite jener, welche ihre Zugehörigkeit auf uns übertragen wollten, anzuerkennen. Dies geschah nur in einem Fall, wo ein junger Mann im Begriffe war zu Rom überzutreten und durch bloßen Zufall dazukam mich hierüber zu befragen." Im gleichen Brief, der ebenfalls in den Gerichtsverhandlungen vorgelegt wurde, schreibt Mathew weiter: „Meine Idee war die, daß, wenn unzufriedene römische Priester und Laien zu mir kamen, oder wenn Nonkonformisten solches zu tun wünschten, die anglikanische Hierarchie gegen ihre Vereinigung mit uns nichts einzuwenden hätte in Anerkennung der Tatsache, daß wir ‚une Eglise amie' sind, und auf Vereinigung mit der Kirche von England hinzielen, mit der wir in keinen Konflikt kommen möchten."

Mathew war damals noch ein loyaler Anhänger der Utrechter Union; jedenfalls aber teilte der Utrechter Erzbischof Mathews Ansichten nicht völlig. Erzbischof Gal bemerkt nämlich in einem Brief an Mathew: „Es liegt außer Zweifel, daß unsere Kirche bis jetzt keine Gemeinschaft in sacris mit der Staatskirche von England unterhalten hat. Sie kann ebenfalls nicht mit jener Kirche in Verbindung treten, bis deren Sakramente und offizielle Lehre über jeden Zweifel hinaus als katholisch sich erweisen."

Am 28. April 1910, dem Jahrestag seiner Konsekration, hielt Bischof Mathew seine erste Synode ab.

Der altkatholische „Katholik" in Bern bemerkt hiezu: „Diese wurde in der St. Willibrordkapelle, Riverstreet, gehalten. Um 10 Uhr erschien der Bischof in vollem Ornate am Altare, begann den Gottesdienst mit dem Veni Creator und der in


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lateinischer Sprache gesungenen Allerheiligenlitanei. Hierauf nahm er Platz auf dem bischöflichen Stuhle und verlieh fünf Priestern die Abzeichen der Chorherrenwürde, um sie damit zu Mitgliedern des bischöflichen Kapitels zu ernennen . . . Nach der Errichtung des Kapitels hielt der Bischof eine lateinische Ansprache an seinen Klerus. Diese beantwortete der Pfarrer der Willibrordskapelle mit einer englischen Ansprache an den Bischof, dem er einen prachtvollen Bischofsring überreichte. Er bemerkte, daß auch Mitglieder der orthodoxen, der römisch-katholischen und anderer Kirchen Beiträge zur Anschaffung des Ringes geleistet hätten. Nachdem der Bischof in verbindlichster Weise die Gabe entgegengenommen hatte, wurde ein Pontifikalamt zelebriert. Dem Gottesdienst folgten die eigentlichen Verhandlungen. An diesen scheinen nur die Geistlichen teilgenommen zu haben. Die Kirche wurde rechtlich konstituiert und ein Verwaltungsrat eingesetzt, der über das Kirchengut zu verfügen hat. Mit einem Festmahl in der Wohnung des Bischofs wurde die Tagung geschlossen."

Wie aus dem Preßberichte im Prozesse gegen die Times hervorgeht, war einer dieser Chorherren während der Woche als Kommis angestellt. Ein anderer Anhänger Mathews O'Connell brachte einen scharfen Angriff auf den Bischof in den Blättern. Mathew erklärt sich hierüber vor Gericht: „Die gemeine Person, welche jenen Brief schrieb, war ein Händler in Ealing, der das Verlangen an mich stellte, ihn zum Priester zu weihen. Ich ernannte ihn zum Sakristan, fand ihn jedoch zu unwissend für eine Weihe und verweigerte sie ihm. Infolgedessen griff er mich auf jede Weise an.

Im Sommer 1910 umfaßte das altkatholische „Bistum" Großbritanniens vier Seelsorgstellen: in London, Broadstairs (Kent), Orpington (Kent) und Belfast (Irland), die von den genannten „Chorherrn" versehen wurden.[1]) An der altkatholischen Synode in Luzern vom 20. Juni 1910 wußte

1) Altkatholisches Handbüchlein, 7. Ausgabe 1910, S. 32.

Bischof Herzog von Mathew noch zu melden, er sei seit seiner Konsekration, namentlich literarisch, außerordentlich tätig gewesen. Es sei ihm auch gelungen, eine Reihe von Geistlichen zu gewinnen, denen er das beste Zeugnis gebe. Die bisher organisierten Genossenschaften seien noch klein, aber es existiere doch nun eine altkatholische Kirche in England.[1])

Mathew hat seine Bestrebungen, die Union mit den Anglikanern anzubahnen, befördert gesehen durch den St. Willibrord-Bund, der unter dem Präsidium des anglikanischen Bischofs von Gibraltar und des altkatholischen Bischofs von Haarlem steht; Anglikaner und Altkatholiken suchen sich hier die Hand zu reichen und mit Broschüren und Schriften gegenseitig Aufklärung zu geben.[2])

Im August 1910 überraschte Bischof Mathew seine Freunde mit der Nachricht, er habe zu Corby am 13. Juni den zwei römisch-katholischen Geistlichen Herbert Ignace Beale, Pfarrer zu St. Eduard in Nottingham, und Arthur William Howarth, Pfarrer in Corby, die Bischofsweihe erteilt und zwar ohne Vorwissen der altkatholischen Bischöfe des Kontinentes. Beide hatten 1904 am internationalen Altkatholikenkongreß in Olten teilgenommen. Nachdem private Schritte erfolglos gewesen, erfolgte ihre Suspension durch den Bischof Brindle von Nottingham. Sie wiesen die Suspension als unkanonisch zurück und wandten sich direkt an den Papst, dem sie von ihrer Konsekration Kenntnis gaben. Sie erklärten, sich den Altkatholiken nicht anschließen und mit dem Heiligen Stuhle in Verbindung stehen zu wollen. Der Umstand, daß der Konsekrator, Bischof Mathew, von Rom nicht anerkannt sei, könne nach dem kanonischen Rechte höchstens zur Folge haben, daß sie innerhalb der päpstlichen Kirche das Bischofsamt nicht ausüben dürfen, mache sie aber der bisherigen Rechte nicht verlustig.[3])

1) Protokoll der Synode in Luzern 1910, S. 37.
2) Internationale kirchliche Zeitschrift (Bern) 1911, S. 123.
3) cfr. meinen Artikel in „Die Ostschweiz" 1910, Nr. 293.



Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bischof Brindle ließ die beiden Geistlichen einstweilen im Besitze ihrer Kirchen, der Gottesdienst wurde aber von anderen Geistlichen gehalten; ebenfalls veröffentlichte er die Erklärung, daß die verhängte Suspension in Kraft bleibe. In dieser Frage hat die katholische Presse Englands zum Teil scharf eingegriffen und energische Schritte gegen die renitenten und verärgerten Priester anempfohlen. Am 11. Febr. 1911, acht Monate nach der Konsekration der beiden Pfarrer, erfolgte die päpstliche Bulle, welche die größere Exkommunikation über Mathew, Beale und Howarth verhängte. Aus der Exkommunikationssentenz geht hervor, daß auch Mathew an den Papst ein Schreiben gerichtet hat, in dem er die Bischofsweihe der beiden Priester bestätigte und sich den Titel eines englisch-katholischen Erzbischofs von London anmaßte. Mit der Entscheidung des Papstes war für die Katholiken eine klare Situation geschaffen.

Gegen Ende 1910 erschien die erste Nummer des „offiziellen Organs der englischen katholischen Kirche in Gemeinschaft mit dem erzbischöflichen Stuhle von Utrecht", »The English Catholic Standard«. Über die von Mathew geweihten Bischöfe Beale und Howarth und ihr Verhältnis zu ihrem Konsekrator stand darin keine Silbe.

„Das Vorgehen des Bischofs Mathew", meinte der „Katholik" vom 10. Dezember 1910, „ist so eigenartig, daß wir dafür weder eine Verantwortung übernehmen möchten, noch über den zu hoffenden Erfolg eine Äußerung wagen." Viel schärfer geht der „Oud Katholiek", das Organ der holländischen Altkatholiken, mit Bischof Mathew ins Gericht. Es schreibt unter dem 1. Dezember: „Vor einiger Zeit ist uns ein Gerücht von verschiedenen Seiten zu Ohren gekommen, ein Gerücht, das uns zuerst unglaublich erschien, das aber auch von englischen Blättern berichtet und dessen Berechtigung durch Bischof Mathew selbst bestätigt worden ist." Das Blatt erwähnt nun den Fall, sowie Mathew's Rechtfertigung, die er in den „Church Times" gegen einen Artikel des „Katholik" in Bern veröffentlicht hatte, und hält seine Gründe nicht für stichhaltig. Dann schreibt das Blatt weiter:


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Für Bischof Mathew lag gar keine Not vor, heimlich zwei Bischöfe zu weihen — denn erstens genügt ein Bischof für die Wenigen, welche Bischof Mathew hinter sich hat, und weil zweitens genug altkatholische Bischöfe vorhanden sind, welche bei der Konsekration hätten assistieren können, wenn wirklich mehr Bischöfe für England nötig gewesen und die Kandidaten auch den Anforderungen, die man an sie stellen muß, entsprächen. Bischof Mathew scheint eine außergewöhnliche Idee von einer Kirche zu haben. Man hört von ihm, daß er Priester weiht und selbst Bischöfe konsekriert, aber man hört nichts von Gemeinden, für welche jene Priester und Bischöfe nötig sind . . . Bischof Mathew scheint auch eine außerordentliche Idee von seiner Mitgliedschaft an der altkatholischen Bischofskonferenz zu haben und auch nicht zu wissen, daß vor jeder Konsekration den bischöflichen Mitbrüdern Mitteilung gemacht werden muß . . . Der Schluß ist also klar, daß Bischof Mathew der Konvention von Utrecht entgegengehandelt hat 1. durch Weihe von Bischöfen ohne vorgängige Anzeige an seine Mitbischöfe; 2. durch heimliche Konsekration; 3. indem er allein (ohne Assistenz) diese Bischöfe weiht; und 4. indem er Personen weiht, die einer anderen Kirche angehören. Deshalb möchten wir die Frage stellen: Hat Bischof Mathew bei seinem Vorgehen wohl in Erwägung gezogen, daß er, genau gesagt, die Gemeinschaft mit den übrigen Altkatholiken aufgegeben hat?“ [1])

Auch in anderer Weise fingen die Dinge an, für Mathew eine peinliche Wendung zu nehmen. Ende 1910 war der von ihm geweihte Geistliche William Lambert mit der St. Willibrordskapelle, in der Mathew bisher seine Gottesdienste gehalten, zur anglikanischen Kirche übergetreten. Ein zweiter von ihm geweihter Priester, Bollmann, wollte zwar altkatholisch bleiben, trennte sich aber von Mathew, weil dieser ihm zumutete, auch seinerseits die Kirchengemeinschaft mit den Altkatholiken des Kontinentes aufzugeben.

1) Das ganze Schreiben findet sich abgedruckt in meinem Artikel „Die Altkatholiken in England“ in „Die Ostschweiz“ 1910, Nr. 293.



Generated on 2019-11-08 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Am 2. Januar 1911 brachten die „Times“ die offenbar von Bischof Mathew selbst herstammende Meldung, er habe dem Erzbischof von Utrecht die schriftliche Erklärung zugestellt, daß er für seine Kirche, die »Western Orthodox Catholic Church in Great Britain and Ireland« die volle Unabhängigkeit in Anspruch nehme. Das sollte heißen, daß er die Verpflichtung, die er bei seiner Konsekration gegenüber den altkatholischen Kirchen übernommen, nicht mehr anerkenne; also offener Bruch mit den Altkatholiken. Tatsächlich hatte er diese Verpflichtung schon längst nicht mehr eingehalten.

Seine Stellungnahme wollte er nun aus dogmatischen Gründen rechtfertigen. Er hatte inzwischen die Entdeckung gemacht, daß die altkatholischen Kirchen nicht rechtgläubig seien. Er macht ihnen den Vorwurf, daß sie die Heiligen nicht anrufen, Liturgien gebrauchen, die „nicht genehmigt“ sind, in der Messe des abendländischen Patriarchen nicht gedenken, nicht überall täglich die hl. Messe lesen, die Bilderverehrung fallen ließen, Personen zur Kommunion zulassen, die nicht katholisch sind, ja sogar gestatten, daß anglikanische Priester nach ihrem Ritus in altkatholischen Kirchen zelebrieren. Mathew wünscht nun, da er auch nicht eine einzige Kapelle mehr zur Verfügung hat, in der er Gottesdienst halten könnte, in die Kirche des griechischen Patriarchates aufgenommen zu werden.

Wie aus den Gerichtsverhandlungen bekannt wird, hatte Mathew Bischöfe geweiht für Norwich, Hereford, Winchester und Durham. Auf die Anfrage: „Halten Sie nicht dafür, daß zuerst eine Herde vorhanden sein sollte“, entgegnete er: „Nein, die Bischöfe würden schon eine Herde zusammenbringen.“ In Anbetracht einer Union mit der englischen Staatskirche meinte er: „Wir brauchen einen Bischof in jeder Diözese.“ Mathew gibt zu, daß an diesen Orten, wo er Bischöfe einsetzte, noch keine Kirche und keine Pfründe ihnen zur Verfügung steht. Bisher habe er noch keinen Erzbischof von York eingesetzt. Dem Bischof von Norwich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird nachgesagt, daß er Teilhaber an einem Geschäfte für Kirchengeräte sei. Die „Times“ vom 6. Februar 1911 verkündeten der Welt, daß Mathew nun zum Erzbischof vorgeschritten sei; der Wunsch einen Erzbischof zu besitzen, kam von seiner Seite, wie er vor Gericht angibt.

Bischof Mathew suchte bald wieder einigen Anschluß an Rom. Am 21. Januar 1911 schrieb er dem Kardinal Merry del Val einen Brief, in dem folgende Sätze sich befinden:

„Der Zweck dieser Bewegung (welche Mathew anbahnte) ist, die Protestanten und die Ungläubigen im Britischen Reiche katholisch zu machen und in keiner Weise sich einzumischen in die Sache jener, welche die Jurisdiktion des Erzbischofs und seiner Suffraganen oder sonstiger Untergebener des Hl. Stuhles annehmen. Unser Ziel ist nicht Zertrennung, sondern Einigung, nicht Zwietracht, sondern Friede . . . Wir haben zahlreiche Gönner und Freunde unter dem hochkirchlichen Klerus und der Laienwelt, und unsere Bewegung wird allem Anschein nach sehr wichtig in der Geschichte der Religion dieses Landes werden . . . Wir haben keinerlei Sympathie mit den gewöhnlichen Methoden „religiöser“ Kontroverse, noch mit den „Altkatholiken“ des Kontinentes, die unter anglikanischem Einfluß zu einer anti-päpstlichen Richtung sich entwickeln und in gewissen Fällen schon dazu gelangt sind. Wir haben volles Verständnis für die Wichtigkeit der Stellung, welche der Hl. Vater einnimmt. Unsere Gesinnungen gegen Seine Heiligkeit sind wahrscheinlich viel kindlicher, als für gewöhnlich vorausgesetzt werden mag. Wir bitten täglich für Seine Heiligkeit . . . Warum sollte nicht Seine Heiligkeit als Apostel der Einheit hervortreten und gegen alle in Herablassung die Hand des Segens ausstrecken und damit wieder einmal den Weg der Vereinigung für alle eröffnen? . . . Wir haben hier für uns das Interesse und die Sympathie von Hunderten würdiger katholisch denkender anglikanischer Geistlicher und Zehntausender ihrer Laien. Kann denn nichts getan werden, diese Leute auf den Pfad zu leiten, der sie führen wird zu Einheit und Frieden und zum Triumph des Katholizismus in diesem Reiche? . . .“


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Exkommunikation wurde am 11. Februar 1911 über ihn ausgesprochen. Am 28. Februar brachten die „Times“ die Übersetzung der Bulle im Wortlaut. Am gleichen Tage schrieb Mathew nochmals an den Kardinal Staatssekretär:

„Es ist mir durch die Preßvereinigung von London die Nachricht zugekommen, daß Seine Heiligkeit am 11. Februar in Rom die größere Exkommunikation gegen mich und zwei andere erlassen hat. Vor einigen Wochen hatte ich eine Korrespondenz mit Bischof Hedlay von Newport, den ich seit 35 Jahren kenne, begonnen, zum Zweck, eine Aussöhnung mit der Kirche für meine Freunde, welche Ordination und Konsekration von mir erhalten, und für mich herbeizuführen.

Die Veröffentlichung der Exkommunikation in der Presse kommt daher in einem sehr unglücklichen Augenblick. Auch hatte ich keine Art von Wink oder Androhung erhalten, daß eine derartige drastische Maßregel geplant war. Meine Absicht war und bleibt, der Autorität des Hl. Stuhles meine Unterwerfung zu machen, und ich habe in diesem Sinne heute morgen an Erzbischof Bourne telegraphiert.“

Vor Gericht erklärte Mathew, er habe diese Unterwerfung unter gleichen Bedingungen beabsichtigt, wie sie den morgenländischen Katholiken gewährt werden. Als er jedoch die Übersetzung der Bulle in den „Times“ gesehen, habe er dem Erzbischof Bourne telegraphiert, daß er das Anerbieten auf Unterwerfung wieder zurückziehe.

Am 14. Mai 1911 erhielt der Kardinal Staatssekretär wiederum ein Schreiben von Bischof Mathew. Darin spricht Mathew die Hoffnung aus, es werde der verheiratete anglikanische Klerus zur katholischen Weihe zugelassen und die Bildung einer Unierten Korporation angestrebt. Diese Unierten sollten dann direkt dem Hl. Stuhle unterstellt werden. Im gleichen Jahre wandte sich Mathew auch an den orthodoxen Erzbischof von Beyrut Gerassimos Mossara. Zu dieser Zeit machte er auch die Bekanntschaft mit einer Baronesse d'Üxküll, die sich sehr um die Einigung der lateinischen und orthodoxen Kirchen bemühte. Sie hatte ein


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haus und eine Kirche erworben und selbe Bischof Mathew und seinem Suffraganbischof Scott Hall zur Beförderung ihrer Bewegung überlassen. Jetzt verlangt sie beides wieder zurück.

Die „Times", welche unterm 28. Februar 1911 die Exkommunikation fast im Wortlaut in englischer Übersetzung aus den Acta Apostolicae Sedis vom 15. Februar publizierten, wurden von Mathew wegen Beschimpfung eingeklagt.[1] Die Verhandlungen vor Gericht im April 1913 haben nichts anderes für Mathew gebracht, als seinen Irrweg vor aller Welt aufzudecken. Sein Anhang ist nunmehr gering; einzelne haben den Weg wieder zur katholischen Kirche gefunden, so z. B. Beale und Howarth, die mit ihm exkommuniziert worden waren. Das Gericht entschied, daß die angeführten Punkte in der Veröffentlichung der „Times" den Tatsachen entsprechen und für Bischof Mathew kein Grund zur Klage bleibe. Mathew hat sich, wie schon die Gerichtsverhandlungen zeigen, in mancher Hinsicht der Lächerlichkeit preisgegeben. Durch diesen „gräflichen" Bischof sind die Altkatholiken um eine Enttäuschung reicher geworden. In begeisterten Tischreden hatten sie bei Mathews Wahl und Konsekration der Freude über das wichtige Ereignis Ausdruck verliehen. Am 25. April 1908 hatte das Organ der schweizerischen Altkatholiken geschrieben: „Die völlig spontan ins Leben getretene altkatholische Kirche in England zeigt abermals, daß für einsichtige und ernste Katholiken innerhalb der päpstlichen Gemeinschaft auf die Dauer kein Raum ist." Diese neue romfreie Gemeinschaft in England, auf welche der kontinentale Altkatholizismus so große Hoffnungen setzte, scheint eben so spontan wieder zu verschwinden.

Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Der Altkatholizismus hat sich zugleich in den Augen der Anglikaner bloßgestellt. Welche Hoffnungen setzte einst der Traktarianer

1) Die englische Übersetzung der „Times" sowie die Gerichtsverhandlungen im April 1913 finden sich nach dem ausführlichen Bericht der „Times" in „The Tablet" 1913 I 613—619 abgedruckt.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kanonikus Liddon in den Altkatholizismus, mit welchem Eifer hat auch er eine Union mit ihm angebahnt, und wie enttäuscht zeigte er sich nach Jahren, als er 1888 schon die „bedeutenden Veränderungen" im Altkatholizismus wahrnahm. Damals hätte es ihm leid getan, wenn sich die anglikanische Kirche mit ihrem Entgegenkommen kompromittieren wollte. Diese „äußerst unsichere Gesellschaft", von welcher der anglikanische Erzbischof von Gibralter an den Dechanten Lake zu berichten wußte, ist mit ihrem neuen Ableger in England nicht zu Ehren gekommen. Die römische Kirche hat einem anglikanischen Klerus, der aufrichtige Konversionsgedanken hegt, von jeher mehr imponiert als das altkatholische Gebilde; mit verärgerten oder heiratslustigen katholischen Priestern aber wird der Altkatholizismus keinen Rückhalt im Volke finden. Es wird die Zukunft zeigen, ob der einst gefeierte altkatholische Bischof nach so manchen Irrfahrten noch einen rettenden Hafen findet.

## XXXIV.

## Der Friede von Bukarest.

— 20. August.

Den Anfang des Balkanbundes bildete, so viel man bis jetzt weiß, ein dreiteiliger Vertrag, den Bulgarien und Serbien, und zwar mit Vorwissen der russisch-französisch-englischen Tripel-Entente, am 13. März 1912 abgeschlossen haben. Nach der Skizze zu urteilen, die vom Inhalt dieses Vertrages bekannt geworden ist, war die Spitze desselben eigentlich mehr gegen Österreich, nämlich mehr gegen einen etwaigen Wiedereinmarsch österreichischer Truppen in den Sandschak von Novibazar als gegen die Türkei gerichtet. Wenn man nämlich an der Hand dieses Vertrages sich in


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die damaligen Dispositionen der Kompaziszenten hineinzudenken sucht, so bleibt kaum ein Zweifel, daß, wenn etwa Österreich wieder im genannten Sandschak festen Fuß zu fassen suchte, nicht blos die serbischen, sondern auch die bulgarischen Waffen von den Türken sich abgewendet und einzig gegen Österreich sich gerichtet hätten. Es ist anders gekommen. Die Befürchtung oder die Supposition, welche die Kompaziszenten gegen Österreich hegten, hat sich als falsche Rechnung erwiesen. Je klarer dies allmählig zu Tage trat, desto unbedenklicher konnten die Verbündeten dann ihre Kräfte gegen die Türken konzentrieren. Die eingeschlagene Bahn erwies sich als glatter, als man erwartet hatte.

Der erwähnte serbisch-bulgarische Vertrag enthielt auch bereits einen ziemlich genauen Teilungsplan der anzuhoffenden Beute. Dieser Plan umfaßte aber noch nicht das eigentliche oder innere Mazedonien. Auch war natürlich Griechenland darin noch nicht berücksichtigt, das ja erst später ins Vertrauen gezogen wurde. Bis zum Zusammentritt der Londoner Konferenz (Mitte Dezember) ging den Verbündeten so ziemlich alles nach Wunsch, und man hat damals auch nicht gehört, daß die Serben oder Griechen im erwähnten Teilungsplan ein Haar gefunden hätten. Das kam erst später, als der Krieg — infolge des bekannten Putsches Enver Bey's — Ende Januar wieder ausbrach und den Verbündeten neue Erfolge brachte. Zu diesem zweiten Krieg waren die Verbündeten ohne jeden weiteren Teilungsplan ausgezogen und aus den späteren so lebhaften Polemiken zwischen den publizistischen Organen der beteiligten Regierungen ist hervorgegangen, daß auch weder die Griechen noch die Serben Gelegenheit genommen hatten, die Bulgaren vorher aufmerksam zu machen, daß die alten Teilungspläne mit den eventuellen weiteren Eroberungen natürlich hinfällig würden, zumal ja der neue Krieg auch neue und erheblich größere Opfer von ihnen erheische, als ursprünglich in Aussicht genommen war. So ist es gekommen, daß die Bulgaren glaubten oder zu glauben vorgaben, daß der alte Teilungs-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

plan noch aufrecht stehe und daß somit dieser alte Plan jedenfalls als Grundlage zu dienen habe auch für die Teilung der neuen Beute. Die Serben und Griechen aber wollten die Frage jetzt ganz anders verstanden wissen. Sie machten geltend, es sei doch selbstverständlich, daß jetzt nach den neuen Eroberungen auch die Teilung auf einer anderen Grundlage, nämlich ungefähr nach Verhältnis der von jedem Partner gemachten Aufwendungen vollzogen werden müsse, wobei sie sich auch auf gewisse juridische Kapazitäten und sogar auch auf eine gelegentliche Äußerung Bismarcks beriefen. Namentlich die Serben begannen auch schon bei der Einnahme von Adrianopel öffentlich der Welt vorzurechnen, wie viel Truppen und Material (Belagerungsgeschütze) sie zur Erreichung dieses glänzenden Erfolges aufgewendet hätten. Anfänglich beanspruchten sie sogar den Ruhm, daß ihre Truppen die ersten waren, die in Adrianopel eingedrungen seien, und daß die türkische Besatzung sich ihnen und nicht den Bulgaren ergeben habe, auch hätten sie dabei größere Verluste erlitten als die Bulgaren. Die Bulgaren säumten natürlich nicht mit Entgegnungen. Und in dieser Polemik hat man noch weiter erfahren, daß im zweiten Krieg die Serben viele ursprünglich von Bulgaren besetzt gehaltene Ortschaften mit ihren Truppen hatten besetzen müssen, damit die betreffenden bulgarischen Besatzungen zur Verstärkung der bulgarischen Linien vor Adrianopel ab- und einrücken konnten. Das sind nun hauptsächlich die Gebiete und Plätze, welche die Bulgaren jetzt wieder für sich beanspruchten, aus welchen aber die Serben nicht mehr heraus wollten. So hatte die mehr theoretische Frage über die Grundlage der Teilungsoperation bald auch ihre sehr realen Konturen und Effekte erkennen lassen. Aber auch die Griechen hatten gefunden, daß sie bei Aufrechthaltung der bulgarischen Theorie entschieden zu kurz kämen, ja sie hielten ihre Interessen sogar für noch mehr bedroht als die serbischen. Man weiß jetzt, daß Serben und Griechen schon am 14. Mai in Salonichi

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen schriftlichen Pakt gegen die bulgarischen „Anmaßungen“ unterzeichneten.

Die Idee eines Schiedsgerichtes legte sich von selbst nahe. Der serbisch-bulgarische Vertrag vom 13. März v. J. hatte ja auch ein solches Schiedsgericht vorgesehen: in Streitfragen solle der russische Czar entscheiden. Auch verlangte der Czar selber in seinem bekannten Telegramm imperativ und mit Berufung auf jenen Vertrag, daß der Streit ihm zur Entscheidung unterbreitet werde. Aber mit der ausdrücklichen Berufung auf diesen Vertrag hatte der Czar gerade die Note angeschlagen, von welcher Serben und Griechen absolut nichts mehr hören wollten. War es nicht mindestens sehr wahrscheinlich, daß der Czar, indem er sich auf diesen Vertrag berief, diesen auch, wie eben die Bulgaren es wollten, zur Grundlage seines Schiedsspruches nehmen würde? Anderseits aber fühlte man sich auch in Sofia des Czaren doch nicht ganz sicher, denn es war während des Krieges offen zu Tage getreten, daß die russischen Sympathien sich überwiegend den Serben zuneigten. So erklärten beide Teile, Serben wie Bulgaren, daß sie den russischen Kaiser mit Begeisterung und unendlicher Dankbarkeit als Schiedsrichter akzeptieren, *wenn* er sich auf *ihren* Standpunkt stelle. In Wirklichkeit war damit der Czar von *beiden* Teilen als Schiedsrichter *abgelehnt*.

Das Unmögliche, es wird Ereignis, ist man versucht auszurufen. Ein Refus von seinen Protektionsstaaten, das hat Kaiser Nikolaus und hat gewiß auch die übrige Welt nicht erwartet. In der Tat hatten die Balkanstaaten hiemit wohl das erste Mal das Gefühl ihrer vollen Selbständigkeit vor aller Welt kund getan. War es ihnen gelungen, den Türkenkrieg selbständig und mit Erfolg zu führen, so war damit auch das Gefühl und das Bewußtsein der eigenen Kraft erwacht, jener Kraft, die des bisherigen Gängelbandes entbehren und selbständig ihren Weg gehen zu können glaubt. Und wirklich sind die Balkanstaaten auch weiterhin selbständig ihren Weg gegangen, so daß man nicht umhin kann, diese


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tatsache als einen Markstein, als einen Wendepunkt in der Balkangeschichte zu bezeichnen.

Freilich beginnt damit auch eine andere Wendung in den Streitfragen selber. Bisher war der Streit überwiegend ein theoretischer geblieben. Und von diesem theoretischen Standpunkt aus wird man vielleicht zugeben können, daß die Bulgaren wenigstens in formaler Beziehung nicht ganz im Unrecht waren. Sie konnten sich auf einen wirklich abgeschlossenen Vertrag berufen, der doch dadurch allein, daß die Aktion über das ursprüngliche Ziel hinausgegangen war, noch nicht einfach und gänzlich hinfällig werden konnte. Paßte den Serben dieser Vertrag nicht weiter, so hätten sie dies im gegebenen Momente auch offen erklären sollen. Daß sie dies unterlassen und erst hinterher mit einer ganz neuen Theorie herausgerückt sind, begründet mindestens den Vorwurf des Mangels an Offenheit. Moralisch also waren die Bulgaren in einem gewissen Vorteil. Freilich: mit Sittenlehren baut man keine Eisenbahnen, hat bekanntlich schon R. v. Ofenheim gesagt. Aber in der Folge haben die Bulgaren sich dieses moralischen Vorteils auch selber wieder begeben. Wollten sie nämlich ihre Sache keinem Schiedsrichter anvertrauen, so blieb keine andere Entscheidung als die mit den Waffen übrig. Statt nun zum offenen Kampf haben die Bulgaren zu dem Mittel der heimlichen Überfälle gegriffen. Bald wurde da, bald dort eine serbische Position in den von Bulgarien reklamierten Gebieten unvermutet überfallen. Und diese Überfälle wollten die Bulgaren dann nicht einmal als Krieg gelten lassen. Längere Zeit suchten sie die Fiktion aufrecht zu halten, sie befänden sich mit den Serben gar nicht im Kriegszustande, denn die Überfälle seien von den Truppen aus eigener Initiative, nicht auf Befehl der Regierung erfolgt. Diese Methode war erstens überhaupt nicht ritterlich, und sie wurde dann noch dazu lächerlich, weil sie selbst den gewiß nicht sehr tapferen Griechen gegenüber mit einem gänzlichen Mißerfolg endete. Außerdem nahmen daraus die Rumänen Anlaß, nun auch ihrerseits ein ernstes


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wort in die Regelung der Balkanfragen dreinzusprechen; auch die rumänische Armee also setzte sich gegen die Bulgaren in Bewegung. Und schließlich benutzten auch die Türken die günstige Gelegenheit und nahmen den Bulgaren Stadt und Festung Adrianopel wieder ab, um welches Platzes willen hauptsächlich der zweite Feldzug gegen die Türken unternommen worden war. Man greift sich an den Kopf und kann den Grund nicht erfassen, wie die Bulgaren es so weit kommen lassen konnten. König Ferdinand in seiner Bedrängnis wandte sich zuerst an den Czaren, dann an den Kaiser von Österreich um Hilfe, die ihm aber jetzt von keiner Seite gewährt werden konnte. Der Kaiser von Österreich hatte jedoch, wenn die Zeitungen den Inhalt des Telegramms richtig wiedergegeben haben, beigefügt, er könne nur neuerdings, wie schon früher immer, zu einer Verständigung mit Rumänien raten. Aber auch mit der Befolgung dieses Rates, wenn er wirklich so erteilt worden ist, zögerte man in Sofia bis zum Zusammentritt der Bukarester Konferenz, von der also jetzt zu sprechen sein wird.

Die Bukarester Konferenz hat zuerst den Waffenstillstand und bald darauf auch den Friedensschluß gebracht. Aber gewisse andere Erscheinungen, die mit der Konferenz zusammenhängen, sind fast wichtiger als der Friedensschluß selber. Schon die Vorgeschichte der Konferenz bildet ein eigenes Kapitel. — Es hätte gewiß nahe gelegen, daß die Friedenskonferenz unter der Aegide einer Großmacht, wobei man vor Allem an Rußland oder an dessen äußerlich so ergebenen Satelliten Frankreich denken mußte, zusammengetreten wäre. Aber den Russen, deren Herrscher die Kriegführenden soeben erst als Schiedsrichter abgelehnt hatten, war offenbar die Lust vergangen, so rasch wieder mit einer neuen Initiative hervorzutreten. Und eine andere Großmacht wollte es vermutlich aus Rücksicht für Rußland nicht tun. Es war vorläufig Nisch als Schauplatz der Konferenz genannt worden — gewiß ein sehr unpassender Ort, wo die Großmächte keine Vertreter hatten. Die Rumänen hätten die Konferenz


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlich gerne in ihrer Hauptstadt tagen gesehen. Aber der russische Gesandte Schebekow gab keine Ermutigung, war eher für Nisch. Dagegen langten von Paris und Berlin — man beachte die Zusammenstellung — entschieden günstige Äußerungen ein, so günstige, daß man daraufhin in Bukarest den Entschluß wagte und die Einladungen ergehen ließ. Die Bulgaren erschienen zuerst. Sie setzten gleich nach ihrer Ankunft die schon früher von Sofia aus begonnenen Bemühungen fort, mit irgend einem der Partner ein Separatabkommen zu finden, um dann mit den anderen Partnern leichteres Spiel zu haben. Es scheint, daß sie dabei wenig klug und schon garnicht diskret vorgegangen sind, befand sich doch unter ihnen auch ein Journalist, der insbesondere seinen Berufsgenossen gegenüber seine Zunge nicht genügend im Zaume zu halten vermochte. Alle diese Bemühungen sind also gescheitert; wie auf dem Schlachtfelde, so hatten die Bulgaren auch auf dem diplomatischen Felde Glück und Geschick verlassen. Nur einige Großmächte bekundeten für die bedrängten Bulgaren etwas sichtlichere Sympathie. Rußland und Österreich überreichten der Friedenkonferenz sogar förmliche Noten, in denen sich diese Mächte die Überprüfung des Friedenstraktates zu Gunsten Bulgariens vorbehielten. Dies schien erstens darauf hinzudeuten, daß zwischen Österreich und Rußland förmlich eine neue Entente im Zuge sei. Und das geschah, während gerade die Spitzen des französischen Generalstabes in St. Petersburg zu Besuche weilten! Aber es geschah noch weit mehr. Italien hielt sich reserviert, während Deutschland und Frankreich ganz offen die Partei Griechenlands ergriffen. Vom deutschen Kaiser wird mit der Miene, als hätte man den Brief selbst gesehen, erzählt, daß er nach Griechenland (vielleicht an seine Schwester?) geschrieben habe: J am fighting for your rights like a tiger. Was ging vor? Hatte sich die Welt plötzlich verkehrt? Schon die Einberufung der Friedenskonferenz war auf deutsch-französischen Einfluß und mindestens ohne ausdrückliche Zustimmung Rußlands erfolgt. Gelegentlich der Konferenz selber dann


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

standen Deutschland gegen Österreich und Frankreich gegen Rußland. Auch der englische Gesandte hatte bereits eine ähnliche Note wie Rußland und Österreich überreicht und dieselbe erst nach einer Besprechung mit seinem französischen Kollegen wieder zurückgezogen. In St. Petersburg sprach man mit Bezug auf Frankreich schon geradezu von Verrat, und zwar nicht bloß wegen der in Rede stehenden Affäre allein, sondern auch, weil die französischen Banken den Türken die nötigen Mittel zu ihrer Expedition nach Adrianopel vorgeschossen hatten. Nun, es war wohl schon von vorneherein ziemlich klar, daß der Revisionsvorbehalt der Mächte — die Initiative dazu wollen die Rumänen ergriffen haben — hauptsächlich nur dazu dienen sollte, den Bulgaren die sehr bitteren Pillen des Friedenstraktates etwas zu überzuckern, ihnen insbesondere den Verzicht auf die Tabak- und Hafenstadt Kavalla zu erleichtern. Auch die Bulgaren selbst haben sich über den Wert dieses Vorbehalts kaum jemals einer Täuschung hingegeben. Begleiterscheinungen aber, die sich anläßlich dieser Aktion gezeigt, sind gewiß sehr charakteristisch und wohl völlig beweiskräftig für die Auffassung, daß die weitere Fortführung der Balkan-Aktionen sicher die ganze bestehende Mächtegruppierung ins Schwanken gebracht hätte. Nach diesem probaten Exempel zu schließen, müßte ein Macchiavelli des Balkan die Großmächte lange Zeit für seine Zwecke in Atem zu halten vermögen. Es wird vielleicht nicht überflüssig sein, in Zukunft mehr wie bisher auf das etwaige Auftauchen eines solchen Charakters zu achten.

Aber entschieden wichtiger noch, weil am letzten Ende doch allein entscheidend, ist ein anderer Zwischenfall, der in den offiziösen Berichten vom Verlauf der Konferenzen mehr so nebenbei erwähnt worden ist. — Schon während des serbisch-bulgarischen Bruderkrieges ist berichtet worden, daß die Serben alle bulgarischen Ortschaften, also alle Exarchisten, deren Herren sie mittels Kriegsrechtes geworden waren, kurzweg zu Patriarchisten, in specie zu Anhängern des serbischen Metropoliten gemacht hatten. Das heißt: diese


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bulgaren wurden schlankweg dem serbisch-staatlichen Kirchen- und Schul-Regime unterworfen. In der Bukarester Konferenz nun haben die Bulgaren die Forderung gestellt, daß den unter griechische oder serbische Herrschaft gefallenen Bulgaren die Achtung ihrer Nationalität gewährleistet werde. Darauf haben die Griechen erklärt, daß sie wohl bereit seien, die bulgarischen Schulen zu respektieren, was aber die bulgarischen Priester anbelange, so sei es unmöglich, dem bulgarischen Standpunkt zu willfahren, denn auf griechischem Territorium könnten nun einmal absolut keine vom „schismatischen" Exarchat ordinierten Priester funktionieren. Die Serben ihrerseits erklärten im ersten Moment die von den Bulgaren aufgeworfene Frage für schlechthin indiskutabel und schienen andeuten zu wollen, daß, wenn auf der Frage bestanden werde, die Konferenz einfach als gesprengt zu betrachten sei. In einer späteren Sitzung gaben sie allerdings eine scheinbar etwas entgegenkommende Erklärung ab, die aber augenscheinlich nur den Zweck hatte, den Gegenstand vom Verhandlungstische wegzudisputieren. Andererseits scheint es, daß auch die Bulgaren den Griechen nicht die volle Kirchenfreiheit gewährleisten, sondern diese Frage zum Gegenstand eines Separatabkommens gemacht wissen wollten, welche Proposition dann wieder die Griechen ablehnten. Alles in Allem: bezüglich der im Orient ausschlaggebenden, weil auch über die Nationalität entscheidenden Kirchenfragen hat auch die Bukarester Konferenz keine Änderung im bisherigen Stande der Dinge herbeigeführt. Der bisherige faktische Stand der Dinge ist aber bekanntlich der, daß die Christen, die vom einen Staat in den anderen übergehen, in Kirche, Schule und Amt unweigerlich dem speziellen System des betreffenden Staates unterworfen werden. Es war darum auch nur ein scheinbares, ein illusorisches Entgegenkommen, wenn die Griechen den Bulgaren wenigstens die Schulfreiheit zusichern wollten, denn eine bulgarische Schule könnte neben der rein griechischen Kirche und der ebenso rein griechischen Administration unmöglich lange bestehen. Es werden also die


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Griechen und Serben, wie schon bisher, so auch weiterhin, alle Bulgaren, über die sie Gewalt bekommen, zu Griechen und Serben, wie wahrscheinlich umgekehrt die Bulgaren alle Griechen zu Bulgaren machen.

Dieses spezielle orientalische System, das über das „cujus regio, illius religio“ noch weit hinausgeht, hat natürlich auch seine speziellen Folgen. Wie soll man sich den unbändigen Haß erklären, den die orientalischen Nationen seit Jahrhunderten gegeneinander hegen und den sie erst in diesen jüngsten Tagen wieder durch abscheuliche Massacres betätigt haben, einen Haß, der durchaus nicht immer vom Haß gegen die Türken überwogen wird? Letzteres findet man ja auch heute wieder in den verschiedenen Protesten und Erklärungen, die ins Abendland gelangen, bestätigt. Die Bulgaren beispielsweise, die an Griechenland kommen sollen, erklären da: „lieber türkisch, als griechisch“. Und umgekehrt sagen die Griechen mit Bezug auf die Bulgaren dasselbe. Man wird für diese Erscheinung kaum eine andere Erklärung finden, als eben in diesem spezifisch orientalischen System, welches jeden Herrschaftswechsel auch mit zwangsweisem Wechsel der Kirchen-, Schul- und Sprachzugehörigkeit verbindet. Es ist doch ganz begreiflich, daß die betroffenen Bewohner sich jedesmal wenigstens innerlich, oft dann auch äußerlich empören, wenn sie gezwungen werden, heute zu verabscheuen, was sie gestern noch verehrt haben. Und vor diesem Schicksal gibt es kein Entrinnen. Die Entwicklung, welche das unselige photianische Schisma im Laufe der Jahrhunderte genommen, hat dieses tyrannische System fast zu einem Dogma erhoben. Oder praktiziert nicht etwa das öcumenische Patriarchat selbst, wenn und wo es die Macht hat, genau dasselbe System? Man ist berechtigt, wenn nicht geradezu genötigt, zu sagen: das Schisma, oder wenigstens die Folgen des Schismas, darin liegt in Wirklichkeit der Fluch und die Geißel, wovon die orientalischen Völker seit Jahrhunderten gepeinigt werden.

Im vorigen Jahr hat ein slavisches Blatt über ein




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Interview mit dem Belgrader Metropoliten berichtet. Befragt, ob er ein friedliches Nebeneinander der orientalischen mit der römischen Kirche für möglich halte, soll der Metropolit ungefähr geantwortet haben: unmöglich sei es gerade nicht, aber die römische Kirche werde sich dazu bequemen müssen, den einzelnen Nationen als solchen Konzessionen zu machen, und daß es dahin komme, dafür werde schon die jetzige modernistische Strömung innerhalb der römischen Kirche sorgen. Der Metropolit von Serbien will also das orientalisch-nationale System, das wir soeben geschildert und dessen unselige Folgen in oft so erschütternder Weise zutage treten, auch in der römischen Kirche eingeführt sehen. Wer im Abendland hat Sehnsucht nach den Segnungen dieses orientalischen Systems? Aber der sogen. Modernismus innerhalb der katholischen Kirche, wenn man von einem solchen reden kann, mag sich diese Äußerung des serbischen Metropoliten allerdings in sein Gedenkbuch schreiben. Ob man es nun Modernismus oder wie immer nennen will: wenn wirklich hie und da eine gewisse Schwäche gegenüber den Strömungen des Tages, die sich mit nationalen Schlagworten drapieren, vorhanden und bemerklich sein sollte, so ist ein Blick auf das traurige Schauspiel, das die orientalischen Kirchen bieten, wohl geeignet, jede solche Schwächeanwandlung rasch zu unterdrücken und jedermann zu warnen, auch nur mit einem Schritt diese schiefe Ebene zu betreten.

Nun aber endlich zum Bukarester Frieden. Bedeutet dieser Friedensschluß den so wünschenswerten Frieden? Zum Teil, vielleicht zum wichtigsten Teil haben wir diese Frage soeben beantwortet. Man wird — rein politisch genommen — von viel Glück reden können, wenn die An- und Eingliederung der neuen Gebiete an und in die alten Staaten ohne gewaltsame Konflikte sich vollzieht. Die innere Ruhe aber, die Ruhe der Gemüter wird damit aus den eben angegebenen Gründen noch lange nicht erreicht sein. Man hat auf der Konferenz und auch anderwärts viel vom Gleichgewicht auf dem Balkan gesprochen, das hergestellt und gesichert werden

Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

müsse. Auch die Rumänen haben betont, an diesem Gleichgewicht in vitaler Weise interessiert zu sein und eben wesentlich auch aus diesem Grunde gegen Bulgarien das Schwert gezogen zu haben. Nun, auch bloß zur rein äußerlichen Herstellung dieses Gleichgewichts wird es wohl notwendig sein, daß den Bulgaren Adrianopel wieder zurückgegeben werde. Wer aber wird da der Katze die Schelle umhängen? Freiwillig oder wenigstens ohne reichliche Kompensation werden die Türken Adrianopel gewiß nicht wieder verlassen. Es wird behauptet, die Türken verlangten als Gegenwert in erster Linie das Zugeständnis, daß sie ihre Einfuhrzölle auf vier Prozent (des Wertes) erhöhen dürfen. An dieser Forderung aber sind die einzelnen Mächte in so verschiedenem Grade interessiert, daß an ein baldiges Einvernehmen in derselben schwer zu glauben ist. Außerdem hat sich die Londoner Konferenz nach dem Bukarester Friedensschluß schleunigst auf Ferien begeben, es fehlt also momentan auch das für alle diese Fragen eingesetzte Organ der Verständigung. Je länger aber die Türken in Adrianopel bleiben, desto schwerer werden sie wieder herauszubringen sein. Dann schwebt noch die Frage der großen Inselgruppe, die mit anderen Inseln an Griechenland fallen soll, die aber noch immer von Italien als Pfand für die volle Erfüllung des Friedens von Ouchy besetzt gehalten wird. Auch das endgiltige Statut für Albanien und die Konstituierung dieses Fürstentums — vielleicht ist ein eingebornes Stammeshaupt zum Fürsten ausersehen, die Miriditen z. B. haben ja ein solches Haupt — scheinen noch in weitem Felde zu stehen. Rechnet man dazu noch den Umstand, daß aus der wenn auch gewiß nur momentanen Erschütterung der Mächtegruppierung, welche anläßlich der Frage der Friedensrevision zu Tage getreten ist, sicherlich da und dort eine kleine Verstimmung zurückbleiben wird, so kommt man zu dem Resultat, daß zur Zeit eine leichte Athmosphäre allgemeinen Unbehagens sich über Europa gelagert hat.

Um aber beim Balkan und speziell bei der Frage des





Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dort angeblich notwendigen Gleichgewichts zu bleiben, so erinnert diese Gleichgewichtsthese in etwas fataler Weise an die leidigen und endlosen Streitigkeiten über die nationale Gleichberechtigung in Österreich, speziell in Böhmen. Der ehemalige Abgeordnete Msgr. Greuter hat bezüglich dieses österreichischen Nationalitätenstreites einmal gesagt: notwendig sei, nicht daß Jedem das gleiche Recht, sondern daß Jedem sein Recht zuteil werde. Und ähnlich darf man wohl auch vom Balkan-Gleichgewicht sagen: nicht darum kann es sich handeln, daß jedem Teil so ziemlich das gleiche Gewicht zugemessen werde, sondern darum, daß jeder Teil jenes Gewicht erhalte, das ihm vermöge seiner Natur zur befriedigenden Existenz notwendig ist. Was aber sagen die Bukarester Konferenzberichte? Diese Berichte geben nur zu lautes Zeugnis davon, daß auf der Konferenz viel mehr die Eigenliebe als die Nächstenliebe das große Wort geführt hat. Es ist auch viel mehr gegenseitiges Mißtrauen als Vertrauen zum Ausdruck gekommen. Die sonst so heilig erklärten nationalen Grenzen kamen da sehr schlecht weg. Auch die natürlichen Grenzen fanden wenig Anklang. Dagegen haben das Eroberungsrecht und die strategischen Grenzen eine große, fast Solo-Rolle gespielt. Dies gilt insbesondere auch von den Rumänen selber, denen als Einberufern der Konferenz doch die Wahrnehmung eines höheren Standpunktes geziemt hätte. Die strategischen Grenzen, was sind die anders als der Ausdruck des Mißtrauens, des Argwohnes und auch des eigenen Hinterhaltes? Auch mit der Diogenes-Laterne wird man im Bukarester Friedenstraktat und im Zuge der darin festgesetzten neuen Grenzen nur wenige Spuren von christlicher Nächstenliebe entdecken, man müßte dazu schon ein modernes Vergrößerungsglas nehmen. Es nützt nichts, zu sagen, ja das sei eben der Krieg und den hätte der und der provoziert. Das Kriegsrecht, das hat man ja auch schon unter den Türken gehabt: dann war ja der ganze Befreiungskrieg überflüßig. Soll man von den Balkan-Christen sagen müssen: die Türken sind sie los, das Türkische ist geblieben?




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Aussichten auf eine dauernde Beruhigung am Balkan und auf eine gedeihliche materielle und geistige Entwicklung der dortigen Völker sind also durch die jüngsten Vorgänge und durch den Bukarester Frieden leider wieder getrübt worden. Die Balkanstaaten haben die Probe bestanden, daß sie selbständig zu sein vermögen, — das ist wahr. Aber die Probe dafür, daß sie ihre Selbständigkeit mit den höheren Forderungen der christlichen Kultur in Einklang zu bringen vermögen, mit der Probe sind sie noch stark im Rückstande.

Alle aufstrebenden Völker bedürfen irgendeiner höheren Führung, eines Ideals, dem sie folgen. Welches immer dieses Ideal sein mag, es bildet ihre Religion. Den Balkanvölkern als Ganzes genommen kann ihr jetziges Kirchentum diese Führung nicht bieten, denn dieses ihr Kirchentum führt sie eher gegeneinander, als daß es sie zu einem höheren Ziel zu vereinigen vermöchte. Es müßte also wenigstens für so lange, als dieser Mangel besteht, eine andere Führung als Ersatz eintreten. Dazu schiene zur Zeit kaum ein anderer Faktor besser berufen als die habsburgische Monarchie, die in ihrer nationalen und auch konfessionellen Zusammensetzung so große Ähnlichkeit mit den auf dem Balkan bestehenden Verhältnissen aufweist, daß der Balkan fast wie eine südöstliche Fortsetzung dieser Monarchie erscheint. Ist aber die habsburgische Monarchie für diese Aufgabe vorbereitet? Wären die derzeit dort maßgebenden Parteien dieser Aufgabe gewachsen?

J—l.

Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XXXV.

## Der Metzer Katholikentag.

Der dermaleinstige Geschichtsschreiber der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands wird genötigt sein, der Metzer Tagung, die vom 17. bis 21. August währte, einen ganz hervorragenden Platz einzuräumen. Es war die erste in Metz, die zweite im Reichsland und die 60. überhaupt. Sie stand im Zeichen der 16. Jahrhundertfeier des Mailänder Toleranzedikts Kaiser Konstantins dessen kirchliche Feier zwei Tage vorher, am 15. August, in der ganzen Diözese Metz festlich begangen worden war. Die Rede des Speyerer Bischofs von Faulhaber über „das Mailänder Edikt und die Freiheit der Kirche" in der großen öffentlichen Versammlung in der Festhalle am Montag, den 18. August war der Glanz- und Kulminationspunkt der Tagung. Die Inschrift des Labarums, des siegreichen Banners Kaiser Konstantins: „in hoc signo vinces" schwebte als Motto über allen Verhandlungen und das siegreiche Kreuzeszeichen selbst, allerdings in Form des einen doppelten Querbalken tragenden Lothringer Kreuzes, begegnete überall den Blicken, es grüßte zum Willkomm vom Hintergrund des großen Festsaales des Hotel „Terminus", wo die Teilnehmer zur ersten und den weiteren geschlossenen Generalversammlungen zusammenkamen, es kehrte wieder in der die großen öffentlichen Versammlungen beherbergenden Festhalle, einem architektonisch-künstlerischen Meisterwerke des Metzer Hochbauinspektors Druxes, es erstrahlte bei Abend in hellem Glanze an der Front einzelner Gebäude, es winkte von unzähligen Fahnen und Flaggen den die Straßen der alten deutschen Reichsstadt füllenden Menschenmassen entgegen. Immer wieder und wieder, in Wort und Bild, trat vor Auge und Ohr die alte Wahrheit, daß im Kreuze, in diesem Sieges-


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeichen Kaiser Konstantins, auch für die heutige Welt, für den modernen Menschen, allein das Heil zu finden ist.

Aber das war es nicht allein. Der Sieg Konstantins über Maxentius an der Milvischen Brücke, der Sieg des Christentums über das Heidentum, hatte damals durch das dem Siege folgende Edikt der katholischen Kirche den Frieden gebracht, Frieden und Freiheit. Freiheit und Frieden für die katholische Kirche auch in unserer Zeit war der Ruf, der auch immer wieder und wieder von den Rednern der einzelnen Versammlungen erhoben wurde, Freiheit in der Bewegung für die Kirche, Freiheit für die Schule und die Missionen, Freiheit für die religiöse und caritative Tätigkeit unserer Orden, Freiheit für die Unterweisung in Gottesfurcht und Vaterlandsliebe. Und dazwischen immer wieder und wieder neben dem ausgeprägt nationalen und patriotischen Unterton die bedingungslose und unerschütterliche Treue und Hingabe, Liebe und Unterwürfigkeit dem hl. Vater und seinen Weisungen gegenüber, besonders seinem Herzenswunsche, dem häufigen Empfang der hl. Kommunion. Diese Gedanken zogen sich wie ein roter Faden durch die gesamten Verhandlungen.

Freiheit und Frieden! Frieden auch den deutschen Katholiken untereinander! Metz ist ein Boden reich an geschichtlichen Erinnerungen. Hier verkündete Kaiser Karl IV. i. J. 1356 die goldene Bulle, vielleicht nicht weniger bedeutungsvoll für das katholische Deutschland verkündete der Präsident der Generalversammlung, Fürst Alois zu Löwenstein, in der ersten öffentlichen Versammlung unter dem stürmischen Beifall der Tausende von Zuhörern die goldene Bulle des Friedens von Metz, des Friedens in dem unseligen, die katholische Bevölkerung aufreibenden Gewerkschaftsstreit. Fürst Löwenstein hat zwar nicht die gleiche Gewalt wie Kaiser Karl IV. Aber sicherlich konnte die damalige Verkündigung der goldenen Bulle von dem i. J. 1356 in Metz versammelten Reichstag nicht jubelnder aufgenommen werden wie der von der


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Präsidententribüne des Katholikentags ergangene Ruf nach Frieden von den deutschen Katholiken.

Von dem Lokalkomitee, von der Stadt Metz und von allen in Betracht kommenden Stellen war alles getan worden, um den Katholikentag möglichst glanzvoll zu gestalten. Der Empfang war ebenso herzlich von der altdeutschen wie von der heimischen, lothringischen Bevölkerung; da gab es keine unterschiedliche Nuance. Die Straßen und Plätze bis in die kleinsten Gäßchen und Winkel waren prächtig geschmückt mit Fahnen und Guirlanden, mit Blumen und Grün. Die Stadt selbst hatte noch ein übriges getan, nicht nur durch Freistellung des Platzes für die Festhalle, durch Bewilligung eines Beitrages von 10,000 ℳ zu den Unkosten, sondern vor allem auch durch eine feenhafte Beleuchtung der Esplanade, zu der an den einzelnen Abenden die Menge strömte, um sich bei den Klängen mehrerer abwechselnd konzertierenden Kapellen zu ergehen. Und auch im benachbarten Frankreich, wohin manche Besucher einen Ausflug machten, ließ die Aufnahme an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig. Metz liegt an der äußersten Westgrenze und entbehrt daher des Hinterlandes. Die Beteiligung konnte darum nicht so stark sein wie in den günstiger gelegenen Städten Mainz oder Aachen, Düsseldorf oder Essen. Aber dennoch wiesen nicht nur die öffentlichen Versammlungen in der Festhalle für die deutschen Teilnehmer, sondern auch die parallel laufenden im „Terminus" für die französisch Sprechenden einen guten Besuch auf, und die geschlossenen Versammlungen haben auch wohl kaum anderwärts mehr Teilnehmer vereinigt. An dem üblichen Festzug am Sonntag nachmittag beteiligten sich 405 Vereine mit ungefähr 35 000 Mitgliedern, fürwahr eine stattliche Zahl, die den auf den Ehrentribünen versammelten Bischöfen ihre Huldigung darbrachten. Die gleichzeitig in Fulda tagende Bischofskonferenz brachte es mit sich, daß der Episkopat weniger stark vertreten war wie sonst. Anwesend waren die Bischöfe Benzler-Metz, Fritzen-Straßburg, Korum-Trier, Koppes-Luxemburg, Faulhaber-Speyer, Weihbischof


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Haehling-Paderborn und Bischof Allgeyer-Sansibar. Besonders herzlich war das seitens des hl. Vaters ergangene Antwortschreiben auf die Adresse des Lokalkomitees gehalten und nicht minder die Antwort auf das seitens des Katholikentages nach Rom ergangene Ergebenheitstelegramm. Auch der Kaiser hatte wie in den früheren Jahren persönlich für die ihm dargebrachte Huldigung gedankt. Außer aus Deutschland waren Teilnehmer aus den meisten europäischen Staaten, besonders aus dem benachbarten Frankreich und Luxemburg, aus Holland und Belgien erschienen, und auch alle nichteuropäischen Erdteile, vielleicht mit Ausnahme von Australien, waren durch den einen oder andern Angehörigen vertreten.

Mehr wie in früheren Jahren hatte sich diesmal die Presse, und zwar leider nicht nur die gegnerische, sondern vereinzelt auch die katholische, mit dem Katholikentage und eventuellen Zwischenfällen auf demselben beschäftigt. Zunächst erregte es bei unsern Gegnern Anstoß, daß die Versammlungen — der Zusammensetzung der reichsländischen Bevölkerung entsprechend — nicht nur in deutscher, sondern auch in französischer Sprache abgehalten werden sollten. Mit Recht gab Fürst Löwenstein in der ersten geschlossenen Versammlung einem liberalen Blatte, das das Programm der französischen Parallelversammlung gebracht und dazu bemerkt hatte „und so was nennt sich deutscher Katholikentag" die entsprechende Antwort: von der „Generalversammlung der Katholiken Deutschlands". Und in der ersten öffentlichen französischen Versammlung, in der Fürst Löwenstein auf das gleiche Thema zu sprechen kam, erklärte er unter dem Jubel aller Anwesenden, daß alle Katholiken, gleichviel ob deutscher oder französischer Zunge, eine gemeinsame Sprache hätten, die der katholischen Kirche. Im übrigen gab es auch auffeiten der gegnerischen Presse Leute genug, die für die Abhaltung deutscher und französischer Parallelversammlungen volles Verständnis hatten. Das konnte man nicht nur im mündlichen Verkehr hören, das kam auch in


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Presse selbst, z. B. in der „Straßb. Post“ Nr. 926, zum Ausdruck.

Wesentlich größeres Gewicht wurde in der Öffentlichkeit der Frage beigelegt, ob die Katholikenversammlung sich mit mit der Enzyklika „Singulari quadam“ und dem Gewerkschaftsstreit befassen werde. In den früheren Jahren hatte man es sorgsam vermieden, letzteren auf den Katholikenversammlungen zu berühren, und auch diesmal war ursprünglich beabsichtigt, ein Gleiches zu tun. Erst die letzten Wochen hatten darin eine Änderung gebracht. Der Anstoß ging von Trier aus. Er war ein doppelter. Seit vielen Jahren umschließt das Programm des Katholikentages bekanntlich auch einen Arbeiterfestzug, der des Sonntags nachmittags zu Beginn der Tagung abgehalten zu werden pflegt. Die Lage von Metz brachte es naturgemäß mit sich, daß die benachbarte Diözese Trier, speziell auch das Saarrevier, das Hauptkontingent zu diesem Zuge zu stellen hatten. Dort dominieren aber die Arbeitervereine Berliner Richtung. Mit Rücksicht nun auf die Erfahrungen bei früheren Katholikentagen, in denen nach ihrer Anschauung die an den Festzug sich anschließenden Arbeiterversammlungen zur Propagierung der christlichen Gewerkschaftsidee benützt worden waren, hatten sich der Diözesanpräses der katholischen Arbeitervereine der Diözese Trier, Domkapitular Stein-Trier, und Dechant Hansen-Illingen, der Vorsitzende des Bezirksverbands Saar, an das Metzer Lokalkomitee gewandt und demselben einige Wünsche vorgetragen, von deren Erfüllung sie die Beteiligung der Arbeitervereine des Diözesanverbandes an dem Festzug abhängig machten. Es handelte sich dabei vor allem um die Forderung, daß es den „Berliner“ Arbeitervereinen gestattet werde, nach dem Festzuge eine eigene Versammlung mit einem von ihnen gestellten Redner abzuhalten. Diese Wünsche wurden vom Metzer Lokalkomitee aber abgelehnt. Daraufhin beschlossen die „Berliner“ Vereine, von einer offiziellen Beteiligung am Festzuge abzusehen.

Das Metzer Lokalkomitee wurde von dieser Stellungnahme verständigt, und es braucht wohl nicht betont zu




Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden, daß diese in Metz recht unangenehm empfunden wurde. Von Metz aus wurden dann neue Verhandlungen angeknüpft, die schließlich zu einer Audienz des Generalvikars der Diözese Metz Dr. Pelt, Vorsitzender der Rednerkommission, und des Vorsitzenden des Lokalkomitees, Professor Kinzinger, beim Hochwürdigsten Bischof Dr. Korum von Trier führten. Der Audieuz wohnte auch Domkapitular Stein bei. Das Resultat dieser Besprechung war, daß den katholischen Arbeitervereinen ein eigenes Lokal zur Verfügung gestellt und die Nominierung der Redner der Verbandsleitung überlassen wurde. Auch erklärte man sich bereit, einen Antrag des Diözesanpräses Herrn Kanonikus Stein über Arbeiterfrage und Enzyklika „Singulari quadam“ der Generalversammlung vorzulegen. Dieser Antrag hatte folgenden Wortlaut:

„Gegenüber der sozialistischen Propaganda empfiehlt die 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands allen katholischen Arbeiter- und Standesvereinen eine ausgiebige Belehrung ihrer Mitglieder über die religiös-sittliche Seite der Arbeit und des Arbeitsverhältnisses im Anschluß an die Enzyklika Singulari quadam.“

In ihrer Nr. 43 vom 25. Juli brachten die „Petrus-Blätter“ einen Aufsehen erregenden Artikel „Eine wichtige Aufgabe des Metzer Katholikentages“ von Dr. Friedhold (Pseudonym eines angesehenen Geistlichen des Saarreviers). Darin wurde die Forderung aufgestellt, daß der Katholikentag in Metz sich mit der Enzyklika „Singulari quadam“, der wichtigsten Begebenheit des vergangenen Jahres, befasse. Der Metzer Tag, hieß es, darf „zur endgültigen Erledigung der Gewerkschaftsfrage im Sinne der päpstlichen Entscheidung seine Mitwirkung nicht versagen“, und „gewiß wäre es nicht mehr wie natürlich, wenn die deutschen Katho[illegible] Heiligen Vater ihren Dank für sein Eingreifen in die Ge[illegible]schaftsfrage zum Ausdruck bringen“.

All dies brachte den Teil der Presse, welcher die einseitige Förderung der christlichen Gewerkschaften sich angelegen sein läßt, gewaltig in Harnisch. Namentlich tat sich darin ein im

Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Saarrevier erscheinendes christliches Gewerkschaftsorgan, die „Saar-Post", hervor, deren Auslassungen dann sofort von anderer befreundeter Seite übernommen wurden und von da ihren Weg in die Presse der verschiedensten Parteischattierungen fanden, wo sie mit mehr oder minder gehässigen Kommentaren versehen wurden.

Die gegnerische Presse nahm mit Freuden von den Auseinandersetzungen, an welchen sich die „Kölnische Volkszeitung" wiederholt beteiligte, Notiz und erging sich weiter in Prophezeihungen über einen bevorstehenden Krach auf dem Katholikentag. Die „Petrus-Blätter" konnten aber in ihrer Nr. 45 eine Zuschrift des Bischofs Korum von Trier veröffentlichen, die der „Wochenschrift, die seit ihrem Bestehen an ihrem Programm trotz aller Anfeindungen treu festgehalten", Lob und Anerkennung aussprach. Eine weitere Veröffentlichung in der nächsten Nummer machte dann Mitteilung von dem Empfang des päpstlichen Segens sowie von einer Zuschrift des Sekretärs der Konsistorialkongregation, Kardinal de Lai, welcher sich die Anerkennung des Herrn Bischofs zu eigen machte.

Anfangs August beschäftigte sich auch die offiziöse Zentrums-Parlaments-Korrespondenz mit den Auseinandersetzungen anläßlich des bevorstehenden Katholikentages in einem Leitartikel unter der Überschrift „Was uns stark macht". Der Artikel fand Aufnahme in einer ganzen Reihe größerer und kleinerer Zentrumsblätter, u. a. auch in der „Augsb. Postztg." (Nr. 362 vom 7. August) und im „Deutschen Volksbl." (Nr. 180 vom 6. August). Er betonte die Notwendigkeit der Einigkeit der deutschen Katholiken auf dem Boden der gemeinsamen christlichen Weltanschauung und der Wahrung der Interessen der katholischen Kirche:

„Auch dem Zentrum sind seit Beginn seines Bestehens schwere innere Kämpfe nicht erspart geblieben. Oft hat es in seinem Schoße wegen Unstimmigkeiten in einzelpolitischen Fragen gegärt, aber stets haben sich die Streitenden auf den Boden der gemeinsamen Weltanschauung zurückgefunden; nie hat eine politische Einzelfrage das Zusammengehörigkeitsgefühl lösen können,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das in der Zentrumspartei so stark ausgeprägt ist. Das Zentrum hat sich mit dem Mut der Konsequenz die christliche Weltanschauung zur Grundlage seiner ganzen Politik genommen und erblickt seine vornehmste Aufgabe in der Verteidigung und Wahrung der Interessen und Rechte der katholischen Kirche. Darin besteht die Stärke des Zentrums und das erzeugt seine Eigenart. In politischen Fragen sind die Interessen und Anschauungen der Zentrumswähler des öfteren wie zuletzt noch weit auseinander gegangen, aber der Widerstreit der Ansichten und politischen Überzeugungen vermag doch nicht das Gefühl zu verwischen, daß alle Zentrumswähler einerlei welchen Stands und Berufes zusammengehören. Stark bleiben wir darum solange, als wir konsequent unsere Weltanschauung uns vorhalten und verteidigen; unüberwindlich sind wir, solange wir in Weltanschauungsfragen einig bleiben. Einigkeit tut uns vor allem heute darum not, weil wir in der Verteidigung der christlichen Weltanschauung und der Wahrung der Rechte der katholischen Kirche immer mehr isoliert werden. Einigkeit muß auch herrschen im katholischen Lager, dessen berufener politischer Vertreter das Zentrum ist. Bei allen Fehden, die zwischen den Katholiken ausgefochten werden und zur Klärung und Neubelebung des katholischen Geistes auch gar nicht von Übel sind, muß doch stets im Auge behalten werden, daß es ein Kampf zwischen Brüdern ist, die alle nur das Beste wollen. Wir deutschen Katholiken können uns den Luxus eines nervenzermürbenden Kampfes im eigenen Lager nicht gestatten, denn wir haben der äußeren Feinde schon mehr als genug, und der katholischen Sache wäre jedenfalls besser gedient, wenn wir die gemeinsame Front und den gemeinsamen Schritt fänden. Wir brauchen uns allerdings nicht zu scheuen, auch unsere Gegner wissen zu lassen, daß Gegensätze in unserem Lager vorhanden sind, denn wir haben die Gewißheit, daß wir diesen Widerstreit segensreich überwinden werden; wir dürfen unseren Gegnern aber nicht das Schauspiel bieten, daß nicht der Kampf an sich, wohl aber die Waffen, die in diesem Kampf geführt werden, unchristlich und unkatholisch sind. Das katholische deutsche Volk



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hofft, daß auf dem jetzigen Katholikentag der Beweis erbracht wird, daß wir uns einig sind und daß Streitfragen diese Einigkeit nicht stören können."

Die „Köln. Volksztg." hatte diesen Artikel, der auch in einem Teile der gegnerischen Presse Aufsehen hervorrief, nicht gebracht, wohl aber ihre Kölner Nebenausgabe, der „Lokal-Anzeiger", in seiner Nummer vom 6. August, allerdings mit einigen Abänderungen. So hieß es in dem Wortlaut der Zentrums-Parlaments-Korrespondenz, daß das Zentrum seine vornehmste Aufgabe in der Verteidigung und Wahrung der Interessen und Rechte der katholischen Kirche erblicke, während in dem Kölner „Lokal-Anzeiger" nur von der „Aufgabe" schlechthin die Rede war. Als nun gar die „Köln. Ztg." (Nr. 933 vom 17. August) sich das Vergnügen machte, darauf hinzuweisen, daß der betreffende Artikel wohl in dem Kölner „Lokal-Anzeiger" nicht aber in der „Köln. Volksztg." Aufnahme gefunden habe, erfolgte eine gereizte Erwiderung der „Köln. Volksztg." (Nr. 714 vom 18. August), welche den Korrespondenzartikel als „mißverständlich und irreführend bezeichnete."

Inzwischen hatte die „Kölner Korrespondenz" in ihrer Nummer vom 13. August einen gehässigen, nachher wohl wieder zurückgenommenen Artikel über „die deutschen Katholikentage" gebracht, der natürlich mit Wonne von unsern Gegnern abgedruckt wurde. Es ist und bleibt unerhört, daß überhaupt ein solcher Artikel in einer Korrespondenz erscheinen konnte, die erklärt, sich die Vertretung der katholischen Weltanschauung zur Aufgabe zu machen. Fürst Löwenstein bezeichnet den Artikel der „Kölner Korrespondenz" in seinem Rückblick am Schluß der Katholikenversammlung, um das gleich vorweg zu nehmen, als „eckelerregend" und als das „Produkt pathologischen Hasses".

So standen die Dinge, als der Katholikentag in Metz zusammentrat, und man kann es verstehen, wenn man sich auch in katholischen Kreisen über Verlauf und Ausgang der Metzer Tagung allerlei Gedanken machte. Aber alle Be-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fürchtungen, die etwa der eine oder andere haben mochte, sind glänzend zerstreut worden. Die ganze Tagung bot ein erfreuliches harmonisches Bild, vor allem ein Bild gewollter und bewußter Einigkeit und unerschütterlicher Anhänglichkeit an den hl. Vater in Rom. Davon zeugte schon die erste geschlossene Versammlung und dann der am Nachmittag stattfindende Festzug von fast 35000 Arbeitern mit den sich anschließenden Versammlungen. In allen wurde über das gleiche Thema „Die katholische Weltanschauung und die Heilung der sozialen Schäden" gesprochen. In der Festhalle sprach als Hauptredner der Privatgeistliche Tilly-Metz, der die Arbeiter aufforderte für die katholische Weltanschauung stehen und sterben zu wollen mit dem Losungswort: Treu zu Papst und Kirche, und sie insbesondere auch zum häufigen Empfang der hl. Kommunion ermunterte. Auch der Enzyklika „Singulari quadam" gedachte Redner, von der er jedoch nur zwei Sätze zitierte, speziell aber die Weisung des hl. Vaters betonte, sich von nun an jedes Streites über die Gewerkschaftsfrage zu enthalten. In der St. Clemenskirche, wo sich die „Berliner" Arbeitervereine versammelt hatten, sprach Dr. Fleischer-Berlin, der sich gleichfalls und zwar eingehend mit der Enzyklika befaßte und die Arbeiter aufforderte, sich im Geiste des Friedens an der Regelung des Lohn- und Arbeitsverhältnisses zu beteiligen. Auch er ermahnte die Arbeiter, treu zur katholischen Weltanschauung, zu Kirche und Papst zu stehen. Und dann bestieg Bischof Korum selbst die Kanzel, um in hinreißender und ergreifender Weise zu den Arbeitern zu sprechen, wie der Vater zu seinen Kindern, dessen ganzes Herz von Liebe und Sorge um diese erfüllt ist. Seine Worte gingen sichtlich zu Herzen. Und sicherlich waren alle mit ihm eins, als er ausführte:

„Den Vorsatz wollen wir mit nach Hause nehmen, daß wir überall unsere Pflicht tun als Katholiken, daß wir als katholische Männer vor allem den Weisungen des Heiligen Vaters folgen. Er, der uns mehr liebt als alle andere, er wird uns nicht betrügen. Solange die Welt auf die



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Päpste hörte, war sie glücklich. Solange der Hauch vom Kalvarienberg durch die Welt ging, da war Friede und Eintracht. Darum bleibt, was Ihr bis jetzt gewesen seid. Bleibt treu dem Heiligen Vater, treu Euerem Bischof."

Und dann berührte der Bischof kurz die Streikbewegung im Saarrevier 1912. Damals hatte er in einem Schreiben an die Dechanten des Saarreviers vor einem Streik gewarnt, weßhalb er von dem „Bergknappen" und anderen „christlichen" Organen die schärfsten Angriffe über sich ergehen lassen mußte. Ein großer Teil der katholischen Presse war damals entschieden für den Bischof eingetreten, ein anderer Teil hatte dazu leider nicht den Mut gefunden, hielt es vielmehr mit den Angreifern. Jetzt verteidigte sich der Bischof selbst, indem er laut „Lothr. Volksstimme" (Nr. 190 vom 19. August) ausführte:

Ich habe mich gewundert, daß Leute sich gefunden, die es mir, als ich damals euch geschrieben habe, wehren wollten, daß ich mir die Freiheit herausnehme, meine Kinder zu warnen. Habe ich nicht das Recht wie andere Väter? Soll ich Euch darben lassen und verführt sehen? Soll ich da nicht wehren, wenn Verführer kommen? Dann wäre ich kein Vater, der Liebe hat zu seinen Kindern; ich wäre ein Mietling. Eure Seelsorger denken gerade wie ich. Was wollen wir denn? Wir wollen Euch schützen und bewahren vor gefährlichen Ausbrüchen, zu denen Euch andere verführen wollen.

Der Bischof schloß mit der Mahnung zum häufigen Empfang der hl. Kommunion und dem Wunsche von Gottes Segen. Es ist auffallend, daß die „Köln. Volksztg." von der Verteidigung des Bischofs Korum keine Zeile brachte und seine ganze Rede in vier Zeilen abtat (Nr. 714 vom 18. August). —

Die Begrüßungsversammlung am Abend sah die Festhalle dicht gedrängt voll. Es herrschte ein echt herzlicher Ton, und von allen Rednern wurde immer wieder auf die Notwendigkeit und das Bedürfnis gegenseitiger Liebe und Eintracht hingewiesen.



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und dann kam der Montag, der erste und Haupttag der diesjährigen Verhandlungen des Katholikentags. Auf dem in der geschlossenen Versammlung am Vormittag zur Verteilung gelangten Verzeichnisse der Anträge der 60. Generalversammlung war der Antrag Stein betr. die Enzyklika „Singulari quadam“ nicht enthalten. Die Angelegenheit sollte auf andere Weise zur Erledigung kommen. Nach eingehender Besprechung mit allen in Betracht kommenden Faktoren hatte Präsident Fürst Löwenstein beschlossen und dazu auch die Zustimmung von autoritativster Seite gefunden, die Angelegenheit selbst in der ersten öffentlichen Versammlung zur Sprache zu bringen. Er tat dies in einer sowohl die Antragsteller wie alle Anwesenden, ja das ganze katholische Deutschland vollauf befriedigenden, direkt befreiend wirkenden Weise. Die Antragsteller gaben dem noch besonders Ausdruck, indem sie später ihren Antrag auch formell zurückzogen.

Der Redner erntete an verschiedenen Stellen und besonders am Schlusse stürmischen, immer wieder ausbrechenden Beifall. Und so war es in der Tat. Die Sehnsucht des katholischen Volkes nach Frieden brach sich hier elementar Bahn. Und wie befreiend wirkte es, als der Präsident nach all dem, was man nach Erlaß der Enzyklika erlebt hat, dem hl. Vater öffentlich den Dank des katholischen Deutschland „für diese Tat apostolischer Weisheit“ aussprach, Gehorsam gelobte und Abbitte leistete für allen dem hl. Vater ungewollt zugefügten Kummer: „Der Streit ist für uns deutsche Katholiken entschieden und muß nun ruhen.“

In der 2. öffentlichen französischen Versammlung verlas Ehrendomherr Collin eine Erklärung, in der er sich die Ausführungen des Fürst Löwenstein völlig zu eigen machte.

Die lothringischen Katholiken, führte er u. a. aus, unterschrieben den „Frieden von Metz“. Man habe hier dem Streit um die christlichen Gewerkschaften beunruhigt zugesehen, da er auch nach dem Erscheinen der päpstlichen Enzyklika Singulari quadam fortgedauert habe. Daher habe man ein Eingreifen der 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands er=



Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wartet. Wörtlich äußerte Abbé Collin laut „Straßburger Post“ (Nr. 937 vom 20. August): „Wir hatten uns in Lothringen um den Streit nicht gekümmert, obwohl eine große Anzahl von uns im Prinzip sich lieber auf Seiten der rein katholischen Organisationen gestellt hätte. Um aber in der sozialen und kirchlichen Frage vollständig einig zu sein, haben die Geistlichen Lothringens sich rückhaltlos der Bestimmung des Bischofs von Metz unterworfen, nur rein katholische Vereine zu gründen, die der Gewerkschaftsfrage durchaus fremd gegenüber stehen.“

Das „Vive la paix de Metz“, womit Abbé Collin schloß, wurde dort ebenso begeistert aufgenommen, wie die Ausführungen des Fürsten Löwenstein in der öffentlichen deutschen Versammlung.

In seiner Schlußrede in der letzten öffentlichen Versammlung am Donnerstag kam Fürst Löwenstein dann nochmals auf die Angelegenheit zurück, und zwar aus Anlaß eines in der „Köln. Ztg.“ (Nr. 941 v. 19. August) erschienenen Artikels, in dem die Behauptung aufgestellt worden war, Fürst Löwenstein habe wieder die Enzyklika interpretiert. Fürst Löwenstein wies diese falsche Behauptung schlagend zurück.

Und auch auf dem Festmahl, das den Katholikentag abschloß, kamen die hier ventilierten Gedanken nochmals zum Durchbruch. Der zweite Vizepräsident Trunk toastete auf die Einigkeit der Katholiken Deutschlands, die sich gerade in Metz wieder so herrlich gezeigt habe. „Wir sind keine Zentrumstage, sondern echte und rechte katholische Generalversammlungen. Richtungskämpfe kann es für den Katholiken unter keinen Umständen geben, denn wir haben das Ziel im Auge; das ist unsere feste Richtung, nämlich das Jenseits, und danach marschieren wir.“ Fürst Löwenstein, der das Hoch auf Papst und Kaiser ausbrachte, feierte Pius X. nochmals als den providentiellen Papst, der nicht blos Ehrfurcht, sondern auch Liebe verdiene, nicht nur den für jeden Katholiken selbstverständlichen Glauben an


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine dogmatischen Entscheidungen, sondern volles hingebendes Vertrauen und jenen Gehorsam, den das Vertrauen zu einem freudigen macht. Abbé Collin gab dem Wunsch Ausdruck, daß der „Friede von Metz" sich nicht nur auf das Gebiet der Arbeiterfrage beschränken möge, sondern auch das soziale und katholische Gebiet zwischen Altdeutschen und französisch sprechenden Lothringern umfasse.

Ob nun der vom Fürsten Löwenstein proklamierte, vom katholischen Volke so heiß ersehnte „Friede von Metz" auch zur Wirklichkeit werden wird? Wie gerne möchten wir das hoffen. Daß der Friedensschluß den streitenden Parteien schwer wird, wie Fürst Löwenstein meinte, ist zu begreifen.

Neben der Proklamierung des „Friedens von Metz" und dem, was damit zusammenhing, trat fast alles andere in den Hintergrund. Und doch ist auch sonst in Metz manches gute Wort gefallen, viele fleißige Arbeit geleistet worden. Die Ausschüsse und die geschlossenen Versammlungen zogen alles in den Bereich ihrer Tätigkeit, was das katholische Volk und die weiteste Öffentlichkeit interessiert. Beschlüsse wurden gefaßt betreffend Lösung der römischen Frage und Aufhebung des Jesuitengesetzes, betreffend Förderung der Missionen, für die auch noch eine eigene Missionsversammlung warb, des deutschen Vereins vom hl. Lande und des Bonifatiusvereins, des St. Raphaelvereins und des dritten Ordens des hl. Franziskus. Man beschäftigte sich mit der Fürsorge für Zuziehende und dem katholischen Frauenbund, der weiblichen Jugendpflege und der Militärfürsorge, der Caritashilfe in der Seelsorge, der Obdachlosen- und Wanderfürsorge und den Vinzenzvereinen, dem Borromäus-Verein und Albertus-Magnus-Verein, der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst und dem Zusammenschluß der akademisch gebildeten Katholiken. Zur Reform des Kinowesens wurden bemerkenswerte Anregungen in einer besonderen Resolution gegeben. Zur Durchführung der Beschlüsse der Generalversammlungen sollen in Zukunft an allen größeren Orten eigene Orts-




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

komitees gebildet werden. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Schulwesen gewidmet. Die Organisation der Katholiken Deutschlands zur Verteidigung der christlichen Schule und Erziehung hielt eine gut besuchte Versammlung in der Festhalle ab, und besondere Beschlüsse der Generalversammlung enthalten die Forderungen der Katholiken an die Fortbildungsschulen und gehobenen Volksschulen (Mittelschulen, Bürgerschulen). Der katholische Volksverein hielt wie immer seine eigene Versammlung in der Festhalle ab, die ein erfreuliches Bild von seiner Weiterentwicklung bot. Dazu fanden eine große Zahl sonstiger katholischer Vereins- und Festveranstaltungen statt, die bewiesen, daß auf allen Gebieten katholische Kräfte in rühriger Tätigkeit an der Arbeit sind. In der Versammlung des Verbandes Kath. Kaufm. Vereinigungen Deutschlands nahm der Verbandsvorsitzende Dr. Thewes Gelegenheit, erneut den konfessionellen und paritätischen Charakter des Verbandes zu betonen und seiner Freude über das erlösende Wort des „Friedens von Metz" Ausdruck zu geben.

Die in den öffentlichen Versammlungen gehaltenen Vorträge boten durchweg Hervorragendes; jede einzelne Rede verdient im Wortlaut nachgelesen zu werden, mag sie auch dort nicht mehr so wirken, wie das gesprochene Wort. Ich denke dabei vor allem an die begeisternde Rede des Berliner Dominikanerpaters Bonaventura in der letzten öffentlichen Versammlung über die Entchristlichung des öffentlichen Lebens. Besonders erwähnt seien noch die Reden von Graf Galen über die katholischen Orden in der heutigen Zeit und von Dr. Hoeber über die religiösen Pflichten des gebildeten Laienstandes. Der Glanzpunkt aller Reden war aber, wie schon erwähnt, die Rede des Speyerer Bischofs Dr. von Faulhaber über das Mailänder Edikt und die Freiheit der katholischen Kirche mit ihren einschlagenden Parallelen zwischen damals und heute. Daß diese Rede den Liberalen auf die Nerven geschlagen ist, wie sich aus Zeitungsstimmen ergibt, ist verständlich. Diese Rede hat dauernden Wert.

Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ob dem Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg bei der Gegenüberstellung des Toleranzediktes von Mailand und des Intoleranzediktes von Berlin — 313 — 1913 — nicht die Ohren gesungen haben?

Der herrliche Verlauf des Metzer Katholikentags wird auch von den Gegnern anerkannt. Die „Straßb. Post" (Nr. 946) hebt die „mustergültige Organisation" und die „eiserne katholische Disziplin" der Teilnehmer hervor, die „Köln. Ztg." (Nr. 955) betont „den warmen und oft begeisternden religiösen Charakter", „das echt soziale Empfinden, von dem manche prächtige Rede Zeugnis ablegte" und auch „die nationalen Klänge", „die in der großen Sinfonie nicht fehlten". Der „Schwäbische Merkur" (Nr. 388) bewundert vor allem „die Einigkeit der katholischen Welt", die „wieder einmal vor aller Augen in Metz dokumentiert worden" ist. Er nennt die Katholikenversammlungen „bewundernswerte Kundgebungen", „um die Einigkeit in vollem Glanze erstrahlen zu lassen". Und selbst der „Vorwärts" (Nr. 217) gesteht: „Die Begeisterung der Masse auf den Katholikentagen kommt wirklich aus den Herzen, sie ist echt", „sie ist echt, weil sie dem Wesen des Klerikalismus entspringt: der Achtung seiner Anhänger vor der Autorität."

Möge der Metzer Katholikentag, das ist der Wunsch des ganzen katholischen Deutschland, reiche Früchte tragen. Möge man auf dem nächstjährigen Tage in Münster i. W. auf ein Jahr reicher ruhiger Friedensarbeit zurückblicken können.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## XXVII.

## Kürzere Besprechungen.

1. Die Klöster Bayerns am Ausgang des Mittelalters. Von Dr. Johannes Heldwein. 8° (XV. und 202 S.) München 1913, F. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). ℳ 4.—.

Frauenwörth im Chiemsee. Eine Studie zur Geschichte des Benediktinerordens. Von Dr. Johann Doll. Mit 41 Abbildungen. gr. 8° (XII. und 138 S.) Freiburg 1912, Herdersche Verlagshandlung. ℳ 3.—.

Seeon, ein bayerisches Inselkloster. Eine Studie zur Geschichte des Benediktinerordens. Von Dr. Johann Doll. Mit 29 Abbildungen. gr. 8° (XII und 76 S.) Ebenda. ℳ 2.—.

1) Das Buch Heldweins ist die Frucht langer Jahre. Noch nie wurde das klösterliche Leben nach seinen verschiedenen Richtungen hin in dieser umfassenden Weise durchleuchtet, noch niemand konnte sich auf ein so reiches Material stützen. Nach einer Einleitung über die Bedeutung der Visitationsakten von Klöstern im Allgemeinen und die bayerischen Klosterreformen des 15. Jahrhunderts im Besonderen (keineswegs erschöpfend!) werden in einzelnen Kapiteln 1) das religiöse Leben, 2) die öffentliche Wohlfahrtspflege, 3) das wissenschaftliche Leben, 4) die Pflege der Kunst und 5) die sittlichen Zustände behandelt. Das Ergebnis ist, wenn man die vorgebrachten Einzeltatsachen unvoreingenommen zusammenzählt, gegeneinander abwägt und zum Vergleich nebenbei auch noch an Weltgeistlichkeit, fürstliche Höfe und Städte heranbringt, keineswegs so ungünstig, als der Verfasser in manchen seiner Sätze uns glauben machen will. Überhaupt geht ein merkwürdiger Riß durch das Buch: die Materialherbeischaffung geschieht in ruhiger, umsichtiger und fleißiger


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weise, die Zusammenfassungen und Schlußfolgerungen teilen bissige Seitenhiebe aus, die mit dem Vorausgehenden entweder garnicht zusammenhängen oder durch dieses nicht begründet sind, scheuen auch vor einer ziemlich viel Gereiztheit gegen die katholische Kirche verratenden Phraseologie billigster Sorte nicht immer zurück. Man sehe sich doch nur das Vorwort (ein Muster, wie es nicht sein soll!) oder das Schlußwort daraufhin an! Aber ich würde es bedauern, wenn der eine oder andere Leser sich durch diese Schönheitsfehler abschrecken ließe, dem wertvollen sonstigen Inhalte näherzutreten. Von weiteren Einwendungen sei lediglich die Beobachtung erwähnt, daß das Literaturverzeichnis Benützern, die nicht schon so wie so die einschlägige Literatur kennen, viel unnötige Mühe bereiten wird, da bei den nicht selbständig erschienenen Aufsätzen die in Betracht kommende Zeitschrift seltsamer Weise weggelassen ist.

2) Die beiden Arbeiten Dolls, die sich einen örtlich stark verengerten, aber dafür zeitlich bedeutend erweiterten Rahmen gewählt haben, sind viel einheitlicher geraten, was im Interesse des Leserkreises, für den sie bestimmt sind, nur zu begrüßen ist. Sie bieten uns zwar nicht eine völlig erschöpfende Darstellung (so z. B. hat mich die Erzählung der „Anfänge" nicht recht befriedigt), wohl aber einen dem heutigen Stand der Geschichtswissenschaft entsprechenden trefflichen Grundriß der Vergangenheit von Frauenwörth und Seeon. Zu der sorgfältigen Stoffsammlung kommt eine gewandte Darstellung; nur die Gliederung läßt einiges zu wünschen übrig, indem in einem Fall die äußere Geschichte des Klosters an den Schluß statt an den Anfang gestellt und im andern Fall das kirchliche Leben unnötig vom klösterlichen Leben getrennt ist. Doch werden diese kleinen Nachteile mehr als genug aufgehoben durch die vorzügliche Ausstattung, so daß die Anschaffung der im Verhältnis zu Wert und Ausstattung billigen Bändchen allen Freunden der beiden Inselklöster nur empfohlen werden kann. Umso weniger brauche ich aus meiner Überraschung ein Hehl zu machen, daß jeder Vermerk darüber fehlt, ob und wie die Bände Dolls in Be-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziehung stehen zu den vor einigen Jahren im Auftrag und mit tatkräftiger Unterstützung eines bekannten bayrischen, dem Benediktinerorden äußerst günstig gesinnten Reichsrats geplanten Monographien zur Geschichte der bayerischen Benediktinerklöster. Sollte denn jenes verheißungsvolle Unternehmen wieder eingeschlafen sein? Und wer trägt die Schuld daran? Sicherlich nicht der großzügig denkende Mäzen, der selber, von sich aus, ganz freiwillig die erste Anregung zu jenem Unternehmen gegeben hatte, aber wohl ebensowenig der kleine Kreis derjenigen, die seinerzeit für die Arbeit (nicht für die Leitung!) gewonnen worden waren.

München. Otto Riedner.

2. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1912—1913. 28. Jahrg. Unter Mitwirkung von Fachmännern hrsg. von Dr. Jos. Plaßmann. Freiburg, Herder 1913. geb. 7,50 M

Herders Jahrbuch bietet wie immer einen guten Überblick über die Forschungsergebnisse, die in den Naturwissenschaften im vergangenen Jahre gemacht wurden. Selbst für Fachleute ist diese Zusammenstellung einesteils zur Rekapitulation des Stoffes, andernteils wegen der leichteren Orientierung über die Fortschritte auf verwandten Gebieten sehr angenehm. Interessante und aktuelle Artikel behandeln z. B.: Die Zersetzung des Wassers durch Sonnenlicht, Neue Arzneimittel, Die Verwandtschaft des Erregers der Hundswut und der Kohlhernie, Die Titanickatastrophe, Die neuesten Zeppelinkonstruktionen usw.

S. K.

Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

# XXXVII.

## Zur Ästhetik der Landschaft.

Eine Skizze.

Der moderne Ästhetiker Konrad Lange fordert — einer der wenigen volle Zustimmung verdienenden Sätze, welche sein Werk „Das Wesen der Kunst“[1]) enthält — die Trennung des Kunstschönen von dem Naturschönen. In dem gewaltigen Umfange, welchen heute die Ästhetik angenommen hat, in der Zusammenstellung von Dingen, Erscheiuungen und Problemen, die vielfach nichts Gemeinsames haben, liegt gleicherweise die Schwierigkeit wie die Schwäche der heutigen „Schönheitslehre“ begründet.

Wir fordern eine Trennung der Gebiete der Ästhetik nicht nur wegen des riesenhaft gewordenen Umfanges der letzteren, sondern vielmehr wegen des ganz verschiedenen Zweckes und Gesetzes der Kunst und Natur. Der erste und wesentliche Zweck der Kunst ist — wenigstens nach der großen Mehrzahl der ernst zu nehmenden Vertreter der Ästhetik und der Kunstlehre — Schönheit: Erzeugung des sicht- und hörbaren Schönen durch den künstlerisch veranlagten Menschen; der wesentliche Zweck der Natur dagegen ist die Befriedigung der materiellen menschlichen Bedürfnisse, in direkter und mehr noch in indirekter Weise. Eine größere oder geringere Schönheit ist mit der Natur gewöhnlich, wenn auch nicht regelmäßig verbunden; aber sie bildet einen sekun-

1) Zweite Aufl. Berlin 1907, S. 3.



Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dären Zweck, wenn auch einen integrierenden Bestandteil der in die Erscheinung tretenden Naturgebilde.

Auch in wissenschaftlicher Auffassung und nach dem inneren Gesetze unterscheiden sich Kunst und Natur. Das Reich der Natur ist in erster Linie ein Untersuchungsfeld des Naturforschers, das Reich der Kunst dagegen in erster Linie ein Forschungsgebiet des Ästhetikers. Das Naturschöne ist ein Produkt gebundener Kräfte und Gesetze, das Kunstschöne ein Ergebnis des freien, wenn auch innerhalb des Rahmens des Gesetzes sich bewegenden Wollens des Menschen. Es gibt nichts Irrigeres, als in den Gesetzen der Natur die Gesetze der Kunst finden zu wollen.

Was die Ästhetik der Natur mit jener der Kunst verbindet, das ist: daß beide ihr Schönheitsgesetz von Gott, dem Urbilde und der Urquelle aller Schönheit empfangen haben, und daß daher das Schöne wie das Wahre und Gute, im letzten Grunde eines ist, sich aber im Laufe der menschlichen Entwicklung, wie die Wahrheit in verschiedene Wissenszweige, immer mehr differenziert, aber hiebei seine Verbindung mit der letzten unveränderlichen Quelle der Schönheit niemals verloren hat.

## I.

Das größte und schwierigst zu erfassende Gebiet in der Ästhetik ist das der Landschaft.

1. Eine Ästhetik der Landschaft muß, wie eine richtig und erfolgreich vorgehende Kunstlehre vom Ganzen ausgehen; sie muß auf synthetischem Wege rückwärts und in einzelnen Fällen auf analytischem Wege wieder vorwärts schreiten. Ihr Ausgangspunkt ist die gesamte von dem Menschenauge überschaubare äußere Natur.

Die Ästhetik der Landschaft steckt heute noch in den Kinderschuhen. So herrliche Perlen der Natur- und Landschaftsdichtung, so viele photographiegetreue Reiseschilderungen wir besitzen, so wenige einen anerkannt wissenschaftlichen Wert in sich bergende Untersuchungen des ästhetischen Ganzen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der ästhetischen Elemente und Bedingungen der Landschaft können wir aufweisen.

Einen ästhetischen, richtiger einen Schönheitswert besitzt, in größerem oder geringerem Grade, fast jede durch Menschenhand nicht entstellte Landschaft. Selbst die Eisregion und die Wüste kann zum entzückenden, wenn auch nicht dauernd erfreuenden Bilde werden. Eine vollendet schöne, eine in allem harmonische Landschaft ist jedoch verhältnismäßig selten zu finden. Und darum befriedigen photographisch aufgenommene Landschaften nur in wenigen Fällen vollständig; darum möchte das verwöhnte, sensitiv empfindende Auge an dieser oder jener landschaftlich reizvollen Gegend immer noch etwas verändern oder ergänzen; und darum wird der Landschaftsmaler selbst an den schönsten Partien der Landschaft, instinktiv oder bewußt, dies oder jenes ergänzen, weglassen oder umgestalten. Die Landschaft ist ihm nur Motiv, nicht strenges Vorbild zu seinem künstlerischen Werke.

Eine scharfe Abgrenzung, eine Klassifizierung der Landschaft ist schwierig, da der Nüancen und Übergänge zu viele sind. Vor allem haben wir zwei große Gegensätze zu beachten: 1. Landschaften, die mehr durch ihre senkrechten oder aufwärts strebenden, und 2. Landschaften, die mehr durch ihre wagrechten Flächen und Formationen wirken. Zu der ersten Klasse zählen die Landschaften des Hoch- und Mittelgebirges und einzelne Waldlandschaften, zu der zweiten alle Landschaften der Ebene und des Wassers, d. i. der Teiche, Seen und des Meeres. Daß die Gebirgslandschaften im allgemeinen schöner gefunden werden als die Landschaften der Ebene, hat seinen ersten Grund darin, daß eine senkrechte Fläche immer ungleich stärker auf das Auge wirkt als eine horizontale. (Man vergleiche die Wirkung von Zimmerwand und Fußboden.)

Zwischen den Bildern des Gebirges und jenen des flachen Landes liegen die Landschaften des Vorgebirges und sind einzureihen die gebirgigen Uferlandschaften der Seen




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der Meere, welche die Gegensätze der beiden genannten Klassen, vielfach in glücklichster und entzückender Weise vereinigen.

2. Die ästhetisch zu erfassende Landschaft weist helle und dunkle Töne, Farben und Farbenkontraste, plastische oder architektonisch-monumentale Massen und Formen auf.

Das erste und stärkste, wenn auch nicht grundlegende Element der Landschaft ist die Farbe; die Farbe in all ihren Kontrasten und Harmonien, in ihren Abstufungen und Übergängen; die Farbe als Ergebnis des Lichtes und des Stoffes und in Verbindung mit dem Lichte: mit Schatten, Reflexen und der stündlich sich ändernden Beleuchtung. Weil die Farbe in der Landschaft das dominierende Element ist, darum neigt sich diese dem Begriffe des „Bildes“ zu und spricht man selbst von der ausgesprochen plastisch wirkenden Umgebung von einem schönen oder nicht schönen Landschaftsbilde; darum ist auch die malerische Wiedergabe der Landschaft die natürlichste und, wegen der Kompliziertheit und Ausdehnung fast jeder landschaftlichen Erscheinung, die nahezu einzig mögliche. Die Landschaft ist eine Domäne des Malers und des Zeichners.

Es finden sich zahlreiche reizvolle Landschaften, die keine nennenswerten Erhebungen aufweisen, in denen nur einzelne Farbenkomplexe und farbige Übergänge harmonisch und wirkungsvoll zusammenstimmen, aber es gibt keine völlig farblose Landschaft, eine Landschaft etwa mit weißen und schwarzen oder mit gleichmäßig grauen Einzelteilen. Auch an dem an sich nahezu farblosen Stoffe wird das Licht gewisse farbige Erscheinungen und Wirkungen hervorrufen. Auch der Schatten ist farbig, nie farblos.[1])

Das in malerischer Hinsicht sekundäre Element der Landschaft bildet die Form; die Form der Berge, Hügel und des wellenförmigen Terrains, der Felsen und Wolken, der

1) Vergl die einschlägige Abhandlung in John Ruskin, Vorlesungen über Kunst. Übers. von Hedda Moeller-Bruck. Leipzig.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flüsse und Seen, der Bäume und des Buschwerks samt der ganzen vielgestaltigen Flora. Diese Einzelformen können nicht für sich, sondern nur als Teile der Gesamtform richtig gewürdigt werden; für letztere kommt nur ausnahmsweise das Gesetz der Symmetrie: des Gleichgewichtes inbezug auf eine Mittelachse, desto mehr aber die Regel der Eurhythmie und das Gesetz der Proportion inbetracht.

Eine schöne, der Forderung der Eurhythmie relativ entsprechende Linienbewegung zeigen einzelne Gebirgskämme, aber auch Wälder und Baumgruppen u. a. Die in rhythmisch folgenden Zwischenräumen auftretenden Formen können außerdem auch, wenn sie nahe beieinanderliegen, eine perspektivisch-räumliche Wirkung, wenn sie eine weite Ausdehnung annehmen, als in die Form sich erstreckende und ziemlich geschlossen aneinander sich reihende Erhebungen des Terrains auftreten, ein Panorama erzeugen. Soll eine Landschaft nicht nur farbig, sondern auch formal gut wirken, dann ist ein richtiges Verhältnis der dominierenden Hauptmassen Grundbedingung. Das Gesetz der Proportion, des Maßes ist auch für die Naturschönheit, wie für die auf klassischer Höhe stehende Architektur, das entscheidende.

Bei der Aufzählung des landschaftlichen Details dürfen auch jene Objekte, die gleichsam eine Mittelstellung zwischen Natur und Kunst einnehmen, nicht ignoriert werden. Derartige Dinge und Formen sind: die Ruine, das alte verwitterte, wie natürlich dem Boden entwachsene Bauernhaus und die alte Kapelle, die in Holz oder Stein hergestellte, nach ihrer Anlage und durch die Witterungseinflüsse zur umgebenden Natur gestimmte Brücke, die Alpenhütte u. a.

Hängt von der wechselnden Farbe und der sich ändernden Beleuchtung der Augenblicksreiz, dann hängt von der stabilen Form der dauernde Reiz einer Landschaft ab. Bestimmte Gegenden werden nur zu bestimmten Jahres- und Tageszeiten, wo die Natur sie mit der Fülle ihrer bunten Gaben und ihres Lichtes ausstattet, schön sein, während eine in der ganzen und bleibenden Formgestaltung schöne und

Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

anziehende Landschaft auch in ungünstigen Jahreszeiten einen großen Teil ihrer Anmut oder Erhabenheit bewahren wird. Die Form würde ohne die Farbe ihres schönen Kleides entbehren, die Farbe wäre aber ohne die Form existenzunfähig.

## II.

Eine ideal schöne Landschaft, oder richtiger der Bildausschnitt einer solchen, bedarf, wie ein vollendet schönes Gemälde, der Abrundung: der Einheit und Geschlossenheit in der Mannigfaltigkeit. Sie fordert eine gewisse Ruhe, ein Freisein von störenden Dingen. Die Schönheitselemente der Landschaft: Licht und Farbe, anmutig oder rhythmisch geschwungene Linien und horizontale Flächen, gut gruppierte Massen und Formen, Schatten und dunkle Töne, sollen sämtlich an einer größeren Landschaft — ein oder zwei Bäume, ein Stück Fels usw. bilden keine Landschaft — zu einem und einheitlichen, zu einem das Auge befriedigenden Eindrucke sich vereinigen.

Ein ruhegebendes Element ist für eine wahrhaft schöne Landschaft unentbehrlich. Ein unruhiges Bild ist niemals ein künstlerisches Bild. Die zum Teile oft unruhigen oder grotesken, die kühn emporstrebenden Formen der Landschaft fordern einen beruhigenden Gegensatz. Wie bei einem Kunst- oder kunstgewerblichen Gegenstande die natürlichen Hauptrichtungen des Raumes, die wagerechte Ebene und die senkrechte Linie oder Fläche, die in direkter Beziehung zu dem ihn tragenden Boden und zur aufrechten Stellung des Menschen stehen, in irgendeiner Weise betont sein sollen, so sollen sie auch bei der Landschaft irgendwie zum Ausdruck kommen. Enthält ein Bild der Natur diese beiden Hauptrichtungen, z. B. einen senkrechten Baum und einen wagrechten Wasserspiegel, so haben wir sofort das beruhigende Gefühl eines klaren räumlichen Verhältnisses zur Bilderscheinung.

Das die Ruhe in der Landschaft in erster Linie erzeugende Element ist die horizontale Fläche: ein Teich oder eine teichähnliche Flußpartie, ein See, eine Wiese oder

Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sonstige wagrechte Ebene. Tritt zu dieser Betonung der Horizontalen noch der Kontrast der Senkrechten, dann haben wir in der Mehrzahl der Fälle ein verständliches und zugleich ruhiges Bild. Darum entzücken uns Landschaften am Meere und solche mit Gebirgsseen sowie die Vorgebirgsbilder so ungemein; darum bieten insbesondere Gebirge, die unmittelbar aus der Ebene aufsteigen, wie die Vogesen und der Odenwald, die Alpen bei Salzburg usw. so prächtige Landschaften.

Der Fundamentalfehler, der heute vielfach bei der Wertschätzung der Landschaft gemacht wird, ist — ähnlich wie bei der ästhetischen Beurteilung der gewaltigen technischen Gebilde — die Verwechslung des Imponierenden oder Erhabenen mit dem Schönen. Eine wilde Hochgebirgs-„Landschaft" z. B. wirkt imponierend, überwältigend, aber nicht eigentlich schön, weil das Maß und normale Maßverhältnis, die Ruhe und die beruhigend wirkenden Linien und Flächen fehlen. Der Mensch mag diese Hochgebirgsbilder in ehrfurchtsvollem Staunen betrachten und vor der Größe der Natur niedersinken, er wird aber hiebei kaum das Gefühl einer befriedigenden inneren Ruhe und eines andauernden ästhetischen Genusses haben.

Um die verschiedene Wirkung des Imponierenden und des Schönen beurteilen zu können, stelle man eine bekannte wilde, keine Horizontale aufweisende Hochgebirgs- und eine bekannte Gebirgslandschaft mit einem See oder einem sonstigen Wasserspiegel längere Zeit nebeneinander. Auf die Dauer wird nur das letztgenannte Bild anziehen, d. h. ästhetisch das Auge froh und behaglich stimmen. Die klassische, die künstlerisch verwertete Landschaft Italiens zählt regelmäßig zu der letztgenannten Gattung; die ganze Renaissance- und Barockperiode kennt kein Landschaftsbild, das nur aus aufstrebenden Massen, aus Fels- und Gletschergebilden u. a. zusammengesetzt ist.

## III.

Die Ästhetik umfaßt als Wissenschaft nicht nur das Reich des Schönen, sondern auch seine Nebenerscheinungen und


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinen direkten Gegensatz: das Häßliche. Darum soll in der vorliegenden Skizze auch die minder schöne und die häßliche Landschaft eine Erwähnung finden.

Von Natur aus gibt es wohl viele reizlose oder indifferente, aber keine absolut häßliche und abstoßende Landschaft. Wenn wir heute zahlreiche Landschaften als „häßlich" bezeichnen müssen, so haben wir das der Entstellung und Verwüstung der Erde durch die Hand des Menschen zu verdanken.

Diese Entstellung der Erde und der Landschaft hat in größerem Umfange erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eingesetzt. Insbesondere sind es die Kohlenreviere und die Industriedistrikte, die unter dieser wachsenden Verunstaltung zu leiden haben. So vergleicht selbst der nüchterne Amerikaner Pittsburg und dessen verwüstete Umgebung mit der „Hölle".

Auch in der alten Welt und nicht zuletzt im Deutschen Reiche macht seit einem halben Jahrhundert die Entstellung der Landschaft, die Zerstörung ihrer einheitlichen und harmonischen Wirkung trotz mancher Gegenmaßregeln beängstigende Fortschritte: eine Entwicklung, welche, wenn sie nicht mit allen verfügbaren Mitteln gehemmt wird, aus unserem Vaterlande, wie aus anderen Gebieten, eine „Stätte der ödesten Nüchternheit"[1]) machen wird. Die antiästhetische Zukunftsperspektive, welche Technik und Verkehr, ein unerleuchteter Spekulationsgeist und eine rücksichtslose Reklame in Aussicht stellen, ist für einen ästhetisch empfindenden Menschen geradezu niederdrückend. Versetzen wir uns in die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts: Die Flüsse sind durch Korrektionsbauten alle geradlinig gemacht, die Bäche der Schutzstätten der Vogelwelt, der Ufergebüsche, beraubt und in schwarze Rohrleitungen eingezwängt; die Teiche und Tümpel wurden zum größten Teile trocken-, die Seen tiefer-

1) P. Schultze-Naumburg, „Die Entstellung unseres Landes". 2. Aufl. Meiningen. S. 7.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelegt. Die einst krummen, dem Terrain sich anschmiegenden Wege, haben die „Verbesserung“ zur schnurgeraden Straße erfahren; nicht nur die prächtigen alten Landschaftsbilder, sondern ganze Länder sind durch Steinbrüche, endlose Schuttablagerungen, qualmende Werke, geschmacklose Dörfer, elektrische und telephonische Leitungen, sowie riesige Reklameschilder entstellt. Der vielfach reduzierte Wald ist seines Unterholzes, der Brutstätte vieler Tiere, entkleidet, in einen sang- und trostlosen, peinlich regelmäßig angepflanzten Forst umgewandelt. Der ehemals ungetrübte Naturgenuß auf den schönen Aussichtsbergen ist durch elektrische und Drahtseilbahnen, durch Berghotels und Unterkunftshäuser verdorben; die interessante alpine und subalpine Flora wurde, gleich der See-, Moor- und Sumpfflora, dem Untergange geweiht; die Kultur ist vor-, die Natur zurückgedrungen.

Haben wir einerseits die ganze oder teilweise Entstellung der einst schönen Landschaftspartien durch die vorschreitende technische Kultur zu bedauern, so dürfen wir anderseits, als denkende und gläubige Christen, niemals vergessen, daß auch die unentstellte und als schön bezeichnete Landschaft das menschliche Herz und Auge nicht voll befriedigen kann. Die Erde ist kein Paradies mehr, und der Fluch der ersten Sünde hat auch das Schönheitsbild der aus Gottes Hand rein hervorgegangenen Erde getroffen. Das Angesicht der schuldbeladenen Erde ist heute nur noch ein schwacher Abglanz der göttlichen und ewigen Schönheit, und nur wer nach dieser unveränderlichen, alle Vorstellungen übersteigenden Schönheit keine Sehnsucht hat, kann „die Natur vergöttern wie die Heiden“. Wie der Naturalismus in der Kunst immer ein Verblassen des in der Natur selbst nicht liegenden Schönheitsideales beweist, so war auch übertriebene Naturschwärmerei stets verbunden mit dem Rückgange des christlichen, des gottsuchenden Lebens und Strebens.

Die Ästhetik der Landschaft ist die Ästhetik der äußeren Gesamtnatur, die Ästhetik der großen Erscheinung; sie hat in der Kunst ihr Pendant, und zugleich ihre Verbindung,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Ästhetik der Dorf- und Städtebilder. Die Ästhetik des Dorf- und Städtebaues hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren, als Folge vorab der vandalischen Verunstaltung desselben, ihre Geburt und ihre rasche Entwicklung erlebt; möge auch die Ästhetik der Landschaft, aus dem gleichen Grunde, ihre Aus- und Fortbildung zu einer wahren wissenschaftlichen Disziplin finden.

Rosenheim. F. X. Hoermann.

---

## XXXVIII.

## Ein Blick auf die XI. internationale Kunstausstellung in München.[1])

Von Max Fürst.

Wenn wir nach vierjähriger Pause in einer Münchener Kunstausstellung wieder Umschau halten, so wird es uns gestattet sein, hin und wieder auch über das große Glashaus etwas hinauszuschweifen, da das im offiziellen Rahmen dort Dargebotene nicht vollends ausreicht, um von allen Erscheinungen auf dem Kunstgebiete der Malerei und Plastik nötige Kenntnis zu nehmen. Die Herren, die im Glaspalaste zu walten und auszuwählen haben, sorgten doch selbstverständlich dafür, daß die Staaten oder die Künstlergruppen, die sie zu vertreten hatten, möglichst vorteilhaft zur Geltung gelangten. Nicht immer ist dies jedoch so geglückt, wie es für die Ausstellenden — noch mehr aber für die Schauenden wünschenswert gewesen wäre. Freilich die tollsten Auswüchse der neuesten Malersekten: der Kubisten und Futuristen sind im Glaspalaste weniger zu spüren; da muß man schon andere Ausstellungen und Kunsthändler aufsuchen, um kennen

1) Über frühere internationale Ausstellungen siehe unsere Berichte in „Histor.-polit. Blätter“ Bd. 110, 120, 128, 136 und 144.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu lernen, was bisher wirklich noch nicht dagewesen ist. Im allgemeinen sind die Futuristen-Striche und -Streiche doch zumeist technischer Natur, die allerdings tiefere Ursachen haben mögen, denn ein medizinischer Mitarbeiter des Pariser „Journal“ versuchte vor kurzem festzustellen, daß die Art, wie Geisteskranke Papier oder Leinwand bekritzeln, mit den Grundsätzen des Kubismus und Futurismus sich völlig decken. Wohl niemand wird glauben, daß diese neueste Kunstform, die alle geraden Linien in schwankende und gewellte auflöst, die Häuser, Bäume, Berge und Menschen erdbebenartig durcheinander wirft, eine Zukunft haben kann. So zeichnen nicht jugendfrische, aufstrebende Kräfte, es sind vielmehr zitternde Handzüge und Konturen hochbetagter Greise, die eher Teilnahme als Spott verdienten. Das, was in dieser dekadenten Tätigkeit wirklich gefährlich, liegt in dem nicht seltenen Hinneigen zu tollen mystischen und erotischen Darstellungen, wobei oft die bizarrste Ornamentbildung mit eingreift, die schließlich leider den einen oder anderen „reinen Toren“ unter unseren harmloseren Kunstschülern zur Nachahmung verleiten könnte. Von diesen und ähnlichen Krankheitsstoffen zeigt sich freilich auch die Tätigkeit manch anderer Künstler, die sonst dem Futurismus ferne stehen, nicht frei. Auch bei ihnen begegnen wir hin und wieder einer Verwilderung und Verrohung der Formengebung, die uns abstoßen, ja tief empören muß. Hierzu zählen wir die aufdringliche, freche Art der sogenannten Akte, zumeist der weiblichen, von denen auch der Glaspalast etliche Exemplare beherbergt, Arbeiten, die auch unter rein technisch-künstlerischem Standpunkte zumeist als gar mißliche Ware erscheinen.

Die Ursachen für solch üble Erscheinungen liegen gewiß nicht auf der Oberfläche, sie sind zunächst durch die in der Zeit liegende vielfach brutale Hinwegsetzung über Anstand und Sitte bedingt. Dennoch kann man hierbei sich fragen, ob an der wahrnehmbaren Verrohung der Formengebung nicht doch auch die moderne Kunstschulung einige Mitschuld


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trägt. Das jetzt beliebte Zurückdrängen und vielfach gänzliche Ignorieren des Studiums der Antike kann die beklagenswerte Verwilderung der künstlerischen Form nur begünstigen. Zugegeben, daß in der klassizistischen Periode zu viel Augenmerk der Antike zugewendet, das Naturstudium ungebührlich zurückgesetzt wurde — das heute herrschende Gegenteil ist jedenfalls viel nachteiliger und dem Wesen der Kunst direkt schädlich. Das Studium der Antike halten wir für wirklich künstlerische Ausbildung als unerläßlich. Was für das wissenschaftliche Leben die humanistische Schulung, das ist für Kunstbeflissene die Vertrautheit mit den hohen edlen Gebilden des Hellenentums. Die vorzügliche Rede, die gelegentlich des im Mai dieses Jahres zu München tagenden Gymnasiallehrervereins Rektor Dr. Alois Patin aus Regensburg hielt, kann in vielen Punkten analoge Übertragung auf das Kunsterziehungsprinzip finden. Man denke doch im Hinblick auf unsere Kunstschulen, an welche nicht selten Jünglinge kommen, denen nur die Volksschule die nötigste Erziehung verliehen, von welchem Werte es sein muß, in eine Kunstwelt näher einzudringen, die eine unvergängliche Hoheit und Schönheit verkündet. So aber ist für viele heute dieser Bronnen verschüttet; an den von der Straße aufgelesenen Modellen sollen die Maße und Normen gefunden werden, welche den Aufbau künstlerischer Gestaltungen ermöglichen.

Am fatalsten und widerlichsten erzeigen sich diese berührten Kunst-Gebrechen, wenn sie — wie es schon häufig geschehen — auf das Gebiet der christlich religiösen Kunst hinübergetragen werden. Auf diesem Gebiete, das uns sakrosankt erscheinen muß, ertragen wir Rücksichtslosigkeit und Roheit am wenigsten. Den hieherbezüglichen allerwundesten Punkt: die vollständige Nacktheit des Heilandes in Darstellungen der Geißelung und Kreuzigung, die etliche Künstler einzubürgern versuchen, hat bereits P. Ansgar Pöllmann in der „Katholischen Kirchenzeitung“ (Nr. 13 v. 1. April 1913) gebührend zurückgewiesen und gebrandmarkt. Möchte diese


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ernste, notwendig gewordene Darlegung nicht ungehört verhallen!

Ein Gemälde, das — wenn auch nicht in der vollsten Schroffheit solchen Gebahrens — dennoch die meisten religiösgesinnten Beschauer verletzen muß, ist im Glaspalaste die „Geißelung Christi" von K. Caspar, auf dem die Rückenseite des Heilands ohne jede Hülle dem Beschauer zugewendet sich findet. Derselbe Maler hat noch weitere zwei Passionsthemen behandelt („Ölberg" und „Pietà"), die uns, gelinde gesagt, als höchst schrullenhafte, hinsichtlich des künstlerischen Könnens überaus mangelhafte Gebilde erscheinen. Man hat schon hervorgehoben, daß die heurige Ausstellung mehr religiöse Bilder biete als die Vorgängerinnen — ja, wenn ein der Bibel entnommener Stoff oder ein gemalter Heiligenschein ein wirklich religiöses Bild ergäbe, dann könnte uns wohl die Zahl befriedigen; so aber sind der Gemälde, die wahrhaft anziehen und erfreuen, nicht allzu viele. F. Stucks „Kreuzigung" rechnen wir in unserem Sinne nicht zu den religiösen Werken, immerhin sei aber konstatiert, daß das ernste Bild zu den achtenswertesten Leistungen des Künstlers zählt; die Stimmung, die Lichtwirkung gibt diesem Gemälde den Wert eines bedeutenden Galeriebildes. Lichtwirkung und sonstige sympathische Darstellungsweise sichert auch dem triptychonartigen großen Gemälde von G. Papperitz, das die heilige Nacht behandelt, wohl viele Freunde. Das Haupt des Gekreuzigten mit wirkungsvollem Lichte zu umgeben, weiß auch Gebhard Fugel in seinem „Golgatha", das uns als religiöses Werk am tiefsten empfunden gilt und unter diesem Gesichtspunkte daher als eine besonders schätzenswerte Gabe im Rahmen der großen Ausstellung erscheint. Schade, daß Fugel von dem häufigen Brauche, Magdalena in ihrem Schmerze sich förmlich am Boden wälzen zu lassen, nicht abgegangen ist; wollte der Künstler durch diese horizontalen Linien allenfalls den Gegensatz zum „Stabat mater" zur besonderen Betonung bringen, so hätten doch die krampfhaften Windungen der erregten hl. Büßerin etwas gemindert



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden können. Ein weiteres Bild Fugels, „Jesus der Kinderfreund", ist nicht minder hoch einzuschätzen; hier wird klar gezeigt, wie ein religiöser Künstler in technischer Hinsicht recht gut mit moderner Eigenart Fühlung nehmen kann, ohne von dem innersten Wesen, das die christliche Kunst beseelen muß, nur ein Jota preiszugeben. Wenn das Suchen nach einer neuen, volkstümlichen religiösen Kunstweise in Frage kommt, in diesem Bilde Fugels erachten wir sie glücklicher Lösung nahe gebracht.

Seltene Befriedigung bot uns weiterhin auch das große Gemälde „Salve Regina" von Fritz Kunz, der hier viele seiner früheren Herbheiten glücklich abgestreift. Zunächst ist da freilich auf starke dekorative Wirkung gesehen, und das schreiende Rot der Boden- und Stufenbelege tut hier des Guten etwas zu viel. Aber die Psyche der Kunst kommt dennoch nicht zu kurz: würdig und fromm umstehen die grüßenden Gestalten ernster heiliger Männer und Frauen die milde thronende Himmelskönigin, feierlicher Paradiesesfrieden durchhaucht das herrliche Werk. Was von G. Fugel im allgemeinen gesagt, gilt von dem Gemälde F. Kunz' im besonderen für monumentale Kirchengemälde. Ohne eine gewisse stilvolle Gestaltung geht es hier einfach nicht ab — und hier stehen die meisten neueren kirchlichen Maler in bitterer Klemme. Eine Verrohung der Form, wie wir sie z. B. auf einem Münchener Kirchengemälde „Hochzeit zu Kana" gewahr werden, kann man für Kirchenbesucher, die die bedeutenden Malereien einer Basilika und Allerheiligen-Hofkirche kennen, niemals brauchen. Aber ebensowenig jene auf Malerei und Plastik angewendete starre, unfruchtbare Nachahmung und Verquickung längst erstorbener alter Kunstformen, wie wir sie — um wieder bei nächstliegenden Münchener Beispielen zu bleiben — in einer anderen Kirche am Isarstrand an der Kanzel ersehen, die sich in einer gut eingerichteten Universität sehr wohl als Lehrstuhl für Assyriologie eignete, niemals aber die Lehrstätte entsprechend charakterisiert, von der aus die ewig jungen Heilslehren des Christentums


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Volke verkündigt werden. Ein anderer, neuerdings viel protegierter übler Mißbrauch in der kirchlichen Malerei ist das genaue Nachäffen der in ihrer Virtuosität freilich unübertrefflichen Decken- und Gewölbebilder der Barock-Rokokozeit. Als ein Ideal für kirchliche Malerei können uns die vielen Auswüchse dieser flotten Kunstweise nicht gelten; wir ziehen es vor, erhabene Gestalten anders als gerade aus der Froschperspektive zu schauen, und fühlen uns nicht befriedigt, von Heiligen und Engeln zunächst die Fußsohlen, die von aufgebauschten Gewändern umrahmten Waden und schließlich vom Menschenantlitz hauptsächlich nur Unterkiefer und Nasenspitze, seltener jedoch eine edelgeformte Stirne zu sehen. —

Bei unserer mehr allgemein gehaltenen Kunstschau dürften vorstehende Bemerkungen nicht unnütz erscheinen; nachdem sie nun gemacht, kehren wir ruhig wieder ins große Glashaus zurück, um bei den Münchenern, welche nicht zu den „Heiligenmalern“ zählen, des näheren uns umzusehen.

Das breite Rinnsal der Kunsttätigkeit an der Isar bietet immer noch die alte Künstlergenossenschaft; sie hat diesesmal auch die sonstigen deutschen Aussteller unter ihre Fittiche genommen, soweit nicht einzelne darunter bei den kleineren Münchener Verbänden Unterschlupf gesucht haben. Vor 25 Jahren konnte man noch von sichtlichen Unterschieden zwischen Düsseldorfer-, Frankfurter-, Karlsruher- und Münchener Malerei sprechen, heute sind derartige Unterscheidungsmale fast völlig verblaßt, daher auch eine Separierung nach genannten Kunststädten nicht mehr viel zu bedeuten hätte. Da in der alten Genossenschaft die Kerntruppen doch zumeist aus mehr konservativ gerichteten Künstlern bestehen, ist es erklärlich, daß hier extravagante Tendenzen am wenigsten ins Gesicht treten. Zumeist sind es tüchtig geschulte, achtbare Kräfte, die auf den mannigfachen Gebieten des Pinsels ihre Proben hinterlegten, so im Porträtfach: H. Petzet und Simon Glücklich; in der Landschaft: Jos. Wenglein, Gilbert v. Canal, Ed. Compton und Otto Strützel,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der zugleich als Tiermaler Eminentes leistet; in letzterer Eigenschaft brillieren nicht minder H. Vogel (Berlin), M. Claudius (Dresden) und mit wasserliebendem prächtigem Federvieh vor allem Alex. Köstler. — Erscheint das früher beliebte „Historienbild" fast völlig ausgestorben, so ist es erfreulicherweise nicht gelungen, das vor etlichen Dezennien ebenso abfällig bekämpfte Genrefach, das möglichst verächtlich als „Anekdoten- und Armeleute-Malerei" gescholten ward, gleichfalls auszurotten. Im Glaspalast begegnen wir einigen dieser Bilder, die geradezu als Perlen der Kunst gelten dürften. So hat der Münchener Karl Gebhardt zwei Gemälde gebracht, die reichlich Anlaß geben, den Wert des Genrefaches besonders zu würdigen. Freilich werden nüchterne Kreaturen sagen, solche Stoffe, wie einerseits der von seinem lieben Mütterlein scheidende Handwerksbursche, anderseits das vor dem heimgekehrten Sohne im Sarge ruhende Mütterchen, taugen wohl für rührselige Menschen, haben aber mit Kunst nichts zu tun. Wenn nun aber, wie hier, bei vollendetem Beherrschen der Kunstmittel dennoch solch ein Griff in Menschenerlebnisse gemacht und wir zugleich in ein tiefempfindendes Künstlergemüt schauen können, wenn wir im Bilde sehen, welch wunderbare Bande Familien- und Heimatsinn weben, soll das tadelnswert sein? Wohl tausend normalen Kunstfreunden werden Gemälde solcher und ähnlicher Art mehr gelten als die sogenannten Farbensymphonien und Malkästenorgien in Blau, Rot und Gelb, vor denen nur wenige Beschauer ahnen, was sie eigentlich bedeuten sollen. In der Musik verstehen wir „Lieder ohne Worte" sehr wohl; in der Malerei aber herrschen andere Grundbedingungen.

Unter den sonstigen Münchener Malergruppen bieten die „Bayern" besonders befriedigende Werke; Raffael Schuster-Woldan, H. Völkerling und M. Geffcken als Porträtisten, F. Rabending, H. Eißfeldt und A. Lüdecke als Tier- und Landschaftsmaler verdienen hohe Anerkennung. Nicht so sehr vermag die „Luitpold-Gruppe" zu fesseln; an guten Gemälden von E. Gerhard, R. Curry, Otto Jung,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jos. Sailer u. A. ist immerhin auch hier kein Mangel. Weniger glücklich dürfte diesesmal die „Sezession“ vertreten erscheinen. Ein Hauch des Exzentrischen liegt bei der Eigenart dieser Gruppe erklärlicherweise über so manchem Gemälde; in dem Grade aber, wie solches an den Bildern „Pietà“ und „Die Ungleichen“ von Karl Schwalbach der Fall ist, hatte selbst die Sezession bisher nichts aufzuweisen — vor solchen Arbeiten räumt das künstlerische Interesse einfach dem pathologischen das Feld. Gemälde, denen hohe Vorzüge eigen, ermöglichen immerhin die Schwächen und Blößen dieser Abteilung einigermaßen zu paralysieren; Trübners prächtiges Reiterbildnis des Großherzogs von Baden, die Landschaften von R. Büchtger und Albert Lamm tun dies in erfreulicher Weise, ebenso auch das gediegene Gemälde von Schrader-Velgen, welches drei zum Baden bereite Knaben zeigt, die sich mühen, einen Kahn ins Wasser zu schieben; ein Bild, an dem gut zu ersehen, wie auch in der Aktmalerei vortreffliche Motivierung zur Anwendung gebracht werden kann.

In zahlreiche enge Kabinen, die für vergleichende Blicke nicht günstig sich erweisen, haben unsere guten Nachbarn die Österreicher sich einquartiert — eine Charakterisierung ihrer argen künstlerischen Zerrissenheit! Hier kreisen die Gegensätze ungewöhnlich schroff. Die Künstler älterer Schule und Richtung sind diesesmal an sich sehr in der Minderheit geblieben, von den neueren haben sich manche — begünstigt durch den Zellenbau — förmlich eigene Herde gebaut, auf denen es oft recht wunderlich kocht und brodelt. — Die hohen Vorzüge der älteren Kunstweise zeigen sich in vielen kleinen Gemälden, die tatsächlich als Kabinettstücke zählen, wie z. B. der „Gratulant“ und andere Arbeiten von Franz Rumpler. Der schöne Brauch, die Angehörigen einer Familie — und mögen es noch so viele sein — auf einem Bilde künstlerisch zu vereinen, wird mit außerordentlichem Geschick von dem Prager Maler M. Svabinsky geübt. Ein eigenartiges, bedeutendes Gemälde bietet Karl Sterrer unter dem Titel „Heilige Familie“. In dem Sinne, wie



Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wir die hl. Familie uns denken, ist uns diese Benennung nicht zusagend, da die kraftvolle, an der rechten oberen Körperseite entblößte Frau als Marienbarstellung nicht gelten kann. Sagt uns aber der Künstler, es sei in dieser michelangelosken Familiengruppe, die ein Kranz sanfter Engel und Putten, welche an Kindergestalten Lorenzo di Credi's gemahnen, umschließt, das Fundamentale, das feierlich Weihevolle eines geordneten Familienbandes und seines gesegneten Wirkens zur Andeutung gebracht, dann versagen wir ihm ob des schönen Gelingens sicherlich vollste Anerkennung nicht. Für die absurde Tätigkeit des bekannten Wiener Malers Gustav Klimt kann sich eine solche jedoch niemals ergeben; dieser liebt es schon seit Jahren, alle Form und Farbe in den wunderlichsten Mystizismus unterzutauchen. Die tollen Gedankenpurzelbäume, die bizarren Farbenpfauenräder, welche Klimt in seiner „Jungfrau" und anderen Bildern schlägt, dürften Beschauern, die sich etwa mühen hier Klarheit zu gewinnen, gefährlich werden, denn ob hinter diesem halbindischen, halbpersischen Formengegaukel irgend eine Zarathustra-Weisheit steckt, vermag wohl kein Sterblicher zu ergründen. — — Wirkungsvoller als die in strenger Einzelhaft schmachtende österreichische Malerei zeigt sich in übersichtlicher Gesamtheit die ungarische. An sich sind große Unterschiede in der Kunstweise beider Reichshälften bemerkbar. Noch immer wirkt bei den farbenfreudigen Ungarn der ehemalige starke Münchener Einfluß durch Piloty-Benczur kenntlich nach. Wenn auch nicht stets in die Tiefe gehend, weist die Malerei Ungarns dennoch alle Eigenschaften auf, um nach außen gut und vornehm zu repräsentieren.

Lösen der Deutschösterreicher G. Klimt und etliche schüchterne Anhänger die Malerei in Mystizismus auf, so versuchen viele Schweizer ihr mit einem rustikalen eigenartigen Realismus zu Leibe zu rücken. Ächter Realismus liegt hier weniger vor, da diese Maler ausschließlich nur das Rauhe, Derbe, ja Häßliche sehen, die feineren, edleren Formen, welche doch auch existieren, ganz gewalttätig ignorieren. Sie und


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre vielen Wortführer haben für solch einseitiges Gebahren das schöne Wort: „Volkskunst". Gewiß standen die Schweizermaler früher allzusehr unter auswärtigen Einflüssen; von diesen sich loszumachen, war löblich, aber in ihrem Übereifer huldigen die Neuerer nun einer Kunstweise, die von Heimat- und Volkskunst nur ein Zerrbild bietet. Mit derben Fäusten schafft man keine wahrhafte Heimatkunst, mit ungeschlachten Ellbögen erobert man ihr auch nicht den entsprechenden Platz, denn wirkliche Heimatkunst erfordert neben männlicher Geradheit, Einfachheit und Formentreue zugleich auch ein inniges geläutertes Erspüren und Erfassen der Volksseele. Hievon gibt uns die durch Hodler inaugurierte, immer wilder sich gebärdende Schweizerkunst häufig völlig ungenügende Belege. Wir möchten nicht die Aufgabe haben, über Gemälde wie sie C. Amiet, E. Breßler, Vallet und noch andere bieten, näheren Bericht zu erstatten Einzelne tüchtige Bilder werden in solch lärmender Umgebung förmlich mundtot gemacht; ihre Schöpfer hätten es sich wohlweislich überlegen sollen, in solcher Gesellschaft auf Reisen zu gehen, denn sie erleiden mehr oder minder das üble Geschick, welches das bekannte Sprichwort: „Mitgegangen, mitgehangen!" zum Ausdruck bringt.

Wenden wir uns nördlichen Nachbarn, zunächst den Dänen und Norwegern zu, so ist auch bei diesen nicht alles Dargebotene gut und erfreulich; Derbheiten und Abgeschmacktheiten begegnen uns nicht selten, besonders die Norweger scheinen sich darin zu gefallen, wie Bilder von Per Krohg und B. Folkestael genugsam ersehen lassen. Freilich fehlen Leistungen nicht, welche derartige Scharten reichlich auswetzen, wie z. B. die vielen vorzüglichen Porträts, nicht zuletzt die Landschaften von A. Nielsen, G. Stenersen und jene des Dänen N. Mols, welche die ernste Nordlandspoesie des Meeres, der Haide und der einsamen Hochmoore fesselnd zur Geltung bringen. Aber auch bitteres Menschenelend, das der nordische Winter mit sich bringt, können wir in einem Bilde von Christian Krohg




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Der Kampf ums Dasein“, ersehen, auf dem einer enge gedrängten Frauen- und Kindergruppe von mildtätiger Hand Brod gespendet wird.

Von etlich drollig tollen Bildern abgesehen, muß der Abteilung der schwedischen Malerei hohe Anerkennung gezollt werden. Hier sind eminente Künstlerkräfte zur Stelle, und die Porträts von Emil Oestermann zählen zu den besten im weiten Glaspalaste. Ebenbürtig reihen sich die Landschaften von A. Schultzberg an; wenn sie auch technisch zu sehr an die Segantini-Malweise erinnern, die stimmungsvolle Wirkung, die sie erzielen, bleibt dem Beschauer lange im Auge haften, ein Erfolg, der nur besten Kunstwerken eigen. Direkt bizarr in der Technik mögen die Landschaften von V. Fischer und G. Fjaestad erscheinen, aber auch in ihnen webt ein eigenartiges Naturerfassen, das in den feinsten Tonwirkungen uns nahe tritt. Damit ist gezeigt, daß die Technik sehr wohl mannigfach sein kann und nicht nach einer Schablone gerichtet zu sein braucht, um wirkliche Kunstwerte zu schaffen. Aber nur der ächte Künstler vermag die Technik zu meistern; ein Sklave derselben, wie so viele Moderne, darf er niemals sein.

Die Malerei der Holländer hält seit Dezennien ihre bewährte solide Bahn inne. An feinfühligen Koloristen ist hier kein Mangel, die Künstlernamen: F. Chattel, L. Soest, M. Schildt, K. Klinkenberg, A. Gorter, M. Martens u. a. bezeugen dies in all den Themen, die ihnen der heimatliche Herd, die hohe See und die schlichte Landschaft bieten. Gewissenhaftes, gründliches Naturstudium weiß besonders der Zeichner Jan Toorop in den Bauern- und Arbeitertypen zu pflegen, die er sich behufs einer Darstellung des hl. Abendmahles in Bereitschaft stellte; etwas Formenmilderung wird freilich einzutreten haben, soll es schließlich gelten, mehr die biblischen Apostelgestalten als derbe, wackere Holländer zu zeigen. Derartige Übersetzungen konnte F. Oldewelt in in seinem dreiteiligen Gemälde „Für die Armen“ völlig entbehren; die künstlerische Beobachtung, die hier unterstützungs-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

bedürftigen älteren Männern und Frauen zugewandt ist, kündet ein feines, ernstes Versenken in soziale Aufgaben, die bei der gezeigten mildtätigen Lösung jeden verstimmenden Mißton ferne halten.

Auch die belgischen Künstler wissen sich im Glaspalaste trefflich zu präsentieren; in Porträts und feintönigen, von geeigneten Staffagen belebten Landschaftsbildern, wie letzteres ganz besonders Hermann Richir vermag, gelingt es ihnen die Sympathien der Kunstfreunde zu gewinnen.

(Schluß folgt.)

---

## XXXIX.

## Ein neuer „Pesch“.

Von Th. Brauer.

Beim zufälligen Durchblättern eines nur wenige Jahre alten Jahrganges des „Archiv für Sozialpolitik und soziale Gesetzgebung“ (I, 904) bin ich auf eine Anmerkung zu v. Hertlings Schriftchen „Recht, Staat und Gesellschaft“ gestoßen, in der es heißt, daß es immer von Bedeutung sei, die Beiträge zur katholischen Soziologie nicht zu übergehen.

„Freilich kaum aus einem streng wissenschaftlichen Grunde, mehr aus Gründen der praktischen ‚Wissenschaftspolitik‘. Man kann nämlich beobachten, daß manche Kritiker das Fremde und Feindliche in der spezifisch katholischen Literatur zu wenig beachten, wenn diese Schriften nur gewisse wissenschaftliche Vorzüge aufweisen. So konnte man in den kritischen Anzeigen über das in gewisser Hinsicht allerdings treffliche Lehrbuch der Nationalökonomie des Jesuiten Pesch vielfach lesen, die Rezensenten wären mit Mißtrauen an die Lektüre geschritten, aber bald bei fortschreitendem Lesen von diesem Vorurteil geheilt worden. Als wenn ein geistvoller Mann wie Pesch Wertloses bieten würde!


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sein Werk atmet jedoch eine völlig andere Weltanschauung wie andere Lehrbücher, alle Erkenntnisse sind mit technisch meisterhaft durchgeführter Tendenz in den Dienst der Kirche gestellt."

Diese Sätze, aus der Feder von Professor v. Wiese geflossen, läßt man ihrer Tendenz nach sich wohl am besten selbst charakterisieren.

Nach v. Wieses Feststellung ist es also üblich, daß die Lehrbücher der Nationalökonomie eine Weltanschauung „atmen". In der Tat leitet auch Schmoller seinen „Grundriß", der wohl am meisten in den Händen der Studierenden ist, mit der Angabe ein, er sei genötigt gewesen, „die Bruchstücke seines Wissens unter dem Gesichtspunkte seiner geschlossenen Weltanschauung zu einem Ganzen zu vereinigen". Und er fügt bei: „Man könnte sagen, gerade deswegen sei der Versuch berechtigt, denn diese Art der Zusammenfassung müsse stets neben der empirischen Detailarbeit ihr Recht behaupten." Nicht also der Umstand ist störend, daß Pesch seinem Lehrbuch eine Weltanschauung zugrunde legt, sondern daß es sich um die katholische Weltanschauung handelt. Sie ist wohl nicht „lehrbuchfähig"! Anscheinend teilt auch Schmoller selbst diese Auffassung. In dem ziemlich umfangreichen Personenverzeichnis zu seinem zweibändigen „Grundriß" sucht man wenigstens vergeblich nach dem Namen Pesch. Schon das sollte genügen, die Katholiken anzueifern, der aus ihrer Weltanschauung geborenen wirtschaftswissenschaftlichen Literatur ihr Augenmerk zuzuwenden, um sich davon zu überzeugen, ob denn wirklich deren Erzeugnisse kein besseres Los verdienen, als mit Stillschweigen übergangen oder hinter Warnungstafeln aufgestellt zu werden. Bietet die geschlossene Weltanschauung eine berechtigte Grundlage zur Abfassung von Lehrbüchern, wo gibt es dann eine festere Grundlage als die katholische Weltanschauung, die geschlossen ist wie die Ursachenkette des Weltgeschehens und umfassender noch als der Blick des Adlers hoch über seinem Felsenhorst?!

Die erste Entdeckung übrigens, die der Leser beim Studium des jetzt vorliegenden III. Bandes der „National-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ökonomie“ von Pater Pesch[1]) macht, ist zweifellos diejenige, daß der Verfasser durch seine Weltanschauung in keiner Weise abgehalten worden ist, weitherzig das Gute dort anzuerkennen, wo er es, auch beim Gegner, findet. Das hat die sehr beachtenswerte praktische Folge, daß der Verfasser in sehr heiß umstrittenen Fragen Wege anzuweisen in der Lage ist, um zu einer Verständigung zu gelangen. Von hervorragendem Wert in dieser Beziehung ist namentlich die 70 Seiten starke Einleitung, die sich mit der „gegenwärtigen Krisis“ in der Nationalökonomie befaßt. Methodenfragen, hat man häufig betont, sind sehr oft Vorboten oder Begleiterscheinungen ganz neuer Phasen in der Entwicklungsgeschichte einer Wissenschaft. Unser Verfasser spricht zwar diesen Gedanken nicht ausdrücklich aus; indessen kann man aus dem, den Methodenfragen gewidmeten Spezialkapitel des I. Bandes und aus manchen Ausführungen des III. Bandes seines Lehrbuches eine ähnliche ernste Auffassung dieser Fragen auch auf seiner Seite wohl herauslesen. Im Interesse der Klärung begründet er die Nationalökonomie „in ihrer Gänze“ als praktische Wissenschaft, und zwar als einen Teil der Soziallehre, aufgefaßt als staatswissenschaftliche Disziplin, indem sie zur Kritik und zur Politik befähigt. Als Wissenschaft ist sie wohl zu unterscheiden von der Politik; sie bietet aber, soweit sie praktische Wissenschaft ist, der Politik die allgemeine Theorie. Sie ist dann ferner keine angewandte Ethik, geht indes nicht gleichgültig an den Wirkungen ethischer Rücksichtnahme auf die materielle Volkswohlfahrt, als ihr spezifisches Objekt, vorbei. Weil sie alle Wahrheit volkswirtschaftlicher Art erkennen will, achtet sie jede dazu geeignete Methode, vor allem auch die teleologische, die in dem, vom Sozialzweck der staatlich geeinten Volksgemeinschaft geleiteten Zweck der Volkswirtschaft das Grundprinzip, die fundamentale Norm der Ordnung im Wirtschaftsleben erkennen will. Aus diesen Prämissen ergibt sich die Forderung einer Gesamtdarstellung

1) Herder, Freiburg. 946 S. M. 20.—.



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Nationalökonomie, in welcher die Ergebnisse der „rein theoretischen" und historischen Forschungsweise mit der theoretischen Erforschung und prinzipiellen Behandlung der praktischen Probleme sich verbinden, der Lösung letzterer dienstbar werden. In dieser Formulierung liegt ein Programm, auf das sich die verschiedenen „Richtungen" in der Nationalökonomie tatsächlich vereinigen könnten. Es trägt dem, aller wissenschaftlichen Forschung zugrundeliegenden Bedürfnis, in maßvoller und vornehm über den Parteien stehender Beschränkung wegweisend tätig zu sein, in vollendeter Weise Rechnung, ohne demjenigen, der weder an unserer schwülstigen, transzendenzfeindlichen Salonethik, noch an einem schalen Empirismus Genüge findet, die Orientierung an den christlichen Wahrheiten zu verwehren. Die „reine" Theorie kommt als Teilgebiet ebenso zu ihrem Recht, wie die Wertung so weitgreifender und grundlegender Faktoren, wie die Ethik; aber — und das betont zu haben, sollte Pesch zum besonderen Verdienst angerechnet werden — nach dem Maße der doch immerhin begrenzten nationalökonomischen Forschung und in Anpassung an die ihr nun einmal eigentümlichen besonderen wissenschaftlichen Anforderungen. So wird dem Anspruche J. St. Mills Genüge geleistet: „Wir sollten alle bestimmenden Kräfte in gleicher Weise erforschen und uns bemühen, alle, soweit es möglich ist, in den Rahmen der Wissenschaft einzuschließen . . ." In der Beschränkung aber zeigt sich auch hier, wie überall, der Meister, und nur in Berücksichtigung dieses Wortes kann den berechtigten Einwendungen derjenigen von den Neueren, die es wirklich ehrlich meinen, entsprochen werden. Damit wird zugleich die Brücke zu einer gesunden, umfassenden und jeder Einseitigkeit abholden Sozialphilosophie hin geschlagen. Wir bleiben in gleicher Weise verschont von dem metaphysikscheuen Positivismus, dem die Geschichte und Entwicklung vergötternden Evolutionismus und dem dialektischen Verfahren mit seinen rein logischen Übergängen von einem Problem zu einem solchen gänzlich verschiedener Ordnung.



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Einstellung der Nationalökonomie auf den Zweckgedanken und ihre Charakterisierung als eines Teils der Soziallehre leitet in natürlicher, ungezwungener Weise zu der Frage über, welche Folgerungen der Nationalökonom für die Zweckordnung seines Gebietes aus den höchsten Sozialprinzipien zu ziehen habe. Pesch zeigt den Weg dazu an durch den Hinweis auf das von ihm seit langem vertretene und erfreulicherweise immer mehr anerkannte sozialphilosophische System des Solidarismus und das von ihm als soziales System bezeichnete soziale Arbeitssystem, die er in den früheren Bänden seiner „Nationalökonomie" in gedankenreicher und leicht verständlicher Weise begründet hat. Der Solidarismus sucht, unter Vermeidung der Fehler des individualistischen und des sozialistischen Systems, sowohl der Bedeutung und den Ansprüchen des Individuums und der Individualität gerecht zu werden, wie den Anforderungen, die für das gesellschaftliche Gemeinschaftsleben und aus demselben sich vernunftgemäß ergeben. Das soziale Arbeitssystem ist dem „Kapitalismus" gegenübergestellt, jenem Kapitalismus, den Brentano treffend als mammonistische Gesinnung gekennzeichnet hat. Das soziale Arbeitssystem verneint keineswegs den Kapitalbesitz und seine berechtigten Ansprüche, macht aber ebensowenig die ganze Volkswirtschaft den Interessen des Kapitalbesitzes dienstbar, unter Verkennung der Lebensgesetze, der rechtlich und zeitgeschichtlich begründeten Interessen und Ansprüche der Arbeit in allen Berufen. Von größter Wichtigkeit ist bei Pesch die starke Bejahung des in gewissen Tendenzen der Gegenwart immer deutlicher hervortretenden korporativen Gedankens, mit dem Ziele einer neuen, modernen Ansprüchen genügenden berufsgenossenschaftlichen Verfassung der Volkswirtschaft, ein Ziel allerdings, das den Trägern jener Tendenzen wohl noch kaum zum Bewußtsein kommt, vielmehr unter einem wirren Gestrüpp von sich widerstreitenden Interessen hervorgeholt werden muß.

Im Laufe der Darstellung ergibt sich immer wieder Gelegenheit, das von Pesch umschriebene System auf seine prak-


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tische Wirksamkeit zu prüfen, und zwar ist die Lösung jedesmal von überraschender Tragfähigkeit. Womit natürlich nicht gesagt sein soll — was Pater Pesch wohl auch kaum gewollt hat —, daß es einen Passepartoutschlüssel biete, mit dem sich, ähnlich wie man es uns manchmal hinsichtlich der materialistischen Geschichtsauffassung hat suggerieren wollen, im Handumdrehen der Zugang zu allen nur möglichen Fragen des volkswirtschaftlichen und sozialen Lebens erschließen lasse. So einfach und eindeutig liegen eben die Dinge auf diesem Gebiete im allgemeinen noch lange nicht.

* * *

Das volkswirtschaftliche Lehrsystem, wie es durch P. Pesch ausgebildet ist, gliedert sich wie folgt: Es wird zunächst unterschieden zwischen der allgemeinen und der besonderen Volkswirtschaftslehre. Die allgemeine Volkswirtschaftslehre, die, abweichend von dem sonst meist gebräuchlichen Verfahren, praktische Wissenschaft bleibt, handelt vom Volkswohlstand und seinen Ursachen; der besonderen ist alles zugewiesen, was den einzelnen Spezialgebieten: dem Agrarwesen, Gewerbewesen, Handel und Transport, eigentümlich ist. Da dies nur möglich ist unter eingehendster Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse, unter denen sich das volkswirtschaftliche Leben abspielt, so folgt der Lehre vom Wesen des Volkswohlstandes die Lehre von dessen dispositiven Ursachen: der territorialen Ausstattung eines Volkes, den quantitativen und qualitativen Verhältnissen der Bevölkerung. Daran schließt sich in dem uns beschäftigenden dritten Bande die Lehre von den aktiven Faktoren des volkswirtschaftlichen Lebensprozesses, von dem in diesem Prozesse tätigen (physischen und moralischen) Personal an: 1) von der Einzelkraft und Sonderwirtschaft, die Lehre von der Unternehmung; 2) die Lehre vom Organisationswesen und 3) die Lehre von den volkswirtschaftlichen Aufgaben des Staates und der Gemeinde. Einem Schlußbande endlich bleibt die Behandlung der sachlichen Seite des volkswirtschaftlichen Prozesses vor-

Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

behalten, also die Güterlehre, die sachlichen Funktionen des volkswirtschaftlichen Lebensprozesses und dessen Störungen.

## II.

Der dritte Band ist, wie schon die allgemeine Inhaltsangabe erkennen läßt, von außerordentlicher Reichhaltigkeit. Er beschäftigt sich mit einem großen Teile der heute wohl am meisten umstrittenen Gebiete. Größte Ausführlichkeit, die übrigens mit dem Wesen der ganzen Auffassung des Verfassers zusammenhängt — er will ja weniger den Gelehrten neue Entdeckungen mitteilen, als dem Lernenden eine reiche Fülle von Kenntnissen vermitteln —, ist daher eine besondere Empfehlung für dieses Lehrbuch. Sie bildet zudem durchaus kein Hindernis für den Verfasser, bezüglich der meisten Fragen, durch Zusammenfassung der jeweils gefundenen Ergebnisse, Erkenntnisse von geradezu sentenzenartiger Knappheit und Anschaulichkeit zu bieten, die sich als solche dem Gedächtnis in vorzüglicher Weise einprägen.

Eine kurze Besprechung muß sich natürlich mit der Heraushebung von einigen allgemeinen Hinweisen begnügen.

Wenn je die Besonderheit der katholischen Weltanschauung sich zugleich als ihre „Modernität“ erwiesen hat, dann trifft das bezüglich Pesch' Verteilung von Pflichten und Rechten zwischen Individuum und Gesamtheit zu. Der Gelehrte stellt an die Spitze den Satz, daß es heute neben der scharfen Zurückweisung des extremen Individualismus zugleich auf eine stärkere Betonung der Einzelkraft ankomme, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollten, auf die sozialistische Welle späterhin wiederum eine um so verderblichere Reaktion des überspannten Individualismus folgen zu sehen. Auf diesem Gebiete wird in der Tat — das soll keine schlagwortmäßige Zuspitzung sein — die Entscheidungsschlacht in den modernen sozialen Kämpfen geschlagen werden. Man kann sich daher keine erhabenere Aufgabe der Wissenschaft denken als die, „dem geläuterten Wollen und Wirken als zuverlässige Richtschnur“ gerade auch in dieser Beziehung


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu dienen. Das Einzelinteresse organisch in den Dienst des Allgemeininteresses stellen, bedeutet letzten Endes nicht nur dem Wirtschaftsleben die Ordnung sichern, sondern zugleich die sozialen Auseinandersetzungen in ein Bett leiten, von dem aus sie befruchtend, nicht verheerend, wirken werden Man denke sich, unter diesem Gesichtswinkel betrachtet und auf die Zweckbetrachtung eingestellt, beispielsweise die praktische Regelung der Konkurrenz:

„Auch die Konkurrenz empfängt ihre letzte Bestimmung durch den Zweck, dem sie dient. Wird sie lediglich in den Dienst des individuellen Erwerbsinstinktes gestellt zum Kampf um Profite und Märkte, dann mag sie den Egoismus der Einzelnen verschärfen zum Schaden und schließlichen Verderben der gesamten Volksgemeinschaft. Ein Wetteifer aber, der zugleich dem Ganzen dient, muß notwendig auch in der höheren, sozialen Sphäre verankert sein, nicht blos im egoistischen Triebleben und Erwerbsstreben des Menschenindividuums.“

Von der Aufstellung guter Grundsätze allein indeß wird wenig zu erhoffen sein; vielmehr kommt es darauf an, ihre Durchführung möglichst zu organisieren, wie es auf dem Wege der Selbsthilfe durch die Genossenschaften angebahnt wird. Ein gewisses Ideal ist in der anzustrebenden sozialen Korporation des organisierten Berufes zu sehen, für die Pesch, im Gegensatz zu der utopischen sozialistischen Vergesellschaftung der Produktionsmittel, die Parole ausgibt: „Vergesellschaftlichung der Produzenten“, die freilich durch bloß äußere Bindung nie zu erreichen sein wird: wesentliche Voraussetzung ist hier mit die „innere Bindung der Pflicht“.

In dem Kapitel „Die Unternehmung“ ergibt sich reichlich Gelegenheit, an die eingehende praktische Schilderung Schlußfolgerungen aus der prinzipiellen Grundlegung anzuknüpfen. Mit besonderer Eindringlichkeit legt der Verfasser, indem er die Aussichten von Groß- und Kleinbetrieb gegen einander abwägt, den Nationalökonomen die Rücksichtnahme auf die Mittelstandsfragen ans Herz, die als allgemeine Kulturfragen, als Fragen der Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht bloß vom technischen und wirtschaftlichen Standpunkte aus zu bewerten seien. Als willkommener Gewinn aus dem, dem Pesch'schen Lehrbuche eigentümlichen System, dem Personal in der Volkswirtschaft die gebührende Beachtung zu schenken, kann die ausgiebige Betrachtung der Funktionen des Unternehmers, der Stellung des Beamtenpersonals und der Arbeiter in der Unternehmung betrachtet werden. In diesem Abschnitt läßt sich viel Literatur verwerten, namentlich über das Unternehmertum, die sonst meist nicht zu ihrem Rechte kommt, was bekanntlich manchen führenden Volkswirtschaftslehrern — allerdings zu unrecht — den Vorwurf der Verkennung der Stellung des Unternehmers eingetragen hat. Was der Verfasser über die verschiedenen Arten des „Arbeitssystems“ (d. i. die Gesamtheit der rechtlichen und wirtschaftlichen Bedingungen für das Eingehen, den Bestand, die Auflösung des Arbeitsverhältnisses) sagt, ferner über die ethischen Grundsätze für die Gestaltung des Verhältnisses der Unternehmung zu den Angestellten und Arbeitern, ist eine glückliche Verbindung von einem ausgeprägten Sinn für soziale Perspektive mit induktiv-realistischer Pädagogik. In der Behandlung des Arbeitsnachweisproblems — auch darin wieder zeigt sich die hervorragende „Aktuellität“ dieses Lehrbuches — klingt viel Verständnis für die brennendsten Fragen der Praxis durch, in deren Mittelpunkt der Arbeitsnachweis steht als Objekt des Kampfes nicht nur zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, sondern auch als Mittel zur Befriedigung des Verbandsegoismus gewisser Arbeiterorganisationen.

Die Abschnitte über den Arbeitsvertrag und den Arbeitstarifvertrag gehören zu den besten des ganzen Buches. Was sie auszeichnet, ist zunächst die Lückenlosigkeit in der Verarbeitung des ebenso reichen wie kompliziert gelagerten Stoffes. Frappiert hat es den Rezensenten geradezu, was den Arbeitsvertrag anbelangt, bei Pesch auf ein paar Seiten zusammengedrängt im Kerne alles das zu finden, was neuerdings Beaucourt in einer vielbemerkten These über den Arbeitsvertrag („Le contrat du travail“. Paris 1912. Vergl.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darüber „Revue sociale catholique", Löwen, Juni 1913) in breiter, aber auch tiefgehender Untersuchung ausgeführt hat. Der weitere Vorzug der Pesch'schen Darstellung ist ein Ergebnis seiner Weltanschauung: die treffend unterscheidende Charakteristik von Arbeit und Ware. Überhaupt ist die ganze Entwicklung der Eigenart des Arbeitsvertrages, als eines Vertrages sui generis, meisterhaft. Es drängt sich der Wunsch auf, daß der Verlag die bezeichneten beiden Abschnitte in abgerundeter Ausführung gesondert herausgeben möge. Der einschlägigen Fachliteratur fehlt es sehr oft an zweierlei: an Zielsicherheit, Sicherheit der Begründung, und dann an Volkstümlichkeit der Darstellung. Daher kommt es, daß diese Dinge, die doch praktisch von so großer Tragweite sind, in den Kreisen vieler praktisch Beteiligter so geringem Verständnis begegnen, was dann wiederum — ein circulus vitiosus — für die Gelehrtenforschung leicht mit einem Mangel an Erdenschwere verbunden ist. Gerade auf den beiden genannten Gebieten aber liegt die Stärke der Pesch'schen Darstellung. Man lese das, was Pesch über das gesetzgeberische Problem des Arbeitstarifvertrages sagt, und man hat die Vorzüge seiner ganzen Eigenart und Lehrtätigkeit in nuce vor sich. Damit kann man sich Ziele abstecken und sieht Wege zu diesen Zielen offengelegt.

Bei der Untersuchung des Arbeits- und Dienstverhältnisses kommt der Verfasser zu dem schwerwiegenden Schlusse, daß sich die moderne Arbeiterbewegung in erster Linie unmittelbar gegen die Arbeitsverfassung in ihrer heutigen Form richte, und darum werde sie nicht „eher zur Ruhe kommen, bis diese Verfassung eine dem modernen Rechtsbewußtsein vollkommen entsprechende Gestaltung gefunden hat". Ein „Ideal" in dieser Hinsicht aufzustellen, ist heute noch ein Ding der Unmöglichkeit, weil es eben unmöglich ist, inmitten der tosenden Brandung der heutigen Entwicklung einen festen Halt zu finden. Einstweilen wird man sich mit allgemeinen Richtlinien begnügen müssen, und dafür gibt der Verfasser die folgende Formulierung: Es ist jede Art

Generated on 2019-11-08 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

von „Entmenschlichung", „Versachlichung" des Arbeitsverhältnisses abzuweisen. Dieses muß vielmehr ganz und gar auf den Boden des Rechtes gestellt werden. An die Stelle der persönlichen, individuellen Verhandlung muß die kollektive Regelung treten.

Förmliche Monographien stellen die Abschnitte dar: Rechtsformen der Unternehmung; Neuere Entwicklungstendenzen der Kapitalgesellschaften; mehr noch das ganze dritte Kapitel: Syndikale und kooperative Einigungen von Wirtschaften. Schwer und wuchtig klingt die Mahnung, durch ihre lapidare Kürze die eindringliche Wirkung bis auf ein Höchstmaß steigernd, gegen heute im Schwang stehende, gefährliche Übertreibungen:

„Organische Gebilde müssen auf organischem Wege zustande kommen. Wo es sich um freie Menschen handelt, ist der Zwang nicht das erste, sondern das letzte Mittel. Lebenskräftige Organisationen entstehen nicht durch Bezwingung und Nötigung widerstrebender Elemente. Die Organisation der Gesellschaft bleibt zuvörderst das Werk der Gesellschaft, nicht des Staates."

Unwillkürlich denkt man an Ozanams Wort, die Kirche würde niemals ihre Zustimmung geben zu jener „gewaltsamen Gemeinschaft, die, indem sie den Menschen bei seiner Geburt erfaßt und ihn von der nationalen Schule in die nationalen Werkstätten stößt, aus ihm nur einen Soldaten ohne Willen in der industriellen Armee, ein Rädchen ohne Verstand in der Staatsmaschine machen würde". Über dieses Kapitel ist noch viel zu sagen. Die Diskussion darüber fängt erst an. Und zwar handelt es sich dabei noch weniger um den unmittelbar staatlichen Zwang als vielmehr um den, wie es heißt, den Organisationen selbst immanenten Zwang, der aber mittelbar in die gleiche Richtung ausmündet. Das vielbesprochene Buch des Regierungsrates Kestner über den Organisationszwang hat diese Dinge in ihren Zusammenhängen beleuchtet, und schon unter dieser Beleuchtung zeigen sich Probleme, deren Grundlage von den Leidenschaften der modernen ge-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werblichen Auseinandersetzungen zerwühlt ist und deren Behandlung daher an die wissenschaftliche Unparteilichkeit die höchsten Anforderungen stellt. In dem dann folgenden Kapitel über die Kartelle bietet sich übrigens Gelegenheit, die Stellungnahme von Pesch mit derjenigen von Kestner in seinem mit Recht vielbeachteten Buche in Vergleich zu bringen. In vielen Punkten berühren sie sich. Auch der von Kestner mit großer Klarheit durchgearbeitete Gedanke der differenzierenden Behandlung der Kartelle je nach ihrer Eigenart und Beeinflußung des sozialen und Wirtschaftslebens klingt bei Pesch wenigstens an. Im ganzen aber hebt sich bei unserem Verfasser seine große Umsicht, seine aus umfassender Kenntnis aller Kräfte und Faktoren des Gesellschaftslebens entspringende Umsicht beredt von dem Ungestüm Kestners ab. Pesch will von radikalen Maßnahmen erst hören, wenn alle Teilmaßnahmen wirklich aussichtslos erscheinen. Er sieht auch durch das schon stark überwuchernde Unkraut hindurch, um die etwa gesunden Keime und Ansätze zu retten. Und in diesem Bestreben begegnet er sich wieder mit Kestner insofern, als beide die Bedeutung einer Reform des Geistes, der in den einzelnen Formen des Wirtschaftslebens sich auswirkt, in vollem Maße würdigen. In diesem Abschnitt bietet sich überdies Gelegenheit, die Kraft und Wucht der Darstellung des Jesuitenpaters zu bewundern, der ein unleugbares Geschick hat, die Sprache dem in Rede stehenden Gegenstand anzupassen.

Über das Genossenschaftswesen hinweg, dessen Schilderung Pesch als Anlaß benützt, in der Vorführung der ursprünglichen und eigentlichen sprachlichen Bedeutung des Ausdruckes den tieferen Wesensäußerungen nachzuspüren — an dem Teil, der die Konsumvereine behandelt, wird mancher Konsumvereinseiferer wohl nicht ohne Widerspruch vorbeigehen —, kommen wir zu dem vierten Hauptkapitel, wohl dem wichtigsten von allen, dem über die „moderne Berufsorganisation“.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## III.

Über die Berufsorganisation und namentlich über ihren am weitesten vorgeschobenen Vorposten, die Gewerkschaftsbewegung, zu schreiben, ist in Deutschland keine angenehme Sache. Gewiß hat die jahrelang geführte Auseinandersetzung in mancher Beziehung Klarheit geschaffen. Sie hat es aber auch zuwege gebracht, daß die Literatur in einem derartigen Maße die pars pro toto in den Vordergrund geschoben hat, daß uns vielfach die eigentlichen Grundbegriffe fast abhanden gekommen sind. Gewerkschaftsfrage und Streikfrage sind in der Vulgärauffassung sozusagen identisch. Und doch muß festgestellt werden, ohne daß damit die besondere Bedeutung des Streikproblems in Frage gestellt werden soll, daß die Kämpfe auf diesem Gebiete Kämpfe zwar nicht an der Peripherie, aber jedenfalls auf einem Teilgebiete sind. Der Kern des Problems liegt wo anders. In der modernen Berufsorganisation, deren ausgeprägtester Typ die Gewerkschaft ist, handelt es sich um eine ganz neue wirtschaftliche und soziale Realität. Diese Organisation ist der Träger ganz neuer gesellschaftlicher Auffassungen und Bildungen. Niemals ist der Bestand einer die Rechtsordnung bedräuenden Rechtswirklichkeit so auffallend und weittragend gewesen, wie es unter dem Einfluß des Gedankens und der Auswirkung der modernen Berufsorganisation der Fall ist. Und auch in der Wirtschaftsphänomenologie können schon deutlich die Formen eines Überbaues über der hergebrachten begrifflichen Ordnung unterschieden werden. Es ist hohe Zeit, daß die christliche Soziologie diesen Dingen ihre Aufmerksamkeit widmet. Denn sie ist nach unserer Überzeugung mehr wie jede andere berufen, angesichts ihrer wahrhaft realistischen Grundlegung, hier wegweisend vorzugehen. Dafür spricht wiederum nichts glänzender als das Lehrbuch von Pesch, das nicht nur dem Thema der Berufsorganisation in der Nationalökonomie einen breiten Raum widmet, sondern auch zu dem synthetischen Blick erzieht, dessen es hier mehr wie sonst bedarf.



Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Worum es sich im Grunde handelt, geht aus folgenden programmatischen Darlegungen hervor, die Pesch gleich auf den ersten Seiten des Kapitels macht:

„Vielleicht ist es nicht zuviel gesagt, wenn man in dem Gesamtbilde der modernen Vereinigungsformen die praktische Offenbarung eines gewissen Sozialismus der Zukunft ohne Kollektivismus, Vergesellschaftung der Produzenten ohne Vergesellschaftung der Produktionsmittel, erkennen will: das Vordringen des gesellschaftlichen, genossenschaftlichen, berufsgenossenschaftlichen Prinzips, die wachsende Gesellschaftstätigkeit neben der vielleicht überstark erhöhten Wirksamkeit von Staat und Gemeinde usw. Allerdings müssen wir hinzufügen, daß die großen organisatorischen Vorgänge im modernen Wirtschafts- und Sozialleben, welche die Einzelnen zu Gruppen zusammenfassen und ihnen so eine Gliedstellung im großen sozialen Ganzen anweisen, noch keineswegs zum Abschluß gekommen sind. Die werdenden Formen liegen, wenigstens mit ihren letzten Tendenzen und Entwicklungsmöglichkeiten, zum Teil noch im Dunkeln. Es ist zweifelhaft, ob alle gegenwärtigen Organisationsformen dauernden Bestand haben werden, ob nicht neue Bildungen an ihre Stelle treten. Finden doch manche dieser Formen schon jetzt scharfe Beurteilung und bittere Feindschaft . . . Es fehlen ferner noch fast überall die entsprechenden und ausreichenden juristischen Formen. Wer schließlich ein vollkommenes korporatives Regime ersehnt, wird in den verschiedenen Erscheinungen und Gestaltungen ökonomischer Kooperation und sozialer Korporation vorerst nur die disjecta membra, zerstreute Teilelemente, eines solchen Regimes erkennen, im besten Falle ein Anzeichen dafür finden können, daß wir auf dem Wege zu berufsständischer Organisation sind."

Der Verfasser erläutert und illustriert diese Gedankengänge durch einen fein abgewogenen Vergleich zwischen der Zunft des Mittelalters und der keimenden und knospenden neuen Ordnung, der ein hohes Maß dessen verrät, was Lamprecht „historischen Sinn" nennt. Die Beschreibung der Zunftverfassung ist übrigens wieder eine wertvolle Mono-

Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

graphie, die an den besten und neuesten Geschichtsquellen orientiert ist, aber nicht, ohne auch beim besten Material die Spreu von dem Weizen zu sondern und vor allem auch die Geschichte zur Exemplifizierung auf die heutige Zeit nur nach dem zu fragen, was sich wirklich und mit Nutzen in den Rahmen der heutigen Verhältnisse einfügen läßt. So ist es zu verstehen, wenn Pesch bei der Behandlung der heutigen Interessenvertretungen des Handwerks den Finger an eine ernste Wunde legt:

„Es wäre . . . zu bedauern, wenn die Handwerker ihr Heil in erster Linie von einer staatlichen Zwangsorganisation und von den dieser durch den Staat zu verleihenden Rechten erwarten wollten. Die Zwangsorganisation wird stets nur dort lebensfähig sein, wo sie entsprechend kraftvolle Entwicklungstendenzen organisatorischer Art und eine lebhafte Selbstbetätigung innerhalb der fraglichen Gruppen bereits vorfindet." „Der Berufsverein ist kein Automat, und die Seele dieser Organisation kann durch keine Kunst der Legislation ersetzt werden."

Von allen Organisationen, die zugleich mit denen des Handwerks noch besprochen werden, liegt indes unverkennbar der Nachdruck auf der Darstellung der Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Besonders hervorgehoben zu werden verdient das mannhafte Eintreten des Verfassers für die Wahrung des Koalitionsrechtes, das in der, auf die Gesellschaft und die Vergesellschaftung angewiesenen Natur des Menschen begründet sei. Am allerwenigsten sollte den Gesetzgeber die Furcht vor der Sozialdemokratie zu Beschränkungen der Koalitionsfreiheit verleiten, „die mit starker Objektivität, unparteiischer Gerechtigkeit und staatsmännischer Klugheit nicht zu vereinbaren sind."

Ob man die heiß umstrittene Gewerkschaftsfrage ruhiger, leidenschaftsloser und objektiver behandeln kann, als dies bei Pesch der Fall ist, dürfte auch bei anspruchvollster Prüfung fraglich sein. Hier herrscht offensichtlich das Bemühen vor, die Dinge durch rein sachliche Schilderung, die in der Darlegung des Ergebnisses grundsätzlicher Auseinandersetzungen




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der praktisch erzielten Erfolge wurzelt, nach der jahrelangen Durcheinanderrüttelung und -schüttelung wieder an die rechte Stelle zu setzen. Man sollte deshalb wirklich das von Pesch gegebene Beispiel sich zu Herzen nehmen und nicht an einzelnen seiner Äußerungen die Fackel zu neuem Streit anzünden. Es ist ja richtig, daß Kampf Leben bedeutet; aber ob gegenseitige Zerfleischung auch unter den ohnehin doch nur recht relativ geltenden Begriff solchen Kampfes fällt, kann füglich bezweifelt werden. Das Gewerkschaftsproblem ist von jeher mehr umstritten als eigentlich bis in seine weiteren Verästelungen geklärt worden. Ebenso wie die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland von allem Anfang an mit Fremdkörpern durchsetzt gewesen ist, die eine rein sachliche Beurteilung ihres Wesens und ihrer Wirkungen so sehr erschwerten. Wer ein wirklich positives Interesse an derselben hat, sollte daher helfen, das Problem zunächst von seiner Grundlage aus klarzulegen; dann ist auch eine Verständigung über die heute mit so viel Erbitterung umstrittenen Fragen viel eher zu erhoffen. Und dafür bietet, wie gesagt, Pater Pesch in seinem Lehrbuch vorteilhaft zu benutzende Ausgangspunkte.

An die Schilderung und Darstellung der Gewerkschaftsorganisation schließt sich eine solche der Organisationen der Angestellten und Arbeitgeber an. Dann findet die Frage der Arbeitskammern eine übersichtliche Besprechung. Unter der Überschrift „Schlußgedanken" faßt Pesch nochmals in ein paar wuchtigen Sätzen das Ergebnis seiner Untersuchung zusammen, denen er den programmatischen Titel gibt: „Das soziale Prinzip in der modernen Organisationsbewegung". Das Interessenprinzip kann in keiner Weise als ausreichendes soziales Prinzip unter volkswirtschaftlicher Rücksicht anerkannt werden.

„Nicht die bloße Summe tötet den Individualismus, sondern das Verhältnis zur Gesamtheit, das organische Moment in diesem Verhältnis. Ohne praktische Geltung des Prinzips der Solidarität höherer Gemeinschaft wird aller dem bloßen Gruppen-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

interesse huldigender Koalismus zum potenzierten Individualismus . . . Über allem Gruppeninteresse steht das Gesamtinteresse, über dem in seiner Einseitigkeit jede höhere Einheit der Volks- und Staatsgemeinschaft zersprengenden Klassengedanken der sozial verbindende, alle Bürger dem Dienste des Ganzen widmende Berufsgedanke, über allem Interesse schließlich die Pflicht. So bleibt auch hier das letzte Wort der Volkswirtschaftslehre ein Appell an die Religion. Wo die materielle Kultur sich als Teilelement wahrer Kultur in richtiger Unterordnung mit der geistigen und religiös-sittlichen Kultur zur Einheit harmonisch verbindet, dort und da allein ist sichere Gewähr geboten für die materielle Wohlfahrt des Volkes."

Sehr „zeitgemäß" ist das Schlußkapitel mit der Behandlung der Aufgaben von Staat und Gemeinde. Im einzelnen gelangen zur Erörterung: Zweck des Staates und staatliche Betätigung; Wachsende Tätigkeit in volkswirtschaftlicher Beziehung; Der Staatsbedarf und seine Deckung; Öffentliche Betriebe und Monopole; Kombination privaten und öffentlichen Besitzes; Die sogen. „gemischten" Unternehmungen; Besondere Ordnung und Pflege der einzelnen Produktionsgebiete und produktiven Berufsstände; Verhältnis von Wirtschafts- und Sozialpolitik; Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik; Imperialismus, Kontinentalismus, Internationalismus, Weltpolitik. Dann ferner: Die Gemeinde in sich und ihre Stellung gegenüber dem Staate; Die Aufgaben der Gemeinde im allgemeinen; Kommunale Sozialpolitik; Die wirtschaftlichen Unternehmungen der Gemeinden; Andere wirtschaftspolitische Maßnahmen; Die Gemeindelasten. Zur Übersicht über die Tätigkeit der genannten beiden Faktoren gesellt sich sodann als Ergänzung eine Vorführung dessen, was den freien Organisationen für gemeinnützige Wohlfahrtspflege als Aufgabe zugedacht ist und zugedacht bleiben muß, und wie hier zweckmäßige Beziehungen zu anderen Faktoren im Interesse des Ganzen anzubahnen sind. Interessenten seien namentlich hingewiesen auf die Auseinandersetzung mit den Staats- und Kommunalsozialisten.

Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Pesch behandelt diese Dinge mit besonnener Kühle, die sich nicht durch äußere Erfolge blenden läßt. Zwischen Ausnahme und Regel wird eine scharfe und deutlich sichtbare Scheidelinie gezogen.

## IV.

Was an Pesch' Lehrbuch zunächst und wohl am meisten in die Augen springt, ist, daß er völlig darauf verzichtet, seinen persönlichen Standpunkt zum Maßstab für die Beurteilung von Dingen und Entwicklungen zu nehmen. Immer und überall sucht er nach objektiven Kriterien für die Aufstellung allgemein gültiger Wahrheiten. Damit macht er den Blick empfänglich für die in allem gelegene natürliche Zielstrebigkeit, und es erscheint gewissermaßen als höchstes Gesetz, darauf für die Formulierung von Urteilen und Ratschlägen jede vernünftige Rücksicht zu nehmen. Am wirkungsvollsten tritt das hervor in der Abwägung der Rollen, die durch die heutige Entwicklung der Gemeinschaft einerseits und der Persönlichkeit andrerseits übertragen sind. Nicht eine eifersüchtig überwachte Grenzregulierung ist hier das Wesentliche, sondern die harmonische Ergänzung in der Erstrebung eines gemeinsamen Zweckes. Der Mensch ist für die Gesellschaft bestimmt, aber nur, damit sie ihm helfe, das seiner Persönlichkeit gesteckte Ziel zu erreichen. Wird das im Auge behalten, so brauchen „Kompetenzfragen“ keineswegs zu drücken. Allerdings, zwischen Wissen und Tun liegt gerade hier und heute ein weiter Weg.

In der Geschichte der heutigen Gesellschaftswissenschaften gibt es eine Episode, die fast symbolartigen Charakters ist. Es ist diejenige, in der sich die Geschicke Auguste Comtes vollzogen. Im Zerfall mit der ganzen Menschheit hatte der Begründer der modernen Soziologie sein System geschaffen, dessen Verwirklichung die Entfaltung weitestgehenden Altruismus mindestens so sehr voraussetzte als in Aussicht stellte. Aber als es nun fertig war und Comte daran ging, die Brücke zwischen seiner Theorie und der Praxis zu schlagen,



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wußte er sich nicht anders zu helfen, als indem er seinem, rein auf dem Intellekt aufgebauten System das (nach seiner früheren Auffassung) heterogenste Element beimischte: die Religion. In der Tat: das könnte ein recht beherzigenswertes Sinnbild für unsere Zeit sein, wenn man den heutigen Menschen und die an ihn gestellten Anforderungen mit dem früheren Menschen und dessen ehemaligem Wirkungskreise vergleicht. Gertrud Bäumer hat das vorzüglich ausgedrückt: „Die Kraft, die früher der Familie, den Angelegenheiten eines kleinen Kreises ausschließlich diente, die half, rein persönliche Zusammenhänge zu schaffen und zu festigen, muß heute zum Teil den Angelegenheiten weiter Gemeinschaftskreise, in der Gewerkschaft, in Berufsvereinen usw. gewidmet werden. Ohne Zweifel besteht dabei die Gefahr, daß mit der Verbreiterung der Interessen eines Menschen für den anderen ihre Intensität zurückgeht, daß sich die sozialen Bedürfnisse in rein äußeren Beziehungen befriedigen und darum für die persönlichen nicht viel übrig bleibt.“ Soll die hier gezeichnete Gefahr gebannt werden, dann muß heute mehr wie je aus der Quelle geschöpft werden, die zugleich der dem Gemeinschafts- und dem Persönlichkeitsdienst gewidmeten Kraft immer wieder aufs neue die erforderliche Intensität sichert: aus der Religion. In einen Appell an die Religion mündet denn auch, wie oben angeführt, Pesch' Darstellung in natürlicher Weise, man möchte fast sagen: in organischer Entwicklung, aus.

Die oben geschilderte Eigenart des uns beschäftigenden Lehrbuches bringt sodann manche weiteren Vorzüge mit sich. Bei Pesch fällt nicht so sehr die Qualität als die Mannigfaltigkeit der benutzten Literatur auf. Und zwar sind seine Hinweise (nebenbei gesagt) nicht bloß ein glänzendes Zeugnis für die Reichhaltigkeit der (sonst in den Lehrbüchern, vielleicht von Wagner abgesehen, so sehr ignorierten) christlichen und speziell katholischen Fachliteratur, sondern sie lassen auch das Streben des Verfassers erkennen, auch vom radikalsten Gegner das Gute zu nehmen. Infolgedessen liegt über dem


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ganzen eine versöhnliche Note, die erst recht dadurch gehoben wird, daß Pesch jede Art von persönlicher Polemik vermeidet, aber auch die sachliche auf ein Mindestmaß reduziert. Macht nicht dieses Stück praktischer Erziehung die Pesch'sche Darstellung „lehrbuchfähig“ par excellence?

Daß schließlich diese Darstellung nicht nur geistvoll, sondern auch als literarische Leistung von glänzender Wirkung ist, haben Pesch' Gegner zu oft zugeben, als daß es seine Freunde noch eigens hervorheben müßten. Und so seien denn alle, die sich für moderne nationalökonomische Probleme interessieren, mit wärmster Empfehlung auf diesen neuen „Pesch“ hingewiesen. Das Lehrbuch ist keineswegs so gehalten, daß allein der besonders fachlich Vorgebildete Nutzen daraus schöpfen könnte. Pesch hat eine eigene Art, die verwickeltsten Probleme in einer solchen Darstellung zu bieten, daß sich jeder aufmerksame Leser darin zurecht findet. Es bietet sich alles so einfach, so schlicht und darum auch so wahr dar, daß man sich diesem Führer willig und vertrauensvoll überläßt. Möge, so schließen wir mit Professor Hitze, es dem Verfasser beschieden sein, sein Lehrbuch und damit seine große Lebensarbeit in gekräftigter Gesundheit zu einem glücklichen Abschluß zu bringen!

Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XL.

# Unser deutscher Adel.

Von Matthias Salm, Aachen.

In unserer Zeit der ödesten Gleichmacherei und der mit allen Mitteln sich vordrängenden Demokratie ist man dem Adel abhold. Man spricht ihm jegliche Existenzberechtigung ab und möchte ihn am liebsten vollständig beseitigen, da er, wie man in Wort und Schrift behauptet, für den modernen Fortschritt nicht nur vollständig wertlos, sondern sogar ein großes Hindernis sei. Natürlich für den Fortschritt im Sinne unserer Demokraten. Aber nicht allein die Vertreter der politischen Linken haben eine große Abneigung, man kann wohl sagen einen Haß gegen den Adel, auch in solchen Kreisen, zu denen wirklich gebildete und unbefangene Männer gehören, hält man den Adel für mindestens überflüssig und klagt über die Anmaßung desselben und über seine ungerechtfertigte Bevorzugung. Der Haß und die Abneigung gegenüber dem Adel sind zweifelsohne auch ein Zeichen der großen politischen Verflachung unseres Volkes, das immer mehr am Gängelbande der Großstadtpresse und der Volkstribunen sich führen läßt und alles ohne eigene Überlegung so beurteilt, wie man es in der Zeitung liest und in den Versammlungen hört. Wer die Geschichte unseres Adels kennt, sowie seine heutige Stellung im Staate und in der Gesellschaft, der wird zugestehen, daß derselbe auch heute noch wertvoll für unser Volk ist, nicht allein in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht, sondern auch durch seine Stellung zum Vaterland und nicht zuletzt zur Religion. Wer diese seine Stellung ehrlich schildert, läßt dem Adel lediglich Gerechtigkeit widerfahren, und die verdient er ebenso wie jeder andere Stand.

Der Adel, gegen den sich die Angriffe hauptsächlich


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

richten und über den am abfälligsten geurteilt wird, ist der ältere, zum großen Teil grundbesitzende, mit adeligen Familientraditionen.

Von dem Liberalismus und von der ihm gesinnungsverwandten Sozialdemokratie wird immerfort gegen den Adel der Vorwurf erhoben, er sei ein Feind des Volkswohles. Diesen Vorwurf hat zuerst der Liberalismus erhoben, derselbe Liberalismus, der das Dogma des wirtschaftlichen Individualismus, der möglichst schrankenlosen Ungebundenheit des Einzelnen im Erwerbsleben, der rücksichtslosen Konkurrenz, der freien Aussaugung der Schwächeren als oberstes Gesetz aufgestellt hat, der durch seine wirtschaftlichen Grundsätze die Mittelstände verwüstet, das Arbeiterelend zum größten Teil erzeugt hat, der die Arbeitskraft als Ware und auch den Arbeiter als Ware betrachtet hat. Wenn Klassenhaß, der Haß der Arbeiter gegen die Unternehmer berechtigt wäre, er müßte sich gegen die Liberalen richten, aber geschickt hat diesen Haß der Liberalismus auf andere abgelenkt.

Unser deutscher Adel ist durchaus sozial angelegt. In seiner früheren herrschenden Stellung hatte er für die Untertanen zu sorgen, und wenn er auch diese Sorge manchmal recht wenig ernst nahm, so hat er doch die Verpflichtung, seinen Untertanen beizustehen, immer in sich gefühlt. Auch nach Beseitigung der gutsherrlichen Verhältnisse finden wir das erfreuliche Bestreben, andern zu helfen, sich an die Spitze sozialer und karitativer Vereine zu stellen. In der deutschen Sozialpolitik hat der Adel einen ehrenvollen Platz. Wilhelm Emanuel Freiherr v. Ketteler war der Apostel der christlichen Sozialpolitik, seine Verdienste um die arbeitende Klasse werden kaum von irgend einem andern Sozialpolitiker erreicht. Freiherr v. Schorlemer-Alst konnte bereits im Jahre 1871 auf der Mainzer Katholikenversammlung im Namen der meisten seiner Standesgenossen sagen: „Wir wollen mit den Arbeitern Hand in Hand gehen, um sie religiös, sittlich und materiell zu heben", und im Jahre 1877 brachte im Reichstag Graf Galen den berühmten Antrag zur Hebung


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Arbeiter- und Handwerkerstandes ein, der zuerst ein sozialpolitisches Programm darstellte. Dieser Antrag wurde von den Liberalen, die damals die Mehrheit im Reichsparlament hatten, mit Spott und Hohn empfangen. Burkhard v. Schorlemer-Alst und Felix v. Loe gründeten die ersten deutschen Bauernvereine, um den schwer gedrückten Bauernstand sittlich und materiell zu heben. Freiherr Karl v. Vogelsang betonte die wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben des Grundbesitzes für die gesamte Volksernährung und für die Gesellschaft. Freiherr v. Hertling und so viele andere Adelige mit besten Namen traten auf den deutschen Katholikenversammlungen unermüdlich für die arbeitenden Klassen ein. Der wahrhaft große protestantische Pastor v. Bodelschwingh wirkte auf sozial-karitativem Gebiete bahnbrechend, der Prediger v. Nathusius verhalf der Ethik gegenüber der Nationalökonomie wieder zu ihrem Rechte, Dietrich v. Oertzen und Freiherr v. Soden und nicht zuletzt Minister v. Berlepsch haben Verdienste auf dem Gebiete der Sozialpolitik, die nicht vergessen werden dürfen. Gewiß ist die Zahl der bürgerlichen Sozialpolitiker groß, sogar weit größer als diejenige der Adeligen, jedenfalls aber hat der Adel im Verhältnis zur Zahl seiner Vertreter sehr viel geleistet und jedenfalls bedeutend mehr, wie die Vertreter des Individualismus oder gar der Sozialdemokratie, die heute den Adel als sozial wertlos hinstellen.

Auf karitativem Gebiete ist besonders der katholische Adel mit Ehren vertreten. Bis in die Kreise des Hochadels hinein dienen seine Töchter in Orden, die das menschliche Elend mildern helfen wollen.

Freiherr v. Stein forderte in seinem politischen Testament eine engere Verbindung des Adels mit den andern Berufsständen im Volke. Wohl schneller, als Stein es geahnt hat, ist der Adel unter die andern Berufsstände getreten. Das mußte er auch, wenn er sich behaupten wollte. Der Adel kann sich als eine ständisch abgeschlossene Berufsklasse nicht mehr halten, die Zeiten haben sich geändert und ihnen muß


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich auch der Adel anpassen. Man kann wohl sagen, daß unser heutiger alter Adel in geradezu hervorragendem Maße sich andern Berufen gewidmet hat und zwar mit vollem Erfolg. Wir haben zahlreiche Adelige, die bedeutende Gelehrte an allen Hochschulfakultäten und in allen Lehrdisziplinen sind, und auch an den höheren und Mittelschulen sind viele Adelige als Lehrer tätig. Viele befinden sich im Richterberufe und ganz besonders in der Verwaltung. In den Reihen der Ärzte und Rechtsanwälte finden wir sehr viele Adelige aus altem und angesehenem Geschlecht. Wir finden sie ferner in Bankhäusern, in den Schreibstuben der Schiffahrtsgesellschaften, in der technischen und administrativen Leitung von Eisenbahnen, im Reiche der Hochöfen und der Fördertürme hat sich der Adel einen angesehenen Platz erobert, und auch als Kaufmann sehen wir manchen aus altem Geschlecht fleißig und mit gutem Erfolg arbeiten. Freilich, gerade als Kaufmann ist der deutsche Adelige nicht so weit vorgedrungen, wie der englische, wo Herzogssöhne Großhändler sind, wo sie vielfach Kaufmann werden mußten, weil der englische höhere Adel seine jüngeren Söhne in die Städte abstößt. Unser deutscher Adel wird sich wohl nie in dem Maße besonders als Kaufmann betätigen, wie es der englische tut, weil er nicht durch Verfassung und Sitte dazu gezwungen ist. Er wird deshalb auch niemals in den Städten aufgehen, sich so ganz am städtischen Leben beteiligen, wie das in den mittel- und süditalienischen und in den flandrischen Staaten schon vor Jahrhunderten der Fall war. Eine gleichmäßige Verteilung auf alle Berufsarten entspricht auch mehr der universellen Veranlagung des Adels und verhindert, daß der Stand seine große Bedeutung für alle Berufsstände ohne Ausnahme nach und nach verliert.

Der deutsche Adel hat wohl getan, als er sich in alle Berufe hineinarbeitete und mitten in den Bürgerkreisen seiner beruflichen Tätigkeit mit Eifer und Hingabe nachging. Er hat auch gut daran getan, als er durch Verheiratung mit Bürgerstöchtern seinen Familien neues Blut zuführte. Das



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist notwendig, und diese Notwendigkeit muß in den Kreisen unseres Adels noch mehr begriffen werden. Unser Adel muß einsehen, daß die Heirat mit einer braven bürgerlichen Tochter durchaus keine Mißheirat ist, wie etwa jene mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen. Das commercium und connubium mit guten Volkskreisen ist eine Lebensbedingung für den heutigen Adel. Nicht Abschließung, träumerisches Erinnern und Phantasie auf Zustände der Vergangenheit, nicht Einbildung einer Privilegien- und Herrenstellung oder die Sehnsucht darnach erhalten unserm Adel die Stelle, die wir ihm wünschen und die ihm zukommt, sondern eifriges Mitarbeiten im Geistes- und Erwerbsleben unseres Volkes und der Verkehr mit demselben, das allein auch verbürgt ihm die Achtung der übrigen Volksklassen, die für seinen gedeihlichen Weiterbestand überaus wichtig ist.

Der grundbesitzende Adel war seit seinem Bestehen der angesehenste und mächtigste. Als er die Herrschaft über die Bauern verlor, und auch manche sonstigen Vorrechte, verlor er damit eigentlich nichts, sondern gewann besonders im landwirtschaftlichen Beruf sogar sehr viel. Die adeligen Grundbesitzer erhielten, wie Theodor v. d. Goltz treffend ausführt,[1]) „einen Beruf, der ihrem Stande, ihrer Befähigung und ihren gerechtfertigten Ansprüchen angemessen war, der außerdem ihnen großen Einfluß gewährte, sowie ihrem angeborenen Herrschertalente einen weiten Spielraum eröffnete. Dazu war es ein für Staat und Gesellschaft sehr nützlicher, ja durch die Zeitumstände notwendig gewordener Beruf". Entschlossen fügte sich der Landadel in die neue Ordnung, legte kräftig die Hand ans Werk, und nur so gelang es ihm auch, durch vorzügliche Betriebsführung und durch eisernen Fleiß sich auf den Gütern zu behaupten. Hätte er damals die Zeichen der Zeit nicht verstanden, er wäre ganz vom Lande verschwunden, und man kann wohl behaupten, der

1) Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Stuttgart 1903. Bd. II. S. 172.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adel hätte heute lange nicht mehr die Bedeutung, die er durch seinen Grundbesitz, durch seine Stellung in der deutschen Landwirtschaft und in der deutschen Agrarpolitik hat. Der Landadelige ist heute das Muster eines Großgrundbesitzers, wobei zwar Ausnahmen nicht geleugnet werden dürfen, aber es sind eben Ausnahmen. Wer unsere landwirtschaftlichen Gutsverhältnisse kennt, weiß, daß der durchschnittliche Grundbesitz des Landadels in einer Weise bewirtschaftet wird, die nicht allein einen sehr großen Teil der nationalen landwirtschaftlichen Produkte stellt, sondern daß dieser Adel Vorbild, Muster und Lehrer für die bäuerlichen Landwirte ist. Nur derjenige Großgrundbesitz wirkt heutzutage zunächst schädlich, der nicht in der richtigen Weise zur Produktion verwandt wird. Das aber sind in der Regel große Güter, die sich in Händen von protzenden Großkapitalisten befinden, die auf Herbeiführung einer Rentabilität nicht glauben sehen zu müssen, die von der praktischen Landwirtschaft nichts verstehen und schon aus dem Grunde auch durch eine Verwaltung nicht im rationellen Sinne wirtschaften können. Der Kampf gegen die Familienfideikommisse tobt augenblicklich mehr wie je. Familienfideikommisse sind dann nicht schädlich, wenn sie sich in Gegenden befinden, wo ein intensiver kleinbäuerlicher Betrieb nicht möglich ist, wo auch die Pflege und Erhaltung eines großen Waldbestandes der richtigen Bodenbenutzung am besten entspricht, wo schließlich, was das allerwichtigste ist, das Fideikommißgut in eigener unmittelbarer oder mittelbarer aber vernünftiger Verwaltung des Besitzers ist. Das trifft fast allgemein bei den Fideikommißgütern des Adels zu, während sich der Bankier, der Fabrikant und so viele neue Besitzer von Fideikommißgütern lange nicht so eifrig um die rationelle Bewirtschaftung kümmern, sie könnten es auch nicht, denn es fehlt ihnen die Erfahrung, der traditionelle praktische Blick unseres Landadels.

Nicht nur materiell hat der Adel durch den Verlust der Herrschaft über die Bauern nicht im geringsten verloren, auch seine Stellung im Bauernstande ist durchaus nicht zurück-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegangen. An die Stelle der faktischen Herrschaft des Landadels über die Bauern ist eine Führerschaft getreten, die ihn reichlich entschädigt hat und ihm weit mehr zur Ehre gereicht. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß ganz besonders der großgrundbesitzende Adel in der neuzeitlichen Landwirtschaft, in der landwirtschaftlichen Wirtschaftspolitik eine Führerrolle spielt. Konnte seine Führerrolle zur Zeit der Grundherrschaft für den Bauernstand und für die Landwirtschaft nutzlos, ja sogar schädlich sein, so ist sie jetzt nützlich und unentbehrlich geworden. Waren Landadel und Bauernstand früher gesetzlich sozusagen zusammengebunden, so sind sie jetzt in schönster ideeller Weise zusammengekommen. Zwischen ihnen besteht, das dürfen wir ruhig sagen, ein Band, das fester ist wie alle gesetzlichen Vorschriften. Die Auflösung der gutsherrlichen Verhältnisse und der darauf folgende Zwang der Zeit hat, wie schon betont, den Landadel zu tüchtigen, praktischen und weitblickenden Landwirten gemacht. Dasselbe ist auch bei den Bauern der Fall. Auf eigene Füße gestellt, selbst verantwortlich für ihren Betrieb, haben sie die früher mit Recht gerügten Untugenden, wie Trägheit, Unwirtschaftlichkeit, Stumpfsinn, Trotz, Roheit, alles zum Teil eine Folge der großen Abhängigkeit und der ungesicherten früheren Verhältnisse, aufgegeben, zwar hier mehr, dort weniger, im allgemeinen kann man aber von diesen Untugenden gerechterweise nur wenig mehr reden. In der neuen freien, unabhängigen, aber für die Bauern um so schwierigeren Zeit haben sie dann die gemeinsamen Interessen der gesamten Landwirtschaft, ob Großbesitz oder Kleinbesitz, kennen gelernt. Der Landadel hat die Notwendigkeit eines Zusammenarbeitens schon sehr früh erkannt, ein Verdienst, das wir ihm nicht hoch genug anrechnen können. Großenteils durch seine Initiative und andauernde Unterstützung wurden die landwirtschaftlichen Vereine gegründet. Ein westfälischer Landadeliger, der unvergeßliche Freiherr von Schorlemer-Alst, gründete den ersten deutschen Verein zur wirtschaftlichen und geistigen Hebung des Bauernstandes,



Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den westfälischen Bauernverein; nach ihm entstand der rheinische Bauernverein unter dem Landadeligen Felix v. Loe, und es folgten bald die übrigen deutschen Bauernvereine, die einen großen Anteil an der Hebung des gedrückten und vielfach hilflosen Bauernstandes haben. Der Landadel ist auch jetzt noch da, wo er die Zeichen der Zeit verstanden hat, als Führer oder Förderer der Bauernvereine in selbstlosester nud segensreichster Weise tätig. Im landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen hat der Landadel eine achtunggebietende Führerstelle. In den Parlamenten sind es besonders adelige Landwirte, die für den Schutz der nationalen Landwirtschaft, für ihre Hebung und Förderung unermüdlich und unerschrocken eintreten.

Aus dieser führenden Stellung des Landadels in unserer deutschen Landwirtschaft erklärt sich auch die große Hetze gegen ihn, den „Junker". Nicht die Tausende und Abertausende gebriefter Adeliger in den Städten sind den Linksparteien ein Dorn im Auge, sondern der verhältnismäßig kleinste Teil unseres Adels, der Landadel. Weil er der Schützer und Förderer unserer nationalen Landwirtschaft ist, weil wiederum diese den Landadel unterstützt, seine beste Kräfteentfaltung ermöglicht, weil auch der Kleinbauer gerne die Führerrolle des vernünftigen Landadels, die Bedeutung des adeligen Grundbesitzes auch für den Kleinbetrieb anerkennt, nicht zuletzt aber auch, weil der alteingesessene Landadel die beste Stütze des Thrones ist, deshalb der Ansturm der Linken gegen ihn.

Als nächstes Ziel betrachtet man die Verhetzung der Bauern gegen den Großgrundbesitz, unter dem man nur den adeligen Großgrundbesitz verstehen will. Würde dieses Ziel erreicht, dann wäre der deutsche Bauernstand geschwächt und ebenso der Landadel, die gesamte deutsche Landwirtschaft würde jener Geschlossenheit entbehren, die ihr bis heute eine einigermaßen gesicherte und auch rentable Position gewährleistet. Der Junker, der brutale Herrenmensch, der Vampyr am Körper des deutschen Bauernstandes, ist für die Linke

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur ein Popanz im Kampfe gegen die gesamte deutsche Landwirtschaft. Man will mit diesem Popanz die große Masse der Bauern mobil machen und hat leider auch Erfolge erzielt da, wo eine genügende Aufklärung fehlte.

Die hervorragende Stellung des Landadels in unserer deutschen Landwirtschaft, in unserer gesamten Landbevölkerung legt ihm auch Pflichten auf. Es war seine Pflicht, in der rationellen Bewirtschaftung voranzugehen, in der Schaffung des landwirtschaftlichen Vereins- und Genossenschaftswesens und in der Förderung desselben, in der politischen Vertretung der landwirtschaftlichen Interessen. Unabhängigkeit, größere Bildung und größerer Weitblick ermöglichten es ihm auch. Er muß, will er das bleiben, was er bisher war, auf dem betretenen Wege weitergehen. Allerdings gibt es leider noch Landadelige, die ihren hohen Beruf nicht erkannt haben. Mögen sie bedenken, welchen Schaden sie durch ihre schlimme reaktionäre Gesinnung sich selbst und ihren gesamten Berufsgenossen, vom größten bis zum kleinsten Landbesitzer, zufügen. Einem vernünftigen Vorwärtsstreben des Bauernstandes soll der Landadel unter allen Umständen seine Hülfe leihen, auch einer Förderung der ländlichen Dienstboten und der ländlichen Arbeiter, die doch auch zur Landbevölkerung gehören und in unserer Landwirtschaft eine ganz bedeutende Rolle spielen. Irgend eine Form der ländlichen Dienstbotenorganisationen im Süden wie im Norden muß gefunden werden, sie sind notwendig und dem Bauernstande nützlich, denn nur eine auf christlichen Grundsätzen aufgebaute Landarbeiterorganisation kann der sozialdemokratischen Bewegung auf dem Lande unter der Arbeiterschaft entgegenwirken, sicher nicht zum Nachteile des Großbesitzes, der ja die Landarbeiter am nötigsten hat. Das rücksichtslose Ankaufen von bäuerlichen Besitz durch den Landadel ist unter allen Umständen zu verurteilen. Ein derartiges Vorgehen schwächt unsern Bauernstand und erregt Erbitterung, gibt auch den Gegnern des Landadels eine sehr wirksame Waffe in die Hand.





Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie viel ist schon über die Stellung unseres Adels in unserem Staate und in unserer Politik geschrieben worden! Ganz besonders in der Presse der Linken und in den Volksversammlungen derselben. Die letzte Reichstagswahl stand unter dem Zeichen des Kampfes gegen den „Junker", desgleichen die nachfolgenden Wahlen zum Reichstag und zu allen deutschen Parlamenten. Der Adelige war und ist der Saatenzertreter, der Bauernschinder, der Ausplünderer und alte Erbfeind des Bauernstandes, der rohe, stolze Herrenmensch, der verächtlich auf das „Bürgerpack" und die Masse des Volkes herabsieht, der ein grimmiger Feind aller Volksrechte ist. Die Losung zog, das Ergebnis der Wahlen hat mit Ausnahme von Württemberg eine Schwächung der Rechtsparteien herbeigeführt, gegen die der Kampf eigentlich geführt wurde.

Nur die betörte Menge, die sich mit den blödesten Schlagworten abspeisen läßt, konnte dem Trug der Volkstribunen der Linksparteien glauben. Wer meint, der Adel sei der Schutz der Tyrannei im Staatsleben, irrt sich. Die Despoten aller Zeiten haben den bodenständigen Adel gehaßt und zu vernichten getrachtet. Durch Gewalt, oder wie Ludwig XIV. dadurch, daß sie ihn an den Hof zogen, außer Verkehr mit dem Volke brachten, ihn in den Schwelgereien des Hofes absichtlich verkommen ließen. Gewiß steht der Adel nicht auf der Seite des Volkes, das blindlings revolutionieren will, er steht vielmehr in der glücklichsten Weise zwischen Volk und Fürst, und das hat den Staaten bisher noch nie geschadet. Der politische Haß der Tyrannen, die ihn als Helfershelfer der Rebellion verdächtigen und verfolgen, und der Haß einer unvernünftig neuerungssüchtigen Masse beweisen am besten den großen Nutzen des Adels für ein geordnetes Staatswesen. Görres[1]) weist auf die zwiefache Natur des Adels hin, wovon die eine der Monarchie sich zuwendet, die andere dem Volke

---

1) Görres, Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Wilhelm Schellberg. Kempten 1911. Seite 671.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugekehrt ist. Stein, Hardenberg, Auerswald haben die Rechte des Volkes als Adelige aus altem Geschlecht in der mutigsten Weise vertreten. Wenn Stein auch harte Worte gegen den Adel fand, so sind diese angesichts seines überaus eifrigen Bestrebens für die Hebung des preußischen Volkes, der leider manche höfische Adelige Widerstand leisteten, zu verstehen. Es ist aber ungerecht, wenn man erregte Aussprüche Steins über den Adel als bei ihm allgemein feststehende Urteile ansieht. Stein hat den Adel sehr geschätzt, und seine größte Sorge galt der Erhaltung und Reformation desselben.

Politische Vorrechte genießt der Adel, abgesehen von dem ebenbürtigen, nicht. Allerdings kann man eine Bevorzugung darin erblicken, daß er verhältnismäßig stark in den ersten Kammern der Landesparlamente vertreten ist. Für Staat und Volk bedeutet diese Vertretung aber kaum einen Schaden.

Die Grundaristokratie, die sich größtenteils aus dem Adel zusammensetzt und in den ersten Kammern Sitz und Stimme hat, ist, wie Theodor v. d. Goltz mit Recht ausführt,[1]) „viel fester mit dem vaterländischen Boden, mit Land und Leuten verwachsen, als die Vertreter des Großkapitals und des Großhandels. Diese haben naturgemäß schon einen starken internationalen Zug und werden ihn mit Ausbreitung der Weltwirtschaft immer mehr bekommen. Zudem pflegen die großen Geschäfte, bei denen das mobile Kapital die Hauptrolle spielt, selten viele Generationen hindurch in derselben Familie zu bleiben; nach verhältnismäßig kurzer Zeit gehen sie entweder ganz ein oder in die Hände anderer Familien oder gar von Aktiengesellschaften über. Geld gibt Macht, auch politische Macht, besonders in Staaten, in denen Parlamente einen erheblichen Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung ausüben. Stets wirkt es unheilvoll, wenn die im materiellen Besitz liegende Macht ausschließlich oder doch weit überwiegend in den Händen des mobilen Kapitals ruht.

---

1) Vorlesungen über Agrarwesen u. Agrarpolitik. Jena, 1899. S. 117.



Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Es muß für ein gesundes Staatsleben als durchaus notwendig bezeichnet werden, daß als Gegengewicht eine Grundaristokratie vorhanden ist, der die nötigen materiellen Mittel zu Gebote stehen, um die Interessen des Grund und Bodens, der Landwirtschaft und der ländlichen Bevölkerung, anderen Interessen gegenüber, die ja an und für sich durchaus berechtigt sind, wirksam zu vertreten".

Übrigens ist der Adel nicht allein in den ersten Kammern, sondern auch in den zweiten vertreten und arbeitet hier mindestens so eifrig und pflichttreu für das Wohl des Volkes, nützt der Gesetzgebung mindestens so sehr, wie die Feinde des Adels auf der Linken. Ja, man kann wohl sagen, daß oft ein einziger Adeliger eine ganze Reihe der Dutzendmenschen der Sozialdemokratie und des Linksliberalismus aufwiegt, jener Volksvertreter, die im Sprechen alles, in ernster Arbeit nichts leisten. Ein ernsthaftes Studium der Arbeiten unserer Volksvertreter würde das landläufige Urteil zu Ungunsten des Adels ganz wesentlich verbessern und die Vertreter der Linken nach ihren Leistungen, nicht aber nach ihren Tiraden in den Volksversammlungen und in ihrer Presse, beurteilen.

Heinrich v. Treitschke hat es als „voraussetzungsloser" Historiker nicht unterlassen können, dem katholischen Adel im Süden und Westen unseres deutschen Vaterlandes eine zweifelhafte Stellung im nationalen Leben vorzuhalten. Daß dieser Adel in den teils früher, teils jetzt noch nichtpreußischen deutschen Ländern sich nicht ohne weiters für Preußen begeisterte, daran war zum Teil die Anhänglichkeit an ihre Landesherren und auch die fehlerhafte innere Politik Preußens schuld. Der ostpreußische Adel konnte freilich für Preußen schwärmen, das nicht nur blieb, was es war, sondern die Führung in Deutschland an sich nahm. Sind nicht auch viele evangelische hannoverische Adelige noch jetzt mit dem Gang der Dinge recht unzufrieden? Treitschke wollte lediglich den katholischen Adel verdächtigen, dessen Treue zum Deutschen Reiche aber weit erhaben über dieser Verdächtigung steht.

* * *


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vielfach, hie und da auch mit Recht, wird auf die Bevorzugung des Adels in den höheren Verwaltungsstellen hingewiesen. Im allgemeinen huldigt man aber dabei Übertreibungen. Die Ministerien in Preußen und den übrigen Einzelstaaten setzen sich doch nachweislich zum weitaus größten Teile aus Nichtadeligen zusammen und aus solchen, die nur den persönlichen Adel besitzen oder erst ganz kürzlich geadelt worden sind. In Preußen nimmt der Adel in der Verwaltung zahlenmäßig allerdings eine Stellung ein, die ihm, schematisch gerechnet, nicht zukommt. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß der preußische Adel sich schon seit längerer Zeit weit mehr der Verwaltungslaufbahn gewidmet hat, wie derjenige im übrigen Deutschland, der leider vielfach auf seinen Gütern kleben geblieben ist. Ferner muß doch anerkannt werden, daß der Adelige im allgemeinen ein ganz vorzügliches Verwaltungstalent hat, daß er auch nach oben Rückgrat hat, und daß er in der Regel frei ist von dem unseligen Strebertum, das man leider bei liberalen Bürgerlichen in der Verwaltung immer mehr beobachten muß. Daß in Preußen ein verhältnismäßig großer Teil der Landratsämter von Adeligen besetzt ist, hat seinen Grund in der schon angedeuteten Vorliebe des Adels für die Verwaltung und auch in seiner Befähigung. Für die ländlichen Kreise ist ein Landrat aus dem grundbesitzenden Adel, der die Landwirtschaft kennt und auch die Bedürfnisse der ländlichen Bevölkerung, zweifelsohne besser als ein Städter oder gar ein Großstädter, der in seinem Leben noch nichts von Landwirtschaft und von der Landbevölkerung gehört hat, selbst wenn er Grund und Boden im Kreise sein eigen nennen sollte. Was nun vollends die Politik dieser Bürgersöhne angeht, so wissen wir, daß sie durchschnittlich liberalen Ideen huldigen. Das sollten auch diejenigen Kreise des Zentrums wissen, denen die Beseitigung des Adels in den Landratsämtern ein über alles erstrebenswertes Ziel zu sein scheint. Im Staate, im Parlament und in unserer Politik wollen wir keine einseitige, unberechtigte Bevorzugung des Adels,


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber es ist gerecht und auch nützlich, wenn wir die Vorzüge des Adels anerkennen und sie zur Geltung kommen lassen. Frankreich hat zur Zeit keinen Adel, der im Staate und in der Politik irgend eine Rolle spielt, ist aber deshalb die französische innere und äußere Politik der unseren tatsächlich vorzuziehen, und ist ganz besonders die innere Verwaltung des französischen Staates in einem derartigen Zustande, daß ein vernünftiger Mensch die unsrige mit jener einzutauschen wünschte?

Albert Schäffle betont,[1]) daß ein im guten Sinne vollständig restituierter Adel uns nur willkommen sein kann.

„Oder sollen ihn die Armen und Niedrigen verwünschen, wenn er den allgemeinsten sozialen Beruf übt? Sollen ihn die Bauern hassen, wenn er ihnen den landwirtschaftlichen Fortschritt bringt? Oder die Industriellen, wenn er große Unternehmungen anregt und leitet? Oder die geistigen Berufsstände, wenn er die allgemeine Bildung vermittelt, die Künste und die Musen liebt, religiös und wissenschaftlich ist? Oder die Bureaukraten, wenn er auf alle Regierungsrechte verzichtet und dafür den Beamten die sozialen Aufgaben da abnimmt, wo sie diesen eine Last werden? Oder dürfen ihn die Freunde politischer Freiheit servil nennen, wenn er der einzige haltbare Damm gegen den Absolutismus ist? Oder sollen ihn die Fürsten verfolgen, wenn er kein Rivale der königlichen Autorität mehr ist, dagegen die Volksströmung in sicherem Bette erhält? Oder soll der Adel allen Ständen fremd erscheinen, wenn er die geistige und materielle Substanz Aller in sich trägt und mit allen verwandt ist? Widersinnig! Nur einen unterschobenen Adel wollen wir nicht, einen solchen, welcher nicht aus adeligem Holze gehauen ist. Gemachte Pairs, die sich wie Schuljungen hofmeistern lassen müssen, sind eben kein Adel; en effet, Messieurs, on ne fait pas une aristocratie, hat sich Odilon Barrot in einem klassisch gewordenen Satze auf der französischen Tribüne ausgedrückt."

1) Gesammelte Aufsätze. Bd. I. Tübingen 1885. Seite 103.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der deutsche Adel hat bis auf den heutigen Tag eine besondere Vorliebe für den Kriegsdienst, für das Heer bewahrt. Die meisten Vorfahren der adeligen Offiziere waren vor Jahrhunderten kriegerische Vasallen, die wegen ihrer hervorragenden Dienste in den Ritterstand erhoben worden sind. In den deutschen Heeren ist der Adel bis in die neueste Zeit hinein in hervorragendem Maße vertreten, besonders in Preußen, wo Friedrich II., der große König und Feldherr, die Adeligen deshalb ganz besonders geeignet für den Offizierstand hielt, weil sie „ein durchaus zuverlässiges Ehrgefühl hätten". Der preußische König hatte mit den adeligen Offizieren keineswegs schlechte Erfahrungen gemacht. Wenn in der langen Friedenszeit nach dem siebenjährigen Kriege der Adel auch im Offizierstande geistig und sittlich verdarb und an kriegerischer Tüchtigkeit nachließ, so war er eben wie alle andern Stände von den verderblichen Zeitströmungen erfaßt. Der preußische adelige Offizier unterlag schmählich bei Jena und Auerstädt, aber er war es auch, der in den deutschen Befreiungskriegen das Volk gegen den Korsen führte. Die Heldentaten des Adels in den Befreiungskriegen dürfen wir nie vergessen, es ist unrecht und zeugt von frivoler demokratischer Agitation, wenn man an den Niederlagen im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die vollständige Unfähigkeit des Adels für alle Zeit beweisen will. Nicht nur der Adel unterlag Napoleon, sondern das ganze Volk. In den folgenden Kriegen hat der deutsche Adel durchweg in glänzender Weise die besten Soldatentugenden gezeigt. Mars la Tour, St. Privat, Le Bourget, Sedan und die vielen andern ruhmreichen Schlachten im deutsch-französischen Kriege haben die Tapferkeit des deutschen adeligen Offiziers, ob er nun aus Nord oder Süd, aus Ost oder West stammte, in glänzender Weise gezeigt.

Die Angriffe der Linksparteien richteten sich bei den letzten innerpolitischen Kämpfen besonders gegen die Garde und die sogenannten adeligen Regimenter. Major Friedrich Koch-Breuberg hat kürzlich die Gedanken eines ehrlichen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soldaten über den Ansturm auf die Garde frei ausgesprochen.[1]) Er erklärte offen, daß er als Süddeutscher anfangs gegen die Garde gewesen sei, daß er sich aber bald tief vor dem alten preußischen System verneigt habe. In der Garde habe er vertreten gefunden: Religion, Königstreue, Hergebrachtes und Einfachheit, Tugenden, die heutzutage gerade in den Kreisen, die am Adel so viel Kritik üben, am allerwenigsten zu finden sind. Koch-Breuberg trifft wohl das Richtige, wenn er im Ansturm der Linken auf die Garde den Ansturm auf die Monarchie sieht, deren Symbol und Schutzwehr in den Augen der Radikalen die Garde darstellt.

Neben der Garde gibt es zahlreiche andere Regimenter, auch in anderen Bundesstaaten, in Bayern, Württemberg usw., deren Offizierskorps fast nur aus Adeligen besteht. Diese Regimenter sollen nach der Ansicht der demokratischen Reformatoren nichts taugen, sie müßten, so heißt es, mit bürgerlichem Blute durchsetzt werden, der Bürger sei die beste Stütze des Heeres und müsse also in allen Regimentern hervorragend vertreten sein. In der Tat gibt es Regimenter auch außerhalb der Garde, die fast nur Adelige und in der Regel aus denselben Familien haben. Daß dieser Umstand durchaus kein Schaden für unsere gesamte Heeresmacht ist, beweist die seitherige Erfahrung. Diese Regimenter sind Pflanzstätten gewesen für hervorragende Generäle, die der gesamten Armee zur Ehre gereicht sind. Ich erinnere nur an die Bredow, Goltz, Schulenburg, Alvensleben, Massow, deren Namen in der Heeresgeschichte mit Ehren genannt werden. Daß derartige Regimenter von den Söhnen des Adels, die eine vorzügliche Schule und Erziehung durchmachen wollen, besonders aufgesucht werden, ist verständlich, und ebenso verständlich ist es auch, daß diese Regimenter gerne adelige Jünglinge aufnehmen, deren Väter und Großväter schon im Regimente gedient und diesem zum Ruhme gereicht haben. Des weiteren ist zu beachten, daß die ade-

1) Der Sturm auf die Garde. Allgemeine Rundschau 1913, Nr. 29.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ligen Familien oft in der Nähe des Standortes dieser Regimenter wohnen und einen regen Verkehr mit ihren Söhnen haben, der meistenteils einer guten Überwachung und einem stetigen Ansporn zu soldatischem Pflichteifer und gesundem Vorwärtsstreben gleichkommt.

Ganz falsch ist die Behauptung, die von den Adeligen bevorzugten Regimenter seien die besten Garnisonen, die so dem bürgerlichen Offizier unzugänglich seien. Man kann diese Standorte — weil sich die Auseinandersetzungen gerade auf Norddeutschland beziehen, kann ich nur norddeutsche nennen — wahrhaftig nicht immer zu den besten rechnen. Pasewalk, Schwedt a. O., Parchim, Hofgeismar, Leobschütz, Ratibor, Kreuzburg, Militsch, Ostrowo sind gewiß keine Garnisonen, die besondere Annehmlichkeiten bieten. In ihnen dient der Adelige, wie schon betont, deshalb, weil die Garnisonen in der Nähe seines elterlichen Besitztumes liegen. Diese Lage ist für den minderbegüterten Offizier auch deshalb angenehm, weil er leichter und bequemer materiell unterstützt werden kann. Die Garnisonen im Westen haben deshalb nicht so viele Adelige, weil der Westen weit weniger Adelige zum Offizierskorps stellt. Übrigens ist mit Recht schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die westlichen Garnisonen wie Köln, Mainz, Straßburg, Krefeld und Saarbrücken den Offizieren, wenn sie das Leben im landläufigen Sinne genießen wollen, bedeutend mehr Gelegenheit dazu bieten, wie die genannten Kleingarnisonen in Mittel- und Ostdeutschland.

Die Tatsache, daß der Adelige, besonders der durchschnittliche grundbesitzende, der seine oft nicht sehr großen Ländereien selbst bewirtschaftet, bisher in der Regel ein vorzüglicher Offizier geworden ist, erklärt sich aus dem Milieu, in dem er aufgewachsen ist, aus der Erziehung, die er genossen hat. In der Adelsfamilie herrscht ein ausgeprägter Familienstolz, jeder sucht der Vorfahren würdig zu sein, den Glanz der Familie zu erhöhen. Dieser Sinn für die Familie ist vom segensreichsten Einfluß auf die Strebsamkeit, auf die



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwicklung des heranwachsenden Sohnes. Hierzu kommt die Erziehung. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, diese Erziehung in adeligen Familien zu beobachten, der kennt ihre große Einfachheit und Strenge. Man geht kaum fehl, wenn man behauptet, daß die Kinder auf dem adeligen Gutshofe bedeutend einfacher erzogen werden als diejenigen der sogenannten bessern Familien und sogar der mittleren Familien in der Stadt. Die Kost ist bei weitem nicht so üppig, dazu fehlen häufig die Mittel. Und selbst wenn die Mittel vorhanden wären, kann im Haushalte auf dem Gute nie das geboten werden, was in der Stadt leicht zu haben ist. Echt bäuerliche Kost ist auch jetzt noch in Adelsfamilien anzutreffen. Das erzieht genügsame, aber auch kräftige Söhne. Und die tausend Vergnügungen in der Stadt lernt der Sohn des Landedelmannes nicht kennen, gewiß nicht zu seinem körperlichen, geistigen und sittlichen Schaden. Wenn es wahr ist, daß unsere Bauernsöhne die besten Soldaten in jeder Hinsicht stellen, — und daß es wahr ist, kann kaum ernsthaft bestritten werden — dann ist es ebenso wahr, daß unser Adel ganz vorzügliche Offiziere ins Heer gibt. Ausnahmen kommen in jedem Stande vor, und es ist ungerecht, derartige Fälle verunglückter adeliger Offiziersexistenzen als typisch hinzustellen.

Mit Recht wird der immer mehr überhandnehmende Luxus in unserem Offizierkorps gegeißelt, mit großem Unrecht aber wird dem Adel die Schuld an diesem Luxus zugeschrieben. Wie ganz besonders im 18. Jahrhundert und auch schon früher der reiche Bürgerstand den Luxus in die Adelskreise getragen und diese angesteckt hat, so ist dies auch heute im Offizierkorps der Fall. Der reiche Sohn, der ein großes flüssiges oder leicht kapitalisierbares Vermögen besitzt, gibt als Offizier erfahrungsgemäß gerne sehr viel Geld aus, sucht zu protzen. Und der Vater, der sich vielleicht aus nichts heraufgearbeitet hat, ist stolz, sein Söhnchen durch flottes Geldausgeben eine, wie er meint, so große Rolle im Offizierskorps spielen zu sehen. Dadurch glaubt er sich selbst gehoben. So kommt es, daß mitunter gerade in bürgerlichen Offiziers-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

korps ein weit flotteres Geldausgeben und ein weit größerer Luxus herrscht wie in den adeligen, und es sind Fälle genug bekannt, wo Adelige wegen ihrer geringen Unterstützung aus dem elterlichen Hause aus derartigen Regimentern flüchteten in solche Offizierkorps, in denen fast nur Adelige dienen, weil dort weit bescheidenere Verhältnisse herrschten. Eine Statistik über den übrigens heute mehr und mehr schwindenden Luxus in den Offizierskorps unseres Heeres wäre überaus lehrreich, sie würde nicht zum Schaden der adeligen Offizierkorps ausfallen.

Eine ungerechte Bevorzugung der adeligen Offizierkorps im Avancement läßt sich im allgemeinen nicht nachweisen. Im deutschen Heere kann, das dürfen wir mit Stolz sagen, jeder tüchtige Offizier auf angemessene Beförderung rechnen, böse Vorkommnisse sind Ausnahmen, keine Einrichtung ist davor geschützt. Wenn in höheren Stellen mehr Adelige sind wie Bürgerliche, so hat das seinen Grund darin, daß wir dort den persönlichen Verdienstadel oder auch in ganz hohen Stellen wohl neuverliehenen Erbadel antreffen. Die Heere aller deutschen Bundesstaaten bieten Beispiele genug dafür, daß es auch dem bürgerlichen Offizier möglich ist, in die höchsten Stellen zu gelangen.

Immer wieder hören wir berechtigte Klagen über den Mangel an Offiziersersatz im aktiven Heere. Aus adeligen Kreisen melden sich verhältnismäßig bedeutend mehr Aspiranten wie aus bürgerlichen. Im Interesse unseres Heeres sollten wir uns doch wohl der Vorliebe des Adels für das Heer freuen. Sie stellen jährlich einen großen Prozentsatz an jungen Offizieren, auf die man mit Bestimmtheit rechnen kann. Das ist ein Verdienst des Adels um unser Heer und um unser Vaterland, das von jedem rechtlich denkenden Menschen anerkannt werden sollte.

Als vorzügliche Tugend des Adels wird mit Recht Anhänglichkeit an die christliche Religion und Verteidigung derselben gegen alle Angriffe gepriesen. Innerhalb der beiden christlichen Konfessionen unseres deutschen Vaterlandes hat


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich der Adel bis auf den heutigen Tag in hervorragendem Maße im Dienste und in dem Schutze jeder der beiden Kirchen bewährt. Gerade in unsern Tagen, wo der Ansturm auf das positive Christentum von allen Seiten und mit derartig zahlreichen und auch machtvollen Mitteln einsetzt, wie vielleicht noch nie in der Geschichte, und wo besonders die evangelische Kirche die schwersten Verluste erleidet durch Gleichgültigkeit und Austritt aus der Kirche, wo bis in die höchsten Stellen dieser Kirche hinein der Liberalismus jede ursprüngliche Glaubensidee zu vernichten am Werke ist, da ist es der evangelische Adel, der in geradezu bewundernswerter Weise an den Resten des Christentums, die Luther seinen Anhängern noch gelassen hat, festhält. Der Evangelische Bund, der seine Haupttätigkeit darin zu sehen scheint, Katholiken zum liberalen fadenscheinigen protestantischen Evangelium hinüberzuziehen und den Rest des Christentums im evangelischen Glauben zu ertöten, findet, das muß zur Ehre des protestantischen Adels zugestanden werden, in diesem seinen Hauptgegner. Nicht im protestantischen Adel überhaupt, sondern in erster Linie im protestantischen Landadel, der in der Kreuz-Zeitung und in der Deutschen Tageszeitung seine Hauptpreßorgane besitzt. Abgesehen von einigen hie und da z. B. in der Jesuitenfrage in der Kreuzzeitung vorgekommenen großen Einseitigkeiten und kleinen Gehässigkeiten stehen uns positiven Katholiken diese Tageszeitungen des protestantischen norddeutschen Landadels von der nicht katholischen Presse am nächsten. Wir anerkennen mit Genugtuung und Freude, daß sie mutvoll dem alles zersetzenden Unglauben entgegentreten, und wir sind in unserer Zeit, wo der konfessionelle Hader gerade von den liberalen und nichtchristlichen Volksgenossen durch ihre verbreitete und mächtige Presse so eifrig geschürt wird, dankbar, daß jene konservative Presse auch den Katholiken gerecht zu werden versucht und sich nicht an der frivolen Hetze gegen unsere Kirche beteiligt. Der protestantische deutsche Adel hat das doppelte Verdienst, sein positives Christentum zu erhalten und auch den konfessionellen

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frieden in anerkennenswerter Weise zu schützen. Daran ändern auch einige adelige führende Mitglieder des Evangelischen Bundes nichts.

Recht bedauerlich ist die Stellung des ostelbischen Adels in Paritätsfragen, wo er dem katholischen Volksteil durchaus nicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Würde dieser Adel in der Verwaltung und in allen Repräsentationsämtern den Katholiken den Anteil gewähren, der ihnen gebührt, dann würde seine Stellung auch in weiten katholischen Kreisen viel freundlicher gewürdigt werden.

Wenn wir am protestantischen Adel die Treue zu seinem Christentum, den freimütigen Kampf gegen die Zersetzung und allen Unglauben sowie auch das Streben nach Erhaltung des konfessionellen Friedens anerkennen, so können wir mit Recht alle diese Eigenschaften in noch höherem Grade an unserm katholischen Adel rühmen. Der katholische Adel hat durch die Säkularisation materiell sehr viel verloren insofern, als für seine nachgeborenen Söhne die sichern Pfründen wegfielen. Die Folge war allerdings, daß bei weitem nicht mehr so viele Adelige sich dem geistlichen Stande, sei es als Priester, Ordensmann oder Ordensfrau, widmeten. Doch hat der Ausfall weder dem Adel noch der katholischen Kirche geschadet. Jener betrachtete jetzt die Kirchenämter nicht mehr lediglich als Unterkunft und lernte so das geistliche Amt weit höher schätzen, und der geistliche Stand wurde frei von Elementen, die durchaus nicht immer der Würde des Amtes entsprachen. Der katholische Adel ist aber dem Dienste der katholischen Kirche nicht untreu geworden. Bis auf den heutigen Tag sendet er seine Söhne und Töchter in die Priesterseminarien und in die Klöster. Und sie alle sind würdige Glieder des geistlichen Standes. Jesuiten, Dominikaner, Benediktiner, Franziskaner und alle andern Orden und Genossenschaften unserer Kirche zählen seit der Säkularisation bis auf den heutigen Tag zahlreiche Angehörige der edlen katholischen Geschlechter in ihren Reihen.

Nicht nur im geistlichen Stande dient unser katholischer


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adel bis auf den heutigen Tag der Kirche, auch in der Welt dient er ihr in offenem Bekenntnisse seines angestammten Glaubens und in treuer Erfüllung der kirchlichen Pflichten. Ausnahmen gibt es auch hier wie überall, aber sie vermögen an der Tatsache der treuen innerlichen und äußerlichen Hingabe des katholischen Adels an unsere Kirche nichts zu ändern. Gerade im 19. Jahrhundert, als die Katholiken hart bedrängt wurden, stand unser Adel in der ersten Linie zur Verteidigung der Rechte der Kirche. Als um 1830 in Norddeutschland, besonders in den katholischen Provinzen Westfalen und Rheinland, die erst kurz an Preußen gekommen waren, von allen Seiten fanatische und von der protestantischen Regierung unterstützte Angriffe gegen die katholische Kirche unternommen wurden, da war es der katholische Adel, der für diese Kirche unerschrocken eintrat. In der westfälischen Hauptstadt Münster hielt die Fürstin Gallitzin die katholische Begeisterung hoch und Graf Leopold zu Stolberg zeigte sich als katholischer Edelmann, furchtlos und treu im besten Sinne des Wortes. Nicht allein die norddeutschen Katholiken litten damals sehr unter der Verfolgung seitens des Protestantismus und des Unglaubens, sondern auch die süddeutschen, und als sich die Katholiken zusammenschlossen und jährlich in großen Versammlungen zusammenkamen, um über das Wohl und Wehe der Kirche und ihre Verteidigung sich zu beraten, da waren es wieder katholische Adelige aus den besten Geschlechtern aller deutschen Gaue, die mithalfen, vielfach sogar an die Spitze traten. Auf allen Katholikenversammlungen hat dieser Adel eine hervorragende und ruhmvolle Stelle eingenommen. Aus den Rheinlanden waren es, um nur einige zu nennen, Freiherr Felix v. Loe und Graf Spee, aus Westfalen der heldenhafte Bischof Emanuel Freiherr v. Ketteler und sein Bruder Wilderich, Graf Galen, Freiherr v. Heeremann, Freiherr v. Schorlemer-Alst, Graf zu Droste-Vischering, aus Schlesien Freiherr v. Huene, Graf Friedrich zu Stolberg-Stolberg, die Grafen Praschma und Ballestrem, aus Bayern die Fürsten Karl und Alois zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Löwenstein, die Grafen Konrad Preysing, Ludwig Arco-Zinneberg, die Freiherrn v. Franckenstein, v. Moy, v. Wamboldt, v. Freyberg und v. Hertling, aus Württemberg die Grafen Rechberg-Rothenlöwen und Bissingen-Schramberg, aus Baden die Freiherrn v. Andlaw und v. Bodman. Wohl die Hälfte der Präsidenten der deutschen Katholikenversammlungen sind Mitglieder des katholischen Adels. Daß sie zur hohen Ehre des Präsidiums gelangten, ist ein Beweis, wie hoch das katholische Volk ihren Charakter und ihre Treue zur katholischen Kirche, ihren Mut und ihren Eifer für die katholische Sache schätzte. Wir sind unserm katholischen Adel dankbar für alles, was er für unsere Kirche in schweren Zeiten und bis auf den heutigen Tag getan hat, besonders dankbar gedenken wir jener Edelmänner, die in den bitteren Tagen des Kulturkampfes mit ihren bürgerlichen Glaubensgenossen in der vordersten Linie gestanden und die Interessen unserer Kirche verteidigt haben.

Wir dürfen die ruhmvollen Taten des katholischen Adels in der Verteidigung unserer Kirche niemals vergessen. Und wir freuen uns, daß die Jungen der Alten nicht unwürdig sind. Fürst Alois von Löwenstein, die Grafen Praschma, Ballestrem, Arco-Zinneberg und so viele andere sind ihrer Väter wert, und wenn auch dürre Reiser abgefallen sind, so treiben wieder andere und zeigen schöne Blüten und Früchte.

* * *

Unser deutscher Adel ist wertvoll für die Nation in ideeller und materieller Hinsicht. Wenn er in allen seinen Gliedern seine Stellung im Volke richtig auffaßt und würdig ausfüllt, so wird er auch in Zukunft die höhere Achtung und das dankbare Vertrauen nicht der Schlechtesten im Volke genießen. Ein Zusammenschluß der Adeligen in verschiedenen Genossenschaften zur Wahrung ihrer Interessen und zur weiteren Förderung des Adels ist unter allen Umständen zu begrüßen. Wenn der Adel seine Aufgaben im Volke, die heute noch bedeutungsvoll sind, richtig erfaßt,

Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dann wird er, innerlich besser und nach außen hin geachteter, weit höher dastehen als der Adel früherer Jahrhunderte. Die alten durch Gesetz geschützten Vorrechte des Adels sind gefallen und mit ihm auch der Adel im alten landläufigen Sinne. Aer wir wissen, daß unser jetziger Adel auf dem Wege des Hohen und Guten zum gesamten Volkswohl sein Bestes einsetzt.

---

## XLI.

## Georg von Ow.

(† 1526.)

Georg von Ow gehörte zur Linie Ow-Bodelshausen-Zimmern, einer im 16. Jahrhundert erloschenen Seitenlinie des jetzt noch blühenden Geschlechtes der Freiherrn von Ow. Die merkwürdige Unruhe und Verwilderung, welche das erste Viertel des 16. Jahrhunderts auszeichnet, spiegelt sich in diesem Georg wieder, und dürfte eine Schilderung seines Lebenslaufes, soweit dies auf Grund der spärlichen über ihn vorhandenen Nachrichten möglich ist, nicht ohne Interesse sein.

Wir begegnen ihm zum erstenmal am 27. Mai 1481 in einer vom Grafen Ulrich von Montfort ausgestellten Urkunde. Er war hiernach als Helfer eines gewissen Clas Wern in eine Fehde verwickelt, bei der das Kloster Weißenau geschädigt worden war. Am 23. April 1482 verpflichtete er sich Württemberg gegenüber auf sechs Jahre zu Kriegsdiensten mit zwei Pferden; etwaige Kriegszüge gegen Herzog Georg von Bayern waren aber hiebei ausdrücklich ausgenommen. In den folgenden Jahren finden wir ihn mehrfach als Bürgen und Gläubiger der Grafen von Zollern erwähnt. 1492 wurde er Rat und Hofmeister (Truchseß) Graf


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eberhards des Jüngeren von Württemberg und wohnte im nämlichen Jahre (vielleicht als Abgesandter) der Übertragung der Gebeine des hl. Bischofs Simpert in Augsburg an.[1]) Georg scheint sich mit seinem Herrn (dem Grafen Eberhard) nicht vertragen zu haben, da er 1495 um Erlassung des Hofmeisteramtes bat. Als dann Herzog Ulrich von Württemberg zur Regierung kam und mit dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz in Fehde geriet, sandte ihm auch unser Georg als Helfer des Herzogs einen Fehdebrief. Im Jahre 1504 treffen wir Georg in bayerischen Diensten, d. h. in Diensten des Hauses Bayern-München gegen das Haus Pfalz-Bayern im Landshuter Erbfolgekrieg. Im Mai dieses Jahres sandte Herzog Albrecht von Bayern—München unseren Georg mit Wilhelm Aheymer und 24 Pferden gegen die aufrührerischen Bürger von Wasserburg. Oefele[2]) schreibt hierüber, daß die Wasserburger anfangs der Sache des Herzogs Albrecht geneigt waren, dann aber durch den Pfleger Georg von Preysing, dessen Gemahlin Barbara von Venningen vom Rhein war und dem Hause Pfalz-Bayern anhing, zur Parteinahme für letzteres umgestimmt wurden, so daß die Stadt eine Botschaft der Gemahlin Rupprechts von der Pfalz wohlwollend aufnahm, den Abgesandten des Herzogs Albrecht dagegen: Georg von Ow und Wilhelm Aheymer den Eintritt in die Stadt verweigerte. Georg von Ow rächte dies damit, daß er außerhalb der Stadt weidendes, den Bürgern gehöriges Vieh wegtrieb. Als die Wasserburger sich hiewegen zu München in einem Briefe beschwerten, sandte Georg folgendes Schreiben nach Wasserburg:

„Mir ist anheut durch meines gnedigen herrn herzog Albrechten in Bayern Statthalter und räte ein schreiben von Euch, etlich genommen viehs halber, fürgehalten, darinne ir begeret, solches genommen vieh wieder zu geben; hab ich seines inhalts vernommen und, nachdem sich die Eueren bisher

---

1) Urk. des Bischofs Friedrich von Augsburg, Mon. boic. 23 S. 623.
2) Rer. boic. script. II 481.

wider Kaiserl. Majestät Urteil[1]) auch trotz des Ausschuss gemainer landschaft verschreibung und meines gnedigen herrn aufforderung ganz ungehorsam gehalten, durch das si (die Wasserburger) in Acht und Aberacht gefallen sein; und da ich in obgemelts fürsten dienst bin, bin ich nit unbillig bewegt, solich vieh anzunemen. Wo gleich des mehr oder ander genommen, wäre darumb nicht schuldig. Hab ich nicht wellen verhalten. Datum am Mittwoch von Corporis Christi anno quarto. Georg von Au zu Zimmern."

Am 15. Juni 1504 forderte Georg von Ow als Herzog Albrechts Hauptmann von Aibling aus die Rosenheimer zur Huldigung auf. Diese aber zögerten und sandten erst am 16. Juni, als die Feinde Westerndorf am Wasen (südlich von Rosenheim) angezündet hatten, eine Abordnung zu Georg mit der Bitte, Rosenheim zu besetzen. Georg rückte hierauf in Rosenheim ein und bezog das Schloß daselbst. Am 15. Juli zog der Feind vor dasselbe, worauf Georg um Hilfe nach München schrieb. Es rückte hierauf der Fürst von Anhalt mit Entsatzvölkern heran. Inzwischen war aber das Schloß hart beschossen worden, so daß dasselbe geräumt werden mußte. Georg machte sodann vom Markte aus einen Ausfall gegen den Feind über die Innbrücke, worauf sich derselbe zurückzog. Der wichtige Salzverkehr zwischen Salzburg und Rosenheim wurde dadurch wieder frei.[1]) Trotz des zu Landshut am 20. Juli plötzlich erfolgten Todes Rupprechts v. d. Pfalz tobte der Kampf fort.

Aus Dankbarkeit für die von unserem Georg im bayerischen Erbfolgekrieg geleisteten Dienste verlieh ihm Herzog Albrecht das angesehene Pflegamt Ingolstadt, welches er

---

1) Im April 1504 wurde Niederbayern den Herzögen Albrecht und Wolfgang von Bayern durch das Reichkammergericht zuerkannt und über Rupprecht v. d. Pfalz und seine Helfer die Acht ausgesprochen.

1) Verhandl. des histor. Ver. f. Niederb. 1847, 2. u. 3. Heft; siehe auch l. c. 26, 50.

Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

1506—1512 verwaltete.[1]) In den Annales Jngolstadenses von Mederer 1782 heißt es von ihm zum Jahre 1508, daß der „nobilis vir Georgius de Aw, praefectus in Jngolst.“ Jagdstreitigkeiten zwischen Eichstätt und Bayern entschieden habe. Sein Name steht unter den Zeugen des Verzichtsbriefes der Sabina von Bayern, welche 1511 den Herzog Ulrich von Württemberg heiratete. Noch 1512 trat Georg wieder in württembergische Dienste und schloß sich bis zu seinem Lebensende enge an Herzog Ulrich an. Zunächst treffen wir ihn als Obervogt zu Kirchheim. Am 31. März 1519 sagte er mit Herzog Ulrich dem schwäbischen Bunde ab.

Als im folgenden Monat das Bundesheer vor Kirchheim, wo Georg v. Ow Obervogt war, lagerte, öffnete dasselbe nicht seine Tore, mußte sich jedoch später, als Stuttgart gefallen war, ergeben. Georg scheint sich hierauf sofort zu Herzog Ulrich begeben zu haben. Dieser konnte sich, als seine Schweizer Truppen von ihrer Obrigkeit abberufen wurden, nicht mehr halten, Tübingen kapitulierte und Ulrich mußte sein Land verlassen. Er zog sich mit Georg v. Ow und wenigen anderen Getreuen nach seinen auswärtigen Besitzungen Hohentwiel und Mömpelgard (Montbéliard in Frankreich nahe der Schweizer Grenze) zurück. Von 1519 an bis zu seinem Tode 1526 war Georg von Ow Landvogt von Mömpelgard.[2]) Am Versuche Ulrichs, i. J. 1525 sein Land wieder zu erobern, wird Georg wohl teilgenommen haben. Vom 13. auf 14. März 1525 übernachtete der Herzog auf der Flucht von Stuttgart nach dem Hohentwiel in dem damals Owischen Flecken Börstingen. Am 16. März entließ er in Rottweil sein Hofgesinde unter Georg von Ow nach Mömpelgard mit den Worten: „Ich kann weder Euch noch mir helfen.“ Georg v. Ow starb bald darauf (1526) und wurde

1) Verhandl. des histor. Ver. f. Niederb. 26, 71. Mon. boica 16, 532; 17, 452.

2) In den Mömpelgarder Akten treffen wir wiederholt seinen Namen. Schneider, Württemberg. Vierteljahrsschr. 1886. S. 34, 38.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu Wendlingen, Oberamt Eßlingen, wo er bei dem Herrn von Werdnau ein Asyl gefunden zu haben scheint, begraben. Anläßlich der Legung eines neuen Fußbodens in dem Schiff der Kirche zu Wendlingen fand im Jahre 1897 Freiherr Hans Otto von Ow-Wachendorf rechts vorn im Schiff unter dem weggenommenen Gestühl den Grabstein des 1526 hier bestatteten: „edel und vest Jerg von Ow von Zymmern." Unter dem Grabstein in einer Tiefe von $2^1/_2$ m lag ohne die Spur eines Sarges auf einem Kalkgußbelag das große gut erhaltene Skelett des Jerg von Ow mit schön geformtem Schädel. Hans Otto v. Ow ließ die Inschrift auffrischen und den Grabstein im Chor der Kirche vorn rechts aufstellen. Das Wappen Jerg's befindet sich auf dem Steine rechts vom Beschauer und das seiner Gattin links (entgegen den heraldischen Regeln).

Georg war vermählt mit Magdalena von Neuneck, Witwe des Philipp Megentzer von Felldorf. Er hinterließ nur zwei außereheliche Söhne, die aber den Namen „von Ow" führten; einer derselben,[1]) der wie sein Vater, Georg, hieß, spielte als Statthalter von Württemberg eine nicht unbedeutende Rolle.

Württemberg stand 1519—1534 unter der Regierung des römischen Königs Ferdinand. Als aber im Frühjahr 1534 der Landgraf von Hessen, Ulrichs Bundesgenosse, mit einem starken Heere in Württemberg einrückte und die vom Pfalzgrafen Friedrich befehligten Truppen Ferdinands vollständig besiegte, huldigte die Bürgerschaft von Stuttgart sogleich dem Herzoge Ulrich, am 19. Mai 1534 übergab der von der österreichischen Regentschaft eingesetzte Obervogt von Tübingen: Hans Erhard von Ow diese Veste.[2]) Ferdinand

1) Der andere hieß Hans, wurde Doktor der Theologie, Propst der Hauptkirche zu Baden-Baden und stand bei dem Markgrafen Christoph von Baden sehr in Gnaden. Er starb schon 1527.

2) Hans Erhard von Ow gehörte zur Linie Wachendorf und blieb kaiserlich und katholisch gesinnt. Er war 1521—1534 Obervogt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war in Ungarn gegen die Türken beschäftigt und mußte auf Württemberg Verzicht leisten.

Georg von Ow, außerehelicher Sohn des 1526 verstorbenen Georg v. Ow, trat sofort nach dem Tode seines Vaters ganz an dessen Stelle; er war 1526—1531 Statthalter und Landvogt von Mömpelgard. Schon als Untervogt in Kirchheim 1519—1526 trat er als ein eifriger Neugläubiger auf, kümmerte sich nicht um die Befehle der interimistischen österreichischen Regierung, sondern fuhr fort, die Reformation in Kirchheim durchzuführen und die verfolgten Lutheraner zu beschützen. Herzog Ulrich ernannte Georg v. Ow 1534 zum Statthalter von Württemberg. Er war von da an die Seele der Regierung und äußerst eifrig in Einführung der neuen Lehre und Unterdrückung der Katholiken. Er starb 1557, in seinen letzten Jahren wegen Altersschwäche des Dienstes entlassen. So glänzend anscheinend sein äußerer Lebenslauf war, so traurig waren die Familienverhältnisse. Sie sind ausgefüllt durch Streitigkeiten mit Schwager und Schwiegersöhnen, und zuletzt erschoß ihm sein einziger Sohn erster Ehe die zweite Hausfrau angeblich aus Rache dafür, daß sie ihren altersschwachen Mann wiederholt als einen „Unehelichen" gescholten hatte. Der Mörder ging flüchtig und blieb von da an verschollen.

So endete unrühmlich die Linie Ow-Bodelshausen-Zimmern, die in früherer Zeit eine große Anzahl tüchtiger Männer geistlichen und weltlichen Standes hervorgebracht hatte — ja, die sogar einen im Rufe der Heiligkeit im 14. Jahrhundert verstorbenen Karmeliterpater (den sel. Nikolaus v. Ow) zu Rottenburg zu den ihrigen zählt.

---

zu Tübingen und beherbergte mehrmals König Ferdinand, den Regenten Württembergs, bei sich auf dem Schlosse. Er übergab die Veste, nachdem der vor Tübingen lagernde Herzog Ulrich zehn Ladungen schweren Geschützes ins Schloß hinauf gesandt hatte.

Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XLII.

## „Polnisch-katholisch" und „deutsch-katholisch".

### Einblicke und Ausblicke.

Das Verhältnis zwischen deutschen und polnischen Katholiken verschlechtert sich sowohl in der sogen. „Ostmark", als in Berlin, in Sachsen und im Westen zusehends. — Da ist es an der Zeit, eine Gewissenserforschung über die Ursachen dieser betrübenden Erscheinung anzustellen. Oder ist es nicht bedauerlich, daß Katholiken einander nicht verstehen, daß die Entfremdung zwischen ihnen ständig wächst? Muß es da nicht am tiefgegründeten Glauben, an der Liebe, an gegenseitiger Rücksichtnahme mangeln? Pius X. hat einmal gesagt, die Katholiken der verschiedenen Länder möchten einander näher treten, sich besser verstehen lernen. In der Tat, ein solches Nebeneinander- und Zusammenwirken wäre wahrhaft katholisch. Wir finden es in den Eucharistischen und Marianischen Weltkongressen auch verwirklicht. Darüber hinaus aber liegt die Sache sehr im Argen, so z. B. wenn wie in Österreich und in Deutschland die sprachverschiedenen Katholiken desselben Staatswesens, die mehr oder weniger denselben Zurücksetzungen und Gefahren ausgesetzt sind, einander feindselig bekämpfen und so die Stoßkraft der katholischen Bewegung unterbinden.

Neulich veröffentlichte die „Germania" (Nr. 360) unter der Überschrift „Polnisch-Katholisch" einen ihr aus dem westfälischen Kohlenrevier zugegangenen Artikel.

Nur ein verhältnismäßig enger Kreis wäre, so heißt es da, in der Lage, das Treiben der im Westen am meisten verbreiteten polnischen Blätter „Wiarus Polski" in Bochum, „Narodowice" in Herne und „Gazeta Grudziondzka" („Graudenzer Zeitung") zu verfolgen. Es wird besonders auf das Verhalten des Wiarus Polski aufmerksam gemacht, der sich in Beteuerungen seines Katholizismus nicht genug tun


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

könne und seine Unterstützung geradezu als ein Werk der Barmherzigkeit hinstelle. Des Wiarus Katholizismus ginge so weit, daß er selbst deutschen Bischöfen Pflichtvergessenheit in der Polenpastoration vorwerfe und die direkte Inanspruchnahme Roms anempfehle.

Dann wird auf die planmäßige Bekämpfung deutscher Priester, in erster Linie solcher, die das Polnische erlernt haben, hingewiesen und eine besonders krasse Äußerung festgelegt. Auch der Inseratenteil veröffentliche verdächtige Anzeigen. —

Wir haben es hier mit einem Übel zu tun, das keineswegs vereinzelt dasteht und tief eingewurzelt ist.

Ohne viel Umschweife sei die Frage gleich an der Wurzel gefaßt: Die schroffe Bekämpfung der deutschen Katholiken, der deutschen Priester seitens eines großen Teiles der polnischen Zeitungen und polnischen Wortführer beruht vor allem auf dem Zurückweichen des lebendigen katholischen Glaubens, auf der Außerachtung katholischer Grundsätze in der Politik sowie auf der Radikalisierung des öffentlichen Lebens. Man schätzt den Besitz des katholischen Glaubens als des höchsten Schatzes nicht genügend ein, ist wohl überhaupt nicht mehr praktizierender Katholik oder wenn ja, dann weniger aus Überzeugung als aus nationaler Überlieferung und Gewohnheit. Die Hauptursache der Mißhelligkeiten liegt eben in der Verdrängung des katholischen Standpunkts durch den dehnbaren nationalen, bezw. nationalistischen. Das preußische Verfolgungssystem und die Veranlagung des Volkscharakters zum Extremen begünstigen diese Erscheinung außerordentlich. Dazu kommt dann noch eine falsche Demokratie, welche das Volk umschmeichelt zu Parteizwecken und zur Gewinnung von Abonnenten, Mitgliedern nationaler Vereine u. s. w.

In Galizien droht keine Germanisierung und doch ist das Parteileben auch dort, wo die scharfen Gegensätze zwischen Polen und Ruthenen nicht aufeinander stoßen, gänzlich verfahren und radikalisiert, so daß die römisch-katholischen Bischöfe vor den letzten Landtagswahlen einen gemeinsamen,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Ursachen auf den Grund gehenden Hirtenbrief erließen, in dem folgende Stellen vorkamen:

„Leider seid ihr von seiten der bösen Agitation der ernsten Gefahr ausgesetzt, daß eure Rechtsbegriffe verwirrt und eure Herzen verführt werden. . . .

Wer auch immer heute in der politischen Agitation, in schlechten für das Volk bestimmten Blättchen, in Arbeiterkreisen Umschau hält, der sieht sofort, daß die radikalen Agitatoren heute an euch, Geliebteste, mit ihren Versuchungen heranschleichen. Sie versprechen euch dasselbe, was die Schlange im Paradiese versprochen hat. Sie reden euch ebenso ein, daß ihr selbst darüber entscheiden werdet, was gut und was böse ist, was Gesetz sein soll und was nicht. Oder verkünden und schreiben sie nicht beständig von den Rechten des Volkes und der Arbeiterklassen in der Weise, als ob nicht Gott der höchste Gesetzgeber wäre, sondern das Volk, und als ob die Allmacht Gottes auf der Erde beseitigt wäre, da nach ihren Ausführungen nur eine Gewalt und Macht, nämlich die Alleinherrschaft des Volkes bestehe. . . .

Um euere christlichen Gewissen einzuschläfern, haben die Agitatoren sich den Grundsatz ausgedacht, daß in der Politik das Gesetz Gottes nicht verpflichte und daß man im öffentlichen Leben auf das Gewissen nicht Rücksicht zu nehmen brauche. Was anderes, so sagen sie, ist das Privatleben und was anderes das öffentliche Leben. Im Privatleben muß man gut und ehrlich sein, in der Politik hingegen nicht. Deshalb messen sie mit einem anderen Maße die Politik und mit einem anderem Maße den Menschen im Privatleben. Wenn dir aber das göttliche Gesetz sagt: du sollst nicht stehlen, dann sprechen dich die Versucher in der Politik von diesem Gebote frei und lehren dich, daß der Schacher da erlaubt sei, ja daß man mit den heiligsten Interessen des Landes Handel treiben dürfe. . . .

Wir müssen auch noch die durch Volksblätter und verschiedene Führer gegen die Geistlichkeit stark betriebene Agitation hervorheben.

Eine derartige Agitation liegt im Interesse jener Führer,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die schlechte politische Grundsätze vertreten, da sie niemanden haben wollen, der ihnen bei der bösen Absicht hinderlich ist und ihnen in den Weg kommt. Und der Priester als Hüter des Gewissens muß das Böse ahnden, wo immer er es sieht, und schon aus Beruf vor dem bösen Einfluß, den sie verbreiten, warnen. Dann kommt es ihnen auch darauf an, daß sie von dem Volke als dessen alleinige Freunde, Führer, Leiter und Schützer angesehen werden. Darum kommt ihnen der vorteilhafte positive Einfluß des Priesters manchmal nicht gelegen. Sie bemühen sich daher auf jede Weise, durch ihre Zeitungen und Agitatoren den Einfluß der Geistlichkeit zu untergraben. . . ."

Der herrliche Hirtenbrief, den jeder Redakteur und jeder Politiker von Zeit zu Zeit durchlesen sollte, erinnert zum Schluß an die Tatsache, daß die Menschheit sich überall in zwei Heerlager trennt. Die einen schaaren sich um das siegreiche Banner des Kreuzes, die andern bekämpfen das Zeichen der Erlösung. Es läge an den Wählern, durch die Tat an der Wahlurne sich offen für Christus und das Kreuz zu erklären . . .

Dieser im Mai herausgegebene Hirtenbrief wird von dem gutgesinnten Teile der polnischen Presse als epochemachend bezeichnet. Leider hat er in Preußen nicht die gebührende Beachtung gefunden. Wohl sind hier die Verhältnisse andere. Immerhin gibt es des Gemeinsamen genug, denn die Kirchenfeinde und liberalen Katholiken bedienen sich überall mehr oder weniger derselben Waffen. In Galizien fordern sie offen, daß der Geistliche sich nicht in die Politik hineinmischen solle. Sie verspotten die eifrigen Katholiken als „Klerikale" und setzen den Klerus in der öffentlichen Meinung durch erfundene oder vergrößerte Skandalgeschichten herab.

In Preußen bekämpft man die Geistlichen als die gefährlichsten Germanisatoren. Oft mag diesem Vorwurf allein der Umstand zugrunde liegen, daß der Pfarrer als geborner Deutscher oder mit Rücksicht auf seine gemischtsprachigen Pfarrkinder der politischen Bewegung fernbleibt.

Jedenfalls trägt die kolossale Überschätznng der Nationalität — zum guten Teil eine Folge der Ausrottungs-


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politik — dazu bei, daß oft sehr geringfügige Vorkommnisse auf diesem Gebiete in Leitartikeln behandelt werden, während für kirchliche und religiöse Fragen kaum ein Plätzchen übrig bleibt. Man könnte bei der Lektüre mancher polnischen Zeitungen fast auf den Gedanken kommen, es gebe auf der Welt nur zwei Hauptsünden: die Germanisierung und den Verkauf von Grund und Boden an einen Deutschen

Das Zentrum wurde schon damals auf das Leidenschaftlichste bekämpft, als dazu noch kaum eine Ursache vorhanden war. Die deutschen Katholiken wurden gern als „dajczkatolici" verächtlich gemacht, obwohl sie so ziemlich als die einzigen Deutschen für die Polen Wohlwollen an den Tag legten. Schließlich muß der einfache Mann ja auf den Gedanken kommen, daß der anfänglich wohl nur der Kürze wegen zusammengezogene Ausdruck „polsko-katolicki" — polnisch-katholisch — eine besondere Religion, zum mindesten einen besonderen Ritus darstelle. In Nordamerika freilich bezeichnet man durch „polnisch-katholisch" die von Rom abgefallenen polnischen Schismatiker, ähnlich wie man in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die deutschen Schismatiker, d. h. die Anhänger Ronges, „deutsch-katholisch" nannte.

Der polnische Bischof Niedzialkowski schrieb vor einigen Jahren in der „Mysl katolicka" zu Czenstochau, daß der Nationalismus eine Rückkehr zum altheidnischen Egoismus bezeichne, der alle Angehörigen fremder Völker als Barbaren betrachtete und behandelte.

In der Tat sucht man in den Reihen der modernen Nationalisten vergebens die Tugend der Liebe, der gegenseitigen Achtung, der Gerechtigkeit. Alles beruht auf krasser Selbstsucht und Neid gegen den kulturell und materiell höherstehenden „Fremden", ohne daß man sich über die geschichtliche Entwicklung der Dinge sonderlich den Kopf zerbräche.

Es gibt kein anderes Mittel, den leidigen Nationalitätenhader zu mildern — natürlich abgesehen von der Außerkurssetzung der Verfolgungs- und Ausbreitungspolitik euro-

Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

päischer Regierungen — als die Erneuerung des privaten wie öffentlichen Lebens durch die Verlebendigung christlich-katholischer Grundsätze.

In Preußen steht dem friedlichen Zusammenleben vor allem die verkehrte Unterrichtsmethode, welche schon kleinen Kindern den Katechismus in einer aufgedrungenen Sprache beibringt, hindernd im Wege. Der Geistliche wird von der Schule planmäßig ferngehalten, es entsteht eine betrübende Entfremdung zwischen Haus, Schule und Kirche. Der als Opfer des herrschenden verkehrten Schulsystems mißbrauchte Lehrer gilt als der geschworene Feind des Polnischen. Und wie soll man sich über den schlechten Geist unter einem großen Teil der Gymnasiasten und Akademiker wundern, wenn man sieht, wie dieselben fast schutzlos den größten Gefahren ausgesetzt sind?

Doch betrachten wir auch einmal die Rückseite der Medaille.

## II.

Vor einiger Zeit las man in einem westdeutschen Sonntagsblatt die rührende Schilderung einer von Dominikanern für die deutschen Katholiken in Bromberg abgehaltenen Mission. Der Eifer der Gläubigen, welche schaarenweise zu den Predigten eilten und die vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht hinein die Beichtstühle umlagerten, wirkte ergreifend, doppelt ergreifend in dem überwiegend protestantischen und dem Unglauben verfallenen „modernen" Bromberg.

Merkwürdigerweise sprach die betreffende Korrespondenz nur von „deutschkatholisch" und „Deutschkatholiken". Nicht zum ersten Male stoßt man auch in katholischen Zeitungen auf diese Bezeichnung. Es scheint, als ob namentlich in den Kreisen der ostmärkischen „Vereine deutscher Katholiken", die größtenteils aus Lehrern und andern Beamten bestehen, die Bezeichnung „Deutschkatholik" und „deutschkatholisch" gang und gäbe wäre. Man könnte den Eindruck gewinnen, als ob auch auf deutscher Seite durch diese Bezeichnung etwas


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Art eines besonderen Bekenntnisses, eines besonderen Ritus ausgedrückt werden soll.

Die starke Ausprägung und Betonung des polnischen Nationalitätsprinzips mußte auch auf deutscher Seite, so z. B. in Oberschlesien, eine Reaktion hervorrufen. Die Kosten der beiderseitigen Entfremdung trägt die Kirche. Die Gefahr, welche in dieser betrübenden Erscheinung liegt, dürfte jedoch für die deutschen Katholiken größer sein, schon weil die Mehrzahl der Nation, dann der größere Teil unserer Literatur und die öffentliche Meinung protestantisch sind, oder doch einen protestantischen Einschlag haben.

Die Polen dagegen, wenn ihre Intelligenz gegenwärtig auch mehr von krankhaften modernen Ideen ergriffen scheint als die ihrer deutschen Glaubensgenossen, können sich nur schwer der katholischen Überlieferung ihres Volkes entziehen. Gefährliche Strömungen haben zeitweilig unter den Polen die ärgsten Verwüstungen angerichtet, doch sie haben immer wieder den Anschluß an die Kirche gefunden. Ähnlich den Romanen sind die Slaven im Guten wie im Bösen nicht so ausdauernd wie die spekulativen Deutschen.

Es steht sehr zu befürchten, daß die den Ostmarken- und ähnlichen Vereinen angeschlossenen katholischen Deutschen allmählich den politischen, ethischen und religiösen Anschauungen der Alldeutschen nahegebracht werden. Die Vereine der deutschen Katholiken, denen das Zentrum bis vor kurzem noch immer nicht patriotisch genug war, unterstehen mehr oder weniger dem Einfluß der weltlichen Behörden. Sie haben kein rechtes Verständnis für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche. Die ganze Erbitterung, mit der der Kulturkampf geführt wurde, bezweckte eben, die katholische Kirche ihrer Freiheit zu berauben und sie dem Staate auch in geistlichen Angelegenheiten dienstbar zu machen. Wenn man heute die Strömungen im Osten und Westen verfolgt, dann kann man sich dem Eindrucke nicht entziehen, als ob auch katholische Kreise aus lauter nationalem Sinn und Patriotismus dem Staate das freiwillig einzu-

Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

räumen gewillt seien, was dieser im Kulturkampfe durch die schärfsten Maßregeln und Gesetze nicht erreichen konnte. Die Lehren des Kulturkampfes sind dem jungen Geschlechte eben ein unbekanntes Gebiet.

Wer wollte es leugnen, daß der hakatistische Geist auch in katholische Gebiete eindringt, ja daß er selbst einzelne Geistliche beherrscht, die in diesem Sinne für nichtkatholische Zeitungen schreiben und bei den Wahlen den protestantischen Deutschen dem katholischen Polen unter der Begründung vorziehen, sie hätten nicht dem Protestanten sondern dem Deutschen die Stimme gegeben. Es ist ein schlechter Trost sich damit zu entschuldigen, daß die katholischen Polen es ebenso machen, bezw. machen würden.

Verschiedentlich haben polnische Zeitungen bestimmt behauptet — und es wurden auch vereinzelt Belege darüber erbracht —, daß katholische Hörer der Theologie Subventionen vom Ostmarkenverein bezw. aus staatlichen Ostmarkenfonds erhielten, damit sie einst das Deutschtum förderten. Wir geben diese Nachricht mit allem Vorbehalt wieder, können uns dabei aber nicht der Ansicht verschließen, daß manche Geistliche sich mehr als Staatsbeamte denn als Diener der Kirche zu fühlen scheinen. Der Staat mischt sich namentlich in der Ostmark in die internsten Angelegenheiten ein. Wie er bestrebt ist, im Gegensatz zur Verfassung die Schule zu einer reinen Veranstaltung des Staates zu machen, so ist er auch fortgesetzt bestrebt, die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche zu unterbinden. Eine Kirche im Osten, zu der mehrere Tausend Seelen gehören, soll zur Pfarrkirche erhoben werden, doch da stellt der Staat, der keinen Pfennig zum Bau bewilligt hat, die Bedingung, daß in der Kirche nicht polnisch gepredigt werden dürfe. Ob die betreffende Gemeinde polnische Pfarrkinder in bedeutenderer Anzahl zählt oder einst zählen könnte, das ist ihm hierbei ganz gleichgültig.

Vor den letzten preußischen Landtagswahlen veröffentlichte Dr. Julius Bachem im „Tag" (Nr. 211, 1912) einen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Artikel, worin er eine Trennung des Zentrums von den Polen als durch deren Radikalismus begründet darlegt. Der Radikalismus der Polen datiert aber nicht von heute und gestern. Zudem fragt es sich, wer z. B. in Oberschlesien das kleinere Übel ist, die radikalen Polenpolitiker oder der Logenliberalismus. Ein korrekter, polnischer Priester ist vom katholischen Standpunkt unbedingt einem abhängigen, protestantischen Landrat vorzuziehen. Da bei den letzten Landtagswahlen ganz allgemein mit den Polen gebrochen wurde, so bedeutet diese Schwenkung in der Tat einen neuen Kurs, der zur Entfremdung der deutschen, wie polnischen Katholiken wesentlich beitragen muß. Das hohe Lob der Hakatisten sollte stutzig machen. Jedenfalls besteht die Gefahr, daß eine solche Politik der Wähler allmählich ganz ins liberale, bezw. nationalistische, alldeutsche Lager hinüberführen könnte.

Den Polen wirft man mit Recht vor, sie stellten vielfach oder meist den nationalen Standpunkt über den katholischen. Die Polen pflegen darauf zu antworten, daß bei ihnen Nation und katholische Religion identische Begriffe seien. Die Polen überschätzen also die Nationalität auf Kosten der ungleich kostbareren Güter. Ihre Zeitungen haben wenig Platz für katholische, besonders für allgemeine katholische Angelegenheiten wie z. B. die Missionen. Dadurch wird das Volk wohl mit farblosem Wissen, Politik und Sensation vollgepropft, es muß dabei aber auch allmählich für die katholischen Interessen erkalten.

Eine ganz ähnliche Entwicklung kann der sorgsame Beobachter neuerdings zum Teil bei der Presse der deutschen Katholiken verfolgen. Man beginnt zwischen der politischen Parteipresse und der katholischen Presse — zu welch letzterer man wohl nur noch die Sonntagsblätter, Missionszeitschriften usw. rechnen möchte — zu unterscheiden.

Die Verteidung der Kirche, ihrer Einrichtungen und Diener ist in einzelnen katholischen Zeitungen und Zeitschriften in den Hintergrund getreten: Nationales, Politik,


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diplomatie, Opportunismus behaupten das Feld. Die Parteipolitik unterdrückt alles ihr Unbequeme, und wenn es noch so berechtigt und wahr ist.

Im August 1911 fand zu Przemysl in Galizien ein Marianischer Landeskongreß statt, der aber eigentlich ein polnischer Katholikentag war. Die überaus treffliche Schlußrede hielt Bischof Walenga von Tarnow.

Die Absicht des Redners lag in der Weckung der katholischen Gewissen, in der Forderung, die katholischen Grundsätze folgerichtig auf das öffentliche Leben zu übertragen. Die heutige Politik beruhe nicht auf Grundsätzen, sondern lasse sich vom augenblicklichen Opportunismus leiten. Es entständen sonderbare Kompromisse, zuerst mit den Parteien, dann mit dem eigenen Gewissen.

„Der Berufspolitiker, so fährt Bischof Walenga fort, wird mich gewiß fragen wollen, wie weit ich dann mit meinen Grundsätzen zu gelangen hoffe? Ich erwidere ihm kurz: Indem ich die Grundsätze Christi festhalte, habe ich die Hoffnung, sehr weit zu gelangen, gewiß weiter als ins Parlament, bis zum — Himmel! — Und das soll doch das letzte Ziel aller unserer Wünsche und Bestrebungen sein!"

Der Hochw. Redner widerlegt dann den Einwand, daß die scharfe Betonung der Lehren Christi eine Spaltung der polnischen Gesellschaft hervorrufen müßte, und er erwidert darauf, daß eine vorübergehende Katastrophe, welche die Luft reinige, einer allmählichen Massenvergiftung des Volkes vorzuziehen sei. Die Spaltung beginne übrigens bereits sich abzugrenzen, und es wäre besser, sie vollzöge sich zeitiger, ehe noch ganze Massen der Vergleichgültigung anheimfielen, während jetzt die Mehrheit der Nation noch im katholischen Lager stände.

Der Maßstab und der Prüfstein des katholischen Bewußtseins sei das Verhältnis zur katholischen Kirche, gemessen am Katechismus. Außer der Kirche gebe es keinen Mittler zwischen Gott und uns, keinen Zutritt zu Gott. Die Kirche nimmt auf Erden Christi Stelle ein, und an die müßten wir uns wie zu Christus selbst mit Vertrauen, Gehorsam und Liebe wenden.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Und trotz alledem, fährt der Hochw. Redner wörtlich fort, trifft man unter uns Personen, die auf ihre Art Gott dienen wollen, die da, wie sie sagen, ihre eigenen Wege gehen und sich darob rühmen, daß sie ihre Angelegenheiten unmittelbar mit Gott allein erledigen. Sie nennen sich zwar katholisch, behelfen sich aber ohne die offizielle Kirche.

Beständig spukt unter uns noch ein Typus, der unsere alleinige Spezialität ist, der Typus eines Katholiken, der sich selbst im Gegensatz zum „römischen" Katholiken, als „einheimischen", „polnischen" Katholiken bezeichnet — oder mit anderen Worten ein Katholik, der voller Vorurteile ist gegen Rom und den Papst, der gerne wiederholt: „erst bin ich Pole, darnach Katholik" — worüber sich der hl. Vater selbst in unserer diesjährigen Unterredung vor mir beklagte."[1])

Ob es heute nicht auch manche unter den deutschen Katholiken gibt, deren höchstes Ideal die Anerkennung als moderne Menschen und vollwertige Nationale sowie der unbeschränkte Zutritt zur Staatskrippe ist, die auf dem besten Wege sind, zu diesem „polnisch-katholischen" Typus das „deutsch-katholische" Gegenstück abzugeben? Unsere deutsche Presse gefällt sich heute immer häufiger in der Förderung „moderner", „parteipolitischer" und „nationaler" Bestrebungen. Ich kenne eine von katholischer Seite herausgegebene illustrierte Zeitungsbeilage, die, obwohl vor allem für zehntausende katholischer Industriearbeiter bestimmt, das ganze Jahr hindurch fast ausschließlich faden, farblosen Lesestoff bringt. Das Wort „katholisch" sucht man in dem Jahrgang vergebens und auch die Sprüche fürs Leben meiden sorgfältig katholische Wahrheiten und Autoren. Stuttgarter protestantische Zeitungsbeilagen berücksichtigen häufiger katholische Stoffe.

Germania docet! Der Ruhm und die Ehre der deutschen Katholiken besteht in der unbedingten vertrauens-

1) Przanowa X Leona Walengi, Biskupa Tarnowskiego rc., S. 19 Tarnow 1911. Verlag des Bischöfl. Konsistoriums.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vollen Hingabe an das Oberhaupt der Kirche. Der deutsche Katholizismus steht überragend da, so lange er die natürlichen Ziele den übernatürlichen unterordnet.

Nur auf dieser Grundlage ist aber auch eine Annäherung und Verständigung zwischen deutschen und polnischen Katholiken möglich. Polnische Zeitungen sind nicht deshalb schon katholisch, weil sie den katholischen Gruß an ihrem Kopfe tragen, sonst aber die Autorität des Klerus untergraben und Haß säen. Die ohne zwingende Not Streiks vom Zaune brechende Polnische Berufsvereinigung ist, wie noch neulich behauptet wurde, nicht deshalb schon katholisch, weil sie fast ganz aus katholischen Mitgliedern besteht. Nein, sie müßte anders die katholischen Grundsätze als verbindlich für ihr Handeln anerkennen und sie auch in die Tat umsetzen.

Anderseits wird kein billigdenkender Deutscher sich der Wahrnehmung verschließen können, daß den Polen nicht allein von Seiten des Staates Unrecht geschieht. Die Zurückgesetzten und Verfolgten haben seitens aller Gerecht- und Edeldenkenden Anrecht auf Mitgefühl, Berücksichtigung, Entgegenkommen. So verfährt nach Möglichkeit auch die katholische Kirche. Die ausführenden Organe sind aber Menschen. Schwächere Charaktere und Opportunisten vermögen es nicht, sich dem Drucke einflußreicher Personen oder der starken Strömung ihrer Umgebung zu entziehen. Niemand wird es den Polen verübeln, wenn sie auf legalem Wege, selbst bis zum Vater der Christenheit, ihr gutes Recht suchen — wenn sie wirklich im Rechte sind.

Deutsche Geistliche stoßen tatsächlich mitunter den Polen vor den Kopf, umgekehrt verhält sich die Sache natürlich ähnlich. Unerschütterlich in den Grundsätzen, entgegenkommend im Erlaubten, das sollte unsere Parole sein. Niemand vergibt sich etwas, wenn er der berechtigten Eigenart der Polen nach Möglichkeit Rechnung trägt.



Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XLII.

## Kürzere Besprechungen.

1. Dr. theol. Johannes Niessen. Mariologie des hl. Hieronymus. Ihre Quellen und ihre Kritik. Münster i. W. Verlag Aschendorff. 1913. 258 S. Großoktav. 6 M.

Dieser stattliche Band enthält viel mehr als der Titel verspricht. Man könnte das Gebotene bezeichnen als: „Marienverehrung in den vier ersten christlichen Jahrhunderten." Das Buch ist mit echtkatholischer Wärme und dem größten Feingefühl für Wahrheit und Tatsächlichkeit geschrieben. Der Marienverehrer wird mit großer Genugtuung erfüllt, wenn er sieht, wie schon vor mehr als anderthalbtausend Jahren das Bild Marias in hehrer Glorie strahlte und keinen Zug vermissen läßt, den wir auch heute noch bewundern. Der Verfasser hat sicher recht, wenn er sagt: „Man muß staunen, welche Rolle Maria, die größte aller Persönlichkeiten nach Christus, in seiner (des heiligen Hieronymus) Gedankenwelt gespielt hat."

Wie kommt es nun, daß trotz der ausgebreiteten und tiefbegründeten dogmatischen Verehrung Marias in den vier ersten christlichen Jahrhunderten deren öffentliche kultische Verehrung offensichtlich zurücktritt? Längst baute man Kirchen über den Gräbern der Apostel und Märtyrer, bevor uns Kunde wird von Marienkirchen. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß eben bei Maria jede konkrete Erinnerung an Tod und Grab fehlte, und weist ferner hin auf einen höchst bezeichnenden Ausspruch des großen Marienverehrers Epiphanius, der einmal die Wendung gebraucht, er wolle sich in acht nehmen, „noch mehr zum Lobe der Jungfrau zu verkünden, damit dies nicht eine Stütze werde für einen neuen phantastischen Irrtum". Dieser neue Irrtum bestand in den maßlosen Übertreibungen der sogenannten Kollyridianerinnen, welche die hl. Jungfrau wie eine Gottheit verehrten und ihr zu Ehren Brotkuchen aufopferten.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war dies eine direkte Nachahmung des alten ägyptischen Isiskultes, der ja noch bis ins vierte Jahrhundert nach Christus blühende Kultstätten besaß. Die junge Kirche hatte also die heidnische Parallelisierung zu fürchten! Bei einer kultischen Verehrung Marias lag es nahe, die Mutter des Herrn auf dieselbe Stufe zu setzen, wie die damals noch verehrte Isis: „die große Mutter", „die erhabene Jungfrau". Es lag die Gefahr nahe, daß Maria als mythologischer Typus — nicht als historische Persönlichkeit — aufgefaßt würde. Diese Gefahr der Konfundierung mit heidnischen Gottheiten hatte man nicht zu fürchten, wenn man die historischen Apostel und die den Zeitgenossen bekannten Märtyrer auf die Altäre erhob. Der die Kirche inspirierende hl. Geist wußte es mit Weisheit zu verhindern, daß Maria nicht ebenso vergöttert wurde wie ihr Vorbild: die Gattin Josephs von Ägypten.

Noch auf viele andere Fragen wirft Niessens Mariologie helles Licht. Wir haben hier eine lautere katholische Quelle vor uns. Mögen recht viele aus ihr schöpfen!

2. Die Kunst dem Volke. 13. Heft. Ein Besuch im Vatikan von Anton de Waal, Rektor des deutschen Campo Santo in Rom. Mit 56 Abbildungen. München, 1913.

Auf weitem Erdenrund gibt es wohl kein zweites Residenzschloß, das an geschichtlicher Bedeutung, an Denkmälern und Kunstwerken, an Besuchern aus allen Nationen dem römischen Vatikan gleichkäme. Für immense Scharen sind St. Peter und Vatikan das ersehnteste Wanderziel, und haben sie einmal dort Einkehr gehalten, dann bleiben die Erinnerungen hieran eine dauernde Beglückung. Bei solcher Sachlage muß daher das 13. Heft volksfreundlicher Kunstdarbietungen der „Allg. Vereinigung für christl. Kunst" weitesten Kreisen eine freudig zu begrüßende Gabe sein. — Die im ersten Abschnitt gegebenen allgemeinen kunstgeschichtlichen Andeutungen schaffen zunächst den Laien eine gute Basis für Verständnis der weiteren Schilderungen, die im zweiten Abschnitt: „Zur Audienz" in etwas stark belletristischer Stilweise einsetzen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die anregenden kunstgeschichtlichen Erörterungen und Abwägungen, die im berührten zweiten Abschnitt wie auch in den folgenden niedergelegt sind, beschäftigen sich zunächst mit den zahlreichen Gemälden, welche die Säle und Gemächer des Vatikans erfüllen; vor allem sind es die berühmten Fresken Raffaels und seiner Schüler in den Loggien und Stanzen, denen eingehendere Behandlung geworden ist. Die ausgezeichneten Illustrationen, welche den Text reichlich begleiten, ermöglichen auch dem schlichtesten Kunstlaien einen Einblick in die Fülle von Geist und Schönheit, welche auf dem Höhenpunkte der Renaissancekultur die Kunst der Malerei harmonisch zusammenzufassen vermochte. Frühere Besucher Roms werden besonders dafür dankbar sein, im Schlußabschnitt auch die unter Papst Alexander VI. von Pinturicchio gemalten herrlichen Fresken, die erst unter Leo XIII. wieder zugänglich gemacht wurden, erörtert und trefflich abgebildet zu finden. Daß angesichts des Reichtums der vatikanischen Malereien zugesagt ist, den Fresken der sixtinischen Kapelle von Michel Angelo, die in ihrer feierlichen Wucht und erschütternden Großheit den Gegenpol zur freundlichen, lieblichen Kunst Raffaels bilden, eine eigene Abhandlung in einem späteren Hefte zu widmen, kann von allen Freunden der Kunst und der Volksbelehrung nur wärmstens begrüßt werden.

M. Fürst.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## XLIV.

## Großwelt und Kleinwelt als Abbilder Gottes.

Religiös-philosophischer Essay von Prof. Dr. J. Gspann, Stift St. Florian.

Es ist ein Lieblingsgedanke des hl. Thomas von Aquin, der in seinen Schriften verschiedentlich wiederkehrt, daß das ganze Universum, alles Geschaffene, nichts anderes darstelle als eine Nachahmung göttlicher Vollkommenheiten. Es ist dieser reichspekulative Gedanke nur die erweiterte Form des paulinischen Ausspruches: „Das Unsichtbare an Gott wird seit der Schöpfung der Welt durch das Erschaffene erkannt und geschaut." (Röm. 1, 20). Dieser Bibeltext ist Prinzip und Ausgangspunkt sämtlicher Gottesbeweise.

Nun bietet dem gläubigen Philosophen und dem Theologen die Entfaltung jenes Gedankens nichts Neues. Aber es gibt genug Menschen, die auch zur Intelligenz gehören, zu den geistigen oberen Zehntausend, die nicht Zeit noch Lust haben, sich zuerst durch einen Wald philosophischer und theologischer Begriffe und Erklärungen mühsam hindurchzuwinden, um sich an diesem geheimnisvollen Reflex des Übernatürlichen in der sinnenfälligen Groß- und Kleinwelt so recht vom Herzen freuen zu können. Diesen allen zu Nutz und Frommen und Belehrung sei dieser Essay geschrieben.

* * *

Gott hat nach der durchsichtig-klaren Lehre der Offenbarung das Universum in und mit der Zeit[1]) aus nichts[2])

1) Gen. 1, 1. — Psalm 89, 2. — Sprichw. 8, 22. — Ephes. 1, 4. —
2) Exod. 3, 13 ff. — Röm. 11, 36. — Offb. 1, 8.




Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

erschaffen zu seiner Ehre[1]) und zum sinnlichen[2]), natürlichen[3]) und übernatürlichen[4]) Leben des Menschen. Dieser steht im Mittelpunkte zwischen Gott und der Welt. Er hat die Pflicht, Gott zu verehren, diese Pflicht ist begründet in der Natur des Menschen; er hat die Pflicht gegen den *μακροκόσμος*[5]), von diesem nur einen sittlich erlaubten Gebrauch zu machen.

Beide, der *μακροκόσμος* und der *μικροκόσμος* (Klein-welt-Mensch), sind Abbilder Gottes, verschiedene Abbilder; Grund und Grad der Verschiedenheit liegen im Wesen des betreffenden Geschöpfes. Der Makrokosmos als vernunftlose Natur spiegelt die Göttlichkeit des Schöpfers in anderer Weise wieder als das vernünftige Sinnenwesen, der Mensch, der Materie und Geist zugleich ist.

Die Großwelt ist ein Spiegel der Göttlichkeit des Herrn.[1])

Gott ist das absolut eine und doch unendlich reiche und vollkommenste Sein. Wäre Gott nicht das vollkommenste Sein, so wäre er nicht Gott, und jedwede, irgendwie geartete Zusammensetzung involviert eine Unvollkommenheit. So wird also aus der absoluten Vollkommenheit Gottes direkt auf den Beweis für die absolute Einheit und Einfachheit Gottes hinübergeleitet. Diese beiden Eigenschaften sind Korrelatbegriffe auch für unser Denken.

Finden wir im Makrokosmos diese Einheit und diese Mannigfaltigkeit? Schon die alten haben die wunderbare, harmonische Ordnung und Einheit erkannt, in der sich uns die Milliarden verschiedenartigster Einzeldinge repräsentieren, und haben deswegen die Welt ein Universum, einen *κόσμος*, eine Schönheit genannt.

Doch spiegeln sich im Universum nicht nur Einheit und reichste Vollkommenheit wieder, sondern auch Weisheit, vollendetste Ordnung und Gesetzmäßigkeit, Schönheit, Güte usw.

1) Js. 43, 7. — Ps. 105, 8. — Lk. 2, 14.
2) Gn. 1, 26—2, 17—9, 2.
3) Sp. 7, 17 ff. 4) Rm. 8, 28.
5) Im Deutschen Großwelt d. i. das vernunftlose Universum. —
6) Rm. 1, 20.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wie groß sind deine Werke, o Herr! Alles hast du mit Weisheit gemacht!" (Ps. 103, 24), ruft begeistert der Psalmist aus. Natürlich kann hier nur in großen Zügen der Beweis erbracht werden, eine umfassende Darstellung des Gegenstandes müßte Bände füllen.

Von der kleinen Zelle, die du mit dem Mikroskop betrachtest, bis zu den riesigen Himmelskörpern herrscht eine wunderbare Ordnung, es offenbart sich eine ganz erstaunliche Weisheit. Um das zu erkennen, braucht man nicht Forscher vom Fach zu sein, es genügen dilettantenhafte Naturkenntnisse. Das reiche und mannigfaltige Leben der Pflanzen- und Tierwelt gehört hieher. Welche Weisheit, welche Gesetzmäßigkeit![1]) Ja, ließen wir da alles Revue passieren, was es Weises, Gesetzmäßiges gibt in den Naturreichen, die meisterhafte Technik, die geheimnisvollen Zusammenhänge der drei Reiche, das wunderbare, reichverzweigte und komplizierte Gesetz der Mimikry, das überaus interessante Instinktleben der Tiere . . ., würdest du begeistert ausrufen: „In wundersamer Klarheit spiegelt sich im Makrokosmos Gottes vollendetste Ordnung, Weisheit und Gesetzmäßigkeit!" Mit Recht und in tiefster Überzeugung schreibt der Kieler Botaniker Prof. Dr. Reinke: „Die Kenntnis der Natur führt unausweichlich zur Gottesidee, und gerade nach den Gesetzen der Kausalität sind wir nach meinem Dafürhalten des Daseins Gottes so sicher, wie des Daseins der Natur."[2])

Gott ist unendlich schön. (Den Beweis muß ich der Kürze halber voraussetzen.)[3]) Auch so ist der Makrokosmos

1) Vgl. Hille Vinzenz, Wunder der Schöpfung im Kleinen, Wunder der Schöpfung im Großen. (Volksaufklärung Nr. 118 u. 119). — Werfer, Gottes Herrlichkeit in seinen Werken, Ulm, Ebner. — Reinke, Wanderungen in Gottes Natur Münster, Schöningh. — Altum, Dr. B., Der Vogel und sein Leben. — Sehr empfehlenswert: Hasert, Dr. C., Antworten der Natur.[6] 1905. Graz, Moser, Ferner Werke von Lorinser, Gander, Bals, Wasmann 2c. 2c.

2) Die Welt der Tat. S. 457 u. 460 ff.

3) Offenbarung: Weisheit 13, 3—6 (3 im Griech. καλλονή — V. species); 7.—8; Jes. Sir. 24; Sprichw. 31, 25. Ps. 103, 2. —




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Abbild Gottes. Das Hauptgrundgesetz des Schönen basiert auf der Einheit in verschiedener Vielheit. Das unendlich reiche Leben der Welt wird aber auf Grund seiner harmonischen Einheit ein κόσμος genannt, also ist die Welt in sich schön. Sie erscheint aber auch dem in ihren Einzelheiten schön, der sie mit liebevollem Verständnis aufmerksam betrachtet. Sonne, Mond und die Pracht der goldenen Sterne! — Die uns unmittelbar umgebende Natur, sei es, daß ein weißes Linnentuch sie umhüllt wie eine liebe Tote, sei es, daß sie im schimmernden Brautkleid des Frühlings prangt oder zur lustigen Sommerszeit sie heißer Sonnenschein durchwärmt und bunte Blumen schmücken, sei es, daß zur Feierabendzeit leise das Laub von den stillen Bäumen fällt, — wie schön! immer klingt es jubelnd durch die Lüfte: Ja! Wunderschön ist Gottes Erde! — Wenn die siegreiche Morgensonne die Bergesspitzen rötet in wunderbarer Farbenpracht, wenn die scheidende Abendsonne die liebliche Landschaft in rosiges Licht hüllt — ein wogendes Ährenfeld, eine Landschaft mit Berg und See, eine glitzernde, sternklare Nacht, ein zierlich gebautes Vogelnest, ein schillernder Schmetterling, ein bunter Laufkäfer, jede Blume, ein Baum im Blütenschnee, der Wolken stiller Zug . . . alle die Myriaden von Sachen und Sächlein, die unsere Erde anfüllen, bringen einzeln für sich den Schönheitsbeweis, und gruppiert und gefügt als Steinchen zum Riesenbild, trägt dieses die Überschrift: „Wunderschön ist Gottes Erde".

Man kann dem Dichter den jauchzenden Jubel nachfühlen, wenn er begeistert singt:

---

Patristik: Basilius Reg. fus. disp. interr. 2; Hilarius v. Poitiers, De Trinitate I, 7. Dionys. Areopagita, De div. nom. c. 4 § 7. St. Aug., Conf. IV 10. Gregor v. Nyssa, Orat. theol. 2. Ferner in zahlreichen dogmat. Compendien im Traktat De Deo uno. — Vgl. für Literatur, Beweisführung rc. meinen Aufsatz „Gott ist unendlich schön" in der Theol.-prakt. Quartalschrift 1909 2. H. S. 335—342.


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich weiß ein Haus, das rings mit himmelblauen
Und lichtbekränzten Kuppeln weithin ragt,
Wo Gottes Odem weht im Abendgrauen
Und wann im Dämmerschein der Morgen tagt.
Gar buntes Leben wogt durch seine Hallen,
An Frühlingsblumen reich und Blütenduft;
Oft sieht man auch die welken Blätter fallen,
Und in dem Nachtgefild stürmt Winterluft.
Und fragst Du nach dem hehren Dom mich aus:
Es ist die Welt, dies wunderschöne Haus." A. Hungari.

Und diese Schönheit und strahlende Herrlichkeit der Welt, die sich vor meinen Augen auftut, ist ihr nicht blos äußerlich angeklebt. Sie strömt aus ihrem innersten Wesen, aus der Fülle des Ganzen. Und die Zweckmäßigkeit, die das Ganze beherrscht, ist mit dem Wesen all dieser Dinge innerlich und unzertrennbar verbunden.[1])

In leuchtenden Flammenzügen ist ferner in das Universum Gottes Vatergüte eingeschrieben, die sich äußert einmal durch die Schöpfung selber, durch die Erhaltung, durch die liebreiche Vorsehung; — im Universum schaust Du Gottes Allmacht. . . . So spiegelt der Kosmos in seiner reichen Mannigfaltigkeit Gottes Wesen wieder und unter verschiedenen Gesichtspunkten zeigen uns die kontingenten Dinge all Gottes Eigenschaften. Und die Eigenschaften Gottes sind wieder nichts anderes als das göttliche Wesen unter gewissen Rücksichten und Herrlichkeiten aufgefaßt, „Lichtstrahlen, von uns nur zerlegt, Spektra, von uns nur hergestellt, weil wir die Fülle des Lichtes nicht auf einmal fassen" (Meyenberg); so meint es eben der Völkerlehrer, wenn er schreibt: „Das Unsichtbare an Gott wird seit der Schöpfung der Welt durch das Erschaffene erkannt" (Rm. 1, 20).

* * *

Das Universum trägt aber auch die Spur des dreieinigen Gottes. Die Offenbarungsquellen lehren mit absoluter Bestimmtheit, daß die göttliche Wesenheit dreien Per-

1) Meyenberg A., Ob wir ihn finden? Luzern 1903. 53.

Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sonen voll und ganz eigen ist.[1]) Es ist dies ein unergründliches Geheimnis; einen dreipersönlichen Gott vermag unser Intellekt im diskursiven Denken nicht zu erschließen, und auch nach der Offenbarung bleibt das Wie für uns immerdar in Dunkel gehüllt. Im Lichte der Offenbarung aber erblicken wir im Universum die Spur des dreieinigen Gottes. Schon Aristoteles spricht: „Tria sunt omnia et ipsum ter in omnem partem se effundit: principium, medium, finis", zu deutsch: Alles ist dreigeteilt und die Dreiheit ergißt sich überallhin: Anfang, Mitte und Ende.[2]) Der hl. Thomas drückt die Trinitätsspur in der Großwelt wie folgt aus:

„Eine jede Kreatur existiert in ihrem Sein, in ihrer Wesenheit, hat eine bestimmte Form, und so wird sie zur bestimmten Natur, und steht in Beziehung zu anderen Dingen. Insoferne nun eine jede geschaffene Substanz ist (existiert), repräsentiert sie Ursache und Prinzip, und so weist sie hin auf die Person des Vaters, der da ist Prinzip nicht von einem anderen Prinzip. Insofern eine jede geschaffene Substanz Form und Gestalt hat, spiegelt sie das ewige Wort wider, denn die Form des Kunstwerkes ist aus dem Verstande des Künstlers erzeugt. Insofern jede geschaffene Substanz Beziehung und Hinordnung hat, repräsentiert es den hl. Geist, inwieweit er Liebe ist, weil die zu einem anderen (Seienden) bewirkte Ordnung aus dem Willen des Schöpfers stammt.[3])

Fast gleichlautend sind zu diesem Punkte die Ausführungen des hl. Augustinus: „Eine Spur der Dreieinigkeit findet sich in jedem Geschöpfe, insofern jedes ist, durch die Form bestimmt wird und irgendeine Beziehung, Hinordnung hat."[4])

Die beiden größten Theologen der katholischen Kirche haben damit den nämlichen Gedanken ausgesprochen: Eine

1) Zur Angemessenheit für einen dreipersönlichen Gott vgl. Bonaventura, Breviloquium pars 1 cap. 2, Richard v. St. Victor, De Trin. l. 3 c. 2 und c. 3.

2) Lib. I De caelo c. 1.

3) Sum. th. I. q. 45 a. 7 c.

4) De Trin. lib. 6 cap. 16 ad finem.

Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

jede Kreatur hat das Sein, eine jede eine eigene Form und eine bestimmte Ordnung und Beziehung zu allen übrigen Dingen. Gott-Vater ist der Anfang und Ursprung alles Seins, der Sohn, das Wort, ist das getreueste Abbild des Vaters und die unendlich selige Beziehung zwischen Vater und Sohn ist der aus dem Willen der durch die gegenseitige unendliche Liebe spirierte hl. Geist.

* * *

Wenn der Makrokosmus ein Bild Gottes ist in seiner unendlich reichen Einheit und die Spur des dreipersönlichen Gottes an sich trägt, so stellt der Mensch von vorneherein ein Ebenbild Gottes dar und ein Abbild der Trinität. Wie denn?

Wegen ihrer harmonischen Einheit haben die Alten schon unsere Welt ein „universum", einen Kosmos genannt; so hörten wir. Wie leuchtet aber erst diese Einheit aus der Vernunft des Menschen! In der ganzen Welt ist das Geeinteste der denkende Geist, „der wegen seiner Einheit in sich die Tendenz hat, all die bunte Mannigfaltigkeit der Dinge als eine Einheit zu fassen, unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zu betrachten, und dies umsomehr, je mehr geeint er selbst, und auf je einer höheren Stufe der Geistigkeit und Entwicklung er steht."[1]) Wie spiegelt sich Gottes unendliche Vollkommenheit?

In ähnlicher Weise, aber viel deutlicher als die Groß welt spiegelt die Geistseele auch Gottes unendliche Vollkommenheit wider, denn nicht nur das Geeinteste, sondern auch das Inhaltreichste in dieser Welt ist der denkende Geist, „der in seinem allbildsamen Erkennen jene unendliche Mannigfaltigkeit des Kosmos gleichsam als einen reflexiven Lobeshymnus auf die Gottheit in sich widerspiegelt".[2])

Ist der Mensch, das vernünftige Sinnenwesen, so ein Bild des einen Gottes, so stellt er auch ein schönes Abbild

1) Portmann, A., Das System der theolog. Summe des hl. Thomas von Aquin. ([2] Luzern 1903). Einleitung. 2) Ebenda.

Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

des Dreieinigen dar. Gott ist eine rein geistige Substanz. Darum ist eine Zeugung auch nur denkbar durch den Verstand oder den Willen. Die Offenbarung läßt keinen Zweifel darüber, daß der Sohn, das Wort, die ewige Weisheit, der die Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit führen sollte, von Gott-Vater durch den Intellekt gezeugt werde und vom Vater und seinem getreuesten Ebenbild, dem Sohn, durch den Willen, durch die gegenseitige grenzenlose Liebe der hl. Geist gehaucht werde.[1])

Der Mensch mit seiner Geistseele und ihren herrlichsten Fähigkeiten, dem Verstand und dem freien Willen spiegelt so die Trinitas in Gott wieder. Er ist also seiner Seele nach wirklich ein getreues, schönes, natürliches Ab- und Ebenbild jenes unendlich mächtigen Schöpfers, von dem die Schrift sagt: Deus autem spiritus est. „Gott aber ist Geist."

Aber auch ein übernatürliches Ab- und Ebenbild Gottes, des Einen und Dreipersönlichen wird das animal rationale durch die heiligmachende Gnade. Unbeschreiblich groß und schön sind die Effekte der heiligmachenden Gnade im Menschen. Die höchsten davon sind die Teilnahme der Seele an der göttlichen Natur selber und die Einwohnung des hl. Geistes. Die gerechtfertigte Seele wird durch die Gnade auf wirkliche, wenn auch nur accidentell-analogische Weise der göttlichen Natur teilhaftig und so in eine übernatürliche Wesensgemeinschaft mit Gott versetzt.[2]) Die Offenbarungsquellen lassen darüber keinen Zweifel aufkommen.[3]) Sowie es einerseits Abschwächung des Schrifttextes bedeuten würde, die genannte Wesensgemeinschaft auf eine bloß äußerliche, moralisch-juridische Teilnahme zu beschränken, wäre es häretische Übertreibung, einer Vergottung das Wort zu sprechen,[4]) denn

1) Geist-spiritus-Gehauchter. Wir sagen ja auch: Liebe hauchen zu jemanden.

2) Pohle, Dr. Jos., Lehrbuch d. Dogmatik II[3] (Paderborn 1907) 523.

3) 2. Pt. 1, 4. — Jo. 1, 13. — Jo 3, 5. — 1 Jo. 3, 9. — Jk. 1, 18.

4) Vgl. Bannwart-Denzinger, Enchiridion[10] (Freiburg 1908) n. 510 und n. 1225.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Aufgehen der Kreatur im Schöpfer ist offensichtlicher Pantheismus. Wie ist nun die Teilnahme an der göttlichen Natur zu erklären?

Die Natur bildet die Grundlage für die Übernatur. Die übernatürliche Ordnung läuft nicht neben oder über, getrennt von der natürlichen, sondern sie baut auf der natürlichen auf, veredelt und adelt sie, wie das Edelreis auf den minder guten Apfelbaum gepflanzt wird. So dürfen wir hoffen, auch aus dem natürlichen Ebenbild Gottes die Prämissen für den Schluß des „Wie?" des übernatürlichen Ebenbildes Gottes zu finden.

Die Seele ist ein schönes, wahres, natürliches Abbild Gottes, weil sie ein Geist mit Verstand und freiem Willen ist. So wird sie wohl durch die Anteilnahme an der göttlichen Natur in erster Linie in vorzüglicher Weise vergeistigt werden? Damit hätten wir (es ist dies die Ansicht des scharfsinnigen Theologen Suarez) eine Basis, auf der wir das übernatürliche Ebenbild des Dreieinigen formen können und zwar mit dem kostbaren Material der Offenbarung. Die Anteilnahme an der göttlichen Natur besteht also in der Teilnahme einer kommunikablen Vollkommenheit Gottes, an der Geistigkeit, Immaterialität, Intellektualität Gottes. Die Seele wird in der denkbar intensivsten Weise vergeistigt, um hier auf Erden durch das Licht des Glaubens und im Jenseits durch das Licht der Glorie Gott erfassen zu können.[1])

Ein alter philosophischer Grundsatz lautet: *γιγνώσκεσθαι τὸ ὅμοιον τῷ ὁμοίῳ*, er kehrt bei St. Thomas oftmals wieder unter den Wendungen „Cognitum est in cognoscente per modum cognoscentis" und „Quidquid recipitur, recipitur per modum recipientis", ja das Axiom ist die Basis der thomistischen Erkenntnislehre zu nennen. „Das Erkannte ist im Erkennenden nach der Weise des Erkennenden."

Wird nicht durch diese Erklärung dem dreifachen Er-

---

1) S. th. p. 1 qu. 93. art. 4. Suarez, De gratia VII, 1, 30.

Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

forderniš entsprochen, die Übernatur auf der natürlichen Grundlage aufzubauen, an einer kommunikablen Vollkommenheit Gottes die Seele durch die Gnade partizipieren[1]) und aus der Erkenntnis als dem Urprinzip das gottförmige Leben emporblühen zu lassen? Die Offenbarung bestätigt denn auch diese philosophische Spekulation an mehreren Stellen.

Daß der begnadete Mensch ein getreues, wunderschönes Abbild des dreipersönlichen Gottes sei, das wird nun den Leser nicht überraschen. Wenn das vernunftlose Universum Spuren des Dreieinigen trägt, wenn der natürliche Mensch mit seiner Geistesseele ein klares Abbild von ihm ist, wie muß das Geheimnis aus der im Gnadenschmuck erstrahlenden Seele leuchten! Natur und Übernatur gehören ja bei aller ihrer Harmonie im Welt- und Menschheitsleben zwei ganz verschiedenen, ja „himmelweit" verschiedenen Ordnungen an.

Mit einer genauen Darlegung der erhabenen Wahrheiten, wie sich in der Seele des Begnadeten das hypostatische, personhafte Wesensbild Gottes, des ewigen Urgrundes, des wesensgleichen Sohnes und des hl. Geistes ein- und ausprägt, würden wir uns auf rein theologischem Boden begeben. Das wäre weder nach dem Interesse der Zeitschrift noch nach dem seiner Leser. Es genügt, einen Einblick bekommen zu haben, daß Groß- und Kleinwelt wirklich Abbilder des einwesentlichen und dreipersönlichen Gottes sind.

„Wie die Sonne sich bespiegelnd
Selbst im Tropfen Tau sich weist;
Kann in seiner Hände Werken
Spiegeln sich des Gottes Geist."

1) Aseität, Allwissenheit, Ewigkeit ohne Anfang usw. sind von vornherein ausgeschlossen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## XLV.

## Aus der Jugendzeit des Freiherrn Werner von Haxthausen.

Von Joseph Gotthardt (Medebach).

Als Goethe im Herbst 1792 einer Einladung der hochherzigen Fürstin Amalie von Gallitzin nach Münster folgte, bewunderte er den ideal gerichteten Gelehrtenkreis, der sich um die Freundin des Ministers von Fürstenberg, des Grafen Leopold von Stolberg usw. sammelte. Zu diesen ausgezeichneten Männern, die in der Geschichte der Stadt Münster, der Humanitätsbewegung des 18. Jahrhunderts und besonders der Frühromantik eine literarhistorisch anerkannte Rolle spielen, gehörte auch Werner, Graf von Haxthausen, damals noch Freiherr von Haxthausen, der durch seine imponierende, vollendet aristokratische Erscheinung, durch sprühenden Witz, geistige Regsamkeit und kosmopolitische Vielseitigkeit später noch mehr als die anderen Mitglieder den Blick des vorsichtig urteilenden Altmeisters in Weimar auf sich zog. Die unruhigen Zeiten, in denen seine jugendliche Geistesentwicklung sich vollzog, die politischen Wirren, die Preußens Schmach und Erniedrigung in Frankreich, Deutschland und Italien vorausgingen, die erbitterten Kämpfe und deren langjährige Vorbereitungen zur Rettung von Vaterland, Ehre und Freiheit, die gährenden Organisationsversuche nach dem letzten Freiheitsringen 1815 ließen den großzügigen, vorherrschend von der Mutter ererbten Geist nicht zur harmonischen Ausgestaltung kommen, und unverstanden, vielfach mißverstanden zieht sich der wackere Vaterlandsverteidiger, der weitschauende katholische Politiker auf die durch Kauf erworbene altkarolingische Salzburg bei Neustadt im bayerischen Franken zurück.

Wie eine knorrige deutsche Eiche ragt er aus jener ereignisreichen Zeit zu uns herüber. Im Jahre 1825 hatte



Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er seinen Posten als Geheimer Regierungsrat in Cöln niedergelegt. Damals wandte er sich an den alten Jugendfreund, Tugendbund- und Kampfgenossen von **Gneisenau**, um durch dessen bisher bewährte Vermittelung eine längst verdiente höhere Staats- oder Militärstelle zu erlangen. Gneisenau antwortet ihm wie folgt:

„Mein lieber Werner.

Das Kind ist gestorben, die Gevatterschaft hat ein Ende. Wer mehr als ich könnte die Wahrheit dieser alten Sprichworte erfahren haben. Früherhin als unser Staatskanzler noch lebte, konnte ich manchem verdienten Mann durch mein Fürwort einen Dienst leisten; seit jener todt ist, bin ich nur selten im Stande, bei einer Civilbehörde etwas zu bewirken; ja man scheint mir die Gunst des Staatskanzlers hier und da nachzutragen, da man nicht weiß, wie sehr oft ich mit diesem mich in Widerspruch, ja einigemal sogar in Zwietracht mich befunden habe, wo aber immer wieder dessen Liebenswürdigkeit und Edelsinn den Frieden stiftete.

Daher ist es gekommen, daß ich noch nicht Ihr früheres an mich gerichtetes Schreiben beantwortet habe, da ich wenigstens Ihnen keine Dienste in der darin enthaltenen Angelegenheit zu leisten vermögend war, und ich nicht gern in einem Briefe die feindseligen Verhältnisse, die meinem Fürwort entgegenstanden, entwickeln mochte, ich wollte weder Sie noch mich Preis geben. Überdies vermeinte ich, mich über Ihren Austritt aus dem Dienst trösten zu können, da man mir Ihre ökonomische Lage als über die Maaßen unabhängig geschildert hatte, und ich darum den Schluß zog, daß Sie, einmal mit dem Landleben befreundet, sich glücklicher in Ihrer Unabhängigkeit fühlen würden, als Sie solches vielleicht selbst nicht vermutheten. Es scheint mir, als ob ich hierin falsch von mir auf Sie geschlossen hätte oder irrig unterrichtet wäre.

Ihrem Begehren gemäß fertige ich Ihnen demnach das über Ihren Eintritt in unseren Dienst sprechende Zeugnis aus, und wünsche nur, daß solches für Ihre Wünsche wirksam seyn möge.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es tut mir sehr leid, daß Ihre Anwesenheit in Berlin gerade in meine Abwesenheit von da trifft. Es wäre mir höchst angenehm gewesen, mit Ihnen wieder zu leben und mich mit Ihnen über die Ereignisse der letzten zehn Jahre zu unterhalten, wahrlich Tacitus hat keinen solchen Stoff zu bearbeiten gehabt.

Ich meinerseits lebe hier so ziemlich zufrieden in meiner ländlichen Einsamkeit und trage nur ein wehmütiges Andenken über den Verlust einer geliebten Tochter und den Verdruß über die schlechten landwirtschaftlichen Zeiten in mir; letzterem ist indessen durch Einschränkungen zu begegnen. Was dumme oder mir übelwollende Menschen über meine politischen Gesinnungen sagen, kümmert mich nicht. Ich bin mir bewußt, und Sie selbst wissen dies aus unserem früherem Umgang, stets ein guter Royalist, und ein Feind der französischen Revolution gewesen zu seyn. Daß es nöthig wurde, einige Resultate derselben und zwar auf unblutigem Wege uns anzueignen, wer vermag dies zu läugnen! Daß die Herren auf der anderen Seite hierin zu weit gingen und noch Schlimmeres vorhatten, ist nicht meine Schuld. Ich habe es an Warnungen nicht fehlen lassen. Es ist übrigens heut zu Tage schwer die Linie zwischen Absolutismus und Jakobinismus genau und richtig zu ziehen. Ich getraue mir, aus Friedrichs des Zweiten Gesetzgebung und seinen hinterlassenen Werken, aus unserer neueren Gesetzgebung und den Kabinetsordern einen ganz artigen jakobinischen Codex auszuziehen, der einen wohl nach Spandau bringen könnte. So hängt alles nur vom Wechsel der Zeit ab. Durch die Entwickelungen derselben ist die französische Revolution ein Hurkind der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts geworden. Ich weiß, zu wem ich rede. Sie sind ein so aufgeklärter Katholik, daß ich Ihnen ein Bißtum bei uns zugedacht habe; die Liebe hat mir hierbei einen Streich gespielt, und ich trage dies Ihrer Frau Gemahlin zeitlebens nach, obgleich ich vernommen, daß sie eine sehr liebenswürdige Frau ist; aber wie gesagt, ich weiß, zu wem ich spreche und will obiges nicht als eine captationem benevolentiae gesagt haben, weil Sie


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Katholik sind, obgleich mir an Ihrer benevolentiae sehr viel gelegen ist.

Nun leben Sie wohl und möge Ihre Zufriedenheit durch Nichts ferner gestört werden. Bleiben Sie mir dabei hold und gewogen und zählen Sie stets auf meine Ihnen gewidmete treue Freundschaft.

Erdmannsdorf bei Hirschberg den 7. Novemb. 1826. Ihr treuergebener Freund und Diener Chr. N. v. Gneisenau.

Ihre Zeugnisse reiche ich hierbei zurück. — Aber warum haben Sie auch zwei Vorwürfe gegen Sich, einmal daß Sie ein alter Freiherr und dann daß Sie ein Geächteter des Königreichs Westphalen sind!"

Aus diesem charakteristischen Brief Gneisenaus, besonders aus dem Schlusse ergibt sich zunächst die geachtete, durch persönliche Tüchtigkeit, durch die Herkunft aus altadeligem Geschlechte und durch die eigenartige Konstellation der Zeitverhältnisse bedingte angesehene Stellung Werners von Haxthausen bei seinen hervorragenden Zeitgenossen. „Ein alter Freiherr" und „ein Geächteter des Königreiches Westfalens", diese beiden markanten Bezeichnungen in Gneisenaus Brief enthalten eine treffende Charakteristik.

Werner von Haxthausen stammt aus dem altadeligem Geschlechte derer von Haxthausen in Abbenburg. Vor uns liegt ein Stammbaum dieser alten sächsisch-westfälischen Familie, der von Werner Haxthausen selber aufgestellt ist und bei dem kritisch-historischen Sinn des Verfassers auf geschichtliche Wahrheit berechtigten Anspruch hat. Das Geschlecht reicht zurück ins 12. Jahrhundert und gehört mit den Familien von Brenken, Krevet und Stapel zu den Säulen des Domstiftes und Fürstbistums Paderborn.

Ein Albert von Haxthausen erwirbt Ende des 13. Jahrhunderts Bredenborn; im 15. Jahrhundert erwerben die Herren von Haxthausen Bökendorf, Altenbergen, Lippspringe-Welda, Sörden und Thienhausen. Geachtet als wackere Söhne des alten Sachsenstammes leisteten sie als unmittelbare Reichsfreiherrn dem jeweiligen deutschen Kaiser treue Gefolgschaft. Christoph


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wolf von Haxthausen soll es gewesen sein, der den Schwedenkönig Gustav Adolph auf dem Schlachtfelde bei Lützen durch einen Pistolenschuß niedergestreckt habe.[1]) Ein Baron von Haxthausen fiel in Italien, einer bei der Belagerung Namurs. Werners Bruder Fritz Wilhelm kämpfte und fiel als kaiserlich-österreichischer Obrist gegen Napoleon in Spanien. — Appenburg, später Abbenburg geschrieben, ist das alte Abbenbroke, Apenborck; nichts hat es mit Abbenhausen zu tun, wie Bäuer meint. Eine lebenswarme Sage umflort die Ruinen der alten Abbenburg, die Stätte der deutsch-westfälischen Haus- und Volksmärchen. Hier sollen in altersgrauer Vorzeit Römer und Germanen am Abhange des Solling bis hinab zum Teutoburgerwald um das an Naturschönheiten so reiche Fleckchen Erde gekämpft haben. Als zeitweilige Herrn von Corvey und dem vom Dichter Friedrich Wilhelm Weber später besungenen Nethegau hatten sie das Steuer- und Münzrecht und scheuten keine Opfer die Gegend von Abbenburg, besonders Bredenborn, Bellersen, Altenbergen und Bökendorf wirtschaftlich und kulturell zu heben. Nur selten begegnen uns erbitterte Streitigkeiten zwischen den Herrn von Haxthausen und ihren Hörigen, im Gegenteil bildet sich jenes herzliche Familienverhältnis heraus, wie es noch heute in dem dortigen alten Höxterlande an der Hand der Tradition rühmend erwähnt wird. Hier fehlt der Raum, um all die teils sagenhaften, teils historischen Erzählungen betreffend Abbenburg und seine sagenumwobene Umgebung auch nur skizzenhaft zu erwähnen. Das eine sei nur vorausnehmend gesagt: In den weitschichtigen Schluchten und Hohlwegen des „Böllkasten", des alten „Masterholz", des „Eichbusches" und „Hünerwinkels", des Varenbergs und „Paschbergs" haben die schönsten Märchen der Grimmschen Sammlung ihre Wiege, und unter der später noch zu besprechenden, eifrigen Sammelarbeit der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm im Verein mit dem damals gefeierten Romantikerkreise in Bökendorf ihre Auferstehung gefeiert.

1) Vgl. die Familienchronik derer von Oynhausen und die gedruckte Chronik und Stammtabelle derer von Haxthausen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einer der angesehensten Freiherrn von Haxthausen war der Droste Werner Adolf von Haxthausen; in erster Ehe war er vermählt mit einer Gräfin von Westphalen, die ihm Therese Luise, die spätere Freiin von Droste-Hülshoff schenkte. In zweiter Ehe lebte er mit Marianne geb. Freiin von Wendt-Papenhausen zu Geblinghausen. Unser Werner von Haxthausen war der vierte Sohn aus dieser Ehe, der Gott 7 Töchter und 7 Söhne schenkte.

Werner Freiherr von Haxthausen erblickte am 18. Juli 1780 das Licht der Welt.[1]) Die natürliche Bevorzugung

1) Er war schon gleich bei seiner Geburt durch körperliche Schönheit ausgezeichnet. Steffens, der Historiograph und Freund Werners in Halle, stimmt dem zu, was Goethe ehedem von dem jungen Werner mitgesagt hatte, daß er sich durch edle körperliche und geistige Vorzüge auszeichne. (Goethes „Campagne in Frankreich" und Steffens: „Was ich erlebte", Breslau 1820.) Goethe äußert sich gelegentlich seines Besuches in Münster 1792, wo Werner um diese Zeit in dem Stolbergschen Kreise schon weilte und Mitglied der „frommen sittlichen" Gesellschaft um die Fürstin Gallizin geb. Schmettau wurde, über die junge Generation in folgender Weise: Er habe dort getroffen „geistliche Männer von Sinn und Verstand, heranstrebende Jünglinge, wohlgestaltet und wohlerzogen, an Geist und Gesinnung vielversprechend." — Goethe unterhielt später einen gegenseitig anregenden Briefverkehr mit Werner von Haxthausen, dem Freunde der altdeutschen Kunst, deren Lob Goethe in jungen Jahren in Frankfurt so begeistert gesungen hatte. Der sonst sehr auf seine eigene Persönlichkeit und auf einen engen Freundeskreis sich zurückziehende Altmeister pflegte später in Wiesbaden den „Sammler neugriechischer Lieder" in seine vertraute Nähe zu ziehen. Es war im Sommer 1815. Sein Tagebuch berichtet nämlich aus dieser Zeit: „Wenig Fremdes berührte mich, doch nahm ich großen Anteil an griechischen Liedern neuerer Zeit, die in Original und Übersetzung mitgeteilt wurden, und die ich bald gedruckt zu sehen wünschte. Die Herrn von Natzmer und Haxthausen hatten diese schöne Arbeit übernommen," ... 30. Juni: v. Natzmer Neugriechische Gedichte. 2. Juli, Major von Haxthausen. 3. Major von Haxthausen Griechische Volkslieder — 4. Überlegung wegen Ausgabe der Volkslieder. 5. Major von Haxthausen Griechische Volkslieder . . . Mit Haxthausen auf dem Geisberg. Symbolie der Sprachverhältnisse. 7 von Haxthausen, Neugr. Volks L."


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des jungen Werner, der schon in zartem Alter eine auffallende Wißbegierde zeigte, wurde planvoll gehoben durch einen vielseitigen Unterricht im Geiste jener Zeit. Anfangs leitete diesen seine in ihrer aufrichtigen Frömmigkeit etwas besorgte Mutter, die in der außerordentlichen Fragelust des Kindes eine Gefahr für dessen Seelenheil wähnte. Heerdemerten, der biedere und „belesene" Hauskaplan, führte den jungen Zögling, dem Spiel und Scherz in den nach adeliger Gemütlichkeit eingerichteten behaglichen Räumen in Bökerhof und auf der Abbenburg wohl gefiel, in das Verständnis der Rudimente jeglicher Bildung ein. Mit seinen Schwestern Therese, der Mutter Annettens, Dorly, der späteren Gattin des im Weserlande angesehenen Freiherrn Philipp von Metternich, Dinette, der gestrengen Herrin auf der alten Karolingerburg Herstelle, Ludowine und Sophie, den fleißigen Sammlerinnen westfälischer Märchen, Sagen und Volkslieder, und endlich Anna, dem Kinde, der späteren Gemahlin des strenggläubigen Protestanten Karl von Arnwaldt, spielte der Bruder Werner, wenn auch schon zu einem stattlichen Jüngling herangereift, mit kindlicher Einfalt in den sagenumwobenen Ruinen der weithin in die sächsischen Lande schauenden Abbenburg. Manche freie Stunde benutzt er nach der Weisung seiner milden und die Familientraditionen hochhaltenden Mutter zum brieflichen Gedankenaustausch, und hier sei ein Brief des achtzehnjährigen mitgeteilt, der Zeugnis von dem klugen und ruhigen Denken des vielversprechenden Sohnes der Roten Erde gibt. Er schreibt 1798 an seinen Freund, den später so berühmt gewordenen Freiheitskämpfer von Dörnberg:

„Lange, recht lange ist es zwar schon, bester, daß du mir schriebest . . . Du hast recht, ich gestehe es, doch die Schuld war nicht ganz mein. Ledebur brachte mir ihn erst vor einigen Tagen, da er über Bökendorf kam, um nach Hildesheim zu gehen . . . Ihr habt nun unsere Gebirge für lange Zeit verlassen, das ist mir sehr unangenehm . . . Ich bin itzt erst seit einigen Wochen wieder hier. Die Hälfte des August und

den ganzen September war ich mit Carl[1]) und Herrn Herdemerten bald an diesem, bald an jenem Orte; wir überraschten recht meine Schwester und meinen Schwager zu Hülshoff; und wir hatten doch wirklich dort viel Vergnügen; ich war auch einigemal zu Münster; Carl war recht in seinem Elemente, das kannst du denken; gewiß werden ihn noch dereinst einmal die Flüche der Hülshofer Hasen, Hühner und Füchse treffen, die er so unvorbereitet zum Stix gejagt hat; er ging fast täglich auf die Jagd, die da sehr besetzt ist. Mein Schwager und meine Schwester sind wirklich recht glücklich; gewiß wenn ich Scenen eines häuslichen Glückes, einer Zufriedenheit malen wollte, ich würde von ihnen mir die Originale abbilden; ihr ältestes Mädchen[2]) ist ein recht närrisches Ding; viel, recht viel hat es uns alle durch seinen Witz und seine närrischen Einfälle und Spielereien vergnügt. . . . Folgendes Jahr hoffe ich dich an den Ufern des Rheines zu umarmen; o wie wollen wir da glücklich sein! dann können wir unsere Freundschaft Arm in Arm erneuern; und dann kommst du wohl auch mit mir für einige Zeit in unsere Gebirge zurück nach Bökendorf. . . . Friede, Friede, Friede schreit hier alles, was Zungen hat, denn das halbe Haus frönt der Politik; wenn also eine solche Nachricht aller Nachrichten kömmt, da stehen sicher die Zeitungen an allen Thüren festgeklebt; mir ist es noch immer so lieb nicht und so freut es mich nicht, denn mein Vaterland, Teutschland hat noch keinen Frieden. Mein Vater ist noch immer wenig hier, selten können wir ihn einige Wochen bei uns behalten; er muß alle Augenblicke nach Paderborn. . . .

Denke zuweilen an deinen Freund Werner."

In einem Briefe an seine Tante Freifrau von Calenberg in Paderborn besteigt er sogar mit 16 Jahren den

1) Carl, sein Bruder, der spätere Domherr von Hildesheim, der fleißige Sammler altdeutscher Bilder.

2) Jenny, die spätere Gemahlin des Germanisten Joseph Freiherrn von Laßberg auf Meersburg.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pegasus und schickt ihr folgende Verse: „ . . . Unsere Reise ging durch eure (Paderborner) Gegend:

Wo ein alter ewiger Winter der Gebirge Stirnen deckt
Und den Teppich seiner Fröste über Thal und Gründe streckt.
Wo die Tanne, vorm Verkälten bange, sich nie baden kann,
Denn der Bach deckt sich mit Eis, und der Teich zieht Wildschuhe an.
Wo stets in des Schnees Flocken euer Stift begraben liegt,
Wo der Gipfel eures Turmes sich nur in Orkanen wiegt.

— — — aber sobald wir in die Gegend von Reder, Brakel kamen, ach wie

Schön, wie reizend, überall und stets
Entfließen dem Füllhorn der ewigen Natur
Beseligende Lenze und Rosen uns nur;
Es duften am plätschernden Bache beim Schein
Des silbernen Mondes im schlummernden Hain, —
Der Nächte Violen; sonst Kinder des Mai's
Doch ewig bei uns im begeisterten Kreis;
Es tanzen beim flimmernden und funkelnden Glanz
Der Sterne die Sylphen im göttlichen Tanz.
Die Scharen der Elfen, entschweben dem Duft
Des himmlischen Äthers, entsteigen der Luft
Herab zu den Tälern des Friedens, wo nur
Die Wonne entsproßt der Fülle der Natur;
Dann hallen melodische Lieder und Sang
Der göttlichen Freuden den Bergen entlang,
Zurück von den lauschenden Felsen bis fern
Zum Ufer der murmelnden Bäche so gern.
Selbst Sterbliche nehmen die Göttlichen an
Und schweben mit ihnen auf grünender Bahn,
Als wären sie Brüder. Ich selbst flog heut —
Wer wird es mir glauben, doch bin ich bereit
Zu schwören auf Treue der Dichter; es ist
So wahr, als ihr auch von Sonnenschein wißt,
Wie schnell er entstehet, und wie er versinkt,
Wenn plötzlich der Schleier der Dämmrung ihm winkt . . ."

Das lebensfrohe und wissensdurstige Talent Werners wurde nach 1799 in den Wirren der französischen Revolution in ruhige Bahnen gelenkt durch den Aufenthalt in Münster. Hierhin hatte die um die sittliche und religiöse Festigung des



Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sohnes sehr besorgte Mutter den Stolz ihres Herzens geschickt und zwar auf Veranlassung des edlen Konvertiten Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Wir kennen das Charakterbild des großen Mannes seiner Zeit, wie es uns Janssen an der Hand von Briefen Stolbergs so anziehend geschildert hat.

Der Abschied von Abbenburg und Bökerhof wurde dem jungen Studenten der Rechtswissenschaft nicht schwer; denn sein später so stark ausgeprägtes kosmopolitisches Empfinden, das ihn bei aller Hochschätzung seiner Heimatliebe und Westfalentreue zum großzügigen Gedankenaustausch mit hervorragenden Ideenträgern seiner Zeit befähigte, trieb ihn mit impulsiver Kraft hinaus in die Hörsäle der Hochschulen, und dem von ihm verehrten Willen seiner lieben Mutter folgend ging er nach Münster. —

Wie seinen eigenen Sohn nahm Friedrich Leopold Graf zu Stolberg den „lieben jungen Freund" bei dessen Ankunft in Münster auf. Eine innige Ideengemeinschaft vereinigte den erfahrenen, lebensgeprüften Mann mit dem Jüngling in der Sturm- und Drangperiode. Zunächst wurde Werner als ordentliches, gern gesehenes und reichlich von seinem empfänglichen Geiste selbst vermittelndes Mitglied in den damals hochangesehenen und weithin bekannten Gelehrtenkreis, der sich im Hause der Fürstin Gallitzin öfter versammelte, aufgenommen. Er teilte seine Zeit so, daß er in früher Morgenstunde dem Studium antiker und moderner Sprachen und körperlichen Übungen oblag, dann besuchte er regelmäßig die juristischen Vorlesungen, nahm an den Reit-, Turn- und Fechtübungen teil und besuchte gegen Nachmittag und Abend die Familie Stolberg, wo er mit Stolberg und dessen Sohn Andreas gemeinsam sich der Lektüre römischer und griechischer Klassiker widmete. Daneben wurden eifrig die Kenntnisse in der hebräischen, arabischen, persischen, kurz in den orientalischen Sprachen vertieft. So schreibt der alte Papa Stolberg öfters an den „wackeren Werner", welche Kapitel in den Chrestomathien für diesen oder jenen Abend

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er besonders vorbereiten soll. Es knüpfen sich geistvolle Unterhaltungen an die auftauchenden philosophischen Grundfragen bei der Lektüre Platos, Aristoteles', Avicebrons, Avicennas 2c. an und Stolberg bewundert wohl die Schärfe des jungen Verstandes, befürchtet aber gleichzeitig große Gefahren für den „allzustürmischen Titanengeist". Werner stellt seine ganze fremdsprachliche Bibliothek Vater und Sohn Stolberg zur Verfügung, und eines Tages schreibt ihm Alfred in dankbarer Gesinnung:

„Mittwoch 7ten Juni.

Lieber Werner.

Heut Nachmittag halb 5 Uhr kam der Bote und brachte alle die Bücher und die griechischen Gedichte. Papa (Friedrich Leopold Stolberg) saß aber schon auf dem Pferde, um nach Brinke zu reiten, wo wir diesen Winter zubringen werden; ich ritt mit ihm, ging aber nach einem viertelstündigen Aufenthalt zu Brinke wieder zurück nach Tatenhausen; denn wir werden morgen erst ganz nach Brinke ziehen. Papa hat mir also aufgetragen, Dir einige Zeilen zu schreiben, weil er gar keine Zeit hätte, und Dir in seinem Namen vielmal für die griechischen Gedichte zu danken. Ich danke Dir vielemal für die Bücher, die Du Herrn Kellermann (dem Hausgeistlichen bei Stolberg und später erwählten Bischof von Münster) und mir geliehen hast; der Bote hat sie alle richtig überbracht. Besonders freut mich das Biblische Lexikon, die Arabischen 5 Bücher Moses, die Arabische Sprachlehre, das Exemplar von der Bibel, das Arabische Lexikon, das Aramäische und Arabische Handbuch und die Hebräischen Gedichte nebst der deutschen Übersetzung. Diese Bücher und besonders die Studien der arabischen Sprache werden mir wohl hoffentlich manche lange Stunde vertreiben. Lebe wohl, lieber Werner Dein Alfred Stolberg."

Eine dankbare Liebe verbindet ihn denn auch dauernd mit dem Stolbergschen Hause. 1806 verläßt Andreas Stolberg, der später so angesehene Graf im Münsterlande, das väterliche Haus. Werner von Haxthausen, der damals als


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Referendar in Münster beschäftigt war, widmet ihm ein beachtenswertes Abschiedslied.[1])

Wie sich das Freundschaftsband zwischen dem alten Stolberg und dem Onkel der größten Dichterin Deutschlands enge gefestigt hatte, geht aus folgendem Briefe Stolbergs

1) „Leb wohl und zieh in Frieden,
Leb wohl in Wort und That!
Sind wir nimmer doch geschieden,
Wo ein Himmel uns umfaht!
Gottes Wege sind gezogen
Wie des Himmels lichte Bogen;
Hier so wie dort
Trennet kein Wort,
Eint die Seele nur Gottes Wort.

Traun, des Frühlings Blüten scheiden,
Wie der Vögel Lieder ziehn;
So sind alle unsre Freuden,
Sie beglücken und entfliehn,
Und es kehrt der Frühling wieder
Und erweckt die treuen Lieder;
Treu so zurück
Wendend den Blick;
Kehre der Seele das alte Glück.

Leb wohl und zieh in Frieden!
Wandle in Gottes Kraft und Licht!
Sieh, wir sind ja nicht geschieden,
Unsere Herzen sind es nicht.
In der Liebe heil'gem Leben
Wirst Du uns zürückgegeben.
Wo ein Gemüth
Liebend erglüht,
Ruht es in dem nur, was ewig blüht.

Ach, wann seh ich Euch wieder,
Des Himmels ferne Gefilde;
Sehe das blühende Dorf,
Friedlich in Bäumen versteckt.
Ach, und das Schloß, das die Lieben umgiebt,
Das freundliche wieder?
Kehre dem Liebenden gern,
Ach, den Geliebten zurück."

Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

an Werner von Haxthausen hervor: Unter dem 3. Februar 1810 schreibt der erfahrene im Lebenskampfe und im Ringen für die Wissenschaft ergraute Mann an den hoffnungsvollen, in Jugendkraft strotzenden Gründer des Tugendbundes in Halle, Werner von Haxthausen, folgende ernste Worte:

Münster, den 3. Februar 1810.

Ich sage dir herzl. Dank für zween Briefe, liebster Werner, den ersten brachte mir Mengersen, den ich nur einmal gesehen habe, weil er bald zum Reichstag nach Cassel reisen mußte. Er gefiel mir, soviel von einer ersten Bekanntschaft zu sagen ist, recht gut. Nach seiner Rückkehr hoffe ich ihn mehr zu sehen.

Deinen zweiten Brief aus Halle empfing ich am 24. Januar. Er war ohne Datum, mag aber wohl in der Mitte des Januar geschrieben seyn, etwa drei Wochen nach deiner Ankunft. Es freut mich, daß du im Fache morgenländischer Kenntnisse mehr Materialien gefunden hast, als ich vermuthete; ich begreife aber, daß sowohl die indischen Missionsnachrichten — wofern sie nehmlich dort andere haben, als die dürftigen gedruckten, welche mir von Kindheit an bekannt waren, vielleicht aber in neuerer Zeit reichhaltiger geworden sind, als der durch Forscher, Vater und Sohn, dann durch Sprengel erweckte Sinn für Länderkunde, die dortige Bibliothek dort mit manchen Schätzen bereichert haben; nur kann ich mir nicht vorstellen, daß sie in dieser oder in irgend einer anderen Wissenschaft mit der Göttingschen sollte wetteifern können, welche gewiß wenige ihresgleichen hat, und mit allen Schätzen der engl. indischen Gesellschaft begabt ist; sowie sie auch gewiß weit mehr von dem, was Rom und Paris bekannt gemacht haben, besaß, als das doch immer mit preußischer Sparsamkeit dotierte Halle.

Aber es scheint, daß der tote Buchstabe der Schriften dich weniger dort interessiert, als du gefesselt wirst vom lebendigen Geiste Eines Mannes. Sonachte möchte man glauben, daß die Nachrichten der Griechen vom Hyberboräischen (sic) Apollon, eigentlich nur Weissagungen auf den norwegischen Weisen, Herrn Steffens gewesen wären. Liebster Werner, die Bewunderung,


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welche dieser dir abgewonnen, hat mich betrübt. Ich habe nur Einmal, auf kurze Zeit, ein physisch-religiosisch, mystisch-atheistisches Büchlein dieses Weisen in Händen gehabt, welches mir sowohl wegen der Aufgeblasenheit des Mannes, als der alle Religion und Moral vernichtenden Tendenz seiner Lehren, — soviel die Unverständlichkeit des Styls, welche mir auf Verworrenheit der Begriffe zu deuten schien, mich davon urteilen ließ, — so erbärmlich als böse vorkam. — Auch habe ich, bald nachher, in Holstein Anlaß gehabt, vieles von dem Manne selbst zu hören, was wahrhaftig nicht geeignet war, seiner Lehre Eingang zu verschaffen. Er hatte eben damals um Erlaubnis nachgesucht, in Kiel oder Kopenhagen Collegia zu lesen, und es ward ihm die Erlaubnis dazu angeboten, wofern er sich der philosophischen Lesestunde enthielte, weil sein Atheismus bekannt sei. Übrigens hatte sein Ruf, wie aller dieser Raketen, schon ausgeglüht, und überhaupt ist man, dünkt mich, schon ziemlich von dem Unfuge der neuen Spinozisten, deren keiner des Meisters Scharfsinn noch Bescheidenheit hat, zurückgekommen. Wenigstens unter den Protestanten, wo sie ihren Unfug am meisten trieben. Sollten nun gelehrte Katholiken das veraltete, von einem Weisen eines Tages auf den anderen Weisen eines Tages übergegangene Kleid als ein neues, feines Gewand anziehen? Du sagst selbst, daß seine Schriften unverständlich seien. Aber zeigt er denn eher im Leben jene Weisheit, welche auf inneren Besitz hoher Erleuchtung deuten möge? Ist es Verleumdung, was man von seiner marktschreierischen Prahlerei sagt? Von seiner Sinnlichkeit im Essen und Trinken? Von einem luziferischen Stolze bei hohler Leerheit, sobald man ihn näher untersucht? Ist er ein Christ oder nicht? Ich weiß wohl, daß dieser Frage durch einen eitlen Galimathias könne auf gewisse Weise entschlüpfet werden; aber dann frage ich geradezu: Glaubt er an die Geheimnisse unserer Religion? und übt er ihre Sit.enlehren mit strenger Gewissenhaftigkeit und lauterer Demut? Wofern du diese Fragen mit „Nein“ beantworten mußt, willst du denn, — ich sage nicht an einzelnen wissenschaftlichen positiven Kenntnissen, deren auch ein Narr und ein Atheist haben kann, aber was


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kannst du denn an Weisheit von ihm gewinnen? Und welchen Schaden, wofern dir ein solcher ehrwürdig scheinen sollte?

Lieber, bester Werner! Entweder du bist fest im Glauben, oder du bist es nicht. Im ersten Falle darfst du dir mit einem solchen Zwerge nicht viel zu schaffen machen; im anderen noch weniger, weil dein Zustand desto gefährdeter sein würde; es wäre denn, daß du Jesum Christum für Herrn Steffens verlassen hättest. Da ich aber versichert bin, daß das nicht der Fall sei, gleichwohl fühle, daß du schwankest, so bitte und beschwöre ich dich, den Vater des Lichtes um Erkenntnis anzurufen; und dich jener Nüchternheit zu befleißigen, die dem Kranken vor allem geziemt. — Täusche dich ja nicht, daß das Christentum in seinem Werte bei uns bestehen könne, wenn wir zugleich nach der Afterweisheit seiner Feinde haschen; es ist nur ein Weg zur Wahrheit, und dieser Weg ist die Wahrheit, und diese Wahrheit ist das Leben. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", sagt der Sohn Gottes; und die Wege der Afterweisheit sind Irrtum und Tod.

Amoris Deum anima sub Deo dispicit universa. Solus Deus immensus et aeternus, solatium animae et vera cordis laetitia.

Wie ist es möglich, daß irgend eine menschliche Philosophie Reiz haben könne für uns, wenn sie nicht vom göttlichen Offenbarten, — nun aber, da es offenbart ward, — so fruchtbaren als lichten und himmlischen Prinzip der Liebe ausgeht? Gott sei mit dir! Ich wünsche es dir mit bekümmertem Herzen. Gott sei mit dir, bester Werner! Daß man den Lüsten nachgehen könne und dürfe, ja daß man es solle, um das zu sein, was man sein kann, das ist zuletzt das Resultat der erhabenen Philosophie des letzten Jotazeichens, ein Prinzip, welches alle Völker aller Zeiten als so abscheulich, wie albern würden verworfen haben; welches dennoch gemeinet, indem es den Herzen schmeichelt, — wofern man das Herz nennen dürfte und bessere Wegen oder genannt würde, — und den Verstand durch die seltsame Schamlosigkeit stutzen macht, daher als etwas Neues blendet. Neu wäre allerdings der Dekalog: du sollst dein Gott


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein, du sollst, — wenn es nützlich ist, töten, ehebrechen, stehlen rc. Läuft nicht diese moderne Weisheit geradezu darauf hinaus? Wenn du Halle verläßt, so wirst du doch wohl nicht zu Pestalozzi wallfahrten? . . .

Dein Stolberg."

Eine wahrhaft väterliche Sorge spricht aus jeder Zeile, und wir verstehen es, wenn Werner von Haxthausen zeitlebens mit treuem Herzen an der Familie Stolberg hing. Wie sehr man ihn hier schätzte, geht aus einem niedlichen Briefchen hervor, das die edle Nichte Stolbergs, Charlotte Bernstorff, am 15. Januar 1814 Werner Haxthausen zusandte. Es ist adressiert: Für den Herrn von Haxthausen, Flügeladjutanten des Generals Wallmoden in Neumünster und beginnt mit der Urschrift des Kriegsliedes Christian Stolbergs, des Bruders Friedrich Leopolds, „Die geweihte Fahne. Ein deutsches Kriegslied".[1]) Dazu bemerkt die Schreiberin noch folgendes: „Abgeschrieben nicht für den Feind, — nicht für den Fremden, aber für den schnell erkannten Freund und Bruder im Hausgenossen und Liebling des Papa Stolbergs, von seiner Nichte Charlotte — darnach (?) Bernstorff-Stolberg.

Wie zwei Bretter, schwimmend auf dem Weltmeer,
Finden sich und trennen sich die Menschen.
Jede zarte Blume der Bekanntschaft
Pflanzet schon der Trennung Dorn ins Herz Dir.
Ach! und Trennung von geliebten Freunden
Ist uns wie des Todes dunkle Blindheit.
Für die Krankheit gibt es keinen Arzt mehr." —

Wie aufrichtig die Freundschaft Werners zu dem alten Stolberg und dessen Familie war, zeigt auch ein bisher

———

1) Vergl. Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg (Hamburg, Perthes 1821) II, S. 275. Die Urschrift zeigt nur geringfügige Varianten (IV, 3 Siegen statt Segen, VI, 1 Krieger statt Reigen, VII, 4 Andachtsgluth, VIII, 3 Wenn ernster Will ihn hebt, ist Schmerz, X, 1 hohe, 2 Kind und Weib und Herd).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht veröffentlichtes Lied Stolbergs.[1]) Zur Illustration der Stellung Werners im Stolberg'schen Hause und besonders seines damals schon klaren politischen Blickes seien

---

1) „Wer folgt mit holdem Angesicht,
Wer folgt dem ganzen Trosse?
Ist das der kühne Werner nicht
Auf feuerfarbnem Rosse?
Er sinnt und denkt den hohen Plan,
Wie brav gefochten werden kann!
In ziert ein großer Stürmer,
Des großen Hirnes Schirmer.

Und Weiber, Kinder sehn uns nach,
Schaun ängstlich durch die Fenster,
Die Männer klettern auf das Dach,
So bleich wie die Gespenster.
Drauf kommandiert: „Marsch, Marsch!" der Held (Werner d. V.)
Und alles räumet uns das Feld.
Der Sieg ist bald errungen
Und Warendorf bezwungen.

Zum guten Feldmann gehts nun hin,
Um sich hier zu erfrischen,
Wir ziehen nach der Emse hin,
Indes sie hier auftischen.
Und schwimmen in der kühlen Fluth
Und Watson holt mit frischem Mut
Voll rothen Weins zwei Flaschen
In englisch weiten Taschen. *)

Ha, braver „Watson", Ehrenmann!
„Dein England soll auch leben",**)
Ruft jeder, der 'nen Hieb gethan;
„Hoch soll er selber leben".
Drauf gehen sie, des Schwimmens satt
Zum vollen Tisch; bereitet hat
Die Teuf schon der Meyer
Zur frohen Abschiedsfeier.

(Watson, ein englischer Lord, ein Freund und Verehrer Goethes und Fried. Leop. Stolbergs.)

*) Eine andere Lesart: „Die bringt er in den Taschen."

**) Eine andere Lesart: „Hoch sollst Du selber leben".


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus seinen Briefen der Münsterer Zeit folgende Stellen mitgeteilt.

Einmal schreibt er an seine besorgte Mutter:

„Hier befindet sich alles recht wohl. Die Stolberger gehen gegen Mittes Mayes nach Wernigerode, wo dann die Hochzeit seyn wird. Die Gräfin wünscht sehr, liebe Mutter, Sie kennen zu lernen. Sie wären gern über Bökendorf gegangen, allein sie fürchten sehr, Sie zu inkommodieren, indem die Kinder alle mitreisen, und daher die Gesellschaft sehr groß werden wird. Es ist daher aller meiner Remonstrationen ungeachtet beschlossen worden, nicht über Bökendorf zu gehen. Ich gehe noch immer fleißig mit ihnen um, wie immer und freue mich alle Tage mehr über das Glück dieser Freundschaft und Bekanntschaft. Sie glauben nicht liebe Mutter, was für treffliche Leute sie sind, die ganze Familie, Eltern, Kinder und Ihre Anverwandten, die sie zuweilen besuchen. Nachdem sie fort sind, und sie bleiben denn doch 4—6 Wochen aus, denke ich nach Hülshoff auf 8 Tage zu gehen zur guten Therese

---

Schon sitzen sie am Ehrenmahl
Und fangen an, zu schwärmen;
Als Werner plötzlich auf einmal
Sich wendet aus dem Lärmen.
Und holt ein Faß vom Weine schwer,
Ganz voll von Dreiundachtziger,
Zwei große scharfe Hieber
Die legt er kreuzweis drüber.

Nun tranken sie zum Abschiedsschmaus
Und sangen alte Lieder;
Bis sich der Abend senkt aufs Haus
Und dreimal froh die Brüder.*)
Was weiter noch geschehen ist,
Singt Werner selbst zur andern Frist,
Er war mit uns beim Feste
Und räumte wohl aufs Beste."

*) Eine andere Lesart: „Bis alle Flaschen waren aus,
Und froh und frisch die Brüder."


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und August[1]) . . . ein paar Tage waren Sie beyde mit den Kindern[2]) hier, um die Schöpfung zu hören". . . .

Ein anderes Mal schreibt er an seine „theuere Mutter": „Ich habe noch alle Tage Lektion bey Stolberg; des Werktags lesen wir zusammen den Homer und des Sonn- und Feyertages die Bibel im Grundtexte, die er dann, wie Sie leicht denken können, außerordentlich schön erklärt. Nun könnt ich zwar wohl, ohne daß es mir großen Schaden thäte, einige Zeit fortgehen, und dann nachher fleißig nachholen, allein, sobald ich daß tun will, dann hört Stolberg jedesmal so lange auf; dann hält er mit der ganzen Lektion so lange inne, bis ich wiederkomme, und da er so sehr darauf sieht, daß seine Söhne etwas thun sollen, und diese also faullenzen müßten, so kann ich nicht gut hier weg kommen, selbst nicht nach Hülshoff. . . . Die junge Frau von Böselager von Heesen ist glücklich mit einem Knaben entbunden. Die Fruchtbarkeit ist überhaupt hier außerordentlich groß dieses Jahr; hier in der Stadt allein sind über 12 Paar Zwillinge geboren, und in der Gegend von Bekum ist eine Frau gar mit 5 Kindern niedergekommen; sie sind alle noch lebendig getauft; 2 sollen auch noch leben. Das heißt doch Israels Segen ruht auf diesem Lande!" . . .[3])

---

1) Therese ist Werners Schwester, die mit dem im folgenden Liede und an dieser Stelle genannten Clemens August von Droste vermählt war.

2) Besonders sind zu erwähnen Jenny, die ältere Tochter, die Gemahlin des Germanisten Jos. Laßberg und Nette, die bekannte Dichterin.

3) Zum Schlusse der Darstellung der aufrichtigen Begeisterung Werners von Haxthausen für die Familie Stolberg seien noch folgende Strophen im Auszug aus einem Abschiedsliede mitgeteilt, das der dankbare Werner gelegentlich sang, als Andreas Stolberg, den sie Arnold Walther nannten, Münster verließ. Werner und weitere sechs Freunde begleiten den braven Sohn des Konvertiten, und romantische Begeisterung erfüllt ihre mit stolzen Zukunftsplänen frohgeschwellte Seele.

„Was zaget die Schwester,
Was zaget die Braut?
Was zagen zarte Mütter?


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 4. July 1802 schreibt er von Münster aus an seinen Vater:

„ . . . Was sagt man im paderbornschen, und allen den Duodezausgaben der Landeshoheit, was sagt man von einer zukünftigen Regierung! Fühlt man schon die Krallen des schwarzen Habichts an der Kehle, oder vielmehr am Larinx vocis, daß man ob seiner Leiden in den Tagen, die da kommen

Sie ächzen tief, sie weinen laut,
Doch achten's nicht die Ritter.
Nach Warendorf steht uns der Sinn
Durch Ewerswinkel geht es hin.
Wohlan! ihr dürft nicht weilen,
Daß wir es noch ereilen. —

Es gilt, versprochen haben wir,
Den Arnold zu geleiten;
Den Arnold Walther heut von hier
Sechs Stunden zu begleiten.
Wohlan besteiget flink das Roß,
Denn Walther selber führt den Troß;
Es gilt hier keine Feier,
Wohlauf zum Abentheuer.

Der Abschied liegt ihm schwer im Sinn,
Doch muß er sein vergessen;
Er schwenkt sein Roß wohl her und hin,
Bald ist der Weg gemessen.
„Ein Türke, der's wohl zehnmal kann",
Und „Du komm einmal lieber Mann", — *)
Und andere Lieder schallen,
Daß Haid und Wälder hallen.

— — —

Jetzt ordnet Walther wohlgemuth
Die Schar der tapferen Knappen;
Dann sprengt er vor mit kühnem Mut
Und spornt den braven Rappen.
Ihm folgen alle zwei und zwei
Und August Droste ritt neben bei,
Der Wagen folgt, gefahren
Von Krusens edlen Maren.

*) Bekannte alte deutsche Volkslieder, die, wie es damals Brauch war, unterwegs gesungen wurden.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden, nicht mehr schreyen mag? Die Münsterländer sind jetzt ob ihres embonpoint einer Heerde Straußen vergleichbar, die in der Noth, wie zum Walzen rings im Kreise herumlaufen, um vor Taumel nichts sehen zu können, wenn man allenfalls ihre Eyer oder gar ihre höchsteigene Person nehmen würde. Advokaten, und Doktoren der Rechte oder Medizin studieren alle Tage die preußischen Gesetze; sie sind so erfreut über ihre Fortschritte in diesem neuen Studium, daß man ihnen die Worte von der Stirne liest: „Aus dem Kapitel des sovielten Buches werde ich dich schneiden; da werde ich an dir saugen können, bis ich fein und voll bin; denn wenn du dich unterstehst, mich, ehe ich will, abzuweisen, dann werde ich, wie ein echter, wohlberüsselter Rechts-Egel wenigstens dafür sorgen, daß mein Stachel bleibt und kein solcher Rechtspatient ohne Geschwüren davon kommt." Die Armen Doktoren! Sie denken dann recht schneiden zu können und werden doch wahrscheinlich alsdann in kurzem zu den Beschnittenen gehören. Die übrigen Münsterländer sind entweder frohen Muths und hoffen das Beste und rechnen dabei auf die Tage der Thränen, die da kommen könnten; oder sie haben heute keine Zeit etwas zu denken . . . Sie wissen ja, lieber Vater, daß die Westphälinger zum drittel zu den animalibus ruminantibus . '. ." gehören — — — Die Kleinen zu Hülshoff, Jenny, Nette wachsen außerordentlich; ich gehe zuweilen den Mittag hin, bleibe die Nacht da und gehe um 4 Uhr wieder weg — — —"

Über seine juristischen Studien in Münster hatte er unter dem 1. Mai 1801 seinem Vater schon geschrieben:

„ . . . Ich habe das, was man hier gut vorträgt, am meisten studiert und mich zugleich auf Vorbereitungswissenschaften, auf Nebensachen, die mich auf einer ordentlichen Universität nicht mehr aufhalten dürfen, auf Sprachen, die an anderen Orten zu theuer bezahlt werden müssen u. dgl., gelegt. Diesen Winter legte ich mich vorzüglich auf Staatsrecht und ius canonicum, die beide sehr gut vorgetragen werden, und dann auf das Kollegium der Institutionen, als nöthiges Vorbereitungskollegium, ob es gleich so elend, als möglich, gelesen wird. Nebenbei



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

studierte ich privat die schon angefangenen Sprachen als Griechisch, Latein, Französisch und Italienisch und nahm das Spanische hinzu. Ich bin auch mit diesem soweit, um die gewöhnlichen Auktoren dieser Nation verstehen zu können, und nun möchte ich gern diesen Sommer Englisch lernen, wenn mich nicht zwei wichtige Ursachen abhielten. Der hiesige Sprachmeister soll nicht die reine Aussprache besitzen, daher habe ich es noch immer auf Göttingen verspart, indem ich diese Sprache recht aus dem Grunde, wie meine Muttersprache zu lernen wünschte; und endlich kostet mir das wieder 6 Thlr. mehr alle Monat. Und soviel kann ich nicht abzwicken, ich mag noch so sehr sparen. Übrigens lege ich mich diesen Sommer auf Civilrecht, repetiere Institutionen und Canonicum und höre daneben Chemie, wobei ich Physik für mich studiere, um doch, da ich, wie Sie wissen, noch nichts von beiden wußte, nicht ganz unwissend darin zu bleiben . . ."

Mit vertieften Kenntnissen in den alten und modernen Sprachen, mit gut begründetem Wissen in der Rechtsgelehrsamkeit, besonders aber reich an dauerhaften Welt- und Lebenserfahrungen als ein Freund Stolbergs und der Münsterer „familia sacra" kehrte Werner Ende 1802 von Münster nach Abbenburg zurück.

(Schluß folgt.)

---

Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XLVI.

## Menschen und Bücher.

Ein durch wissenschaftliche Beherrschung des wechselreichen Inhalts wie durch stilistische Formgebung gleich anziehendes Buch bringt Dr. Wilhelm Kosch unter obigem Titel.[1]) Geboren 2. Dezember 1879 zu Drahan (Mähren), betrat derselbe zuerst an der Universität Prag den Lehrstuhl für deutsche Literaturgeschichte, wirkte in derselben Eigenschaft zu Freiburg (Schweiz) und wurde von da als Professor an die Hochschule nach Czernowitz, dieser im äußersten Südost als ein wahres Bollwerk deutscher Wissenschaft blühenden Stätte, berufen, um sich hier mit dem, dort seit langen Jahren für das spezielle Fach der älteren Germanistik eifrigst schaffenden Oswald von Zingerle, in das Gebiet der neuen Literatur vor einem zahlreichen, vielsprachigen Auditorium in neidlosem Wetteifer zu teilen.

Eine beiläufige Auswahl seiner in vielen Zeitschriften zerstreuten neueren biographischen Skizzen und Charakteristiken hat Professor Kosch sachgemäß in historischer Folge geordnet, eingeleitet durch eine treffliche Übersicht aller geistigen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland mit zahlreichen Ausblicken in die europäische und angrenzende Weltliteratur.

Allen voraus geht Clemens Brentano, der Dichter (1778—1842). Man denkt unwillkürlich an Faust's Jammerruf: „Wo faß' ich dich, unendliche Natur!" Brentano, dieser Proteus, mit dem schillernden Kaleidoskop von Humor, Witz, Laune und einer Untiefe von Phantasie und Empfindung. Er hatte, wie die Weimarer Dioskuren, auch eine langwierige

1) Vgl. Menschen und Bücher. Gesammelte Reden und Aufsätze von Dr. Wilhelm Kosch. Verlag der Dykschen Buchhandlung. Leipzig 1912 (362 S. 8⁰. Preis 5.50).




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sturm- und Drangzeit, in welcher doch schon neben dem verwilderten „Godwi" und den gespenstigen „Nachtwachen von Bonaventura" (welche nun endgültig seinen Conto belasten) jene goldig klaren „Rheinmärchen", die seelenvolle Historie vom „Fahrenden Schüler", jene dantesken Terzinen aus den frühesten Jugenderinnerungen und voraus jene „Rosenkranz"-Romanzen sich kristallisch ansetzten, die leider nie ihre Vollendung fanden. Daß letztere nicht durch Ph. Otto Runge den getroffenen Arabeskenschmuck erhielten, war kein artistisches Mißgeschick, da ihnen erst Eduard Steinle's still beseligende Kunst zur einzig möglichen Illustration verhalf.

In rührender Selbstanklage klingt Brentano's Leid aus jenem im Jahre 1810 an Runge gerichteten Brief: „Früher hinreichend vernachlässigt, später im Kaufmannsstande nicht allzuweise angewendet, dann auf Irrfahrten nach dem goldenen Vließe seekrank, schiffbrüchig und in Sklaverei geraten" war doch der reine Lebensquell der Poesie getrübt, bis der neue Parcival nach schweren Kämpfen, viel Schildbrechen und Speersplitterns vor der stillen Einsiedelei des treuberatenden Trevrezent, den schmalen Pfad zum früheren, längstverlorenen Heiltum der Gralburg zurückgewann. War ihm doch ein starkes Erbgut seines Schwesterleins, der zeitlebens wechselbalgig verharrenden Bettina (1785—1859) zugefallen, welcher ein scharfpsychologischer Literärhistoriker das zutreffende Horoskop stellte, sie sei eine „unheimliche unbegreifliche Mischgestalt: Halb Hexe, Engel, Priesterin und Bajadere, Vogel und Schlange, Eidechse und Schmetterling; bald ein deutscher Student mit Reitpeitsche und Kanonen, Kabale und Liebe, Kind und Unschuld vom Lande und Schauspielerin; bald Jungfrau vom See, dann wieder Diogenes in der Tonne; Marketenderin und Elfenkönigin; halb Jakobiner mit der Freiheitsfahne; halb Nonne und gottbegeisterte Pantheistin" usw. An diesem bitteren Lotus zehrte auch ihre minnesieche Freundin Günderode (1780—1806), welche ihr verzehrend Leid durch Dolchstich und im Neckar endete.

Clemens laborierte fast zeitlebens an gleich übermütiger

Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Lustigkeit und Melancholie, womit er seine Umgebung ebenso zu elektrisieren wie zu quälen und zu verwirren liebte, eine Art „Schlangenschwörung", was Görres (Schellberg II, 147) also andeutet: Brentano „hat immer alle Taschen voll Eier, Nachtigalleneier und Basilisken, Kröten, Grasmücken, Rotkehlchen, Häher und Sperber und wo er irgendeine Glucke brütend sitzend findet, da schiebt er sie unter, den zahmen die wilden und den wilden die zahmen, und wenn sie ausgebraut haben und mit Schrecken die wunderlichen Kreaturen und doch von ihrem eigenen Fleisch und Blute, erblicken, dann kommen sie sich selbst als Fabelhanse vor und möchten sich im Ärger selbst auffressen. Dabei stochert er sich mit dem Federkiel ganz ruhig die Zähne und sieht verwundert die Jagd oder niest sein Lied dazu."

Während der Gewaltige in Weimar alle seine Erzeugnisse sorgfältig sammelte und der grämliche Grillparzer seine Gedankenspähne sorglich zu Papier brachte und Blatt um Blatt in seiner Lade verschloß, streute Brentano mit vollen Händen sorglos seine Schätze, Regenbogenschüsselchen und Donnerkeile, seine Geistesblitze und Witze in atemloser Hast aus. Kam dann sein Schifflein in stille Fahrt, so floß es wonnig dahin, bis er plötzlich das Fahrzeug verankernd selbes meist auf Nimmerwiederkehr verläßt. So gilt auch von ihm das schöne Wort Wilhelm Grimm's über den an gleicher Krankheit leidenden edelsinnigen Achim von Arnim: „Manchmal war der Becher zu klein und der Wein strömte über, oder er war zu groß und wurde nicht bis zum Rande gefüllt: Immer aber war der davon aufsteigende Duft rein und erfrischend."[1])

1) In einem Briefe an Eduard von Steinle klagte Brentano „ein sehr unglücklicher Mensch zu sein, denn er könne kein Glas mit Wasser füllen, ohne daß selbes über den Tisch läufe". Ebenso sagte Prof. Dr. Sepp von sich, er begreife nicht, wie es komme, daß er (Sepp) „auch bei einem ganz runden Tisch an einer Ecke sich stoßen könne" — ein Manöver, welches Einem häufig genug zu seiner erst später bemerkten Überraschung zu Einsicht und Fühlung gelangt.



Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nach einer biographischen Skizze und Charakteristik seiner Schöpfungen ergibt sich ein Porträtbild des Dichters, welcher ganz unzutreffend von einem Literärhistoriker als „komischer Heiliger“ bezeichnet wurde: „Aber als Heiliger gab er sich nie, und mit jemand, der ihn für komisch hätte halten wollen, möchte er, der in Phantasie und Ausdruck allen überlegen — wohl komisch umgegangen sein“. Über seine endgiltige Lebensauffassung bekannte er selbst: „Ich bin nicht finster, nicht ohne Frieden, nicht menschenfeindlich, habe keine trübe Religionsansicht — nein, ich bin offen, heiter, liebe meine Feinde so sehr, daß es mir undenkbar, welche zu haben; meine Religion ist keine Ansicht, sondern ein fester Glaube an die ewige, in der Zeit geoffenbarte Wahrheit. Wie wäre es aber möglich, daß bei einem Herzen, das wie ein Buch offen zutage liegt, nicht Blätter voll Thränen mit etwas verschossener Schrift erscheinen sollten, wenn dieses Herz vor den Menschen wie vor Gott sich mannigfach schuldig aussprechen muß? . . . Ich bedarf ebenso sehr der Barmherzigkeit der Menschen als der Gottes!“ Das Genialische zog ihn, auch wenn es ganz unzeitgemäß, fremdartig, so seltsam unbekannt war, erst recht mächtig und bahnbrechend an — z. B. wie das damals vergessene sogenannte „Straßburger Fahnenbild“ und der erst in neuester Zeit wieder entdeckte Maler Grünewald, die verschollenen deutschen Volkslieder, Neapolitanischen Märchen und altfranzösischen Chronistenschätze! Die Tore philosophierender und spekulativer Abstraktion blieben ihm verschlossen, und wenn gleich sein ganzes Leben, wie er humoristisch bekennt, „aus einer beständigen Reflexion und Anschauung bestanden, so war leider ihr Gegenstand kein besseres Kunstwerk als meine eigene, arme Person, welche mir endlich, beschämt und geärgert, daß ich ihr immer in die Augen sah, selbst den Rücken drehte.“ Brentano vereinigte Alles in sich, was die Natur und Bildung seiner Zeit ausmacht, als Dichter aber und Prophet stand er über ihr: „Wohl dem, der eine große Stube, ein großes Herz und ein großes Leben hat.“ Seine


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stube war die Welt, sein Herz die Kirche, sein Leben die Poesie!

Drei größere Aufsätze beschäftigen sich mit dem Dichter Freiherr von Eichendorff und dessen Verhältnis zu Theodor von Schön (geb. 1773, gest. 1856) welcher seit 1807 mit Freiherr von Stein, Scharnhorst u. a. zu den Faktoren gehörte, welche Preußens Erneuerung fundamentierten. Seit 1810 Regierungspräsident in Gumbinnen, 1816 Oberpräsident von Westpreußen und 1824 über die ganze Monarchie, war derselbe von 1820 mit Eichendorff in innigster geschäftlicher Fühlung und hochachtungsvoller Freundschaft, obwohl in mancherlei Beziehungen ihre Anschauungen sich wesentlich unterschieden. — Weniger erfreulich sind die Einblicke von Eichendorffs Erlebnissen mit seinen Verlegern, welche den in solchen Angelegenheiten gänzlich unerfahrenen Dichter lange mißbrauchten.

Völlig neu ist die Entdeckung und erstmalige Einführung des Freifräulein Luise von Eichendorff (geb. 13. April 1803 zu Lubowitz), einer bisher ganz unbekannt gebliebenen Schwester des Sängers, welche nach einem längeren Nomadenleben bei befreundeten Familien um 1840 in Baden bei Wien sich niederließ, dort ein Haus erbaute und trotz ihrer beschränkten Mittel einzig caritativen Bestrebungen in bewunderungswürdiger Weise mit Aufwand aller ihrer Kräfte oblag. In dieses von ihr gegründete Heim nahm sie arme, verwahrloste Kinder, alte hülflose Leute, aber auch herrenlose Tiere, welche sie mit der rührendsten Teilnahme, selbst mit Aufwand ihrer Händearbeit versorgte, bemutterte und pflegte. Instinktmäßig und ohne weitere Beihülfe ging sie an eine werktätige Behandlung der sozialen Frage, die sie ohne klares System, einzig nach ihrer grenzenlosen Herzensgüte und Selbstlosigkeit ausübte. — Nächst den Werken ihres Bruders empfand sie tiefe Bewunderung für Lenau, insbesondere aber fühlte sie sich angezogen von Adalbert Stifter, mit welchem sie bald in einen nahezu zärtlichen Briefwechsel und Gedankenaustausch geriet, der vorerst als einzige Quelle ihrer


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tieffühlenden, schönen, edlen und reichen Seele dient. Trotz ihres religiösen Glaubens von vielen Zweifeln gequält, blieb sie doch immerdar ihrem Gott getreu, ein wahres Martyrium durchkämpfend, in welchem sich ihre physische und geistige Kraft allmählig umnachtete, so daß sie zuletzt, in demselben Sanatorium wie Lenau, zu Döbling am 26. Dezember 1883 verdämmerte. Auch schriftstellerisch tätig arbeitete sie früher an einer künstlerischen Gestaltung ihrer Jugenderlebnisse, ein seither noch verschollenes Manuskript; möchte dem glückhaften Spürsinn ihres Biographen eine Auffindung gelingen!

Damit ist für Kosch' feinfühlige Charakteristik der Übergang zu Adalbert Stifter (über dessen „Lebens- und Kunst-Ideal") naheliegend, ebenso zu den vielfach geistesverwandten immer neue Freundeskreise gewinnenden Eduard Mörike und Wilhelm Raabe. Zwei meisterhafte Porträtbilder entwirft Herr Kosch von J. M. von Radowitz, dem großen Vorläufer des eisernen Kanzlers, und Prinz Emil von Schönaich-Carolath; seine in der Zeit des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 spielende kleine „Die Kiesgrube" betitelte Erzählung wird in dem vom „Dürer-Bund" herausgegebenen „Schatzgräber" (Heft 6, Preis 10 Pfennige), wohl die weiteste Verbreitung erobern. Daran schließen weitere Ausblicke auf Franz Schuselka, Richard Schaukal, Martin Greif, Enrika von Handel-Mazzetti und J. V. Widmann.

Abgerundet ist das ob seiner Vielseitigkeit gewinnende Werk durch einen Hinweis auf das von den Grimms begründete, von Moriz Heyne u. a. weiter geführte „Wörterbuch der deutschen Sprache", welches als ein wahrer Hausschatz in keinem behaglichen Heim fehlen sollte, so weit unsere Zunge klingt. Daß darinnen der nachher so zu Ehren gekommene Dichter Prokop von Templin bisher übersehen und das sprachgewaltige Freundespaar Görres und Brentano ausgeschlossen wurden, während doch Achim von Arnim vollauf zur Geltung gelangte, ist von W. Kosch mit Recht als eine „befremdende" Erscheinung gekennzeichnet. H.

Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## XLVII.

## Ein Blick auf die XI. internationale Kunstausstellung in München.

Von Max Fürst.

(Schluß.)

Warum schon seit Jahren die angelsächsischen Vettern überm Ärmelkanal der Münchener Ausstellung keine Hand mehr reichen, wissen wir nicht zu sagen. Ihr Fehlen gilt immerhin als bedauerliche Lücke; umso anerkennenswerter ist es von den Franzosen, daß ihnen die Vogesen nicht als zu hohe Mauer erscheinen, um ihre Erzeugnisse friedlichen Kunstschaffens uns vorzuenthalten. Freilich dürfte die Zahl der gesandten Gemälde nicht hinlänglich sein, um vollen Einblick in die heutige französische Malerei zu gewinnen. Angesichts des Dargebotenen läßt sich nur konstatieren, daß man in punkto Farben wohl auch in Paris experimentiert, doch exzentrischen Malversuchen nicht mehr so zugeneigt erscheint, wie es um die Jahrhundertwende noch der Fall war. Es soll betont sein, daß so rohe, brutale Aktmalereien, wie man sie anderwärts sehen kann, trotz der Vorliebe vieler französischer Maler für Darstellung des Nackten, hier nicht zu finden, daß Noblesse und Grazie an sich als achtbare Eigenschaften der französischen Malerei zu erkennen sind. Waren solche Vorzüge der Kunst Frankreichs schon in früherer Zeit eigen, so ist es besonders erfreulich, dieselben auch auf die mehr naturalistisch-reformierte französische Malerei, die von der süßlich theatralischen Salonkunst des letzten Kaiserreiches weit abgeschwenkt, ebenfalls übertragen zu sehen.

Ungleich zahlreicher als die Franzosen stellen seit Längerem die Italiener im Glaspalaste sich ein. Aber nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ sind die italienischen Leistungen zu schätzen. Aus der noch vor zirka vierzig Jahren


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziemlich schal gearteten Malerei, die ein förmliches Ausruhen von den einstmaligen großen Erfolgen bekundete, ist eine moderne Kunst erwachsen, die gesunden, frischen Pulsschlag zeigt und in koloristischer Hinsicht geradezu Vortreffliches zu schaffen weiß. Manche Künstler haben allerdings wieder bei den Alten zu lernen versucht, um mit titianischem Farbenverständnis ihre Werke zu gestalten, wie z. B. Giov. Rastellini es vermag, dem F. Carcano, A. Carutti, P. Joris und C. Vianello in ihrer Weise nicht nachstehen. Auch unter den modern technischen Experimenten zeigen die meisten ihre Lösung in leuchtender Bravour, mögen sie im einzelnen, so in A. Mancinis „Lautenspielerin“ und „Rokoko“ auch etwas gewagt erscheinen. Landschaftsbilder, wie sie A. Falchetti und L. Nonni zeigen, bekunden ein feines Erlauschen der Natur, verbunden mit einem meisterhaften Können. An Gemälde großen Stiles traten auch die Italiener nicht mehr heran, aber mit vortrefflichen Sittenbildern wissen uns zu nächst L. Bazzani in einem „Letzte Tröstung“ und U. Coromaldi in seinen „Wasserträgerinnen“, denen sich noch viele andere prächtige Werke anschließen, wirksam zu erfreuen.

Auch die spanischen Maler haben Gemälde großen historischen Gepräges nicht mehr auf ihren Staffeleien, dafür kultivieren sie — häufig in etwas zu großen Bildformaten — das weite Genregebiet in bedeutsamster und erfolgreichster Weise. Die Goethesche Mahnung: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben“, haben die Maler Spaniens nie nötig gehabt; nationales Selbstgefühl, Liebe zum Volke, zur Heimat und Familie haben hier in Bildern allzeit die schönsten, wertvollsten Früchte getragen. Frohe, sinnige Feste in Stadt und Land, im staatlichen und kirchlichen Leben, boten fast zahllos die dankbarsten Motive. Aber nicht nur den Frohsinn suchen die Blicke der spanischen Maler auf, Leid und Heimsuchungen finden in ernsten Linien und Farben bei ihnen die vollendetste Interpretation. In Bezug auf letzteres hat Ed. Chicharro in seinem Gemälde „Schmerz“ dem bitteren Weh einer Familie, die ihren Vater und Er-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nährer verloren, psychologisch wohl den ergreifendsten Ausdruck zu geben verstanden. Minder glücklich erweisen sich jene Künstler, die bei der den Spaniern häufigen Neigung es versuchen, Allegorien zu verkörpern, wie solches J. Romero de Torres in seinem Gemälde „Die zwei Wege“ getan hat. Zwischen hetärenhaftem Gebahren einerseits und ernster Nonnenasketik anderseits dürfte es doch noch Lebenswege geben, die weniger drastisch geartet sich zeigen. An den Grenzen der Gesuchtheit, der formellen Karikierung bewegen sich wohl noch etliche andere Bilder, aber sie haben keinen Einfluß auf die Gesamtsignatur der spanischen Malerei; diese ist, wie bereits angedeutet, zunächst durch die aus dem reichen Borne des Volkslebens glücklich geschöpften Motive bedingt, unter denen ob überaus fesselnder Behandlung E. Salaverrias „Fronleichnamsprozession in Lero“ ganz besondere Beachtung verdient. Freilich wird mancher Beschauer die Volksgestalten, welche hier das Allerheiligste begleiten, etwas zu herbe in den Formen erachten, aber er wird dabei doch fühlen, daß diesen Männern und Frauen der Ernst des Lebens die Furchen und Härten eingegraben, daß sie, in schwerer Arbeit herangereift, zu den Mühseligen und Beladenen zählen, die in festlicher Feierstunde gerne ihren Heiland aufsuchen. Wirkt auch dieses Volksgeleite ernst, fast eintönig und düster, so ist der um die Monstranz und ihren Träger, wie um den auf Seite des Beschauers schreitenden Diakon gewobene Lichthauch der Sonne von so geheimnisvoller Wärme und Schönheit, daß wohl auch das nüchternste Auge hier ergriffen haften bleibt. Dieses Ineinanderfließen goldiger Töne, diese hingebende Innigkeit, die aus den Gesichtszügen der Priester spricht, wirken wie ein mystischer Sonnenstrahl; zugleich werden wir aber auch an jenen eigenartigen Hauch tiefer Glaubensglut gemahnt, der schon in der älteren spanischen Kunst in religiösen Gesängen und Bildern vor allem zum Preise der hl. Eucharistie so feierlich und kraftvoll reflektierte.

Noch haben wir nordwärts zu schauen, um zu sehen,

Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wie an der Newa und Moskwa die Malerei geübt wird. Wer etwa eine kühle, frostige Kunst vermutete, wird rasch eines anderen belehrt, er wird erfreut gestehen, daß für das Kunstschöne bei den Russen sehr warme Pulse schlagen. Haben auch die meisten Künstler auswärtige Schulung genossen, so geschah dies zunächst um technische Vervollkommnung anzustreben, dabei aber streng national und volkstümlich gesinnt zu bleiben. Die prächtigen Sittenbilder von Epifanowa, Kulikow, S. Iwanow und A. Butschkuri, die gediegenen Landschaften von J. Schultze, W. Sarubin, E. Stolitza u. a. bezeugen dies genugsam; auch der historische Sinn belebt manchen russischen Künstler, wie Kardowskys „Peter I." und Rjepins „Schlacht beim Turentschen" ersehen lassen. Merkwürdigerweise gehört auch bei den Russen die Darstellung einer Volksprozession von W. Kusnezow zu den schönsten und fesselndsten Bildern. Der gezeigte Charakter ist aber ein anderer als jener, den wir bei dem Spanier Salaverria wahrgenommen. Bei dem meist von ernsten Frauen vollführten nordischen Bittgang spielen die mitgetragenen Heiligenbilder jene wichtige Rolle, die ihnen in der griechischen Kirche bekanntermaßen eigen ist.

Registrieren wir schließlich, daß trotz des gräulich-blutigen Aufeinanderschlagens der erregten Balkanvölker dennoch etliche gutgeschulte Türken Muße fanden, achtbare Bilder nach dem Glaspalaste zu senden, daß außerdem auch die klugen Rumänen in mehreren Werken des Pinsels hohe Kunstfertigkeit zu zeigen vermochten, so können wir die Bilderschau beenden, um noch der Plastik eine gedrängte Beachtung zuzuwenden.

Gestehen wir gleich, daß die auf der letzten (X.) internationalen Ausstellung geschauten Werke an innerem Gehalt, nicht minder auch durch die keimenden Ansätze zu einer wirklich monumentalen neuen Formengebung jene der heurigen vielfach weit übertroffen. Es fehlt ja nicht gänzlich an Leistungen, welche ähnliche Beobachtungen wie vormals zulassen, doch jene Kraftfülle und Zielbewußtheit, die im Jahre 1909 in


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Figuren des Berliner Plastikers Hugo Lederer zum Ausdruck kam, ist diesesmal nicht annähernd wahrnehmbar. Neben der gewohnten älteren Auffassung dekorativ wirkender Monumente, wie sie mit Geschick noch immer der Münchener Akademiedirektor Ferd. v. Miller (Reiterstandbild Ottos von Wittelsbach) vertritt, sehen wir erfreuliche Großzügigkeit zunächst nur in der „Walla" eines nordischen Bildners, wie in einem Relief von dem Hessen B. Elkan, das, an antike Stelen anklingend, einen „Todesgang" zur Vorführung bringt. — Der eigenartigen, durch den Franzosen Rodin in die Plastik eingeführten vielfachen Verschleierung der Formen, die leise dem Gesteine sich entwinden, um nach einiger Aufhellung in den Hauptpartien wieder im unbehauenen Block unterzutauchen, begegnen wir in neuerer Zeit häufig; im Glaspalast ist diese Richtung am vorzüglichsten in „Mutter und Kind" von G. Rubletzky vertreten. Manchem Plastiker dünkt diese Schaffensweise besonders willkommen, wenn es gilt, Eigenartiges, direkt Mystisches zu verkörpern. Dieser gegenwärtig sehr auffällige Hang scheint uns von kränkelnder Suche nicht frei. Die Neigung zu Offenbarungen tiefen Ernstes, nicht selten zum Pessimismus, lag ja schon seit längerem in der modernen Plastik; doch war dieses nicht in dem Grade unheimlich, wie es jetzt der Fall, wo schwermutsbanger Mystizismus anfängt in Marmor und Erz sich seine Hülle zu suchen. Hierher rechnen wir Werke wie Paciurea's „Sphinx", F. Sidlos „Erwachen" und vor allem die reliefartigen Gestaltungen „Das verlorene Paradies" und „Melancholie" von R. Niederhäusern. Bei einigen Bildhauern artet solch düsteres Sinnen und Brüten sogar zu bedenklicher Entstellung der korrekten und normalen Formen aus, wofür die „Witwen" des in Rom schaffenden Ivan Meštrović kenntliche Belege bieten. Da sind die gutgeformten Werke, welche Bitternisse des Lebens mehr nach früherer Art zeigen, wie R. Mattes „Schmerz" und J. Schreve-Yzermans „es war ihr eigenes Leid" immerhin in natur-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemäßer, leicht faßlicherer und schließlich auch versöhnenderer Weise gegeben.

Die allerseltsamste Mischung von Mystizismus und Realismus bekundet wohl die in technischer Hinsicht als Meisterwerk zu bezeichnende Gruppe dreier nach Wahrheit dürstender Gestalten: „Jl Santo, il Giovane, la Saggezza“, welche der Mailänder Adolfo Wildt in Gandoglia-Marmor zur Ausführung brachte. Sowohl das technische Raffinement, wie es hier sich zeigt, als auch die ungewöhnliche Gedankenverkörperung lockt zahlreiche Beschauer vor diese Gruppe, die hohe Bewunderung, aber keine Befriedigung zu erzielen vermag. Wie ein schweres Rätsel starren uns diese hohläugigen nackten Männer an: unmöglich kommen wir all dem, was der Plastiker andeuten wollte, auf den Grund, und angesichts solch eminenten Könnens sagen wir nicht ohne innere Teilnahme: ein dennoch verfehltes Werk!

Auf solch schwerverdauliche geistige Nahrung, wie sie hier geboten, wendet man sich gerne minder komplizierten Schaustücken zu, welche die Gehirnnerven in Ruhe lassen, dem Auge zusagende Ruhepunkte, vielfach auch Heiterkeit und Freude gewähren. Zu solchen Werken zählen zunächst die zum Schmucke eines Parkes sich eignenden köstlichen Faun-Gruppen von Hans Bauer in München, oder die mehrfachen schlichten Genremotive, unter denen A. Ciampi's „Häkelndes Mädchen“ ob seiner lieblichen, fein erlauschten Natürlichkeit besondere Hervorhebung verdient. — In mehreren Sälen zeigen sich auch religiöse Darbietungen, die zumeist schlicht und würdig sich präsentieren, wenn sie auch in den Details nicht immer vollends befriedigen. Solches gilt von der tiefempfundenen „Pietà“, welche Gg. Wallisch in Holz geschnitten; höchst gefällig ist aus gleichem Material von Joh. Sertl ein „Johannesknabe“ gestaltet, der vielleicht den einen oder anderen Beschauer nur zu sehr an florentinische Frührenaissanceschöpfungen gemahnen dürfte; selbständiger und, von gewisser Entfernung geschaut, auch von ernst-monumentaler Wirkung erweist sich das Modell der „Kreuz-

Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

tragungsgruppe", welche Gg. Müller für den Ostfriedhof Münchens zu meißeln hatte. Die günstige Wirkung seiner eigenen Arbeiten beeinträchtigte Valentin Kraus durch die an keramische Glasur erinnernde Bemalung seiner „Madonna mit Kind" und seines etwas allzu breitspurig auftretenden „St. Jakobus". In solch großen Formaten ausgeführte Figuren vertragen den farbigen Glanz von Nippsachen oder della Robbia-Medaillons nicht; wohl Jedes wird fühlen, daß auch die von der einstmaligen florentinischen Kunsttöpferei über passendes Maß hinausgedrängten Arbeiten dem ästhetischen Empfinden keine wahre Befriedigung bieten können. —

Das Nichtbeachten gegebener Grenzen und Gesetze ist an sich der wunde Punkt vieler Kunstschöpfungen, und die neuere Plastik hat darunter oft schwer zu leiden. Am besten fuhren früher jene Bildhauer, welche unter Übergehung weiterer Anforderungen zumeist nur die nächstliegende Aufgabe ihrer Kunst: Pflege des Formenschönen, im Auge behielten. Aber mit der Pflege dieser einen Seite, wie man sie vor allem von Canova bis Schwanthaler betrieb, fühlte man sich auf die Dauer doch nicht vollbefriedigt; man verlangte mehr seelische Offenbarung, ein tieferes Eingehen auf Leben und Empfinden der Zeit. Tatsächlich ist seit den Tagen des glatt-schönen Klassizismus eine hoch zu wertende Vertiefung in der Kunst der Plastik angestrebt und mehrfach auch erreicht worden; das Gesichts- wie das Arbeitsfeld derselben hat eine Erweiterung erfahren, die nur erfreuen kann. Aber das Streben, alles mit mehr Seele und im engsten Zusammenhange mit dem Zeitgeiste zu schaffen, brachte hinwieder auch mancherlei Gefahren und Übelstände, die im Interesse der Kunst bekämpft und überwunden werden müssen, sollen die neuen Bahnen zu allseits befriedigenden dauernden Erfolgen führen. Die hochgradige Nervosität der Gegenwart und ihrer Künstler drängt nicht selten von dem gesunden und berechtigten Vorwärtsstreben ab und führt in gefährliche Sackgassen. Die überwuchernde Betonung der Psyche hat nicht nur zu bedenklich mystischen Experimenten verleitet, sie


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat hin und wieder schon zur Vernachlässigung, ja zur Entstellung der künstlerischen Formen geführt. In dem fiebernden Streben nach Übergeistigung der zu schaffenden Gestalten, hat mancher moderne Plastiker schon das Gegenteil von dem Gewollten erreicht, indem er Gebilde formte, deren Antlitze eher blöde als seelenvoll, deren Körperformen mehr an die von Kretins als an jene gemahnen, welche geistig und körperlich gesunde Menschen kennzeichnen. Zu solch bedenklichen Abweichungen dürften im Glaspalaste einige Arbeiten des Wiener Künstlers A. Hanak hinneigen; auch die vom bayerischen Staat erworbene „Eva" von Jan Sturſa dünkt uns hierin nicht völlig einwandfrei.

* * *

Wenn wir die Summe der geschauten Werke des Pinsels und des Meißels, die wechselnden technischen Mittel und Formen, die hierin zutage treten, eingehend betrachten, so werden wir des Eindruckes nicht los, daß das künstlerische Schaffen aus mehrfachen Gründen immer schwieriger sich gestaltet. Teils sind es äußere, immerhin wandelbare, teils aber auch in der Kunsttätigkeit selbst liegende, feste Ursachen, welche solche Erschwerung bedingen. Je mehr im Kultur- und Kunstleben Schichte auf Schichte sich lagert, desto schwieriger wird es, wechselnde und dennoch befriedigende künstlerische Ausdrucksformen zu finden, um dem unter früheren günstigeren Umständen Geschaffenen nur annähernd Ebenbürtiges an die Seite stellen zu können. Wer vermag dem wahrhaft Schönen, das die Künste im Laufe der Jahrhunderte schon dargeboten und aufgespeichert haben, den Rang abzulaufen? Hart ist es, ein Epigone zu sein! Man stellt möglichst große Forderungen an die Kunstschaffenden und vielfach ist das Zeitverlangen nach einem neuen Stil vernehmbar. Und doch ist nie eine Zeit zur Stilbildung ungünstiger gewesen als die heutige; Altertum und Mittelalter, auch die Renaissance, waren hiefür trefflich geeignet, die Gegenwart ist es nicht. Stil ist gemeinsames Zusammen-

Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

finden zu einer herrschenden Grundform, der festumschriebene künstlerische Ausdruck einer Zeit. Die Gegenwart ist mehr auf Auflösung bedacht, sie will nicht den geringsten Zwang und läuft vielfach Sturm gegen Ordnung und ästhetisches Gesetz. In einer Zeit, in welcher dem zügellosesten Individualismus alle Bahnen frei gehalten werden, kann sich das Gebilde, das wir Stil nennen, nicht gestalten. — Anderseits spricht man auch viel von der Übersättigung durch die Kunst, und dennoch ist in der Menschheit das Verlangen nach Kunst unausrottbar; trotz aller Erschwernisse greifen unentwegt so und soviele Hände begeistert nach den Werkzeugen, mittels denen Kunstwerke geschaffen werden können. Hinwieder fehlt es auch nicht an ängstlich besorgten Stimmen, die ein schließliches Erlöschen der künstlerischen Kräfte in der Gesellschaft befürchten und hierüber in bangen Vermutungen sich ergehen, wie man sie bezüglich eines zu Ende gehenden Kohlen- oder Erzlagers hegen, sicherlich aber nicht über die ferneren Schaffensfähigkeiten der Menschheit prognostizieren kann. Schon Hegel äußerte im Jahre 1819 die Anschauung: nur Wissenschaft und Philosophie bleibe, „mit der Kunst ist es jetzt aus". Daß Hegel kein Prophet gewesen, bezeugte das gerade damals einsetzende kraftvolle Aufblühen einer deutschen Kunst, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in wirkungsvollem Ansehen sich zu behaupten vermochte. In neuerer Zeit haben Kunstschriftsteller, so Viktor Aubertin und Alex. Moszkowski, wieder von einem Sterben der Kunst gesprochen, wenn auch letzterer einen ziemlich langen Termin hierfür anzusetzen für gut befunden hat.[1]) Nun, so schlimm stehen die Dinge wohl nicht! So lange es eine Jugend gibt, so lange neue Generationen heranwachsen, so lange wird es eine Kunst geben. Die Frage ist allerdings: Was für eine? Einen bekannten Ausspruch variierend, kann man wohl auch hier sagen: jede Zeit hat die Kunst, die sie verdient; d. h. die Kunst

1) „Die Kunst in tausend Jahren", Verlag A. Kröner, Leipzig 1911.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird stets als treues Spiegelbild des sittlichen und sozialen Zustandes der jeweiligen Kultur erscheinen. Daß eine Periode, in der die hohe ideale Lebens- und Weltanschauung von materialistischen Tendenzen zurückgedrängt, in der vor allem die religiöse Basis erschüttert und von vielen völlig verlassen wird, keiner machtvollen, volksveredelnden Kunst sich erfreuen kann, dürfte jedem einleuchten, der den engen Kontakt von Kunst und Leben kennt. Trotz der mehrfachen, von uns bereits angedeuteten Gefahren und Gebrechen moderner Kunstpflege, ist aber doch noch ein sehr mächtiger Strom gesunden und edlen Schaffens zu konstatieren, der bei weiterem Anwachsen sehr wohl im Stande sein dürfte, die fieberbergenden Sumpfwasser an den Uferrändern zu verdrängen oder doch fühlbar einzuschränken. Solche Aufgabe wäre sicher des Schweißes aller Edlen wert — durch die Künstler einzig und allein, ist sie aber nicht durchführbar. Die Hebel, die hier nötig, müssen eben auf allen Gebieten des geistigen Wirkens angesetzt werden, um gründliche Besserung und Gesundung zu erstreben. Auf dem Kunstgebiete gibt es ja zudem manch spezielle Frage, die ernstlicher Regelung bedarf. Geradezu ein bitteres Verhängnis ist der moderne Kult, der mit älteren und neueren Künstlern häufig getrieben wird, mit Künstlern, die, fernab jeder gesunden Tätigkeit, nur Auswüchse und Dekadence vertreten. Wir erinnern hier beispielsweise an die Huldigungen, welche dem griechisch-spanischen Venetianermaler Domenico Theotocopuli (El Greco) vor kurzem gebracht worden sind. Nicht nur begreifliches Interesse der Kunsthandel-Börse hat die Werke dieses Meisters in den höchsten Himmel erhoben, auch Kunstschriftsteller und gefeierte Galeriedirektoren haben mit üblem Eifer mitgewirkt, das Urteil zahlreicher Kunstfreunde derart zu verwirren, daß viele verlernten Gesundes und Krankes auseinanderzuhalten, Lebenshauch und Fäulnismiasmen entsprechend zu unterscheiden.[1]) — Man wird nun allerdings

1) Es verdient Beachtung, daß in jüngster Zeit angesehene Psychiater sich der Mühe unterziehen, im Überschwange gefeierte ältere oder

Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wieder sagen können, solche Vorkommnisse sind eben Symptome der ganzen Zeitatmosphäre. Gewiß! So sehen wir denn, daß eine sogenannte Überkultur, die sich hier in öder Blasiertheit, dort in prickelnder Raffiniertheit gefällt, zweifellos einen nicht günstigen Boden für gesunde Kunstpflege und Blüte darbietet. Bessere Bodenbedingungen bleiben aber auf die Dauer nicht aus, wenn den Schäden und Wunden der Zeit heilende Kräfte sich nahen. Die Künste würden hievon rasch den schönsten Gewinn ziehen, sind sie doch da, um die Menschen zu erfreuen und zu beglücken. Die klaren Mahnungen, die sie an die Gesellschaft richten und denen Friedrich von Schiller in seinem Weimarer Festspiel vom Jahre 1804 so schöne prägnante Fassung zu geben wußte, sollen daher nie unbeachtet bleiben:

„Wir hassen die Falschen,
Die Götterverächter;
Wir suchen der Menschen
Aufricht'ge Geschlechter;
Wo kindliche Sitten
Uns freundlich empfahn,
Da bauen wir Hütten
Und siedeln uns an!"

---

neuere Werke des näheren unter die Lupe zu nehmen. So hat Universitätsprofessor Ricardo Jrge unlängst in einer spanischen Zeitschrift bezüglich El Greco's und seiner Arbeiten festgestellt, daß hier förmlich eine Galerie monströser Phänomene gegeben sei, daß das Fehlen des Gefühls für Proportion und Harmonie einwandfreie Belege für geistige Anormalität bieten; ebenso betont Professor Jrge die hochgradige Hyperästhesie und Echographie, die übermäßige Reizbarkeit des Gefühlssinns, die ja schließlich in dem Verfolgungswahn des Malers zum allgemein kenntlichen Ausdruck kam.





Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## XLVIII.

### Zentrum und Kölner Richtung.

Im Petrus-Verlag in Trier ist kürzlich eine Aufsehen erregende Schrift unter dem Titel „Zentrum und Kölner Richtung" erschienen. Verfasser ist der bekannte langjährige Reichs- und Landtagsabgeordnete Geh. Justizrat Roeren-Köln. Zweck der Schrift ist, wie das Vorwort besagt, den Kernpunkt des seit Jahren innerhalb des Zentrums herrschenden Streites klarzustellen, nämlich den Satz, daß die Tätigkeit des Zentrums sich grundsätzlich im Einklang mit den Lehren der Kirche zu halten habe, und weiter die Einwände zu behandeln, die gegen diesen Satz erhoben worden sind.

Zunächst ist festzustellen, daß es sich hier nicht um eine Streitschrift handeln soll, sondern um eine ruhige, klare und sachgemäße Darstellung sine ira et studio, die aber gerade deshalb um so stärker wirkt, und deren strenger Beweisführung sich niemand entziehen kann. Diese Betonung ist notwendig, weil gegnerische Blätter alsbald nach Erscheinen der Schrift den Versuch gemacht haben, diese von vornherein als eine Streitschrift zu diskreditieren, ohne auf ihren Inhalt des nähern einzugehen. Namentlich geschah dies in einem in der „Köln. Volksztg." (Nr. 763 v. 3. IX.) an leitender Stelle veröffentlichten Artikel „Wiederaufrollung des Zentrumsstreites?" In diesem Artikel wird ausgeführt, daß durch die Roeren'sche Broschüre, die sich schon durch die schreiend-rote Farbe ihres Umschlages als Streitschrift kennzeichne (!), der „längst begrabene" sogenannte Zentrumsstreit der Jahre 1909—1910, den die Anhänger der Zentrumspartei einhellig erledigt glaubten, und der durch die Entscheidung der höchsten Parteiinstanzen vom 28. November 1909 endgültig erledigt sei, nunmehr wieder aufgerollt würde. Weiter wird behauptet, daß die erwähnte Entscheidung vom 28. No-


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

vember 1909 nunmehr von Herrn Geheimrat Roeren wieder angefochten werde. Beides ist unrichtig. Die Erklärung des Landesausschusses der preußischen Zentrumspartei, die für jedes Parteimitglied verbindlich ist, auch von Herrn Geheimrat Roeren ausdrücklich anerkannt und niemals angefochten worden ist, stellte ausdrücklich erneut den politischen, nicht konfessionellen Charakter der Zentrumspartei fest, nichts mehr und nichts weniger. Der von der Osterdienstagskonferenz aufgestellte und als Gemeingut der Zentrumspartei zu betrachtende Satz, daß die Tätigkeit des Zentrums „im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung", oder wie Geheimrat Roeren sich in seiner neuen Broschüre ausdrückt, „im Einklang mit den Lehren der Kirche" zu erfolgen hat, wird in der Erklärung des Landesausschusses überhaupt nicht erwähnt. Der politische, nicht konfessionelle Charakter der Partei ist von der Osterdienstagskonferenz überhaupt niemals bestritten worden, ebensowenig wie sie eine autoritative Definition der Zentrumspartei aufstellen wollte. Beides sind böswillige Behauptungen, gegen welche die einzelnen Teilnehmer der Konferenz sofort und wiederholt entschieden Protest erhoben haben. Die Erklärung des Landesausschusses und der Satz der Osterdienstagskonferenz, dessen Verteidigung die Roeren'sche Broschüre gewidmet ist, sind also etwas wesentlich Verschiedenes. Im übrigen muß auch immer wieder und wieder darauf hingewiesen werden, daß auch die „Kölnische Volkszeitung" selbst nicht umhin gekonnt hat, die Richtigkeit des sonst von ihr angefochtenen Satzes der Osterdienstagskonferenz anzuerkennen, so namentlich in einem Artikel „Politik und Konfession" (Nr. 635 v. 29. VII. 1909), in dem sie dessen Inhalt als etwas Selbstverständliches hinstellt und wörtlich schreibt: „Aber das Selbstverständliche spricht man nicht aus besonders nicht in feierlichen „Leitsätzen", die man dem Episkopat unterbreitet. Hier gilt: Superflua nocent. Bei Fragen, in welchen die Weltanschauung in Betracht kommt, wird der Katholik auch im Parlament von den Grundsätzen der katholischen Weltanschauung sich leiten lassen". Weiteres




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

siehe in der Band 152 Seite 778 ff. besprochenen Broschüre Krueckemeyers: „Zentrum und Katholizismus" S. 143 ff.

Nun könnte man in der Tat die Frage aufwerfen, ob das Erscheinen der vorliegenden Schrift notwendig oder auch nur opportun gewesen und ob sie nicht vielmehr geeignet sei, der Sache der deutschen Katholiken sowohl als des Zentrums Abbruch zu tun. Diejenigen, welche die Frage bejahend beantworten, werden aber zu bedenken haben, in welch wenig freundlicher Weise die Gegner der sogen. Kölner Richtung, besonders die Teilnehmer an der vielberedeten und vielgedeuteten Osterdienstagskonferenz seit Jahr und Tag in Wort und Schrift behandelt und mit höhnenden und verletzenden Koseworten bedacht worden sind, ganz zu schweigen von dem, was ein genauer Beobachter hinter den Kulissen sich schieben und bewegen sehen mußte. Druck erzeugt Gegendruck, und so ist auch diese neueste Publikation wohl zu erklären.

Wenn man übrigens den Zentrumsstreit durch die Erklärungen des Landesausschusses vom 28. XI. 1909 und 24. X. 1910 definitiv erledigt glaubte, weshalb erschien denn dann, so frägt die Saarbrücker Volkszeitung[1]) wohl mit Recht, noch aus der Feder gerade eines der Redakteure der Kölnischen Volkszeitung (Dr. Hoeber) im vorigen Jahre eine neue Schrift darüber unter dem Titel „Der Streit um den Zentrumscharakter", in der alle die „definitiv erledigten" Streitfragen abermals, in keineswegs objektiver Weise behandelt wurden.[2])

Die Schrift Roerens zerfällt in acht selbständige Kapitel mit folgenden Überschriften: Die einzelnen Richtungen. Osterdienstagskonferenz. Kernpunkt des Streits. Politische Partei (Verfassungspartei) und Weltanschauung. Politische Partei (Verfassungspartei) und konfessionelle Exklusivität. Allgemeinchristliche Weltanschauung. Das Zentrum auf katholischer Basis gegründet. Stellung der nichtkatholischen Kreise gegenüber dem Zentrumsstreit.

---

1) Nr. 217. 2) Vergl. Bd. 150 S. 61 ff.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Einleitend weist Roeren auf die offenkundigen Interkonfessionalisierungsbestrebungen hin, in deren Verfolg zunächst die früher katholischen Windthorstbünde interkonfessionalisiert wurden, und die sich in den letzten Jahren speziell gegen den bisherigen Charakter des Verbandes Katholischer Kaufmännischer Vereine, allerdings noch erfolglos, wandten. Auf dem Gebiete der Schule hat sich bekanntlich in letzter Zeit das gleiche Bestreben in der Gründung des allgemeinen Volksschullehrervereins, einer gewerkschaftlich gedachten Organisation des Lehrerstandes, bemerkbar gemacht. Die Umwandlung der Windthorstbünde in nicht konfessionelle Organisationen geschah bekanntlich 1905 auf dem Vertretertag zu Köln und wurde 1907 auf dem Vertretertag zu Wiesbaden entgegen einem Antrag Essen-Breslau auf Wiederherstellung des katholischen Charakters definitiv statuiert. Aus den Wiesbadener Verhandlungen teilt Roeren interessante Einzelheiten mit, die zwar in eingeweihten Kreisen bekannt waren, die aber für die weitere Öffentlichkeit neu sind. Namentlich erfährt diese dadurch Einzelheiten über die Bemühungen des alten Fürsten Löwenstein, des Protektors der Windthorstbünde von ihrer Gründung an, den katholischen Charakter der Windthorstbünde wiederherzustellen. Nach Ablehnung des Antrages Essen-Breslau legte der Fürst alsbald sein Protektorat nieder mit der Begründung, daß es ihm damit unmöglich sei, weiter Protektor zu bleiben. Am folgenden Tage kehrte er nochmals wieder, um die Mitteilung zu machen, daß sämtliche deutsche Bischöfe auf dem Boden des Antrags Essen-Breslau ständen und wünschten, daß der Windthorstbund katholisch bleibe. Auf die Erwiderung, daß zwischen Wunsch und Beschluß unterschieden werden müsse, ein Beschluß der Bischöfe aber nicht vorliege, daß im übrigen aber die Mitglieder der Bünde auch fernerhin gute Katholiken bleiben würden, erwiderte der Fürst: „Ich höre immer das Wort, wir wollen katholisch sein und sind katholisch; aber, meine Herren, man darf es nur nicht öffentlich sagen." Damit schied der Fürst.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Roeren geht sodann kurz auf den Beginn des Streites im Zentrum (Turm-Artikel) und die Osterdienstagskonferenz ein, um des weiteren entschieden und zu den verschiedensten Malen den politischen, nichtkonfessionellen Charakter der Zentrumspartei zu betonen, ein Standpunkt, den auch die Osterdienstagskonferenz vertreten habe. Aus der offiziellen Programmschrift der „Katholischen Fraktion" vom Jahre 1858 weist er nach, daß selbst diese es entschieden abgelehnt habe, eine konfessionelle Fraktion zu sein, trotzdem sie doch bereits durch ihren Namen zum Ausdruck gebracht habe, daß sie auf dem Boden der katholischen Weltanschauung stehe. Im dritten Kapitel, „Kernpunkt des Streits", betont der Verfasser, daß der ganze Streit sich lediglich um die Anerkennung des Grundsatzes drehe, daß die Tätigkeit des Zentrums sich im Einklang mit der katholischen Weltanschauung befinde, während bekanntlich in einem in der „Köln. Volksztg." (Nr. 627 vom 27. VII. 1909) von einem Herrn Dr. Clemens Niemann-Rheine veröffentlichten Artikel — ohne Widerspruch der Redaktion der „Köln. Volksztg." — der Satz aufgestellt worden war, „daß die Gründer und größten Führer des Zentrums dasselbe mit voller Überlegung und ausgesprochenermaßen auf den Boden einer allgemein christlichen, aber nicht auf den Boden der spezifisch katholischen Weltanschauung gestellt haben". Die gänzliche Haltlosigkeit dieses Satzes wird übrigens neuerdings auch von Prof. Dr. Martin Spahn in einer im „Tag" (Nr. 213 vom 11. September) veröffentlichten Besprechung der Roeren'schen Schrift betont. Spahn meint, es habe sich bei diesem Satze nur um einen „inzwischen aufgegebenen Versuch der ‚Kölner Richtung'" gehandelt, „ihrerseits ein Kompromiß zwischen den angeblichen Vorschriften der Verfassung und dem Bedürfnis jeder Partei nach Rückhalt an eine bestimmte Weltanschauung durch die Konstruktion einer allgemein-christlichen Weltanschauung zu finden". „Die Stärke der ‚Kölner Herren'", fügt er hinzu, „bestand stets in der Organisation und nicht in den Ideen." Das Letzte ist wohl das Bissigste, was den sogen. „Kölnern"

von einem Manne, der in der Öffentlichkeit als einer der Ihrigen gilt — in Wirklichkeit geht Spahn seine eigenen Wege — gesagt werden konnte.

Entschieden erhebt Roeren dagegen Einspruch, daß man die Kölner Richtung mit dem Zentrum identifiziere. Und zum Beweise für seinen Standpunkt beruft er sich u. a. auf mehrere hundert ihm aus den angesehensten Kreisen, von geistlichen Würdenträgern, Professoren der Theologie und Laien in den geachtetsten Stellungen zugegangene Zuschriften, auf eine ganze Anzahl Parlamentsmitglieder, die ihm nach seiner Mandatsniederlegung mündlich und schriftlich erklärt hätten, daß auch sie von „Kölner Richtung" und erst recht von ihrer gemeinsam-christlichen Basis nichts wissen wollen. Über den Grundsatz selbst, daß sich die Tätigkeit des Zentrums auf der Grundlage der katholischen Weltanschauung zu bewegen habe, schreibe ein in der Fraktion hochangesehenes Mitglied: „Der Grundsatz gilt für mich als unanfechtbar, er ist durchaus korrekt und historisch durchaus übereinstimmend mit der tatsächlichen Haltung der Partei von Anfang an."

Roeren geht dann ganz systematisch in dem Beweise seines Fundamentalsatzes, daß das Zentrum als solches, nicht nur das einzelne katholische Mitglied, im Einklange mit der katholischen Weltanschauung zu handeln habe, vor. An der Hand von Aussprüchen anerkannter Zentrumsführer, wie von Mallinckrodt, August Reichensperger, Windthorst, von Ketteler weist er nach, daß Religion und Politik zusammengehören und sich nicht von einander trennen lassen; er zeigt dann weiter, wie alle Parteien auf einer religiösen bezw. religionsfeindlichen Weltanschauung basieren, so die konservative ausgesprochenermaßen auf der evangelischen Weltanschauung, um dann einen umfangreichen und anscheinend zwingenden Beweis dafür anzutreten, daß das Zentrum von seinen großen Gründern und Führern gewolltermaßen und ausgesprochen auf katholischer Basis, auf dem Boden der katholischen Weltanschauung gegründet worden ist. Gegen-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über der Überfülle des hierfür erbrachten Beweismaterials verfliegen ihm alle „Kölner“ Einwände wie Spreu vor dem Winde, und was speziell den vielbeliebten Einwand betrifft, daß man doch den Protestanten nicht zumuten könne, einer auf dem Boden der katholischen Weltanschauung begründeten Partei beizutreten, so könne Roeren demgegenüber — abgesehen von sonstigen sachlichen Darlegungen — auf eine Auslassung der „Köln. Volkszeitung“ betreffend die Angehörigkeit von Katholiken zur konservativen Partei verweisen. Wenn die „Köln. Volkszeitung“ die Ansicht vertrete, daß es sich mit der persönlichen kirchlichen Korrektheit eines Katholiken sehr wohl vereinigen lasse, wenn er sich der konservativen Partei anschließe, deren Tätigkeit doch ausgesprochenermaßen im Einklang mit dem evangelischen Bewußtsein stehen soll, dann muß sie billigerweise den gleichen Satz auch umgekehrt gelten lassen, daß ein Protestant unbeschadet seiner persönlichen kirchlichen Korrektheit einer Partei beitreten kann, die auf katholischer Weltanschauung beruht, dies um so mehr, als ja noch für den Protestanten das dem Katholiken zuwiderlaufende Prinzip der freien Forschung gilt. Die Protestanten, die sich dem Zentrum anschlossen, mit einer einzelnen kurzen Ausnahme und abgesehen von dem jetzigen Abgeordneten Richter allerdings alle nur als Hospitanten, haben das getan, weil sie bei dem Zentrum feste Grundsätze und in diesen Grundsätzen und in der Persönlichkeit der Gründer und Führer volle Garantie fanden für gewissenhafte Wahrung der verfassungsmäßigen Parität auch den Andersgläubigen gegenüber.

Das Hauptkapitel der ganzen Schrift, in dem auch zum Hauptschlag gegen die „Kölner Richtung“ ausgeholt wird, ist das vorletzte, in welchem Roeren den treffenden und zwingenden Beweis dafür antritt, daß das Zentrum auf katholischer Basis gegründet worden ist. Und wenn man dieses Kapitel mit Aufmerksamkeit durchgelesen hat, versteht man es, daß Roeren (S. 95) schreibt: „Eine Wahrheit, die so klar und unanfechtbar ist, wie diejenige, die in dem Grund-



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

satze liegt, daß die vom katholischen Volke selbst sich gewählte Vertretung auch in Übereinstimmung mit der dem katholischen Volke eigenen Weltanschauung zu handeln hat, ist auf die Dauer nicht niederzuhalten. Sie muß siegen und wird siegen." Roeren geht in seinen Darlegungen bis auf die alte „Katholische Fraktion" zurück, der Vorläuferin des heutigen Zentrums. Wegen ihres Namens war sie vielfachen Anfeindungen ausgesetzt, und um diesen zu entgehen, änderte sie ihren Namen in „Fraktion des Zentrums (Katholische Fraktion)", ohne damit aber an dem Wesen der Partei etwas ändern zu wollen, wie sich aus den entsprechenden Verhandlungen ergibt. Das Gleiche gilt von der späteren Änderung i. J. 1871, wodurch der Klammerzusatz „Katholische Fraktion" in Wegfall geriet. Der offizielle, von Peter Reichensperger verfaßte Wahlaufruf wendet sich ausdrücklich an die katholische Bevölkerung Preußens, die sich einen Vereinigungspunkt schaffen müsse zur Verteidigung ihrer staatsbürgerlichen Rechte und Interessen, sowie der bedrohten kirchlichen Freiheit und Lebensbetätigung. Das im Oktober 1870 von einer „Versammlung der Katholiken Westfalens" aufgestellte „Soester Programm" für die bevorstehenden Wahlen enthielt als ersten Punkt „die Forderung der Erhaltung der verfassungsmäßig anerkannten Selbständigkeit und Rechte der Kirche, Abwehr jeden Angriffs auf die Unabhängigkeit der kirchlichen Organe, auf die Entwicklung religiösen Lebens und die Entfaltung christlicher Liebestätigkeit". In Rheinland und Westfalen wurde der Wahlkampf unter der ausdrücklichen Benennung als „Katholische Volkspartei" geführt. v. Ketteler, der im übrigen ausdrücklich den politischen, nichtkonfessionellen Charakter des Zentrums betonte, spricht deutlich genug von einem „Programm für die Katholiken", von einem „katholischen Programm" und bezeichnet die Zentrumspartei als eine „katholische Partei". „Wenn ich", so schreibt er, „von einem Programm für Katholiken rede, so bin ich doch weit entfernt, an ein Programm zu denken, welches ausschließlich katholische Interessen vertritt. Der ganze Inhalt meiner


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorschläge wird das Gegenteil beweisen. Alle politischen Rechte, die ich im Deutschen Reiche für die Katholiken in Anspruch nehme, fordere ich ganz so für alle anderen berechtigten Konfessionen." Er hofft daher, „daß ein solches katholisches Programm das Programm aller gläubigen Christen und aller rechtlich denkenden Menschen in Deutschland werden kann". Und in einem anläßlich der ersten Reichstagswahlen am 13. Februar 1871 erlassenen offenen Schreiben sagt v. Ketteler: „Wählet darum, wo immer es möglich ist, katholische Männer zu Reichstagsabgeordneten, nicht Namen-Katholiken, sondern aufrichtige und wahre Katholiken, Männer, welche treue Söhne der Kirche und des Vaterlandes sind." Und dann erst Windthorst! In einer Rede vom 3. Februar 1890 auf dem Kölner Parteitage betont er ausdrücklich, daß die Katholiken sich im Zentrum zusammengeschlossen haben zur Verteidigung von Religion und Schule und „namentlich auch um die Rechte und die Stellung des heiligen Stuhles zu verteidigen, und er schloß seine Rede laut „Köln. Volkszeitung" (Nr. 33 v. 3. 2. 1900) mit einem Hoch auf Papst und Kaiser, womit auch die Parteiversammluug — nicht etwa eine Katholikenversammlung — begonnen worden war. In einer Rede zu Aachen i. J. 1879 betont Windthorst, die Vorsehung habe es gefügt, „daß ein Kreis von Männern aus dem katholischen Volke dorthin (nach Berlin) gesandt wurde, welche nach dem Maß ihrer Kräfte versucht haben, den Glauben offen und klar zu bekennen und die Angriffe, die gegen denselben gemacht wurden, zurückzuweisen". Und in einer Rede im preußischen Abgeordnetenhause vom 4. Juni 1890 identifiziert Windthorst kurzerhand die Begriffe „Zentrum" und „katholische Partei". „Die Herren von der katholischen Partei oder des Zentrums", sagt er, „haben erklärt" 2c. Es geht also nicht an, v. Ketteler oder Windthorst für die „Kölner Richtung" zu reklamieren, so wenig es begründet war, wenn jüngst auch Görres (!) als ihr Eideshelfer geladen war. Das Weitere möge man bei Roeren selbst nachlesen, der noch eine Menge weiteres Ma-

Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

terial in der gedachten Richtung beibringt, von dem in dieser Besprechung naturgemäß nur der eine oder andere Punkt erwähnt werden konnte. Nachdem Roeren dann noch kurz der Niederlegung seiner Mandate Erwähnung getan, ohne aber dazu etwas Neues zu sagen, bringt er eine Auswahl gegnerischer, mit der „Kölner Richtung“ sympathisierender Zeitungsstimmen. Das soll ein Gegenhieb sein auf die Gepflogenheit der „Kölner“, gegnerische Zeitungsstimmen, die sich in der einen oder andern Hinsicht zu gunsten der „Berliner Richtung“ aussprechen, als Waffe gegen letztere zu benutzen. Die Roeren'sche Sammlung hätte sich noch leicht vermehren lassen. Im übrigen beweisen solche Aussprüche im allgemeinen weder pro noch contra etwas.

Ich halte das hier kurz skizzierte Roeren'sche Buch für das Eingreifendste, Ruhigste und Sachlichste, was bisher in all den bedauerlichen Auseinandersetzungen geschrieben worden ist. Wer die Schrift guten Willens gelesen hat, muß ihre Bedeutung anerkennen. Bei einer Neuausgabe wäre an einzelnen Stellen noch genauer zu zitieren. Martin Spahn vermutet in seiner erwähnten Besprechung im „Tag“, Roeren stehe auf dem Hertling'schen Standpunkt, der sich seinerzeit dahin geäußert habe, daß das Zentrum seine natürlichen Lebensbedingungen aufgebe, sofern es mehr als eine „Abwehrpartei“ der deutschen Katholiken, mehr als die politische Organisation der deutschen Katholiken sein wolle. Ich habe diesen Eindruck nicht gewonnen, stimme aber im übrigen Spahn bei, daß das Zentrum — unbeschadet seiner religiösen Grundlage — sowohl in der Reichspolitik wie in der Landespolitik ebenso wie jede andere politische Partei sich selbstverständlich an den allgemeinen Aufgaben der Nation beteiligen muß, und zwar, möchte ich hinzusetzen, voll und ganz.


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## XLIX.

## Die Republik China.

— 23. September.

Die Präsidenten der zwei größten Republiken der Welt machen gegenwärtig viel von sich reden: Wilson, der neue Präsident der Vereinigten Staaten im fernen Westen, und Yuanschikkai, der noch immer nur provisorische Präsident der neuen Republik China im fernen Osten.

Mit der Wahl des demokratischen Präsidenten Wilson schien Nordamerika auf alle imperialistischen Velleitäten, welche sein republikanischer Vorgänger Roosevelt so reichlich gepflegt hatte, gänzlich verzichtet zu haben. Bezüglich Chinas hat Wilson diese Annahme auch vollkommen gerechtfertigt, denn er hat die amerikanischen Unterhändler, die im Verein mit anderen Mächte- und Bankenvertretern mit China über die neue große Anleihe zu verhandeln hatten, sofort abberufen und erklärt, sich an dieser Aktion nicht weiter beteiligen zu wollen, da, wie er sagte, die Anleihe-Garantien, die man von China forderte, eine eventuelle Einmischung in die chinesischen Angelegenheiten nicht vollständig ausschlössen, was in der Tat auch vollkommen richtig ist. Im Falle von Mexiko dagegen schien Wilson geradezu ins entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Hier, in Mexiko nämlich, beanspruchte er förmlich das Schiedsrichter-, oder wenigstens das Vermittleramt zwischen den im Bürgerkrieg begriffenen Parteien. Er hat diese Forderung allerdings nicht auf die Spitze getrieben, aber auf der einen Forderung, daß der jetzige provisorische Präsident Huerta bei der definitiven Präsidentenwahl auf jede Kandidatur verzichte, auf dieser Forderung scheint er auch jetzt noch zu beharren. Außerdem hat Präsident Wilson auch in den Zollfragen sowie in der Frage der Bevorzugung der nordamerikanischen Frachtschiffe im Panama-


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

kanal eine andere Haltung eingenommen, als man von ihm auf Grund seines demokratischen Wahlprogramms erwarten zu sollen glaubte. Wegen dieser scheinbaren oder wirklichen Inkonsequenzen und wegen der möglichen und sehr wahrscheinlichen Komplikationen, die sich daran knüpfen könnten, ist Präsident Wilson der Gegenstand vielfacher Kritiken geworden und seine Wirksamkeit wird deshalb nicht ohne ein gewisses Mißtrauen beobachtet.

Noch weit größer aber ist das Interesse, mit welchem die Schicksale Yuanschikkais, des provisorischen Präsidenten der großen Republik im fernen Osten, verfolgt werden. Doch ist der Grund, weßwegen man sich für Yuanschikkai interessiert, ganz anderer Natur. Hier ist nicht so sehr eine gewisse Enttäuschung oder Mißtrauen maßgebend, sondern es waltet die Besorgnis vor, ob Yuanschikkai, diese Sphinx des Ostens, wie er auch schon genannt worden ist, sich in seiner Position zu behaupten und China vor der sonst drohenden Anarchie zu bewahren vermögen wird, einer Anarchie, die aller Voraussicht nach einen förmlichen Weltbrand im Gefolge haben müßte. Denn mit dem etwaigen Zerfalle Chinas würde nicht blos, um uns einer modernen Ausdrucksweise zu bedienen, das seit vielen Jahrhunderten gewohnte Gleichgewichtssystem von ganz Asien zusammenbrechen, sondern es würden dadurch auch eine Reihe der wichtigsten Interessen Europa's und selbst Amerika's empfindlich in Mitleidenschaft gezogen werden. Je länger die chinesische Krise dauert, desto deutlicher treten die Konturen der daraus etwa zu gewärtigenden Katastrophen dem Beobachter vor die Augen.

Wie die mehr als tausendjährige chinesische Monarchie, der man nicht blos patriarchalischen, sondern auch (heidnisch-) theokratischen Charakter zuerkennen muß, innerhalb weniger Monate in eine moderne Republik sich umwandeln konnte, ist ein Rätsel, dessen vollständige Aufhellung wohl um so weniger je erwartet werden kann, als bekanntlich nicht einmal gewisse entscheidende Phasen der französischen Revolution bis heute völlig aufgeklärt sind. Doch kennt man wenigstens


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den äußeren Hergang ziemlich genau und man ist auch über die konkreten Anlässe des Ausbruches der Revolten einigermaßen unterrichtet.

Einen großen, vielleicht den Hauptanteil an diesem verblüffenden Umsturz wird man wohl der außerordentlichen Ausbreitung und Vervollkommnung der modernen Verkehrsmittel zuschreiben müssen. Diese rapide Verkehrsentwicklung wieder ist eine Folge des kapitalistischen Wirtschaftssystems, das allmählig in ganz Europa, insbesondere aber in Amerika Wurzel gefaßt und sich befestigt hat. So scheint der Kapitalismus, so anfechtbar theoretisch sein System sein mag, die Aufgabe zu haben und zu erfüllen, die Völker der Welt einander näher zu bringen und dadurch das Bewußtsein der Einheit des Menschengeschlechtes zu stärken. — Die chinesische Mauer war wohl schon früher oft und von verschiedenen Seiten überstiegen worden, aber die modernen Verkehrsmittel haben in dieser Beziehung gewiß in einem Jahrzehnt mehr geleistet, als früher in hundert Jahren möglich gewesen ist. Nicht blos sind in Folge der heutigen Erleichterung des Verkehrs die Europäer und zwar sowohl Geschäftsleute und Touristen wie auch Gelehrte immer zahlreicher in China erschienen, sondern umgekehrt sind auch die Söhne des himmlischen Reiches sozusagen schaarenweise ausgezogen, um die Zustände Europa's und Amerika's durch eigenen Augenschein kennen zu lernen oder dort Arbeit und Gewinn zu finden. Das hat natürlich bei vielen Chinesen die Kenntnis erweckt, daß die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse auch anders eingerichtet sein könnten, als sie es bisher in China waren, ja daß solche Änderungen sogar recht wünschenswert sein könnten. Namentlich eine Menge Studenten sind von den europäischen und amerikanischen Universitäten mit mehr oder weniger oberflächlichen oder phantastischen Reformprojekten in ihre Heimat zurückgekehrt. Nun, Reformen hatte ja auch schon die chinesische Regierung selber projektiert, nur ging es damit nicht recht vorwärts, weil immer wieder Rückfälle eintraten. Auch die im Kriege gegen Japan erlittenen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Niederlageu brachten hierin keine wesentliche Änderung. Dagegen scheint es, und die Angaben der Kundigen stimmen darin so ziemlich überein, daß die überraschenden Siege, welche die Japaner über die Russen davontrugen, auch in den chinesischen Regierungskreisen einen ernstlichen Wandel in den Anschauungen hervorbrachten und die Überzeugung von der Notwendigkeit oder wenigstens Nützlichkeit von Reformen wesentlich befestigten. Von dieser Zeit an folgte ein Reformdekret dem andern und diese Dekrete ergriffen fast alle Zweige der staatlichen Verwaltung. Natürlich blieb auch jetzt noch Vieles vorläufig nur auf dem Papier oder die Ausführung ging mindestens sehr langsam vor sich. Nur mit dem Opiumverbot, das sowohl den Genuß wie die Produktion betraf, sowie mit den militärischen Reformen im Norden wurde Ernst gemacht. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß alle diese Reformen, so zweckmäßig sie an sich sein mochten, der Bevölkerung vorerst doch nur neue Lasten brachten. Die Hebung des Volksschulunterrichtes erforderte den Bau unzähliger neuer Schulhäuser und den Unterhalt einer Menge neuer Lehrer, und die Reform der Polizei machte eine Menge Leute brotlos. Das plötzliche Verbot der Opiumproduktion bedeutete überdies für weite Gegenden, die bisher von dieser Produktion großen Nutzen gezogen hatten, tatsächlich den momentanen materiellen Ruin. Traten dazu, wie es wirklich der Fall war, auch noch teilweise Mißernten, so namentlich in der Reiskultur, so kann man sich leicht vorstellen, wie diese Steigerung der Lasten und diese Verminderung der Einnahmen die Stimmung der betroffenen Bevölkerung beeinflußt haben muß.

Doch dies Alles hätte die Revolution noch keineswegs zum Ausbruch gebracht, denn Mißernten und Hungersnot, die manchmal Millionen Opfer forderten, waren in China nichts so Seltenes. Aber natürlich waren diese Dinge auch keineswegs geeignet, den Widerstand gegen die revolutionäre Agitation zu stärken, die hauptsächlich von den Kreisen der sogen. Intelligenz ausging. Diese Intelligenz ihrerseits hatte


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr Augenmerk auf einen anderen Punkt konzentriert: auf die Erpressung einer sogenannten Konstitution, denn sie bildete sich ein, daß Japan nur vermöge seiner parlamentarischen Einrichtungen über die Russen gesiegt habe. Auch in dieser Beziehung war die Regierung schon mit Projekten hervorgetreten. Binnen einer Frist von neun Jahren, so hatte die Regierung verkündigen lassen, solle China auch sein Parlament haben. Einstweilen aber hatte man sogen. Provinzialräte und einen provisorischen Senat geschaffen. Die Provinzialräte sowohl wie der Senat waren mit äußerster Vorsicht zusammengesetzt. Die ersteren wurden nach einem durch Census und Capazität sehr beschränkten Wahlsystem gewählt und bedurften überdies noch der Genehmigung durch die Regierung. Die Senatoren waren gar zur Hälfte direkt von der Regierung ernannt, die andere Hälfte wurde wohl von den Provinzen entsendet, bedurfte aber gleichfalls der Bestätigung seitens der Regierung. Auch die Kompetenzen dieser Körperschaften waren sehr beschränkt; das politische Gebiet insbesondere war ihnen vollständig entzogen. Nun ist aber das Merkwüdige eingetreten, daß diese Körperschaften trotz aller Vorsicht, die man bei ihrer Zusammensetzung hatte walten lassen, sich nahezu einmütig und unverzüglich an die Spitze der neuen Reformbewegung stellten. Die Provinzialräte, anstatt sich mit ihren Angelegenheiten zu beschäftigen, verlangten die sofortige Einberufung des Parlaments. Und um dieser Forderung Nachdruck zu verleihen, entsandten sie, wozu sie ebenfalls gar nicht berechtigt waren, Delegierte nach Peking, um im erwähnten Sinne direkte Pression auf die Regierung zu üben. In Peking sodann improvisierten sich diese Delegierten ohne weiteres als provisorisches Parlament. Und der Senat? Er stimmte laut in den Chorus ein. Die Regierung, resp. die Regentschaft — die vielgenannte Kaiserin-Witwe und der Kaiser Kuang Siu waren nämlich mittlerweile eines plötzlichen mysteriösen Todes gestorben und die Regierung war auf einen erst dreijährigen Prinzen übergegangen, für welchen Prinz Tscheng als Vater die Regent-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaft führte — die Regentschaft also ließ sich von diesen usurpierten Parlamentariern oder parlamentarischen Usurpatoren richtig soweit imponieren, daß sie die Frist für den Zusammentritt des Parlaments von neun auf drei Jahre herabsetzte. Aber genau wie in der französischen Revolution, die in allen diesen Vorgängen überhaupt oft nachgeäfft erscheint, steigerte diese Nachgiebigkeit auch hier nur die Kühnheit der Agitatoren. Die Delegierten bestanden ungestümer wie früher auf der sofortigen Einberufung des Parlaments, und der Senat übte sich gar bereits in der Formulierung einer regelrechten Minister-Anklage! Da raffte die Regierung noch einmal alle ihre Energie zusammen und jagte Delegierte und Senat durch die Polizei auseinander. Die Wirkung war eine fast wunderbare. Afflavit et dissipati sunt, ist man versucht zu sagen. Mit dem ganzen Rummel war es auf einmal vorbei.

Das war im Frühjahr 1911. Die Regierung ging nun unbeirrt von den Pressionen der Agitatoren, die sich „Jung-China" nannten, ihren Weg weiter. Sie schloß jetzt mit einer europäischen Bankengruppe die schon früher geplanten, von „Jung-China" heftig bekämpften Anleihen anscheinend definitiv ab, und zwar eine im April für die Münzreform und eine zweite im Mai für die Eisenbahnen. Mit den Eisenbahnen aber hatte es eine eigene Bewandtnis und diese Angelegenheit wurde dann auch der äußere Anlaß zum wirklichen Ausbruche der Revolution. — Schon bei den früheren Eisenbahnkonzessionen hatte sich die Regierung das jederzeitige Rückkaufsrecht vorbehalten. Ursprünglich waren solche Konzessionen nur an ausländische Gesellschaften erteilt worden. Jetzt aber neigten sowohl die Regierung wie auch die „öffentliche Meinung" der Anschauung zu, daß es besser oder eigentlich allein richtig wäre, wenn die Eisenbahnen in einheimischen Händen sich befänden. So waren gerade für die jetzt geplanten großen Linien, die Peking mit dem Süden und Westen des Reiches verbinden sollten, die einheimischen Kapitalisten interessiert worden, und es hatten sich in den







Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

betreffenden Verkehrszentren am Jantsekiang für diesen Zweck einheimische Gesellschaften gebildet. Zum Teil war der Bau dieser großen Linien auch schon begonnen worden und zwar durchaus mit einheimischen Kräften. Aber die auf diese Weise erzielten Resultate waren wenig befriedigend. Mit der erwähnten großen Eisenbahn-Anleihe nun gedachte die Regierung das Werk rasch zu fördern und, wie es ja der selbstverständliche Wunsch der Bevölkerung selber sein mußte, bald zum Abschluß zu bringen. So verkündete also die Regierung amtlich ihren Entschluß, von nun an den Bau der betreffenden Linien selbst in die Hand nehmen zu wollen. Aber bei dieser Ankündigung blieb es auch. Die Regierung, die überhaupt groß in guten Vorsätzen und Versprechungen war, ließ es auch diesmal den ganzen Sommer über an den entsprechenden Taten fehlen. Insbesondere scheint sie es ganz unterlassen zu haben, mit den bisherigen Interessenten und Baugesellschaften wegen Regelung oder Ablösung ihrer erworbenen Rechte in Verbindung zu treten. Sie hatte allerdings ihre Gründe dafür, denn Rußland und Japan hatten nachträglich gegen gewisse Bestimmungen des Anleihe-Vertrages Protest erhoben, wodurch die Realisierung der Anleihe wieder in Frage gestellt wurde. Für die alten Interessenten aber war der Effekt der gleiche, solange das Verstaatlichungsdekret aufrecht blieb und die Regiernng sich nicht weiter aussprach. Durch diese Unterlassung der Aussprache mit den alten Interessenten hat die Regierung den Agitatoren Anlaß und Spielraum zu neuen gefährlichen Aufreizungen gegeben. Jung-China, das sich bisher fast nur mit der Parlamentsfrage beschäftigt hatte, begann jetzt den alten Bahninteressenten vorzurechnen, welche großen Opfer sie für diese Bahnen schon gebracht hätten, daß also die Bahnen eigentlich ihr Eigentum seien, daß aber die Regierung ihnen alles das jetzt einfach wegnehmen wolle usw. Diese Argumentation verstanden die Leute weit besser als die grauen Theorien über den souveränen Volkswillen und ähnliche Dinge. Die Zeichen der Unzufriedenheit breiteten sich nament-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich am Jantsekiang sichtlich aus, und es beteiligten sich an der Bewegung auch jene wohlhabenden Elemente, die beim Bau und bei der Verwaltung der Bahnen einflußreiche Stellungen einzunehmen hofften, welche Hoffnungen nun durch die angeordnete Verstaatlichung gänzlich in Frage gestellt erschienen.

Aber auch diese Bewegung schien nicht sehr bedrohlicher Natur zu sein; die Demonstrationen beschränkten sich hauptsächlich darauf, daß die Geschäftsleute zeitweilig ihre Magazine schlossen. Immerhin fand es die Regierung für angezeigt, Truppenverstärkungen in diese Provinzen am Jantsekiang zu dirigieren, welche Provinzen eben der Herd der Bewegung geworden und wohin immer mehr revolutionäre Agitatoren geeilt waren, um den Brand zu schüren. In Wutschang endlich gelang es diesen Agitatoren, eine reguläre Militärabteilung dahin zu bringen, daß sie in Waffen vor das Regierungsgebäude marschierte. Beim Anblick der bewaffneten Truppe lief der Vizekönig schleunigst davon, und der Militärkommandant lief ihm unverweilt nach. Den ersten Meuterern schloß sich jetzt auch das übrige Militär an und wählte sich selber einen neuen Kommandanten. Man überrumpelte einige benachbarte Orte und Städte, wo dann überall die revolutionären Agitatoren als Machthaber sich installierten. Das war nun also die wirkliche Revolution, und die Regierung in Peking mußte jetzt glauben, daß sie mit den bisherigen Mitteln das Auslangen nicht mehr finden werde. Sie verordnete, daß der Kriegsminister selber zur Unterdrückung der Revolution ausziehe, und ernannte Yuanschikkai zum Vizekönig der zwei von der Revolution ergriffenen Jantsekiang-Provinzen. Aber Yuanschikkai — lehnte ab. Es ist bekannt, daß Yuanschikkai in früheren Jahren wiederholt in die Zentralregierung berufen worden war, daß seine Ansichten aber nie recht Anklang fanden und er immer wieder in die Provinz geschickt wurde. Seine jetzige Ablehnung hat verschiedene Deutungen erfahren, und es hat auch nicht an Stimmen des Sinnes gefehlt, daß er mit seiner Ablehnung höher strebende Motive verberge. Der Hof ließ sich in Ver-




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

handlungen mit ihm ein. Yuanschikkai verlangte, daß die eben erwähnte Mission des Kriegsministers annulliert werde. Das war gewiß eine starke Probe darauf, ob man ihn jetzt wirklich für unentbehrlich halte. Nun man hat diesem seinem Verlangen richtig willfahrt. Aber mit diesen Deliberationen und Traktationen war wieder viel Zeit verloren und insbesondere die Aktion der Regierungstruppen aufgehalten worden. Als diese endlich an Ort und Stelle kamen, brachten sie den Revolutionären allerdings sofort einige empfindliche Schlappen bei. Aber mittlerweile hatte die Revolution längst ihren Weg den Jangtsekiang abwärts genommen, und namentlich die schon vom Taiping-Aufstand her bekannte Revolutionsstadt Nanking am Unterlauf des Jantsekiang war vollständig zu den Aufrührern übergegangen. Auch einzelne Kommandanten von Nordtruppen, welche die bestausgebildeten waren und als die verläßlichsten galten, hatten zu wanken begonnen, — allerdings nur die Kommandanten, nicht die Truppen, die vielmehr in einem Falle einen solchen Kommandanten kurzweg selber justifizierten. Der Hof ließ sich durch diese neuen Ereignisse anscheinend so sehr entmutigen, daß er sich jetzt bedingungslos in die Arme Yuanschikkais warf, d. h. Yuanschikkai zum Ministerpräsidenten mit unbeschränkten politischen und militärischen Vollmachten, also eigentlich zum Diktator, ernannte. Es hat nicht verlautet, daß Yuanschikkai jetzt auch noch irgendwie sich gesträubt hätte; es scheint, daß er erreicht hatte, was er eigentlich wollte.

Yuanschikkai war nun also mit einem Ruck in den Mittelpunkt der Ereignisse gestellt. Als sehr moderner Staatsmann, als welcher er gelten will, hat er sich natürlich bald interviewen lassen. Und seine Antworten auf die ihm gestellten Fragen waren kurios genug. Er ging der Frage nach der Möglichkeit der Republik nicht prinzipiell aus dem Wege, sondern meinte nur, die Republik werde nicht möglich sein, denn sie würde China zerstören. Er als erster Diener und Vertrauensmann des Hofes diskutierte also bereits selber die Möglichkeit der Republik! Und nachdem er allerlei Be-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denken gegen die Republik vorgebracht, schloß er doch wieder, man werde freilich bei der Entscheidung die Provinzialvertretungen nicht umgehen können. Aber die Meinung der Provinzvertreter war nicht im geringsten zweifelhaft, man hatte ja dieselbe in Peking schon laut genug vernommen. Wenn also Yuanschikkai die Absicht hatte, die Provinzvertreter zu konsultieren, so muß er schon in diesem Momente mit der Wahrscheinlichkeit der Republik gerechnet und den Hof darauf vorbereitet haben. Wenn dem aber so ist, so mag die Meinung vielleicht unberechtigt sein, daß er schon auch den bisherigen Bewegungen nicht ganz fremd geblieben, ihnen wenigstens als wohlwollender Zuschauer gegenüber gestanden sei, unmöglich aber ist es, den Gedanken auszuschließen, daß er von nun an selber die weitere Entwicklung der Dinge mit allem Vorbedacht der Republik und seiner Präsidentschaft zugeführt hat, denn viele oder alle seine Anordnungen sprechen für, kaum eine aber gegen diese Annahme.

Es ist schon gesagt worden, daß die gegen die Rebellen an den Jantsekiang geschickten Nordtruppen gleich anfangs ihre entschiedene Überlegenheit über die Revolutionstruppen darzutun vermochten. Schon zwei Rebellenstädte waren mittlerweile zurückerobert worden, eine dritte, Wutschang, der Ausgangspunkt der Rebellion, war auf dem Punkte zu kapitulieren. Da kam von Peking der Befehl, gegen Wutschang, das schon die Parlamentärflagge gehißt hatte, nicht weiter vorzugehen, sondern mit den Rebellen zu verhandeln. Yuanschikkai selber sandte einen Vertrauensmann Tong Chao Yi, um mit den Aufrührern da und dort zu parlamentieren, und dieser Vertrauensmann stand im Rufe, selber ein entschiedener Anhänger der Republik zu sein. Den Rebellen, mit denen man also jetzt verhandelte, wurden Waffenstillstände bewilligt, ja es wurde sogar zugestanden, daß die Regierungstruppen sich bis auf eine von den Rebellen gewünschte Linie zurückziehen mußten. Inzwischen verbreiteten die Zeitungen des Reiches allenthalben Nachrichten über die Fortschritte der Rebellion; jeden Tag wurde ein neuer Re-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bellensieg gemeldet: diese oder jene Stadt habe sich den Rebellen ergeben oder sich ihnen angeschlossen, da und dort sei die Garnison zu den Rebellen übergegangen, der Hof sei von Peking geflohen, Yuanschikkai sei ermordet, Tientsin habe kapituliert, und jetzt sei auch schon Peking selbst in den Händen der Revolution. Auf die bestimmte Nachricht vom Falle Pekings hin erhob dann auch Kanton, diese große Stadt des Südens, die Fahne der Revolution. Aber alle diese revolutionären Siegesnachrichten, die ihren Weg auch nach Europa genommen, waren einfach „gelogen wie gedruckt", nichts davon war wahr. Nur das Eine war richtig: daß die Rebellen in diesen Wochen, während welcher Yuanschikkai und seine Leute mit ihnen parlamentierten, und das loyale Militär untätig bleiben mußte, reichlich wieder zu Atem kommen und Verstärkungen heranziehen konnten. In Nanking trat jetzt der alte Führer der Revolution, Sun Yat Sen, selber auf den Plan, um einige Ordnung in den revolutionären Wirrwarr zu bringen. Nach bekannten Mustern berief man im Dezember in diese alte Revolutionsstadt eine sogenannte Nationalversammlung, die hauptsächlich von den im Aufstand oder wenigstens in Opposition befindlichen (angeblich vierzehn) Provinzen beschickt war. Diese sogenannte Nationalversammlung zögerte nicht lange, die Republik auszurufen und Sun Yat Sen zum provisorischen Präsidenten zu wählen. Mit diesem Paradestück war anscheinend alles für den großen Schlußeffekt vorbereitet, der nun folgen sollte und auch wirklich folgte: am 12. Februar 1912 verkündete Yuanschikkai, die Republik sei akzeptiert, und der Kaiser (die Regentschaft) selbst proklamierte im Namen des himmlischen Willens China als Republik. Noch hatte man sich von der Überraschung dieses Effektes nicht erholt, so erfolgte eine zweite, nicht geringere Verwunderung erregende Verwandlung: die Nationalversammlung von Nanking, die soeben erst Sun Yat Sen auf den Schild gehoben hatte, ließ diesen jetzt fallen, sie wählte dafür den gewesenen kaiserlichen Diktator Yuanschikkai zum Präsidenten der neuen vom Kaiser


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst proklamierten Republik, und Tong Chao Yi, der bekannte Unterhändler Yuanschikkai's, trat an die Spitze des neuen republikanischen Ministeriums. . . . .

Man sieht: die begonnene Tragödie hat eigentlich als lustige Komödie geendet. Und man wird gestehen müssen, daß, wenn Yuanschikkai vom Anbeginn diesem heiteren Ende zugestrebt hat, er sich vielleicht als der geriebenste politische Intriguant erwiesen hat, den die Weltgeschichte bisher kennt. Wenn Ludwig XIV. in einer Pariser Denkmalinschrift der große unter den größten (magnus inter maximos) Königen genannt wird, so kann Yuanschikkai unter der obigen Voraussetzung wohl mit mehr Recht als der schlaue unter den schlauesten Staatsmännern bezeichnet werden.

Schon mancher politische Schriftsteller hat von Yuanschikkai sagen zu sollen geglaubt, er habe noch jeden verraten, der sich ihm anvertraute. Wenn das Urteil auch in diesem Falle zutrifft, so wird Yuanschikkai natürlich nicht so bald erraten lassen, wen er diesmal verraten hat: ob die Dynastie, die ihr Schicksal ihm anvertraut hatte und die sich jetzt zurückziehen mußte, oder die Republikaner, deren Vertrauen er sich gleichzeitig zu erwerben gewußt und deren Ideen er anscheinend zum Siege geführt hat. Die neueren Ereignisse — die große Opposition im Parlament und die jetzige Rebellion im Süden — zeigen übrigens, daß ein großer Teil der Republikaner ihm auch jetzt noch mißtraut und ihn wohl gar für fähig hält, die gestürzte Dynastie eventuell wieder zurückzuführen. Die äußeren Tatsachen erbringen ja auch wirklich keinen Beweis dafür, daß Yuanschikkai gegen den Willen des Hofes Präsident der Republik geworden sei. Formell, wenn man hier überhaupt von Recht reden soll, war die Einführung der Republik in aller Form Rechtens erfolgt. Es ist nichts darüber bekannt und niemand wird behaupten können, daß der Hof, als er seinen Verzicht aussprach und selber die Republik anordnete, nicht noch im Besitz seiner Bewegungs- und Entschließungsfreiheit sich befunden hätte.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als Republik-Präsident hat Yuanschikkai sich natürlich mit erklärten Republikanern umgeben, das heißt, er hat in die wichtigsten oder wenigstens einträglichsten Ämter Republikaner einführen müssen. Hatte er doch noch als kaiserlicher Diktator die materielle Begehrlichkeit der Republikaner mit als Grund für die voraussichtliche Lebensunfähigkeit der Republik angeführt. Dieser Begehrlichkeit also mußte er selbstverständlich Rechnung tragen. Aber auch da wieder gibt es Leute, die sagen, daß er auch mit dieser Taktik zugleich einen andern Zweck verband, den nämlich, die sachliche und fachliche Unfähigkeit der republikanischen Ideologen an den Tag zu bringen. Vielleicht kann sein Verfahren mit Sun Yat Sen als typisch gelten. Eines schönen Tages nämlich unterbreitete ihm Sun Yat Sen das Projekt der Bildung einer allgemeinen chinesischen Eisenbahn-Gesellschaft, die alle Bahnen Chinas bauen und in Betrieb nehmen sollte. Yuanschikkai nahm das Projekt sozusagen unbesehen an, und Sun Yat Sen wurde der Direktor dieser Gesellschaft mit Vollmachten, die ihn eigentlich zum General-Konzessionär aller Bahnen machte. Natürlich hängt die Ausführung der Konzessionen von den Bedingungen der dafür nötigen Anleihen ab, über die Anleihen aber hat Yuanschikkai stets selber verhandelt.

Die Anleihen, die sind ja seit Jahren der wahre Schmerzenspunkt Chinas. Die kaiserliche Regierung ist mit den betreffenden Verhandlungen nicht zu einem völligen Ende gekommen. Die Revolution hat mit ihren Verwüstungen usw. die Anleihebedürfnisse bedeutend erhöht; Yuanschikkai mußte also die Verhandlungen unter erschwerten Umständen fortsetzen und sich auch erschwerte Bedingungen gefallen lassen, die, kurz gesagt, in der Verpfändung der Salzsteuer und Kontrolle derselben durch Delegierte des Konsortiums bestehen. Durch ein volles Jahr haben sich die Nachrichten aus China fast nur um den Verlauf der Anleiheverhandlungen gedreht. Als der Vertrag endlich zum Abschluß gelangte, hat das neue Parlament offen dagegen protestiert.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Yuanschikkai macht aber geltend, daß er die Ermächtigung zum Abschluß der Anleihe schon vom vorigen (provisorischen) Parlament erhalten habe, daß also die Proteste des jetzigen Parlaments der legalen Basis entbehren. Das Anleihekonsortium scheint sich, wenn auch etwas nachdenklich, mit dieser Argumentation zu begnügen, und mit den vom Konsortium successiv flüßig gemachten Summen wirtschaftet Yuanschikkai weiter und schlägt damit auch die Putsche der Südländer nieder.

Was das Parlament selbst betrifft, so hat Yuanschikkai im Laufe des Winters Neuwahlen durchführen müssen. Das frühere Parlament galt nur als provisorisch, das jetzige soll ein regelrechtes sein und die provisorische Verfassung zu einer definitiven umgestalten, dann auf Grund derselben auch den definitiven Präsidenten wählen. Schon seit April brüten die neugewählten Parlamentarier in Peking über der Verfassung. Anfänglich schien das Parlament Yuanschikkai sofort stürzen zu wollen und hat, wie schon erwähnt, lebhaft gegen die Anleihe protestiert. Allmählig aber splitterte ein Teil der Opposition ab und nimmt jetzt eine Mittelstellung ein. Die definitive Präsidentenwahl soll erst Ende November stattfinden. Aber nach wie vor ist es hauptsächlich der Süden, der in Opposition verharrt. Es hat also auch das Verschwinden der Dynastie den Gegensatz zwischen Nord und Süd nicht zu verwischen vermocht, ein Beweis, daß der Gegensatz tiefer oder anderswo liegt.

Beschäftigt sich nun das Parlament auch mit Religions- und Kirchenfragen? Zwei einschlägige Fälle sind bekannt geworden. Im April hat die Regierung den „christlichen Gemeinschaften“, mit welchem modernen Kollektivum Katholiken und Protestanten gemeint waren, den Wunsch und die Mitteilung der neuen Nationalversammlung zur Kenntnis gebracht, daß der diesjährige 27. April in den „christlichen Kirchen“ Gebeten für das Wohlergehen der Republik gewidmet sein solle und daß an diesem Tage die Regierungsvertreter dem Gottesdienst beiwohnen würden; gebetet solle werden: für die neu eingesetzte Regierung, für den zu wäh-




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

lenden Präsidenten, für die Konstitution der Republik, auf daß die Regierung von den Mächten anerkannt werde, daß der Friede an den Grenzen erhalten bleibe, daß tüchtige und ehrliche Männer in die Staatsämter gewählt werden, endlich daß die Regierung auf festen Fundamenten aufgebaut werde. Mit diesem ersten Akt hat das Parlament immerhin zu erkennen gegeben, daß es sich für religiöse und kirchliche Angelegenheiten keineswegs desinteressiert. Der zweite einschlägige Akt ist erst jüngsten Datums. Zu Beginn des September haben nämlich mehrere führende Parlamentarier, doch nur im eigenen Namen, nicht im Namen ihrer Parteien, in Kammer und Senat den Antrag gestellt, daß die Lehre Konfutse's gesetzlich zur Staatsreligion erklärt werde. Die Antragsteller sagen, durch ihren Antrag solle der Gewissensfreiheit keinerlei Eintrag geschehen, sondern es solle damit nur ein günstiger Einfluß auf die Moral des Volkes genommen werden. Soll das Gesetz also eine rein platonische Erklärung bleiben? Selbst in diesem Falle würde das Gesetz wenigstens eine theoretische Bedrohung des Prinzips der Religionsfreiheit bedeuten. Auf die Moral Konfutse's kann hier nicht eingegangen werden. Daß aber die Führer des Parlaments auf die Hebung der Moral Wert legen, könnte an und für sich nur begrüßt werden.

Welches ist also nach allem die heutige Situation Chinas in der Welt? Nach Außen wie nach Innen ist eine bedeutende Schwächung des Reiches zu konstatieren. Die Nebenländer Tibet und die Mongolei haben schon die ersten revolutionären Ausbrüche zum Anlaß genommen, um sich unabhängig zu erklären, und sie haben sich als unabhängige Staaten gegenseitig begrüßt. Rußland hat sich beeilt, wenigstens die Unabhängigkeit der Mongolei ausdrücklich anzuerkennen und mit dem neuen Staat einen Vertrag über die beiderseitigen Beziehungen abzuschließen, der natürlich dem russischen Einfluß in der Mongolei Tür und Tor öffnet. Die Tibetaner allerdings hat Rußland abgelehnt und dieselben, dem bekannten Vertrag über die Teilung der Interessensphären entsprechend, an seinen Ententegenossen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

England verwiesen. Es ist für China natürlich so gut wie gar keine Aussicht vorhanden, diese Nebenländer unter seine Oberherrschaft zurückzuführen, sondern China wird in diesen Grenzgegenden sich immer mehr dem wachsenden Einfluß Rußlands und Englands unterwerfen müssen. Die Oberherrschaft über den größeren Teil der Mandschurei muß China ohnehin mit Rußland und Japan teilen, d. h. diese Oberherrschaft erstreckt sich kaum weiter, als diese großen Mächte es gestatten. Mit Japan ist China überdies in einen momentanen Konflikt verwickelt, da bei der Niederwerfung der zweiten Rebellion in Nanking auch einige Japaner sollen getötet worden sein. Diesen Konflikt wird die Gewandtheit Yuanschikkai's wohl friedlich beizulegen wissen, aber die feindselige Stimmung im benachbarten Japan, die auch bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag getreten ist, wird bei jedem sich bietenden Anlaß neuerdings sich Luft machen. Man kann ferner annehmen, daß es Yuanschikkai gelingen wird, auch über die Reste der südlichen Rebellen Herr zu werden und so die äußerliche Ruhe und Ordnung im eigentlichen China nochmals herzustellen. Auf wie lange? So lange, bis der scheinbar unausgleichliche Gegensatz zwischen dem Süden und dem Norden aus irgend einer Ursache neuerdings ausbricht, und so lange Yuanschikkai die Phantasten und Ideologen der Nationalversammlung in Schach zu halten vermag. Eine starke, wohl die stärkste Probe darauf wird er, nicht erst bei der Präsidentenwahl, sondern schon bei der Votirung der definitiven Verfassung abzulegen haben. Die Parlamentarier der französischen Schule wollen nämlich dem Präsidenten keinerlei reellen Einfluß auf die Staatsgeschäfte gestatten, ja ihm nicht einmal die freie Wahl der Minister zugestehen, sondern auch die Bestellung der Minister an das Votum des Parlaments gebunden wissen. Wenn diese Elemente bei der Verfassungsdiskussion siegen, so würde es natürlich wenig mehr zu bedeuten haben, wenn Yuanschikkai dann trotzdem noch zum definitiven Präsidenten gewählt werden sollte. Aber angenommen, daß Yuanschikkai, wie derzeit wohl zu erwarten, auch in diesen Fragen die Oberhand be-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hält und sonach definitiver Präsident mit entsprechenden Vollmachten wird, welche Mittel stehen ihm zur ernstlichen Reformierung China's zur Verfügung? Schon die alte Regierung konnte ohne fremde Anleihen nicht mehr weiter. Die durch die materiellen und moralischen Verwüstungen der inneren Revolten geschwächte Regierung Yuanschikka's kann es noch weniger. Gewiß ist der Reichtum China's an Naturschätzen — um bloß bei der materiellen Seite zu bleiben — ein ungeheuerer. Aber bis dieselben gehoben und nutzbar gemacht werden können, wird das himmlische Reich auch weiterhin an die fremden Geldmächte gebunden bleiben. Es ist schon gesagt worden, daß Yuanschikkai die jüngsten Anleihen nur unter erschwerten Bedingungen erhalten konnte. China mußte die Salzsteuer, fast die einzige namhafte reguläre Einnahme, die es besitzt, zum Pfande geben, und es muß sich die dauernde Kontrolle dieser Steuer, sowie der Verrechnung derselben durch die Anleihebanken gefallen lassen. Fast ganz so, wie die Türkei.

In einer vor anderthalb Jahren erschienenen „Karte vom Schauplatz der chinesischen Revolution" von Paul Langhans erscheinen auch die „Hauptsitze europäischer Interessen" markiert. Man findet da eine ganze Serie solcher markierter Plätze, meist an der weitgestreckten Südküste gelegen. Daneben gibt es aber auch noch sogenanntes Pachtungsland wie Kiau-Tschou, Tschifu, Weihaiwei. Der maritime Zugang zur Hauptstadt China's, die Straße von Tschili, wird bereits von den Allianzstaaten England und Japan beherrscht. Wohin man auf dieser Karte blickt, die Grenzen des Reiches erscheinen überall eingesäumt von Anwärtern auf entsprechende Anteile für den Fall der Auflösung des Reiches. Die Karte macht den Eindruck, als wollte sie sagen: die chinesische Frage ist eröffnet. Die zwei Augen Yuanschikkai's, auf welche das Schicksal China's jetzt gestellt erscheint, müßten fast Wunder wirken können, wenn sie an diesem Zustande eine wesentliche Besserung herbeiführen sollen.

---

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## L.

## Baldessare Castiglione und sein „Cortegiano".

Von Dr. Johann Ranftl.

Urbino, die Heimat des berühmtesten italienischen Malers, ist ein überaus liebliches Bergstädtchen auf einer hohen Kuppe des östlichen Appenins, dort, wo sich das rauhe Gebirge zur Adria hinabsenkt. Abgeschieden und doch nicht vereinsamt blickt das braune Häuserhäufchen von seiner Höhe in die tiefen Täler hinaus. Das felsige Gelände ringsum zeigt sich ebenso malerisch als unfruchtbar und wird von armen fleißigen Menschen spärlich besiedelt. Nur in den unteren milden Tälern sammelt sich fruchtbares Erdreich, dem südliche Vegetation entsproßt. Die Welt kennt Urbino nur als Vaterstadt Rafaels. Wer heute von Pesaro aus durch das Fogliatal hinaufsteigt oder im klirrenden Auto bergan eilt, hat zumeist nicht viel anderes als den berühmten Malernamen und das jugendliche Engelsantlitz lebendig vor seiner Seele. Und doch verdient das Urbino der Renaissancezeit im ganzen nicht minder alle Liebe und Bewunderung als andere erinnerungsvolle Kunststätten. Als in jener glanz- und schreckensreichen Epoche, die vom Mittelalter zu unserer Zeit überleitet, im Garten Europas, in Florenz und Rom, in Venedig und Mailand, wie in den kleinen Republiken ein üppiges Sprossen und Blühen der neuen Kultur, Kunst und Lebensführung anhob, da blühte es auch wundervoll und lieblich in diesem weltfernen Bergwinkel, wo seit Barbarossas Zeiten die Montefeltros ohne jene tyrannische



Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gewaltsamkeit herrschten, die an so vielen Höfen der Halbinsel — man denke an Rimini, Mailand, Neapel — Norm und Regel war. Besonders Herzog Federigo da Montefeltro (1444—1482) war geradezu ein Idealfürst für sein kleines Ländchen, der schlicht und patriarchalisch mit seinen Untertanen verkehrte und selbstlos nur auf deren Wohlergehen bedacht war. Er durfte daher auch unbewaffnet und ohne Leibwache durch seine Residenz gehen. Ein tapferer Söldnerführer, der sein Land mit starken Festungen versah, war er doch auch den Künsten des Friedens mit ganzer Seele zugetan. Federigo ist der Erbauer des stolzen Palastes, den wir noch heute trotz aller Verödung und Verlassenheit bewundernd durchschreiten. Nach außen zeigt er nur rohe Ziegelwände, die ihre Marmorverkleidung nicht mehr erhielten. Jedoch die zierlichste Frührenaissance begrüßt uns mit ihrem reichen marmornen Phantasiespiel an den Portalen, in den Höfen, in den weiten Sälen mit ihren reizenden Türen und Kaminen. Nicht viele, aber doch interessante Reste alter Plastik und Malerei, auch Gobelins und Majoliken trifft man noch in einzelnen Räumen der verlassenen Fürstenburg. Die einst vielbewunderten Bücherschätze Federigos wanderten längst nach Rom und die meisten kostbaren Kunstwerke, mit denen er und seine Nachfolger ihre Prunkräume schmückten, müssen wir heute in der römischen Galleria Barberini oder in Florentinischen Museen aufsuchen. Bei allen Verlusten spricht Urbino und sein Herzogspalast noch immer laut und vernehmlich von den ruhmreichen Tagen seiner alten Fürsten. In Palast und an Kirchen, an den mächtigen Festungsmauern und in den kleinen Kastellen des einstigen Dukates grüßt uns noch jetzt das Adlerwappen der Montefeltros. Die Heimatstadt Rafaels mag man daher ebenso gerne die Stadt Federigos nennen. In seinem Palaste denkt man heute des Erbauers, wie seiner vor 400 Jahren Castiglione dachte: „Unter Federigos preiswürdige Taten ist es auch zu rechnen, daß er in Urbino trotz der ungünstigen Lage einen Palast, der nach der Meinung vieler der schönste in Italien


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, erbaut und so zweckmäßig eingerichtet hat, daß er eher einer Stadt von Palästen als einem Palast gleicht. Auch im Innern stattete er ihn nicht nur mit dem täglichen Bedarfe, wie Silbergeschirr, Zimmergerät, reich mit Gold durchwirkten Tapeten, Seidenzeug und Ähnlichem auf das herrlichste aus, sondern er schmückte ihn weiters mit einer ungezählten Menge alter Marmor- und Erzstatuen, mit herrlichen Gemälden und Musikinstrumenten aller Gattungen; und alles, was darin Platz fand, war durch Seltenheit und Schönheit ausgezeichnet. Ebenso häufte er auch mit den größten Kosten eine große Zahl der besten und seltensten griechischen, lateinischen und hebräischen Bücher an, in Gold und Silber gebunden, und diese Sammlung hielt er für die edelste Zier des ganzen großen Palastes." Unter diesem Herrscher und seinen nächsten Nachfolgern war Urbino ein gefeierter Musensitz, wie wenige Städte Italiens. Der Dalmatiner Luciano Laurana war der Hauptsache nach der Erbauer des berühmten Palastes. Künstler wie Paolo Uccello, Piero della Francesca, Giovanni Santi, Rafaels Vater, Timoteo Viti, Melozzo da Forli waren hier tätig oder sandten ihre Werke hieher und sogar vlaemische Maler wie Justus von Gent fanden sich ein. Die Beziehungen des Hofes zu Tizian waren sehr lebhaft. Auch Literaten wie Pietro Bembo, Bernardo Bibbiena, später Ariost, Tasso, Annibale Caro, Guarini weilten daselbst bald längere bald kürzere Zeit und weihten der gastfreien Stätte manches dankbare Dichterwort.

Aus dieser Atmosphäre humanistischer Bildung, künstlerischer Arbeit und feinen Hoflebens ging der junge Rafael hervor, wenn wir auch nicht von einer auffallenden und dauernden Nachwirkung des heimatlichen Wesens in seinen Werken sprechen dürfen. Kaum hatte der Maler von der Vaterstadt Abschied genommen (1504), um in Florenz seiner reifen Vollendung und seinem Weltruhm entgegenzugehen, so trat ein Schriftsteller in den Kreis des urbinatischen Hofes, um hier jenes Ideal vornehmen Hoflebens zu finden und zu genießen, das er hernach in seinem „Cortegiano" so



Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

unübertrefflich schilderte. Dieses Buch **Castigliones** wurde ein Preislied auf Urbinos Fürsten, ein idealer Abglanz seiner Geselligkeit, der noch nach vier Jahrhunderten seinen Zauber auf viele Leser übt.[1])

Baldessare Castiglione gehört einem altberühmten Geschlechte an, das seinen Stammsitz im lombardischen Castiglione d'Olona nördlich von Mailand hatte und sich von Stilicho, dem berühmten Feldherrn des Kaisers Theodosius, herleitete. (Castrum Stiliconis — Castiglione). Es gab zwei Linien der Castiglione, eine reiche und mächtige mailändische und eine ärmere mantuanische. Dieser letzteren entstammt Baldessare. Sein Geburtsort ist Casatico bei Mantua, wo er am 6. Dezember 1478 zur Welt kam. Die Mutter Luigia Gonzaga war mit der regierenden Markgrafenfamilie verwandt. Der Vater leistete dem Fürsten am Hofe und im Kriege seine Dienste und fiel in der Schlacht am Taro 1495. Von Baldessars Jugend ist wenig Einzelnes bekannt. Wie innig er an der Heimat und an seinen Eltern hing, bezeugen seine späteren Briefe. Wir hören sonst nur, daß er seine kavaliermäßige und humanistische Ausbildung in Mailand erhielt, im Mailand des Ludovico Moro. Hieher hatte man ihn zu den reichen Verwandten, die am Hofe des Moro angesehene Herren waren, gebracht. Filippo Beroaldo wurde sein Freund, die berühmten Humanisten G. Merula und

1) Seit einigen Jahren besitzen wir eine gute deutsche Ausgabe des „Cortegiano": „**Der Hofmann des Grafen Baldessar Castiglione**". Übersetzt, eingeleitet und erläutert von Albert **Wesselski**. 2 Bände. München 1907. Castigliones Lebensgang schildert am besten C. Martinati, Notizie storico-biografiche intorno al Conte Baldessare Castiglione. Firenze 1890. — Vergl. K. Federn. Neun Essays. Berlin 1900. W. Fred in „Moderne Kultur". 2. Bd. Stuttgart 1907. J. Cartwright, Baldessare Castiglione, The perfect courtier. His life and Letters 1478—1529. 2 vols. London, Murray 1910. — Über Castigliones politische Stellung handelt ein Aufsatz von Dr. Willy Andreas im „Archiv für Kulturgeschichte". 10. Bd. 3. Heft. Die hier angeführten Stellen stammen aus Wesselskis Übersetzung.



Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

D. Chalkondylas seine Lehrer. Der heranwachsende Jüngling sah das prächtige Leben und Wesen am Hofe des interessanten Fürsten, der einerseits ein skrupelloser Gewaltherrscher nach dem Herzen Macchiavellis war, andererseits seinem Mailand mit aller Kraft zu hoher Blüte verhelfen und seinen Hof mit dem hellsten Glanz humanistischer und künstlerischer Kultur verschönern wollte. Bramante und Lionardo da Vinci standen gerade damals in seinem Dienste. Castiglione war noch vor dem Sturze des Moro durch Ludwig XII. von Frankreich in seine Heimat zurückgekehrt, und daselbst sehen wir ihn im Gefolge des Markgrafen Francesco Gonzaga. Mit diesem nimmt er auch am Einzuge des französischen Königs in Mailand (6. Oktober 1499) teil und beschreibt in einem Briefe die ganze Pracht dieses höfischen Schauspiels. Er interessiert sich lebhaft für alle möglichen Personen, für Kleider und Waffen und Pferde und beklagt zugleich das rohe Treiben im Mailänder Herzogsschlosse, wo sich noch vor kurzem die edelsten und größten Geister ein Stelldichein gegeben hatten. Castiglione denkt und fühlt bereits als richtiger Renaissanceedelmann.

Mit dem Marchese von Mantua, der einen Teil des französischen Heeres befehligte, machte er hierauf den Feldzug nach Unteritalien mit. Nach der für die Franzosen unglücklichen Schlacht am Garigliano (1503) verließ jedoch Francesco Gonzaga mit seinen Truppen wieder die französische Fahne und zog nach Hause. Castiglione blieb in Rom zurück. „Gran cosa è Roma" schrieb er seiner Mutter. Hier wurde er alsbald in die vornehmsten Kreise eingeführt und mit Herzog Guidobaldo von Urbino, Federigos Nachfolger, bekannt und trat in die Dienste dieses Fürsten, den er und P. Bembo als Gelehrten, Kriegsmann und guten Regenten sowie als Edelmenschen ersten Ranges rühmen. 1504 kommt Castiglione an den Hof Guidobaldos. Diese Änderung des höfischen Dienstverhältnisses geschah im Einverständnisse mit dem Markgrafen von Mantua. Es bestand aber trotzdem von da an zwischen diesem und Castiglione


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

eine jahrelange unfreundliche Spannung — wir wissen nicht recht, aus welcher Ursache. Wahrscheinlich, weil Gonzaga es ungerne sah, daß der vielversprechende junge Mann, dessen Eltern dem heimischen Hofe längst und vielfach verpflichtet waren, in den Dienst eines anderen trat. Solche Eifersucht war etwas Gewöhnliches. Castiglione lebte nunmehr in Urbino das Leben eines edlen Hofkavaliers. Er machte als Führer von 50 Reitern die Kriegszüge seines Herrn mit und genoß dann wieder die reichen Festlichkeiten und die feine Geselligkeit, die sich insbesondere im Kreise der Herzogin Elisabetta entfaltete. Die ruhigen Monate und Jahre gehörten wohl auch dem Studium der vielen Bücherschätze in der fürstlichen Bibliothek und der Poesie. Es entstanden verschiedene Gelegenheitsdichtungen für festliche Anlässe. So die Ekloge „Tirsi", welche im pastoralen Gewande der Herzogin huldigt. Im „Alcon" beklagt der Dichter in eleganten Versen den frühen Tod eines Jugendfreundes. In einem lateinischen Poem warnt er eine Schöne, die am Meere lustwandelt, vor den mythologischen Ungeheuern der Tiefe. Er preist ein anderesmal auch den Gesang und die Anmut der Herzogin. („De Elisabella Gonzaga canente"). Ein Brief aus diesen Jahren schildert die Aufführung von Bibbienas leichtfertiger Komödie „Calandria", wobei Musik, Pantomime und szenischer Prachtaufwand mit einem ausgedehnten mythologischen Apparat zusammenwirkten, um einen großartigen Festabend zu füllen. Castiglione hatte sich bald das volle Vertrauen seines Herrschers errungen. Er wurde von diesem 1507 nach England gesandt, um für ihn bei Heinrich VII. die Insignien des Hosenbandordens in Empfang zu nehmen. Im Jahre darauf ging er wiederum als Gesandter zu König Ludwig XII. von Frankreich, der sich in Mailand aufhielt.

Nach Guidobaldos frühem Tode (1508) verblieb unser Hofherr im Dienste des Nachfolgers Francesco Maria della Rovere und erwies sich auch diesem gegenüber als treuer Anhänger in Krieg und Frieden. Die kriegerischen Ereignisse


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überwiegen in den nächstfolgenden Jahren. Castiglione ist jetzt wie früher der Liebling des Hofes. Die Herzogin und ihre Freundin Emilia Pia von Carpi pflegen ihn während einer Krankheit. Vom Herzog erhält er den Grafentitel und das Kastell Nuvilara bei Pesaro. Die Briefe, die er an seine Mutter nach Mantua schreibt, spiegeln recht lebhaft die Erlebnisse dieser Jahre.

Nicht lange nachher finden wir den gewandten jungen Mann als ständigen Gesandten seines Herrn am päpstlichen Hofe. Hier sieht er sich in einen neuen genußfreudigen und kunstliebenden eleganten Kreis versetzt, in die Gesellschaft, in welcher Bembo, Sadoleto, Bibbiena, Beroaldo, Rafael und Giulio Romano den Ton angaben. Es waren die Jahre, in denen Leo X. das augustische Zeitalter zu neuem Leben erweckte. Auch Castiglione war ein eifriger Kunstfreund und Sammler. Seine Briefe sprechen oft genug von seiner Leidenschaft für Kammeen, Gemälde, Skulpturen aus antiker und neuer Zeit. Und Rafael malte auch das schöne Porträt seines Freundes, das jetzt im Louvre hängt. Man versetzt die Entstehung dieses Bildes am liebsten in die Zeit von 1516, als Rafael und Castiglione besonders intim verkehrten und mit Bembo, Navagero, Beazzano ihre vergnügten Ausflüge in die Gegend um Rom machten. Güte und schlichte Vornehmheit spricht uns so sympathisch aus den Zügen des malerisch gekleideten Edelmannes an. Das Werk erscheint wie leicht improvisiert, mit breitem Pinsel auf die Leinwand gehaucht, fast nur in Hell und Dunkel modelliert. Es ist wie ein Rafaelischer Nachklang der delikaten Porträtkunst Lionardo da Vincis. In diesen römischen Jahren dürften auch eine Anzahl von Castigliones Dichtungen entstanden sein. Und eben jetzt brachte er sein Hauptwerk, den „Cortegiano", den er in Urbino skizzierend begonnen hatte, zum vorläufigen Abschluß. 1518 wurden die Abschriften an Bembo, Vittoria Colonna und andere Freunde zur Einsicht und Beurteilung versandt.

Unterdessen war auch der Fürst der Heimat gegen den


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

berühmt gewordenen Dichter-Kavalier wieder versöhnlicher gestimmt worden. Francesco Gonzaga sowie die Angehörigen Castigliones bemühten sich um diesen seit längerer Zeit in Mantua und auswärts mit Heiratsvorschlägen. Lange vergeblich, bis er endlich 1516 die mantuanische Gräfin Hippolyta Torella zum Altare führte. Briefe und Verse bezeugen, wie glücklich und zärtlich die Liebe der beiden Gatten war. Umso härter schmerzte der Verlust, als Hippolyta schon nach vier Jahren starb.

Castiglione war mittlerweile wieder in die Dienste des Marchese Francesco Gonzaga eingetreten und blieb auch am mantuanischen Hofe unter dessen Nachfolger Federigo. Meist hielten ihn seine Obliegenheiten als Gesandter am päpstlichen Hofe fest. Rom erschien ihm jedoch vereinsamt, als Rafael gestorben war. Papst Klemens VII. nahm den vortrefflichen Edelmann ganz in seinen Hofstaat auf und ordnete ihn 1524 mit Einwilligung des Marchese Federigo als Nuntius an den kaiserlichen Hof Karls V. nach Spanien ab, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Er folgte dem kaiserlichen Hoflager von Stadt zu Stadt, wie das Datum seiner Briefe anzeigt, nach Madrid, Toledo, Sevilla, Valladolid, Granada. Die letzten Jahre seines Lebens gehören sogut wie ganz der Politik an. Die umfangreiche Sammlung von „Geschäftsbriefen" („Lettere di negozj") bietet eine Masse von Details für die Geschichte der kleinen italienischen Staaten und auch für die Vorgänge in der großen Welt. Denn wenn Castiglione auch nirgends entscheidend in die Ereignisse eingreift, so findet doch alles, was seine Zeit bewegte, in seiner Seele ein lebhaftes Echo. Seine politische Korrespondenz (die übrigens noch nicht vollständig publiziert ist,) interessiert heute zuerst den Spezialhistoriker. Die Leser von Pastors Papstgeschichte bekommen übrigens eine Vorstellung von der Bedeutung dieser Berichte. Für die Kultur- und Literaturfreunde in und außer Italien ist Castiglione heute nur schlechthin der Verfasser des „Cortegiano".

Das schwere Unglück, das, zumeist durch die politische


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haltung Klemens VII. heraufbeschworen, 1527 über Rom wie eine grauenhafte Sündflut hereinbrach, der Sacco di Roma, jene mehrmonatliche Plünderung mit all ihren namenlosen Gräueln und Grausamkeiten und mit der Belagerung des Papstes in der Engelsburg warf auch einen trüben Schatten in das Gemüt des päpstlichen Diplomaten am spanischen Hofe. Der Papst machte nämlich Castiglione, der für seinen Herrn gewiß das Möglichste beim Kaiser getan hatte, Vorwürfe, als ob er seine Aufgabe nicht ernst genug genommen hätte. Dieser Vorwurf zehrte am Lebensmarke des feinfühligen Edelmannes. Wohl ließ sich der Papst durch eine ausführliche Rechtfertigungsepistel wieder umstimmen und Karl V. suchte gleichfalls durch Ehren und Gunstbezeugungen den Gedrückten wieder aufzurichten. Es konnte ihm wenig mehr frommen. Zu all dem Ungemach kam noch eine peinliche literarische Fehde mit dem kaiserlichen Sekretär Juan Valdez, einem heimlichen Lutheraner, der in einem Pamphlet das Unglück Roms als göttliches Strafgericht für das Lasterleben der Kurie hinzustellen suchte. Der päpstliche Gesandte erwidert in einem ungewöhnlich heftigen Sendschreiben und erhebt noch obendrein am Kaiserhofe Klage gegen Valdez, was letzteren zur Flucht nötigte.

Castiglione war und blieb ein gebrochener Mann. Nachdem er noch 1528 seinen „Cortegiano“ bei Aldo Manuzio in Venedig hatte drucken lassen, erlag er im Jahre darauf (8. Februar 1529) in Toledo seinem heimlichen Siechtum. Karl V., der wortkarge Herrscher, sprach zu seiner Umgebung das vielsagende Wort: „Ich sage Euch, daß mit ihm einer der besten Kavaliere der Welt zu Grabe ging“, und ließ ihn mit allen Ehren in der Kathedrale von Toledo beisetzen, bis die greise Mutter die sterblichen Reste ihres berühmten Sohnes heimholte und an der Seite der frühgeschiedenen Gattin in der Wallfahrtskirche S. Maria delle Grazie bei Mantua bestattete. Nach dem Entwurfe Giulio Romanos wurde daselbst ein Grabmal errichtet und P. Bembo verfaßte die lateinische Inschrift, die wir noch heute darauf


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lesen. Der Wunsch, den Castiglione selbst auf dem Grabmonumente seiner Gattin daneben ausgesprochen, war erfüllt:

„Nicht mehr leb ich hinfür; das Leben, teuerste Gattin,
Hat, da dich es mir nahm, mir auch das Schicksal geraubt.
Dann erst lebe ich neu, wenn neben deinen Gebeinen
Hier im Grabe einst friedlich die meinigen ruhn."

* * *

Castigliones Hauptwerk, der „Cortegiano" enthält in vier Büchern Wechselgespräche über den vollendeten Hofherren und seine Pflichten. Die Szene dieser Unterhaltungen verlegt der Autor nach Urbino, in die Zeit von 1507—1508. Wir befinden uns im kunstreichen Palaste und hören, daß eben Papst Julius II., der nach der Eroberung Bolognas Urbino besuchte, weggezogen ist. Manche Herren seines Gefolges bleiben noch länger in der vornehmen Herzogsstadt zurück, wo sie in einer erlauchten Gesellschaft schöne Tage verleben. Vor allem bewundert man an der Gemahlin des Herzogs Guidobaldo, an Elisabetta, ein Musterbild edler Weiblichkeit, berühmt durch ihre Schönheit und Güte und durch ihren lebendigen Sinn für Kunst und geistiges Leben. Ihr zur Seite erscheint die geistreiche Freundin Emilia Pia. Am Hofe weilt damals P. Bembo, der spätere Kardinal, dessen Dialog über die Liebe („Gli Asolani") eben seinen Ruhm begründete. Hier begegnet uns als Verbannter der Magnifico Giuliano de Medici, der Sohn des großen Lorenzo und Bruder des nachmaligen Papstes Leo X., ein feingebildeter, schwermütiger und galanter Mann. An sich nicht bedeutend. Erst Michelangelos Grabmal in der florentinischen Gruft von S. Lorenzo machte seinen Namen der ganzen Welt bekannt. Ferner treffen wir Bernardo Dovizio da Bibbiena, gleichfalls aus Florenz verbannt, der später am Hofe Leos X. als der „lustigste Kardinal" bekannt ist. In Urbino ist er noch ein heiteres Weltkind und der Verfasser des damals vielgerühmten Lustspieles „Calandria". Zwei edle Genuesen, die Brüder Ottaviano und Federigo Fregoso,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weilen ebenfalls als Verbannte hier. Ottaviano wird später Doge von Genua, Federigo Erzbischof von Salerno. Cesare Gonzaga, ein Verwandter Castigliones und der Herzogin, Gasparo Pallavicino, Ludovico da Canossa, der Dichter Bernardo Accolti aus Arezzo, der „Unico Aretino", wie er sich nannte, und gerne nennen ließ und der die Herzogin in endlosen Versen verehrte, vervollständigen die Gesellschaft der Hauptunterredner im „Cortegiano". Andere Personen erscheinen daneben nur gelegentlich mit ein paar Worten.

Diese Herren und eine Anzahl Damen des Hofes, die wir uns gerne in der kostbaren malerischen Tracht ihrer Zeit vergegenwärtigen, finden sich allabendlich bei der Herzogin Elisabetta zusammen. (Der kränkelnde Herzog zieht sich früh zurück). Man vergnügt sich mit Gesang und Tanz und heiteren Gesellschaftsspielen und erörtert dazwischen die mancherlei Fragen, die uns in der Dialogen- und Traktatenliteratur jener Zeit immer wieder begegnen. So werden denn auch am Abende nach dem Abzug Julius II. eine Reihe von Gesprächsstoffen ernster und heiterer Natur vorgeschlagen und immer wieder verworfen. Nur der Gedanke, einen idealen Hofherren, diesen Haupttypus der Renaissancekultur zu schildern, findet Beifall. Graf Ludovico da Canossa wird an erster Stelle zum Referenten über das Thema bestellt. Die Dichter, Kavaliere und Damen beteiligen sich lebhaft als Mitunterredner, die mit Einwürfen, Fragen, Scherzen, Ergänzungen und Berichtigungen die Ausführungen des Redners zustimmend oder ablehnend begleiten. Gaspar Pallavicino und Niccolo Frigio, ein italianisierter Deutscher, vertreten gewöhnlich die geharnischte Opposition, besonders allen galanten Anwälten der Frauen gegenüber.

(Schluß folgt.)


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LI.

## Die deutsche lyrische und epische Dichtung seit der Reichsgründung.

Eine Überſicht von Wilhelm Koſch.

An der Spitze der modernen Lyriker und Epiker[1]) ſtehen drei Alte, konſervativ bis ins Mark ihrer Knochen, zäh, treu und trotzig an der Überlieferung hängend, wenn auch mit offenen Augen vorwärtsblickend als Pfadfinder, Wegbereiter, Bannerträger einer neuen poetiſchen Entwicklung: der in der bayeriſchen Pfalz heimiſche Greif, der Märker Fontane, der Schleswig-Holſteiner Liliencron. Wenn man ſie im Leben zuſammengeſtellt hätte, ſie wären raſch befremdet auseinandergegangen. Aber für den Literarhiſtoriker bilden ſie doch eine Gruppe, doch eine Einheit. Denn jeder neuere Lieder- und Balladendichter knüpft an ſie an, keiner iſt ohne ſie zu denken.

Zu Neujahr 1885 begann in München „Die Geſellſchaft“ zu erſcheinen, eine „realiſtiſche Wochenſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben“. Ihr Herausgeber war der temperamentvolle Franke Michael Georg Conrad, Literat, Freigeiſt und Reformator, der mit flammenden Worten das Programm des neuen Blattes umſchrieb:

„Unſere ‚Geſellſchaft‘ bezweckt zunächſt die Emanzipation der periodiſchen ſchöngeiſtigen Literatur und Kritik von der Tyrannei der ‚höheren Töchter‘ und der ‚alten Weiber beiderlei Geſchlechts‘; ſie will mit jener geiſt- und freiheitmörderiſchen Verwechslung von Familie und Kinderſtube aufräumen, wie ſolche durch den journaliſtiſchen Induſtrialismus, der nur auf Abonnentenfang ausgeht, zum größten Schaden unſerer nationalen Literatur und Kunſt bei uns landläufig geworden. Wir wollen

---

1) Die dichtenden Frauen dieſes Zeitraumes behandle ich in anderem Zuſammenhang. Vgl. die deutſche Frauenlyrik von Droſte-Hülshoff bis Handel-Mazzetti im Berliner Literaturblatt „Eckart“ 1913.

Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die von der spekulativen Rücksichtsnehmerei auf den schöngeistigen Dusel, auf die gefühlvollen Lieblingstorheiten und moralischen Vorurteile der sogenannten Familie (im weiblichen Sinne) arg gefährdete Mannhaftigkeit und Tapferkeit im Erkennen, Dichten und Kritisieren wieder zu Ehren bringen. Fort, ruft unsere ‚Gesellschaft', mit der geheiligten Backfischliteratur, mit der angestaunten phrasenseligen Altweiberkritik, mit der verehrten kastrierten Sozialwissenschaft! Wir brauchen ein Organ des ganzen, freien, humanen Gedankens, des unbedingten Wahrheitssinnes, der resolut realistischen Weltauffassung! . . ."

Unschwer ergibt sich die Ideenverwandtschaft und Zielgleichheit der Münchner ‚Gesellschaft' und der Berliner ‚Freien Bühne'. Gerhart Hauptmann z. B. zählte zu den ersten Mitarbeitern der neuen Zeitschrift. Aber wie weit führt der Weg von diesem zu anderen Beiträgern, zu Liliencron, Fontane, Greif?

Martin Greif[1]) (eigentlich Hermann Frey 1839—1911) trat mit seinen von Geibel verdammten, von Mörike geschätzten ‚Gedichten' 1868 in die Öffentlichkeit. Der bedeutende Ästhetiker und Kunsthistoriker Adolf Bayersdorfer rühmte ihn als ‚elementaren Lyriker'. Unabhängig, auf sich selbst gestellt, vereinigte Greif in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den breiten Strom deutscher Lyrik, der im Volkslied seinen Urquell, in Goethe seine Tiefe und in der Romantik seine Ausbreitung gefunden hatte. Indem Greif die innere Hülle des Erlebten, die Goethes Lyrik auszeichnet, mit der kühnen Mystik einer alles durchdringenden Naturbeseelung im Sinne Fechners verband und in der knappen Form des kleinen Liedes umschloß, entdeckte er eine neue Eigenart des lyrischen Gedichts und brachte ihren Ausdruck zur Vollendung. Sinn und Melodie gelten ihm stets

1) Martin Greif, Gesammelte Werke in vier Bänden (1. Bd. Buch der Lyrik; 2. Bd. Epische Klänge und Feierstimmen) Leipzig 1909 (Ausgabe letzter Hand). — S. M. Prem, Martin Greif, Leipzig [1911]. W. Kosch, Martin Greif in seinen Werken. 2. Aufl. Leipzig 1909, sowie die Einleitung zu Greifs „Liedertraum". Leipzig 1911.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mehr als tadelloses Metrum oder reiner Reim. Sein Naturbild wirkte vorbildlich für alle neueren Lyriker der Folgezeit. In seiner Stimmungsfülle blieb er bis heute unerreicht. Er prägte einen neuen Stil.

Nicht immer gelang Greif die großartige Plastik, die gedrungene Bildhaftigkeit, der reiche Gemütszauber der „Einsamen Wolke“:

Sonne warf den letzten Schein
Müd im Niedersinken,
Eine Wolke noch allein
Schien ihr nachzuwinken.

Lange sie wie sehnend hing
Ferne den Genossen.
Als die Sonne unterging,
War auch sie zerflossen.

Jeden in bewußten Formalismus übergegangenen Effekt verschmäht Greif. Bloße Rhetorik oder Reflexion finden wir nirgends bei ihm. Keine einzige gesuchte Wendung will interessieren, keine einzige Pikanterie des Witzes oder der Ironie, ein paar Sinngedichte ausgenommen, stört den rein liedartigen Charakter dieser Poesie. Mit einem Wort, Greifs Gedichte erscheinen entkleidet von allen unkünstlerischen Nebenabsichten. Leidenschaften tönen bloß gedämpft an unser Ohr oder sind überhaupt garnicht vorhanden. Eine friedliche, heimlich ruhige oder feierlich stille Stimmung umfängt uns.

Glück und Leid der Liebe, Freundschaft bis übers Grab hinaus, Glaube, der in den Sternen wohnt und auf Erden Berge versetzt, heiße Liebe zur Heimat und zur Natur, der gottbegnadeten, die aus jedem Grashalm zu uns spricht, die unter italischem Himmel wie im Ruinenschauer Spaniens oder am treuesten auf deutscher Erde dem in sich gekehrten Dichter Jungbrunn, Freundin, Mutter ist, Sehnsucht und Erfüllung, fernste Freude und nächstes Vaterland. Alte längst verschollene und vergessene Stimmen und Gestalten läßt er uns innig vertraut miterleben.

Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Viele Dichter beherrschen nur einen Ton auf einer einzigen Saite. Von dieser Beschränktheit ist Greif frei zu sprechen. Seine Motive umfassen das gesamte Um und Auf des menschlichen Daseins, der belebten und unbelebten Welt. Er ist ein großer Meister in der Kunst, mit den einfachsten Mitteln diese Welt in Wahrheit, ohne die photographischen Behelfe falscher Künstler wiederzuspiegeln. Nie liebt er die Farbe um der Farbe, den Laut um des Lautes willen, er wirkt realistisch, ohne den Idealismus der Alten preisgegeben zu haben.

Greif steht an der Wende zweier Zeiten, am Ausgang der klassisch-romantischen Periode und gleichzeitig am Eingang der modernen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts beginnt. Doch bedeutet er eher den Führer einer künftigen Entwicklung als den letzten Spätling jener Vergangenheit. Er gehört dabei keiner Schule an, am wenigsten der Münchner um Geibel und Heyse, zu der er oft irrtümlich gezählt wurde; er ist ein Eigener.

Am volkstümlichsten ist Greif bisher jedenfalls als Lyriker geworden. Zahlreiche Komponisten haben seine Lieder vertont.

In das soziale Leben der Gegenwart greift er kaum einmal herein, am ehesten noch in den ganz und gar anspruchslosen Versen „Die Spinnerin“:

Saal an Saal in jedem Stocke
Schwimmt in zauberhaftem Licht
Und, wie wenn ein Fest uns lockte,
Fehlt es dort an Klängen nicht.

Doch was schafft dies hohe Brausen? —
Spindeln, die sich ruhlos drehn:
Reichtum spiegelt sich nach außen,
Innen ist die Not zu sehn.

Von den Balladen würde Greifs „Klagendes Lied“, das an uralte nordische Sagen, vor allem aber an das Märchen „Von den Machandel Bohm“ anknüpft, allein genügen, ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der epischen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dichtung zu sichern. Das Epos „Emma und Eginhard“ wieder, ebenfalls in der neueren Nibelungenstrophe und verwandten Versformen abgefaßt, ein kleiner Roman in Versen, entstammt dem Karolingischen Sagenkreis.

Größere zyklische Gedichte sind Greifs „Kristallkönigin“ und „Brautkrone“. In den sechs Gesängen des religiösen Epos „Pauli Bekehrung“ schildert Greif im engen Anschluß an die biblische Überlieferung, wenn auch nicht mit der Frische der entschwundenen Jugend, in schlichter Einfalt und voll tiefer Frömmigkeit, wie aus Saulus ein Paulus wurde. In der langen Reihe der Hexameterdichtungen seit Klopstocks „Messias“ stellt „Pauli Bekehrung“ ein nicht nur menschlich ergreifendes, sondern auch formell bedeutsames Kunstwerk dar, das in der glaubensschwachen, unepisch-nervösen Gegenwart nicht leicht übertroffen werden mag. „Ungläubig war ich niemals“, sagte der alte Greif einst einem seiner Freunde. Aber der Dichter, der in den Siebzigerjahren und noch später einem vagen Gottes- und Unsterblichkeitsglauben huldigte, hatte doch einen weiten Weg zurückzulegen, bis er am Ende den Heiland und die Kirche seiner Kindheit wiederfand. Daher gehört „Pauli Bekehrung“ zu seinem dichterischen Lebensbekenntnis, als wichtiges Zeugnis für den eigenen religiösen Entwicklungsgang.

Weniger fromm als Greif, aber voll heiliger Scheu vor dem Alten war Theodor Fontane[1]) (1819—1898).

Wie in Greifs Adern, floß auch in den seinen französisches Blut. An deutscher Gesinnung ließ sich gleichwohl keiner vom andern übertrumpfen. Weltverachtung und Lebensfreude, wehmütiger Humor und tiefsinnige Resignation eignete beiden. Allein der ältere Fontane fand sich mit der vorwärtsstürmenden Zeit, ihren Eisenbahnen und sonstigen modernen Errungenschaften besser ab als Greif, der persönlich aus der Biedermeierperiode nie recht herauskam. Er übte strengere Selbstzucht, er war kecker und schneidiger. So

1) Kricker, Th. Fontane. Berlin 1912.



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

konnte Fontane die Ballade meistern, während Greif im eigentlichen Lied seine Stärke zeigt. In der Form erblickte keiner von beiden die Hauptsache. Einen guten Stoff aber liebten sie über alles.

Was Menzel für die Malerei bedeutet, gilt Fontane in der Literatur. Knapp, schlicht, Schlag auf Schlag weiß er eine historische Szene um die andere zu erzählen, aus einer Anekdote ein Gemälde zu gestalten. Von den altschottischen Dichtern hat er viel gelernt. Seine berühmte Douglas-Ballade, durch Löwes Vertonung volkstümlich geworden, steht nicht vereinzelt da. Man denke nur an die dämonische, schwedische Sage „Der 6. November 1632", die keine Musik braucht, weil sie selbst Musik ist, stofflich, rhythmisch, lautmalerisch von hohem Reiz. Nordische und märkische Motive bevorzugt Fontane überhaupt.

Ohne Historienkrämer zu sein, erscheint er jedoch immer zugleich amüsant, vor allem im modernen Gesellschaftsbild, z. B. in der „Brunnenpromenade", in dem Zyklus „Aus der Gesellschaft", oder in dem köstlichen Situationsbild „Lebenswege":

Fünfzig Jahre werden es ehstens sein,
Da trat ich in meinen ersten „Verein".
Natürlich Dichter. Blutjunge Ware:
Studenten, Leutnants, Referendare.
Rang gabs nicht, den verlieh das „Gedicht",
Und ich war ein kleines Kirchenlicht.
So stand es, als Anno 40 wir schrieben,
Aber ach, wo bist Du, Sonne, geblieben,
Ich bin noch immer, was damals ich war,
Ein Lichtlein auf demselben Altar,
Aus den Leutnants aber und Studenten
Wurden Generäle und Chefpräsidenten.

Und mitunter, auf stillem Tiergartenpfade,
Bei „Kön'gin Luise" trifft man sich grade.

„Nun lieber F., noch immer bei Wege?"
„Gott sei Dank, Exzellenz, . . . trotz Nackenschläge. . ."

„Kenn' ich, kenn ich. Das Leben ist flau . . .
Grüßen Sie Ihre liebe Frau."




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei Fontane begegnen einander eigentlich immer nur die obersten Zehntausend und der brave solide Mittelstand. Zu Schlöten und Essen führt uns Fontane nicht. Ein satirischer Zug macht sich bei ihm nicht selten bemerkbar. Aber seine Satire tut niemanden weh, nicht einmal den undankbaren märkischen Edelleuten, deren Geschichte er in seinen Romanen und Gedichten treulich geschildert hat und die es jüdischen Verehrern des Dichters überlassen, sie bei seinem 75. Geburtsfeste zu vertreten. Dieses tapfere Sich-mit-der-Welt-Abfinden zeichnet auch Liliencron, den niederdeutschen Junker Habenichts, aus.

Detlev Freiherr von Liliencron[1]) (1844—1909) war von Haus aus Edelmann, Jäger und Soldat. Aber die Güter seiner Ahnen besaß er nicht. Jagden hatte er auch keine mehr. Wucherer vertrieben ihn aus der Armee. Und so wurde er am Ende Dichter. „Erst in der Mitte meiner Dreißigerjahre schrieb ich, durch einen Zufall veranlaßt, mein erstes Gedicht", so sagt er in seiner frühesten Selbstbiographie. Im preußisch-österreichischen und im deutsch-französischen Krieg verwundet, hörte er jedoch nie auf, im glühendsten Patriotismus am Vaterland und an dessen bewaffneter Macht zu hängen. Sein Herz zog die Uniform nie aus.

Dabei fühlte sich der niederdeutsche Protestant von einer tiefen Sehnsucht nach der katholischen Kirche erfüllt. Noch 1878 schrieb er einem westfälischen Kameraden: „Ich sehne mich aufrichtig nach einer Kirche, nach einer Religionsgemeinschaft, wo ich mich als ‚Mitglied' fühlen kann. Das kann ich in der kalten protestantischen Kirche nicht. Euer ganzer Kultus wirkt berauschend, beseligend, beruhigend auf mich. Ich fühle mich wohl in Euerer Kirche. Mich mehr zu

1) Detlev von Liliencron, Sämtliche Werke, Berlin 1896 ff. 7. Bd. Kampf und Spiele; 8. Bd. Kämpfe und Ziele; 9. Bd. Nebel und Sonne; 10. Bd. Bunte Bauten; 11. u. 12. Bd. Poggfred. — Ausgabe letzter Hand). Die von Richard Dehmel veranstaltete Neuausgabe in 8 Bänden 1911 ff. enthält auch Liliencrons Gedichtbände, „Balladenchronik" und „Gute Nacht". H. Spiero, D. v. Liliencron. Berlin 1913.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem persönlichen Mittler und Gott hingezogen. . . . Es ist . . . bei Euch eine gewisse Fröhlichkeit, eine gewisse klassische Heiterkeit. Es ist, mit einem Worte, die Religion der Liebe, zu der sich mein liebebedürftiges Herz hingezogen fühlt." Dieses Geständnis ist charakteristisch auch für Liliencrons Dichten.

Liliencron liebte zeitlebens berauschende Farben und Klänge, beseligende Töne, beruhigende Harmonien. Eine echt deutsche Fröhlichkeit verband sich in ihm mit klassischer Heiterkeit, Mutwill und Laune mit behaglicher Sinnenfreude. Und die Liebe ließ ihn niemals los. Die am meisten irdische am wenigsten.

Eine Zeitlang war Liliencron ganz Naturalist und Pessimist. Aber die krassen Auswüchse „der Bestiennatur im Menschen" überwand er später ebenso wie die Weltverneinung. Ihm lag das Leben, die Schönheit des Lebens zu sehr am Herzen. Und Schönheit fand der Genußfrohe überall, selbst in der Kammer des Proletariermädchens, die Liliencron als einer der ersten Lyriker mit den frischesten Farben seiner Meisterpalette zu malen imstande war, allerdings zugleich voll derber Erotik.

Liebe, Natur und Vaterland besang der im Leben so arg her- und hingeworfene arme Dichterbaron immer wieder. An diesen Gütern war er reich. Wie ein Minnesänger des Mittelalters konnte er sich nie sattsingen an den süßen Freuden und Leiden der Geschlechter, nicht immer so zart und innig wie in den freien Rhythmen „Unter Goldregen und Syringen" mit dem ergreifenden Schluß:

„Leb wohl Mädchen.
War es ein Märchen
Unter Goldregen und Syringen?
Meinen Nacken umspannt sie,
Und fest, fest drück' ich sie an mich,
Als wollte sie ewig mich halten,
Als möcht' ich niemals sie lassen;
Und im Kusse
Rinnen die Wellen zusammen.




Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leb wohl, Mädchen. —
Schon bin ich weit entfernt.
Einmal noch hemm' ich den Schritt
Und schau zurück:
Unter Goldregen und blauen Syringen,
Umwiegt, umschaukelt, umragt
Von Farben und Lichtern
Sah ich sie stehn; mir nachblickend,
Vorgebeugt, die Augen beschattend . . .
Und vorwärts streb ich,
Vorwärts wieder
In den alles verschlingenden Tag."

Chroniken aller Art, Wappenbücher, alte Kalender, besonders niederdeutsche, boten Liliencron manchen Stoff zu seinen gestaltungskräftigen Balladen. Von Strachwitz und Fontane mag er ausgegangen sein, wie er im sangbaren Lied sicherlich Eichendorff zum Vorbild erwählt hatte. Allmählich entwickelte er sich immer selbständiger, am selbständigsten in seinem „kunterbunten Epos", seinem Lieblingswerk „Poggfred":

Dies ist ein Epos mit und ohne Held,
Ihr könnts von vorne lesen und von hinten,
Auch aus der Mitte, wenn es euch gefällt . . . !

„Poggfred" zeigt Liliencrons Vorzüge und Schwächen recht deutlich. Seine große artistische Gewandtheit, die mit Terzinen und Stanzen den tollsten Walzer tanzt, seine urwüchsige, unbändige unausrottbare Freude „am natürlichen Dasein, an den Abenteuern der Liebe, des Kriegs- und des Weltverkehrs, vor allem aber den unumschränkten Humor des ganz auf sich selbst gestellten Weltmannes. . ." Aber auch seine Oberflächlichkeit, seine Spielerei, sein Leichtsinn. Oft gleichen Liliencrons Gedichte nur hingeworfenen Skizzen, denen jede Vertiefung und Abrundung fehlt. Wenn es bewußte Skizzen sind, wie „Die Musik kommt" oder „Der Handkuß", dann wirkt sein Stil echt und natürlich. Sonst erstarrt er auch bei ihm zur Manier, zur saloppen Karrikatur.

Keine besonders scharf ausgeprägte Eigenart zeichnete den gleichfalls zwischen den Alten und den Jungen vermittelnden schlesischen Prinzen Emil von Schönaich-Caro-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lath[1]) (1852—1908) aus. Aber neben Greif, Fontane, Liliencron darf er doch einen ersten Platz in der Literaturgeschichte beanspruchen. Denn stärker als alle Vorgenannten beeinflußte ihn die Romantik, und so geleitet gerade er am sichersten zur Neuromantik über.

In Schönaich-Caroláths Dichtungen umfängt uns ein märchenhafter Zauber. Die graue Stadt im Norden, wie Storm sie einst geschildert hat und lange vor ihm Eichendorff, diese Stadt mit ihren geheimnisvollen Stimmungen taucht wieder vor uns auf. Sie birgt ein tragisches Liebesgeschick. Aber der Dichter hat sich in Entsagung gefaßt. In letzten Liedern trägt er sein großes Leid zu — Gott empor. Als Büßer, als Kreuzfahrer durchzieht er die Lande, das süße Trostwort auf den Lippen:

Unsterblich ist der Schmerz allein,
Was nie Du besessen,
Ersehnt, nie vergessen
Wird Deines Himmels Grundbau sein.

Schopenhauers Pessimismus hat Schönaich-Carolath in anderer Gestalt geläutert, verklärt bei Raabe wiedergefunden. Und wie dieser in seinem gewaltigen Roman „Schüdderung" von einem Pestkarren das Symbol für ein erschütterndes Menschheitsdrama herholt, so schiebt bei Schönaich-Carolath ein seltsamer Handelsmann seinen Karren mit Scherben durch die Straßen. In dem einfachen Knittelvers Hans Sachsens und Goethes wird uns die tiefe Bedeutung dieser Scherben erklärt. Sie sind Glück und Elend unseres Lebens:

Ja, der Menschheit Entwicklungsgang
Schiebt sich durch Schutt und Scherbenklang.
Jenes ist stets das größte Gedicht,
Draus der Schrei um Zerschlagenes bricht.

---

1) Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Gesammelte Werke (Ausgabe letzter Hand) Leipzig 1907. (1. u. 2. Bd. Dichtungen; 3. Bd. Gedichte.) — W. Kosch, Menschen und Bücher, Leipzig 1912, darin der Aufsatz: Prinz Emil von Schönaich-Carolath. Ferner Anton Lohr, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Leipzig 1907.

Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Menschenglück ist zerbrechlich Ding,
Aber Du, dems zu brechen ging,
Willst als ein Held Du sterben,
Schlage Dir selbst entzwei beizeit
Alles, was unwert der Ewigkeit.
Fürstengunst und Parteientum,
Huld der Massen und lauten Ruhm —
Wenn Du den Plunder hast eingesargt,
Setze Dich an den Lebensmarkt.
Und den Narren des Glücks zulieb
Zeige, was Dir im Sacke blieb.

Mondenschein und Giebeldächer haben es dem Dichter angetan. Auf dem Marktplatz plätschert der Springbrunn. Von weitem tutet der Wächter in sein Horn. Wir sind in Deutschland, in der Heimat der Romantik. Freilich, Schönaich-Caroláths Phantasie ist nicht zügellos, seine Begeisterung für die „gute alte Zeit" von keiner reaktionären Tendenz bedingt, sie entspringt nur der Sehnsucht des Dichters, in der Poesie der Vergangenheit das Leid der Gegenwart zu ertränken. Es sind die alten längst bekannten Tugenden des deutschen Volkes. Auf sie setzt er seine ganze Hoffnung. Für dekadent kann ihn niemand halten, der ihn genauer kennt, trotz seiner von Heine und Ada Christen mitbeinflußten Sammlung „Lieder an eine Verlorene".

Ibsen hat der germanischen Welt das Problem-Drama geschenkt, Schönaich-Carolath den Deutschen das Problem-Epos. Daß hier unter der Ideenfülle der hohe Wirklichkeitssinn, den der Dichter in seinen Liedern und Balladen bekundet, leiden muß, liegt auf der Hand. In der „Sphinx", in „Don Juans Tod", auf den wie ein Epilog zum Abschluß „Judas in Gethsemane" folgt, hat der Dichter endlich eine Trilogie geschaffen, in der Kraft des Ausdruckes, Stärke der Empfindung, faustische Tiefe des Gedankens und vor allem der hinreißende Schwung der Sprache an Hamerling, ja an Lord Byron erinnern.

Das soziale Moment bricht in den späteren Dichtungen Schönaich-Caroláths überall durch, und so wird er, allerdings


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht im Sinne einer revolutionären Partei, zum glänzenden Fürsprech aller Armen und Elenden, Schwachen und Bedrückten.

Da ging der 1864 in Schottland geborene John Mackay[1]) ganz andere Wege, die schließlich zum Anarchismus führten. Er begann, in düsteren ossianischen Stimmungen schwelgend, von Byron, Heine und Musset beeinflußt, für Grabbe und Droste-Hülshoff begeistert. Sein erstes Gedicht wurde auf Grund des deutschen Sozialistengesetzes verboten. Er stand in der ersten Reihe der sogen. Literaturrevolution der Achtzigerjahre, die stofflich und formell mit dem Alten völlig brach. Dann entdeckte er Stirner, das große Vorbild seines Lebens. Dessen Persönlichkeitsgedanken suchte er in einem idealistisch verklärten Anarchismus neu zu beleben. Der Satz „Erlöser wird der nur, der sich selbst erlöst", klingt in Mackays Gedichtsammlungen „Sturm" und „Das neue Jahr" laut, ja lärmend wieder. Die starke Tendenz ließ ihn kaum je zu einem künstlerisch reinen Lied gelangen. Befreiter äußerte sich die Poesie in dem Schaffen des gleichfalls sozialdemokratischen Ideengängen geneigten hervorragendsten naturalistischen Lyrikers:

Richard Dehmel[2]) (geb. 1863). Er trat als Freund und Jünger Liliencrons in die Literatur ein und blieb diesem getreu bis über den Tod. „Alle Kunst, die nicht volkstümlich bleibt, wird Unkunst, Sand und Spreu im Wind", sind Dehmels eigene Worte. Sein Bestes und Schönstes, sein einzig Unvergängliches verdankt denn auch er dem Volkslied. Vieles andere von ihm, das von Parteigenossen überschätzt wird, seine radikalen, religiösen, philosophischen, politischen Ergüsse in Versen, mögen als Kulturdokumente des antichristlichen Monismus für den künftigen Geschichtsschreiber Wert behalten, der wirklichen Volksseele bieten sie im Grunde nichts. Kräftig dagegen, sinnfällig und bodenständig im

1) John Mackay, Gesammelte Werke, 8 Bde. Berlin 1911.
2) Richard Dehmel, Gesammelte Werke, 10 Bde. Berlin 1906 ff.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besten Wortsinn wirkt ein Gedicht wie „Der Arbeitsmann", das der 1896 begründete „Simplizissimus" in seinem ersten Jahrgang zum Abdruck brachte, gleichsam als typisches Beispiel der immer voller anschwellenden sozialen Dichtung:

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
Mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und zwar zu zweit,
Und haben die Sonne und Regen und Wind.
Uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
Um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
Mein Kind,
Und über den Ähren weit und breit
Das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
O, dann fehlt uns nicht das bischen Kleid,
Um so schön zu sein wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

Nur Zeit! Wir wittern Gewitterwind,
Wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit.
Uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
Als all das, was durch uns gedeiht,
Um so froh zu sein, wie die Vögel sind —
Nur Zeit!

Dehmels materialistische Erotik, die sich in dem weitausgesponnenen Epos „Mann und Weib", in der Rhapsodie „Die Verwandlungen der Venus" und andern brünstigen Gedichten zu Worte meldet, greift jedes zartere Empfinden an. Psychologisch mögen sie als Glutschreie eines sich austobenden krankhaft überreizten modernen Menschenherzens gewertet werden, ihr Gesamteindruck stößt ab. Neben den wunderlichsten und wildesten Ausgeburten solcher Poesie tauchen freilich reizvoll tiefe und innige Stimmungen auf, wie in dem folgenden „Leisen Lied":

In einem stillen Garten,
An eines Brunnens Schacht,
Wie wollt ich gerne warten
Die lange graue Nacht.

Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Viel helle Lilien blühen
Um des Brunnens Schlund,
Drin schwimmen golden die Sterne,
Drin badet sich der Mond.

Und wie in den Brunnen schwimmen
Die lieben Sterne hinein,
Glänzt mir im Herzen immer
Deiner lieben Augen Schein.

Die Sterne hoch am Himmel,
Die stehn uns all so fern;
In Deinem stillen Garten
Stünd ich jetzt so gern.

Fast altmodisch, in Ton und Farbe eher an den Altmeister niederdeutscher Dialektpoesie Klaus Groth, der sich zu seinem Quickborn von Peter Hebel und Robert Burns die Wege hatte weisen lassen, als an Dehmels Richtung anknüpfend, wollen die Lieder der Lübecker Gustav Falke[1]) (geboren 1853) und Julius Havemann (geboren 1866) vor allem die „Stillen im Lande", also das verständnisvolle literarische Publikum für sich gewinnen. Beide haben die Not des Lebens bitter genug an sich selbst erfahren. Aber sie schrien keine grellen gellenden Kampfrufe in die Welt, sie scharten sich um kein Parteibanner, sie blieben der Schönheit und Wahrheit und sich selber treu.

Der Lyriker Falke kann ohne seinen begeistert gepriesenen Ahnherrn Eichendorff nicht gedacht werden. Den Frühling und den Tod, die Landschaft und das Leben, gern Kontrastwirkungen hervorholend, besingt er in melodisch dahinrauschenden Versen. Goethes Formenstrenge, Liliencrons Sinnenfreude sucht er harmonisch zu verbinden, immer auf einen Ausgleich, auf Beseligung und Versöhnung bedacht. Gleich in seinen ersten Sammlungen „Mynherr der Tod" (1891), „Tanz und Andacht" (1893) und „Zwischen zwei Nächten" (1849)

1) Gustav Falke, Dichtungen. 5 Bde. Hamburg 1912. — Havemanns Gedichte sind in Buchform gesammelt leider noch nicht erschienen. Einige Proben brachte das Berliner Literaturblatt „Eckart" 1912.

verriet er den sichern Gleichtakt, in dem sein seelisches Erleben mit seinem Dichten sich befand. Seinem äußern Beruf nach Musiklehrer hielt er auch als Poet an den feinsten Gesetzen des Wohllauts fest. „Wer meine Gedichte kennt, wird bemerkt haben, daß ich bemüht war, immer mehr vom Malerischen zum Dichterischen vorzudringen, vom Blendenden zum Schlichten, vom Lauten zum Stillen." Im Schweigen der geliebten Stille hört Falke den „Schritt der Stunde":

Der Schritt der Stunde, wenn Du schlaflos liegst
Und die Gedanken sich wie Schwalben jagen,
Wenn sehnend Du bis an die Sterne fliegst
Und leer zurückkehrst, flügellahm, zerschlagen,
Der Schritt der Stunde, wenn Du schlaflos liegst,
Und aus dem Dunkel starren stumme Klagen,
Daß Du Dich schluchzend in die Kissen schmiegst
Und weißt nicht aus und ein. Schon wird es tagen,
Das Leben jauchzt auf brausend hellen Geigen,
Du aber hörst nur durch den muntern Reigen,
Nachzitternd, dumpf, wohin Du fliehen magst,
Den Schritt der Stunde, da Du schlaflos lagst
Und rangst und fühltest in fruchtlosem Klopfen
An Gottes Pforten Deine Kraft vertropfen.

Die Schwermut begleitet den Dichter auf seinen Wegen durchs heimische Heideland. Aber sobald im Osten der junge Tag entbrennt, bricht doch wieder helle Zuversicht aus seinen Dichterträumen, und so konnte Falke seine reifsten Gedichtsbücher „Hohe Sommertage" (1902) und „Frohe Fracht" (1907) betiteln.

Arno Holz (geb. 1863), der Ästhetiker des konsequenten Naturalismus, der Schöpfer der „Revolution der Lyrik", ein Feuergeist und literarischer Kompagnon wie Brentano, entstammt der gleichen niedersächsischen Rasse, die vor hundert Jahren die Romantik ins Leben rief. Mit den Brüdern Hart aus Westfalen, von denen der eine, Heinrich Hart (geb. 1855), ein großes Epos in 14 Erzählungen „Das Lied der Menschheit" plante, aber als Bruchstück liegen ließ, mit diesen beiden Herausgebern der „Kritischen Waffengänge" verband ihn Gesinnungsverwandtschaft. Sein „Buch der


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit“ (1885) erschien im Zeichen des Kampfes gegen alle bestehende Konvention in Gesellschaft und Kultur. Alle „anerkannten“ Zustände und Größen nahm er unter die Lupe, meist übertreibend, manchmal jedoch durchaus zutreffend, wie in den Versen „Richard Wagner als ‚Dichter‘“:

Das urigste Poetastergenie,
Das unser Jahrhundert geboren;
Schon beim Anhören seiner Hotthüpoesie
Verlängern sich unsere Ohren!

Der deutschen Sprache spie dreist ins Gesicht
Seines Stabreims Eiapopeia —
Ein demokratischer Krebs, der Verse verbricht:
Wigala, Wagala, Weia!

In den zwei Bändchen des „Phantasus“ (1894) suchte Holz, die Formen der alten Lyrik verachtend, eine neue Rhythmik zu begründen. Später kehrte er jedoch von seinen reimlosen Versen wieder zurück zum alten Stil, vor allem in „Dafnis“ (1904), einer literarisch reaktionären Liedersammlung, die eine scheinbare Wiederbelebung der verstaubten lüsternen Renaissancepoesie zur Folge hatte. Auch der Schlesier Otto Julius Bierbaum (1865—1910), der in der Kunst- und Bierstadt München seine zweite Heimat fand, erstarrte in seiner Manier, der des burschikosen Amanten („Der Irrgarten der Liebe“ 1901). Vom gleichen Stamm, aber völlig anders geartet ist Bierbaums Altersgenosse Gustav Renner (geb. 1866) Kühn langt dieser in seinen Gedichten nach den Kränzen Goethes und Dantes. Tiefer Ernst, keusche Zurückhaltung, religiöse Weihe zeichnen ihn aus und lassen erkennen, daß er die Aufgabe des Poeten als einen priesterlichen Beruf auffaßt. Im Gegensatz zu Dehmel hat er gar keinen Masseninstinkt. Gleich das erste Wort seiner ersten Sammlung heißt Sehnsucht, Sehnsucht nach jenem traumhaften Glück des verlorengegangenen Lenzes in Leben, Liebe und Dichtung. Und dieses für die Romantik aller Zeiten typische Gefühl dringt stets von Neuem vernehmbar aus den Tiefen seiner Poesie empor. Das uralte Schloß im Märchenwald tut


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

uns seine Wunder auf. Verwachsen ist der Pfad dahin, zerbrochen der Steg, zerfallen das ragende Tor:

„ . . . nur der Mittagssonne glühender Stral
Findet den Weg ins verschwiegene Tal,
In die verschlafene Stille . . ."

Aber in diesem zauberhaften Schloß verirrt sich der Dichter nicht. Nachdem er das Dornröschen Poesie aus tiefem Schlaf erweckt hat, erwacht in ihm selbst seine Eigenart, die er mit heiligem Kunsternst erfaßt, hütet und hegt. Wohl bewegen sich seine philosophischen Gedanken zumeist noch in engen Kreisen, aber diese reichen tief und hoch genug, um uns dauernd in seinen Bann zu zwingen. Renner ist kein frühreifes Wunderkind, nur langsam und spät ist die volle Glut lyrischen Empfindens in seinem Herzen emporgeschossen, und ihren künftigen Flammenschein können wir aus seinen ersten Gedichten nur erst ahnen. Welche Wege er dereinst noch wandeln wird, vermag er selbst nicht zu sagen:

„Was ist Dein Ziel? So sprich. Ich weiß es nicht.
Doch lockt es mich zur Höhe, immer, immer,
Weit unter mir verblaßt der Erde Schimmer,
Doch frägst Du mich: ‚Wohin?' Ich weiß es nicht.

Mein Ziel? Ich bin es selbst. Ich fühle tief,
Daß sich in mir ein Etwas will entfalten,
Das noch kein Name nennt, daß sich gestalten
Ein Bildnis will, das immer in mir schlief.

So schlag denn zu, mein Schicksal, Schlag auf Schlag!
Ich weiß nicht, was dem Meißel sich entringt,
Nur daß es mehr und mehr zum Lichte dringt.
Ich bin nicht meiner selbst. Einst wird es Tag."

(Schluß folgt.)

---



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LII.

## Aus den Papieren des ersten katholischen Journalisten.[1])

Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Eoskreises.

Von Anton Döberl.

In die Furchen, die die Pflugschar der Befreiungskriege zog, ward ein Samenkorn gesenkt, das, anfangs unansehnlich genug, im 19. Jahrhundert heranwachsen sollte zum starken knorrigen Baum der katholischen Bewegung. Die Pflege des noch jungen Bäumchens war geistlichen Händen anvertraut, den Konföderierten, die, wie schon der Name vermuten läßt, zumeist dem Ordensstande angehörten. Aber schon anfangs streiten sich mit den Exbenediktinern auch Laien um die Ehre, Hüter und Pfleger der heiligen Sache zu sein. Bergsträßer[2]) kennt nur zwei Laien, gestützt auf das Zirkel'sche Verzeichnis der Mitarbeiter. Aber das Verzeichnis erfuhr schon in den nächsten Jahren Ergänzung und Nachtrag.

Der junge Baum breitet seine Äste über das Bürgertum, namentlich in Augsburg. „Die katholischen Bürger Augsburgs verantworten sich über ihre eingereichte Schrift ganz freimütig und ohne Furcht. Der Herr erweckt allmählich die Völker aus dem Schlafe und wird die Großen zittern machen", schreibt Placidus Braun, optimistisch wie immer.[3]) Mit den Augsburger Katholiken stand in enger Fühlung[4])

1) Herrn Chefredakteur nnd Landtagsabgeordneten H. Held, in dessen Besitz sich die wertvollen Papiere befinden, sei auch an dieser Stelle aufrichtiger Dank für die liebenswürdige Erlaubnis zur Benützung derselben gesagt.

2) Bergsträßer, Vorgeschichte der Zentrumspartei, S. 18.

3) Brief an R. Kornmann, 21. Dez. 1816. Mettener Sammlung.

4) Sicherer widmete seine Schrift „Betrachtungen über die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Kirche Gottes von einem Weltmanne" dem Augsburger Altbürgermeister und späteren Priester Christoph von Zabuesnik. Litt. Ztg. 1818, 1. Abt. 1. Bd. S. 152. Vgl. über diesen „Der Sammler" 1912. Nr. 147.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

der gräflich hohenzollernsche Pfleger Kasimir von Sicherer, der unermüdlich der katholischen Sache mit seiner Feder diente. Von ihm stammt u. a. die Adresse an den Frankfurter Bundestag.[1])

So war von allem Anfang an das Laienelement vertreten, als es galt, der katholischen Bewegung die Pfade zu ebnen.

Einem katholischen Laien, dem Oberpfälzer, Legationsrat J. B. von Pfeilschifter, gebührt das Verdienst und der Ruhm, die katholische Bewegung ein gut Stück vorwärts gebracht zu haben, zu der Zeit als bei den Konföderierten die erste Siegeszuversicht ins Wanken zu geraten drohte. Noch ehe Görres am Schlusse der Straßburger Mission den Vers aus Faust rezitieren konnte:[2]) „Die Träne quillt, der Glaube hat mich wieder", hatte Pfeilschifter im „Staatsmann" die Forderung einer katholischen Politik erhoben, hatte er sein Programm am Ende des 6. Bändchens des Jahrganges 1825 in dem Satz ausgesprochen: „Keine Politik ist heilbringend, die nicht christlich, keine konsequent, die nicht katholisch ist." [3])

Es soll nicht meine Aufgabe sein, eine Analyse der politischen Ideen Pfeilschifters zu geben, — das hat schon Bergsträßer getan — und ebenso muß ich es mir versagen, aus dem reichlichen schriftlichen Nachlaß ein Fazit über die wissenschaftliche Vorbildung dieses ersten katholischen Journalisten zu ziehen.[4]) Dagegen kann ich einiges zur Frage

1) Diese Behauptung, die von der Annahme Bergsträßers a. a. O. S. 24 abweicht, stützt sich auf eine Notiz des Pl. Braun, der Sicherer freundschaftlich nahestand. „Ich übersende Ihnen einige Exemplare von der Adresse der kath. Religion an den Bundestag, welche H. v. Sicherer verfaßt hat." Brief an Kornmann 4. Mai 1816.

2) Grauert, Görres in Straßburg im Elsaß.

3) Lempfrid, die Anfänge des parteipolitischen Lebens und der politischen Presse in Bayern unter König Ludwig I., Presse S. 77.

4) Im übrigen wird Herr Chefredakteur Held in absehbarer kurzer Zeit selbst eine Würdigung Pfeilschifters im Druck erscheinen lassen und dann die wichtigen Briefe in extenso veröffentlichen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Stellung Pfeilschifters zu Fürst Metternich und zu dem Eoskreise bringen.

Zu dem Fürsten Metternich trat Pfeilschifter schon vor dem Erscheinen des „Staatsmann" in Beziehung. Schon im Jahre 1821 findet der allmächtige Leiter der österreichischen Politik „vortreffliche Gesinnungen" in der Seele Pfeilschifters. An der Entstehung des „Staatsmann" hat Metternich keinen direkten Anteil. Er gibt erst nachträglich seinen Segen, seine Zustimmung zu der Haltung der Zeitschrift und die klingende Anerkennung. Die Verbindung zwischen Pfeilschifter und dem Fürsten Metternich leitet der österreichische Ministerresident in Frankfurt, Hofrat von Handel, in die Wege. Derselbe überwacht Pfeilschifters Eifer. Interessante Belege für diese Darstellung bietet ein Brief Handels, Wien, 30. August 1822:

„Ich gebe mir die Ehre, Ew. Wohlgeboren zu benachrichtigen, daß S. D. der Herr Fürst von Metternich das Hochdemselben von mir vorgelegte 1. Stück des „Staatsmann" mit großem Beifall aufgenommen hat. Der Fürst fand darin neuerdings die vortrefflichen Gesinnungen, womit Ew. Wohlgeboren belebt sind, erprobt und trug mir daher auf, Ihnen seine volle Zufriedenheit darüber zu erkennen zu geben, auch Sie aufzumuntern, die Herausgabe dieser politischen Zeitschrift, welche den Annalen Marhards (?) entgegen zu setzen wäre, so schleunig als möglich fortzusetzen, was, wie ich zweifle, in Ihrem eigenen Interesse liegen dürfte. Ich bin ermächtigt, Ew. Wohlgeboren zu versichern, daß Sie mit Beiträgen von hier aus werden versehen werden, so wie man auch Ihrem Unternehmen jede angemessene Unterstützung wird angedeihen lassen. Da ich ferner beauftragt bin, Ew. Wohlgeboren 300 Dukaten auszuzahlen, so ersuche ich Sie, mir anzugeben, wann und wo ich dieselben abgeben soll . . . Es wird übrigens erforderlich sein, daß sich Ew. Wohlgeboren wieder nach Frankfurt oder Umgebung begeben, um der Verlagsbuchhandlung in dem Druckorte näher zu sein, auch um die nur durch Kuriergelegenheit an mich einlaufenden Beiträge aus meinen Händen zu empfangen, indem über Ihr


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verhältnis zu uns das strengste Geheimnis beobachtet werden muß. Man ist weit davon entfernt, eine förmliche Zensur über diese Zeitschrift unsererseits aufzustellen; da man aber überzeugt ist, daß es dem privatisierenden Gelehrten sehr schwer, ja oft ganz unmöglich ist, stets die Bedürfnisse und Beschwernisse des Augenblicks zu durchblicken, so glaubt man, Ihre Absichten zu unterstützen, wenn man den Vorbehalt beifügt, daß Sie gefälligst Ihr Manuskript jedes Mal vor Abgabe zum Druck mir zur Einsicht und Zustimmung vorlegen mögen."

Es waren goldene Ketten, womit die österreichische Politik diesen feurigsten, oft einseitigen, oft ultrakonservativen Journalisten an sich zu fesseln strebte. Es war ein gleißender Sold, doppelt verführerisch für einen Mann wie Pfeilschifter, auf dessen Familienglück die bitterste Not so oft ihre schwarzen Schatten warf. Doch darf zur Ehrenrettung Pfeilschifters gesagt werden, was auch Bergsträßer betont:[1]) „Wenn er auch in den Dienst der Metternichschen Politik trat, Pfeilschifter hat sich oder gar seine bessere Überzeugung nicht verkauft."

Freilich hat sich Pfeilschifter von manchen Einseitigkeiten, speziell in der Frage des Antagonismus zwischen Österreich und Preußen, nicht freigehalten: „der Gegensatz wurde auf katholischer Seite als ein im Grund religiöser aufgefaßt." Nicht von allen Führern der katholischen Bewegung. Es war Jarcke, der klarste politische Kopf unter den ersten Mitarbeitern der „Histor.-polit. Blätter", der Pfeilschifter, als die Ereignisse des Jahres 1830 dem „Staatsmann" endlich wieder einen zeitweiligen Aufschwung brachten, in einem Briefe (Berlin, 5. Mai 1830) warnte, in frühere Fehler zurückzufallen. „Schonen Sie Preußen; es ist ganz verfehlt, die preußische Regierung als eine liberale Potenz darzustellen, im Gegenteil ist immer darauf hin zu weisen, wie die Forderungen des Liberalismus im Widerspruch zu den Anschauungen des militärisch-monarchischen Staates Preußen stünden."

1) Bergsträßer, a. a. O., S. 207.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf diese Vorstellung Jarckes hat Pfeilschifter etwas eingelenkt. Noch mehr haben sich die Redakteure der ersten Bände der „Histor.-polit. Blätter“ diesen klugen Rat Jarckes zu eigen gemacht.

* * *

Wertvolle Mitteilungen enthält Pfeilschifters Nachlaß für die Geschichte der katholischen Bewegung, hier des Eoskreises. Von Legationsrat Oberkamp liegt eine große Reihe ausführlicher Briefe vor. Freilich sind Oberkamps Mitteilungen nur mit gewisser Vorsicht aufzunehmen. Der Mann sieht oft zu schwarz, er verzweifelt im Gegensatz zu Sailer an dem guten Willen auch redlich gesinnter Männer wie Schenk und Grandauer, er verliert die Ruhe und das Gleichgewicht der Seele über den gegnerischen Machinationen. Und doch ist es der Mühe wert nachzuforschen, wie ein Glied des Eoskreises die damalige Situation beurteilte.

4. Nov. 1824 überschickt Oberkamp für den „Staatsmann“ einen Aufsatz Baaders über „die Reunion der Wissenschaft und Religion“ und gibt folgendes Stimmungsbild:

„Die Eos geht ihren Gang fort und wird sich allmählich noch mehr heben. Baader hat ihr nun auch einen Beitrag gegeben und will überhaupt tätigen Anteil nehmen. Es ist gut, daß Besnard ihr erhalten bleibt, da sie sonst im Werden wieder untergegangen wäre. An besseren Elementen herrscht hier großer Mangel. Baader steht wie ein Heros, wie ein gewaltiger Fels, inmitten dieser schwachen und zaghaften Gemeinde, weil tief, darum auch klar und in sich sicher, heiter und furchtlos.“

Die Beziehungen des „Eoskreises“ zu Pfeilschifter bekundet ein anderer Brief desselben Oberkamp, den er ihm nach Wien nachsendet:

„Ihre hiesigen Freunde, insbesondere Baader, Seyfried, Aurbacher, grüßen Sie herzlich. Letzterer hat etwas für den „Staatsmann“ unter der Arbeit. Ich selbst hoffe in Frankfurt mehr Freiheit und Muße, die mir eine Mitarbeit ermöglicht, zu erhalten, da mein neuer Prinzipal bekanntlich sehr selbsttätig ist“ (27. Dez. 1825).




Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch Klemens Brentano, dessen Bedeutung für die Geschichte der katholischen Bewegung in Bayern schon längst eine eigene Bearbeitung verdient hätte,[1]) läßt uns einen Blick ins Eoslager werfen.

„Wir haben in der Eos immer tüchtig gefuchtelt und dreingeschlagen. Aber noch immer nur ich und B . . Oberkamp hat noch gar nichts dazu gegeben. Von Franz Baader wurde uns ein Aufsatz über „Katholizismus und Protestantismus" gestrichen, kommt aber nebst Extraabdrücken in die katholische Literaturzeitung. — Unser neuer Studienplan ist zwar der Form, aber dem Wesen nach gar nicht abgeändert. Es ist derselbe Spuck darin wie ehemals. Niethammer und Thiersch verfaßten ihn mit Mück. Was ließ sich da anders erwarten? Auch darüber werde ich Ihnen einen Beitrag senden, sobald ich deswegen mit den Archivauszügen in Hinsicht der alten Schuleinrichtungen fertig sein werde. Aretin ist hier. Er hat Sie in seiner letzten Pièce hart mitgenommen. Jetzt reut es ihn sehr. Seien Sie edler als Aretin! Halten wir Baiern endlich einmal zusammen!" (29. I. 29).[2])

Ein weiterer Brief Oberkamps zeigt uns grau in grau das tatsächlich unerfreuliche Bild jenes Parteiwesens, wie es sich durch die Intriguen Hormayrs und durch die Angst des Liberalismus, am Hofe den beherrschenden Einfluß zu verlieren, am Ende der zwanziger Jahre herausgebildet hatte.

„Die Dinge stehen hier möglichst schlecht und die bessere Hoffnung erlischt mehr und mehr. Hormayrs Influenz ist vollends eine verderbliche geworden, so daß unsere altbayerischen Liberalen neben ihm wie ordentliche und freundliche Leute erscheinen, mit denen man sich bei weitem leichter vertragen könnte. Sie kennen wohl seine Umtriebe bei uns und wissen wohl, daß der schändliche Artikel im „Inland" von seiner Feder ist, sowie das „Inland", welches wie ein halboffizielles Blatt den Be-

1) Vgl. über Brentano meinen Aufsatz über Sailer in Band 151, Heft 2, S. 801, 802, 806 dieser Zeitschrift.

2) Die Jahreszahl ist schwer leserlich.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

amten empfohlen ist und aus den Regiekosten der Ämter und Behörden gehalten werden darf, seine Schöpfung ist und unter seiner und des berüchtigten Dr. Lindner gemeinschaftlicher Leitung steht. Der eigentliche Redakteur ist ein gewisser Dr. Münich oder Mennig aus Berlin, ein ganz unschuldiges Subjekt. Jener Hormayr, der übrigens allen Parteien verhaßt ist und der intriguenvolle libraire-diplomate Cotta sind jetzt bald die Hauptleute. Der immer eitlere und nichtigere Schenk und der lahme und dürre, aber dennoch ehrgeizige und hoffärtige Freyberg sind ganz in Hormayrs Schlingen und für das gute soviel als verloren. Der letztere ist ganz die Kreatur Hormayrs, dem er seinen Wiedereintritt in das Ministerium und das Referat über die Kultus- und Studienangelegenheiten verdankt. Schenk aber gefällt sich in den Genüssen einer leeren Eitelkeit und läßt Hormayr gewähren, der wohl bald seine Stelle einnehmen dürfte. Die sog. Kongregation, zu der übrigens auch die wohlgesinnten Protestanten, wie Schubert, Hermann u. a. angehören,[1]) scheut und haßt man. Der treffliche Artikel der Eos,[2]) von Görres geliefert, hat es nun zur offenen Fehde gebracht. Indes wird keine Erwiderung erfolgen. Es wäre sehr gut, wenn der österreichische Beobachter diesen Artikel aufnehmen würde, wenn er nicht einen eigenen zu liefern gedenkt. Der von allen, die eine Stellung haben, allein noch wackere, redliche Öttl hat neben Hormayr eine falsche Stellung und verliert wohl mehr und mehr an Einfluß, da man eine unbequeme Stimme wie die seinige nicht gern hört. Dabei macht er sich noch immer Illusionen über den Stand der Dinge. Auf Grandauer möchte ich nicht viel vertrauen. Er ist kalt und ehrgeizig, ohne eine tiefbegründete Gesinnung wie ohne Liebe für Ideen und

1) Auch die Konföderierten, wenigstens Abt R. Kornmann, unterhielten gewisse Beziehungen zu den aus dem Norden berufenen protestantischen Gelehrten. Vgl. den Brief Schlichtegrolls an Kornmann in meinem Kornmannartikel. Bd. 151, Heft 2, S. 96 dieser Blätter. In einem anderen Brief ersucht Schlichtegroll den gelehrten Abt um einen Beitrag für die „Teutoburg".

2) Lempfrid, a. a. O., S. 91.





Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen. Auch hat er Martius Stellung so wenig als dessen freundlich wohlwollendes Wesen. Er hat den König nicht nach Italien begleitet. Seyfried habe ich über Ihre Idee wegen ihm sogleich gesprochen, aber ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört. Er ist zum Regiment zurückkommandiert, aber noch nicht eingetreten, und mag wohl bei seiner Verbindung mit Öttl, dem er sich nun ganz angeschlossen, noch anderweitige Hoffnungen haben. Die Herren von der „Eos" habe ich an die Pflicht gegen den „Staatsmann" gemahnt. Sie fehlen überhaupt durch Unterlassung geeigneter literarischer Anzeigen sowie auch durch allzugroße Einseitigkeit in Inhalt und Form. Das Blatt leidet daran, daß es nur liefert, was es eben erhält, und daß es nicht erhält, was es liefern sollte. Lange, wenn auch gute Aufsätze, wie Koch-Sternfelds Junker Rupprecht, der mit Grazie in infinitum zu gehen scheint, würden sich weit mehr für den „Staatsmann" als für die „Eos" eignen, die dafür den literarischen und anderen Erscheinungen des Tages regelmäßig ein paar Seiten oder doch Spalten widmen sollte. Aber es ist hier schwer zu predigen, denn es ist ein hiesiges akademisches Übel, daß die Leute alle schon von selbst zu gescheidt sind und nichts mehr lernen brauchen." (26. II. 1829).

Ein Jahr später (25. II. 1830) findet Oberkamp die innerpolitische Lage noch ernster. „Schenk unterliegt ganz dem Einfluß Abels, der völlig seiner Partei ergeben ist. Das 4 blättrige Kleebatt des Liberalismus heißt Armannsperg, Abel, Hormayr und — Grandauer."

Es bietet nicht das größte Vergnügen, dieses Intriguenspiel länger zu verfolgen. Nur noch ein Brief sei angeführt, der zur Geschichte der „Kongregation" einen Beitrag liefert.

„Ohne Zweifel kennen Sie den Aufsatz in Nr. 217—219 der Brockhausischen Blätter für Literatur und Unterhaltung mit der Aufschrift: „Über das öffentliche Leben in Bayern. Eine Rhapsodie.", der eine förmliche Denunziation einer in Bayern bestehenden, jesuitischen, geheimen Gesellschaft und ihres Zusammenhanges mit ähnlichen, auswärtigen geheimen Verbindungen, namentlich der französischen Kongregation enthält. Diese


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bayerische geheime Verbindung stehe unter einem geheimen Oberen, dessen Interesse es sei, den Aufschwung Bayerns durch alle Mittel, die helfen können, zu verhindern, und es werde eine organisierte Korrespondenz mit Paris und dem Osten über Offenbach durch Vermittlung eines verunglückten Diplomaten geführt. Zugleich werden Görres und Ringseis angegriffen, Koch-Sternfeld und ich ziemlich deutlich bezeichnet. Daß unter dem geheimen Obern der Fürst Metternich, unter dem Osten Österreich, unter Offenbach Sie und unter dem verunglückten Diplomaten meine Wenigkeit verstanden, ist klar. Hinter diesen Aufsatz steht Hormayr und Schenks bedeutendster Ministerialrat Abel und hinter diesem Armannsperg." (27. Aug. 1830.)

* * *

Es ist nicht meine Aufgabe, die Kämpfe des Eoskreises zu schildern. Aber das Eine wird aus Vorstehendem klar: der Eoskreis steht in Verbindung mit Pfeilschifter. Die Männer der „Eos" unterrichten über die eigenen Kämpfe, sie schätzen seine Tätigkeit, sie drücken ihm auch später den Dank dafür aus, daß er im Kampfe gegen den Hermesianismus gestanden.

Aber noch fehlt über der bloßen Sympathie ein einiges tatkräftiges Zusammengehen. Pfeilschifter hat dem einmal schmerzlichen Ausdruck in den Worten gegeben: „Was meine persönliche literarische Tätigkeit betrifft, so hatte ich selbst eine geringe Meinung von ihrer Wirksamkeit. Was konnte oder vermochte ich Einzelner!"

Es mußte ein großes Ereignis kommen, das Kölner Ereignis, es mußte Görres in seiner Art eine furchtlos treue Schar um sich sammeln, es mußte das Jahr 1848 auch der Kirche größere Freiheit bringen, und die Führer der katholischen Bewegung konnten 1848 reichlicher heimtragen, als jene, die vor ihnen ausgesät.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 17:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LIII.

## Aus der Jugendzeit des Freiherrn Werner von Haxthausen.

Von Joseph Gotthardt (Medebach).

(Schluß).

Zur Erweiterung und Vertiefung seiner mit glücklichem Erfolge begonnenen Sprachen- und Rechtsstudien ging der vielversprechende Sachsensohn, wie es Brauch der damaligen Studierenden noch vielfach war, nach Prag. Hier fand sein reger Geist nach Aufnahme in die ersten Familien des Landes die gewünschte Gelegenheit, sich mit den kulturellen und sozialen und politischen Anschauungen des von Germanen und Slaven bewohnten Landes vertraut zu machen. Interessant sind seine Briefe, in denen er die Eindrücke schildert, wie sie auf ihn, den scharfen Beobachter, wirken. In der Stadt selber mit der alten Herzogsburg, dem altehrwürdigen Dome des hl. Veit, der ehemaligen altheidnischen Opferstätte „Svandovit" durchblätterte er in den ersten Wochen seines einjährigen Aufenthaltes die „Monumenta Historica Boemiae Pragae 1746" und die „Scriptores rerum bohemicarum Pragae 1783/84", um sich mit der Vergangenheit Prags, Böhmens überhaupt und seiner gemischten Bevölkerung vertraut zu machen. Für sein gesundes und ruhiges Urteil spricht ein Brief, den er unter dem 7. Februar 1803 von Prag aus an seinen Vater schrieb:

„. . . Nun werden Sie doch neugierig seyn, etwas über Prag und seine Bewohner zu hören.

Prag liegt in einer schönen Gegend. Die Moldau trennt das Schloß nebst einer Menge anderer Gebäude, zusammen Radschin genannt und einen sehr ansehnlichen Theil der Stadt, die kleine Seite von den übrigen 3 Städten. Sie können denken, wie groß das Nest seyn mag, wenn Ihnen Wilhelm die Zahl der hier liegenden Truppen nennt, und man doch kaum Soldaten


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bemerkt. Fastnacht und einige Zeit vorher rechnet man einige 80 Bälle, die theils öffentlich, theils privat sind; und zu diesen gehören doch nur solche, wo ordentliche Banden Musikanten spielen, denn Kneipbälle mit einer Geige und dem Baß gibts unzählig viele. Die Nation scheint mir noch viele Spuren ihrer sklavischen[1]) Abkunft zu haben. Sie erinnern sich aus der Geschichte einer Rede, welche die sklavischen Gesandten dem Kaiser Heinrich III. hielten; sie sagten unter anderem: ‚Wir Sklaven waren allzeit friedliebende Völker; greift irgend ein Feind uns an, so wehren wir uns tapfer, sehen wir aber, daß er nur Zank und Fehde sucht, so geben wir ihm lieber Gold und Eisen und bitten ihn, uns nicht mehr im Ackerbau zu stören‘, und das möchte ich auch von ihnen sagen, nur mit der Veränderung, daß ich bei den Pragern statt „Ackerbau“ „Körperbau“ setzte, worauf sie sehr viel halten und zu diesem Endzweck täglich entsetzlich essen und trinken und zur Verdauung Rosoli trinken, Billiard spielen u. s. w.

Die gemeinen Böhmacken, so nennt man die echten Böhmen, zum Unterschiede von den Deutschböhmen, die zu meiner Klassifikation nicht gehören, hier aber auch sehr selten sind; die gemeinen Böhmacken haben im allgemeinen den Charakter der Feigheit; bei den Vornehmen zeigt sich diese natürlich unter viel feineren Schattierungen, sie sind weichlich und despotisch gegen Unterthanen, lieben den Putz und die Ausländerey mehr wie irgend eine andere Nation, sodaß man kein junges Fräulein, geschweige denn Frauen, nicht einmal ein Bürgermädchen ungeschminkt sieht; sie schätzen nichts, als was von außen kommt; am wenigsten wissenschaftliche Verdienste eines Eingeborenen; wie man schon überhaupt bemerkt hat, daß feige, weichliche Menschen selten Vaterlandsliebe und Nationalstolz haben. Sie schwatzen unausstehlich viel und abgeschmackt. Bey den gemeinen Leuten offenbart sich der Nationalcharakter viel deutlicher, sie sind schmutzig höflich, küssen einem alle Augenblicke die Hand und Rock, und betrügen heimtückisch, wo sie können. Im All-

1) Werner von Haxthausen schreibt statt „slavisch“ — „sklavisch“.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemeinen haben sie viel Ähnlichkeit mit den Franzosen, nur daß jene kriechender, diese leichtsinniger sind. Wenn Sie diesen Brief bekommen, lieber Vater, so verbrennen Sie ihn doch gleich und erzählen Sie meine Äußerungen nicht weiter; es werden zuweilen Dinge hier bekannt, über die man erstaunt . . ."

Diese einzelnen Bemerkungen über die Sitten, den Nationalcharakter und über die Parallelzüge des Germanismus und Slavismus sind für die Beurteilung der böhmisch-slavischen Nation von Interesse. Wie aus folgendem Auszuge aus einem Briefe vom 17. August 1803 aus Prag hervorgeht, hat Werner besondere Aufmerksamkeit der Nationaltracht des böhmischen Volkes gewidmet. Er schreibt:

„Seit einigen Wochen, lieber Vater, schweben wir von einem Vergnügen in das andere; die hiesigen Großen geben der Erzherzogin und ihren Gästen, dem Prinz Max von Sachsen und seiner Gemahlin, ein Fest über das andere. Der hohe Prinz ist eine Art Peterchen, vulgo „Janbérentken"; dabei tanzt er furios gern. Im Österreichischen tanzt man, wie Sie wissen, fast nichts wie deutsch, und das fürchterlich rasch, höchstens 1 Quadrille und eine Ecosaise dazu; am sächsischen Hofe dagegen nichts wie Contredanses, Menuet, Polonaise, Quadrille ꝛc. Sie erinnern sich des Liedchens vom Tanzmeister, was Therese immer sang; „wenn sick will tanze, so mack sick Schritt vor Schritt; eh, bien balance, O lack sick nit." Geradeso tanzt der hohe Prinz. Der der Praher und Vienner Flüchtel kam dieses äußerst sonderbar vor. Die meisten wollten lieber nicht tanzen, als so fein und ordentlich einherschreiten. Sie setzten also ein Böhmackengesicht auf, das heißt beyde Hände in die Hosen, mit einem etwas gedückten Kopfe, ein sauerländisches Maul, ein Italiener würde es Muso d'inglese nennen (einen verunglückten Engländer), hier ist es das Modegesicht der jungen Herrn. Wäre ich nur einige Meilen von Bökendorf entfernt, so würde ich als leibhaftiger Böhmackengraf oder Baron unter ihre Augen treten; ich hätte dann ein Röckel wie eine Wurst abgeschnitten, weite lange Hosen, vulgo Bainklader, ein weißes Wastel, Kopf à la Titus und spräche folgendergestalt Sie an: „Es k'frait



mirr extra ordinarri, zu schauen, daß sich nach wolaf b'finden. Frahlich ist es üibel, wenn der Mensch keinne Gesunt hat, aber nunmehro fangt halt das schehne Wetter ahn, und im Mahned May gib ich nix mar für die Doktor. Denn wenn die Paimer angrünend werden und das Gesang der Vegel ahs den Paimen schallt, wenn man halt den frischen Butter hahn, und das Thau meinetwegen das Kratel benetzt, da gieb ich main ja kain Gröschel für die Doktors, mar hat warm, und das G'sunt gat halt meinetwegen vor wie nach." — So würde meine Rede beginnen, dabey würde ich den Ton meiner Stimme in cisdur ganz oben erhalten und fleißig mit „ein kleines Stokerle" dazu gestikulieren. Nun lieber Vater, ein paar vernünftige Worte von meinen hiesigen Bekanntschaften: Sie wissen, ich nahm einige Empfehlungsschreiben von Münster mit. Der Graf Schönborn, der einer von diesen war, denen ich empfohlen wurde, ist ein sehr artiger Mann; nur drückt ihn sowohl, wie die ganze hohe Familie der churfürstliche Hut und die Erzkanzlerische Peruque des Erzhofes Maynz. Er kam mir vor wie seine Exzellenz, der Graf von Westphalen, mit dem er auch verwandt ist; sein 2 ter Sohn hat eine Tochter des Westphalen. Von dem zweiten Protecteur habe ich Ihnen viel mehr zu schreiben; ich hatte nämlich auch einen Brief an den Grafen Sternberg von seiner Cousine, der Nesselrod aus Münster mitgebracht. Um Ihnen dieses Männchen lebendig vor Augen zu stellen, muß ich von mehreren Bekannten die Züge borgen; denken Sie sich eine Figur ohngefähr wie Brabeck, mit dem er überhaupt viel Ähnlichkeit hat, nur weniger Karicatur, ein langlichtes, ziemlich hübsches Gesicht, eine sehr hohe Stirne; ich möchte es kahle Platte nennen; ziemlich flink im Reiten und allen seinen Bewegungen, Komplimente mit den Beinen wie Fürst Lüning, alles aber mit einer pedantisch-vernünftigen Weisheit. Fautor und Mäcenas aller Künstler, Maler, Schmierer, Fideler, Pränteler 2c. 2c., die ihm bloß ihr Daseyn zu verdanken haben. Er selbst hat eine treffliche Sammlung von Kupferstichen, Gemälden, eine große Münzensammlung. Er selbst ist Kenner von diesem Allem und spricht mit diktatorischen Gründen über


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Wert alles Schönen, was je erschaffen wurde. Er selbst aber ist, wie man sagt, in einer großen Unwissenheit und Unordnung des einzigen lausigen Artikels: seines Vermögens. Das einzige, was ihn vorteilhaft von Brabeck unterscheidet, ist seine Sorglosigkeit in Rücksicht des Ganzen der Welt; er ist gar nicht Schwärmer im politischen oder revolutionären Sinne und im ganzen viel reeller wie Jener. Er hat mich mit viel Güte aufgenommen. Seit einiger Zeit kenne ich einen Grafen Canal, der mir gut gefällt . . ."

Durch diese drei Bekannten wurde ihm der Eintritt zu den ersten Familien Prags und Österreichs ermöglicht. Lassen wir ihn darüber selber erzählen in einem Briefe, den er unter dem 24. Juli an seinen Vater schreibt:

„Seit einigen Tagen, lieber Vater, treibe ich mich itzt wieder in der Hauptstadt herum; ich war ohngefähr 14 Tage in Lahna, einem Gute der Fürstin Fürstenberg, wo ich mich köstlich unterhalten habe. Diese Fürstenberg ist eine vortreffliche Frau; ich wüßte nicht, wo ich je ein Weib gesehen hätte, das mehr Geist und Gefühl hätte, als sie. Ihr Mann war Feldmarschall und entschied mit dem Regiment Nassau-Usingen die Schlacht bei Stockach; eine Kartätsche nahm ihm das Leben; er soll einer der bravsten Generale gewesen sein, der aber durch das Podagra von seinem Standort oft entfernt oder unwirksam gemacht wurde. Bei Hüningen erstürmte er die sogenannte unüberwindliche Schanze, von der alle übrigen Generale behaupteten, ihre Einnahme sei zwar sehr vorteilhaft, aber fast unmöglich. Fürstenberg rief die Freiwilligen heraus, nannte sie Elisabethschanze (nach dem Namen seiner Frau) und war dann der Erste, der sie stürmte. Sie erfuhr es bald darauf und ließ dem Andenken dieser Tat ein Denkmal setzen, welches sie mir neulich mit Thränen zeigte. In ihrem Garten steht eine schöne Todten Vase, neben dem Piedestal ein Genius, der mit der Rechten seinen Aschenkrug kränzt und in der Linken die erloschene Fackel hält; einige sehr hübsche Verse, die sie selbst gemacht hat, liest man unten. Ich bin mit ihr ganz von ohngefähr bekannt geworden; sie ist eine geborene Princesse Taxis


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Regensburg und hat eine Schwester, die einen Grafen Ahlefeld, ehemals Minister, Oberforstmeister ꝛc. am dänischen Hofe geheyrathet hat; er war ehemals sehr reich, hat aber bey Gesandschaften, die er übernommen hatte, den größten Teil seines Vermögens im Stiche gelassen, und sich deswegen von Dresden, wo er zuletzt stand, zu seinen Verwandten nach Prag zurückgezogen.“ — Durch Ahlefeld lernte Werner eben die Fürstin Fürstenberg kennen, von der er, wie im Anfange des Briefes schon gesagt ist, zu dem Lustschloß Lahna eingeladen wird. Ihr Hofmeister von der Horst aus Paderborn lädt ihn ein und will ihn gleich mitnehmen. „Allein“, so fährt Werner von Haxthausen in seinem vorigen Briefe fort, „ich hatte über das Staatsrecht, Völkerrecht und Kriminale eine Prüfung zu machen, auf die ich ungefähr in 14 Tagen bereit zu seyn hoffte; es war schon 5 Uhr nachmittags; ich entschloß mich kurz und gut, ging zu den Professoren, bat sie inständigst, mich jetzt gleich zu examinieren, indem ich notwendig heraus müsse, war auch wirklich um 9 Uhr zur vollkommenen Genüge der Professoren fertig, bekam ein Attest der ersten Klasse . . . in Lahna wurde ich mit viel Freundschaft empfangen . . . um 9 Uhr morgens versammelte sich die ganze Gesellschaft im Garten zum Frühstück . . . wir sangen allerley Lieder, besonders fanden das westfälische Landmannsschaftslied und andere Burschenlieder, die ich vorbrachte, ungemeinen Beifall, welches ich Ihnen zu Ehren der Westphälinger melden muß. . . . Einige Mal wurden Partien nach benachbarten Orten und schönen Gegenden veranstaltet; ich als Ritter des Schutzes begleitete den Zug; die übrigen waren die Fürstin Fürstenberg, ihre Tochter, ein Halbwüchsling, der kleine Prinz, ihre Schwester, Prinzeß Taxis, ein sehr lustiges Mädchen, Ahlfeld mit seiner Frau und einer Tochter, die Gräfin Wallenstein, eine alte würdige Witwe, geborene Fürstenberg, und endlich eine Prinzesse Auersberg, ein ganz scharmantes Mädchen; wie ich hinkam, traf ich die Landgräfin von Hessen-Rothenburg, die eine sehr schöne Tochter, Prinzesse Clotilde bei sich hatte . . . auch kam später der Fürst Auersberg zu uns — — —“


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit diesem Bekanntenkreis macht er gelegentlich schöne Ausflüge, besonders nach der berühmten Schloßruine Kostenbladt, worüber er unter dem 12. August 1803 an seine Mutter schreibt:

„. . . Kostenbladt liegt in einer herrlichen Gegend, auch Krjemusch; doch finde ich jene noch schöner. Wir machen oft Spaziergänge, um schöne Aussichten zu besuchen; gestern waren wir auf dem Töplitzer Schloßberge, man sieht unter sich Töplitz und eine Menge Dörfer, Städte, Schlösser und Klöster in einer herrlichen Ebene, die nur zuweilen durch einen steilen aber gut bebauten Hügel unterbrochen wird. Das Gemälde schließt sich mit dem Erzgebirge, das die ganze rechte Seite bekränzt und mit seinen gewaltigen Felsen und schwarzen Fichtenwäldern einen schönen Kontrast zur fruchtbaren Ebene bildet; von der anderen Seite sieht man das Mittelgebirg, an dessen Fuß Kostenbladt liegt, die schöne Ruine liegt schon auf einem Berge, der zum Mittelgebirg gehört; auf diesem, vorzüglich aber auf dem höchsten dieses Gebirges und zugleich auf dem höchsten in ganz Böhmen, dem Milschauer Berge, eine kleine Stunde von Kostenbladt ist die Aussicht einzig in seiner Art; rechts sieht man die schöne fruchtbare Ebene von Töplitz, von der ich eben redete, mit Korn und Obstbäumen besetzt bis ans Erzgebirge, und links eine andere große Ebene mit Weinbergen bis ans Riesengebirge, welches wieder eine ganz andere Gestalt hat als die vorigen, und endlich im Thale die große Elbe mit einer Menge kleinerer Flüsse und Bäche, die sich hinein ergießen, und ihren schönen grünen Ufern; unter sich sieht man die Kostenbladter Ruine und andere ehrwürdige Überreste voriger Zeiten, und hinten ein enges Thal, wo sich die drey Gebirge, die ich nannte, mit einander vereinigen und sich die Elbe mit Mühe nach Sachsen durchdringt. . . .“ Er hat eine neue Bekanntschaft gemacht, die Gattin des Gesandten Grafen von Hartig. . . . „Er war Gesandter, dabey ein Gelehrter, der vieles geschrieben hat und sich durch seinen schönen edlen Charakter noch mehr auszeichnete, als durch seine schönen, meist französischen Gedichte, die von der Akademie zu Paris mit Lorbeer gekrönt wurden,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Ehre, die Ausländern, wenn sie nicht Könige waren, äußerst selten geschah; seine meisten Werke hat Dinette (Werners Schwester) von ihr (der Gräfin Hartig) geschenkt bekommen. . . ."

Durch seinen gesellschaftlichen Verkehr in Prag bekam unser Werner eine objektive Einsicht in die damaligen Sitten und Verkehrsgepflogenheiten der österreichischen Haute-Voleé. Charakteristisch für die sonderbaren Zustände in der Gesellschaft des Adels, des Militärs und der Bürgerlichen ist folgender Brief Werners an seine Schwester Therese in Hülshoff; Annette hat uns den Brief aufbewahrt und ihn mit der Randnotiz versehen: „Von Ohm Werner an meine Mutter":

Lahna, den 2. Nov. 1803.

„Dein Brief, liebe Schwester, hat mir große Freude gemacht; ich dachte beinah, ihr hättet mein vergessen; seid Ihr doch in Eurem Kreise nie verlassen; denn des Einzelnen Abgang bemerkt man kaum; ganz anders ist es dem Einzelnen zu Muthe; das fühl ich oft und tief; ich habe mich, seitdem wir uns sahen, fast immer zwischen den Menschen herumgetummelt, zwischen Menschen allerley Gattung; ich habe Menschenkenntnisse errungen im Schweiße meines Angesichts, aber eine untröstliche Kenntnis! Der Adel besteht hier aus drey ganz abgesonderten Klassen, so abgesondert, daß ganz besondere Verhältnisse ausgenommen, von der höheren zur niederen Kaste man die Namen nicht kennt; die Größe der Stadt und die große Menge des Adels macht ihn voneinander unabhängig; ich habe Gelegenheit gesucht, in allen Gesellschaften aufgeführt zu werden, und da man hier in einem hohem Grade neugierig ist, so wird dem Fremden mit einer Auszeichnung begegnet, dessen kein einheimischer Weltmann sich freuen darf; alles, was fremd ist, däucht ihnen besser, schöner rc., man muß ordentlich die Bewunderer von sich drängen, wenn man nicht erdrückt werden will. Die erste Klasse des Adels ist sehr reich; 40,000, 60,000, 80,000 Gulden jährlicher Einkünfte sind die ärmeren dieser Familien; die ersten haben 3mal, 4mal hunderttausend, einige eine halbe Million und darüber; sie besteht aus Fürsten


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Grafen; in ihre Gesellschaft kommen wohl einige Barone, und doch sehr selten, und man sieht es ihnen an, daß sie uicht dahin gehören, ohne daß man jedoch sagen könnte, die Fürsten und Grafen schlössen jene aus. Im Gegenteil ist dieser erste Stand der einzig Gebildete und hat weniger Stolz als der 2te; man spricht hier nicht anders deutsch, als wenn man merkt, der Fremde spreche es schlecht oder nicht gern. Sobald man sich irgendwo aufführen läßt, es sei in Gesellschaften oder in den Häusern, wird man gleich französisch angesprochen. Du kannst denken, wie konfus mich armen Westphälinger das zuerst gemacht hat, da ich mich dessen nicht versah. Selbst wenn man bekannt ist uud unter sich reden sie französisch. Hin und wieder hört man einige Worte deutsch wie beim Bischof und Fürsten von Corvey. Die jungen Leute reden meist deutsch. Viele der ersten Familien wohnen für beständig in Wien, oder wechseln, einige Wochen in Wien und einige in Prag zuzubringen. Die meisten leben nur in Zerstreuungen. Des Morgens schläft man bis 10 oder 12 Uhr. Dann liest man Romane usw., fährt spazieren, arbeitet Kleinigkeiten, geht um 2 oder 3 Uhr an Tisch, trinkt noch bei Tafel den Kaffee oder Rosoli; spielt einige Partien Boston, Wisk (soll wohl Wist heißen) und fährt Visiten, wenn gerade keine Gesellschaft ist, und passiert denn irgendwo den Abend entweder ganz, oder geht nach der Jausen, das ist dem Thee. Hier trinken aber die Fremden, oder solche, die mit Hohn auf die Böhmen herabschauend, sich ein air étranger zu geben hoffen, Thee. Allgemein wird hier zu Lande zur Soirée Kaffee und Chokolade gereicht. Will man nicht bleiben, so fährt man um 7 Uhr ins Theater, schwätzt da mit seinem Nachbar, beschaut alle Logen mit der Lorgnette, winkt sich Handküsse zu, besucht sich, sieht per hasard einmal wieder aufs Theater; denn immer dahin zu sehen, wäre gegen den bon ton; man könnte glauben, es wäre einem etwas Neues, man käme vom Lande, man könnte (wahrscheinlich aus Armuth) das Theater selten besuchen ꝛc. ꝛc. In Gesellschaften sprechen Leute von Welt nie von vernünftigen Sachen, vor allem nicht über Politik, das wäre abscheulich pedantisch;

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es würde auch scheinen als läse man Bücher und hätte da etwas gelernt. Ein Mann von Welt weiß alles von selbst; Zeitungsnachrichten darf man erzählen, wenn man sicher weiß, daß diese Zeitung von keinem gelesen wird und in keiner anderen steht; da erzählt man sie wie aus Privatbriefen. Wer recht gut sprechen will in Gesellschaften oder in solchen Häusern, wo man wenig bekannt und sich also als homme du ton zeigen muß, der redet, wenn von gelehrten Sachen die Rede kommt, in dreistestem absprechendsten Tone, z. B. von dem und dem Gelehrten läßt sich noch vieles hoffen, er ist jung; der ist ein abscheulicher Schmierer; der, obschon ihn die gutmütigen Deutschen so erheben, ein homme sans esprit, sans connaissance etc. Loben muß man selten; man könnte in die Gefahr kommen, sein Wort zurücknehmen zu müssen. Hat man getadelt, so vermutet natürlich jeder, man verstehe es besser, man habe einen feineren, edleren Geschmack; kommt über die Kunst die Rede, so spricht man mit Enthusiasmus, erzählt allerlei Anektödchen, woran man überhaupt sehr reich seyn muß; giebt Nachrichten aus Privatbriefen aus Rom, Paris 2c., wo man, wie sich dies von selbst versteht, oft und lang gewesen ist; man lobt nur die berühmtesten Meister Michelangélo, Rubens, Raphael, Titian, Guido, Salvator Rosa 2c., gibt hin und wieder selbstbemerkte Unterschiede, Beurteilungen, Bemerkungen über die verschiedenen Schulen an; nur ja überall geradezu absprechend, daß man das Urteil für unreif und schwankend und seinen Verfasser für einen jungen Schüler halte. Über dergleichen Dinge kann nur von ungefähr die Rede sein; gewöhnlich spricht man nicht davon. Ein Fremder darf schon nie darüber anfangen; er muß sich überall das Air geben, als müsse er sich Zwang antun, recht augenscheinlichen Zwang, um aus lauter Bescheidenheit seinen überall vollkommen ausgebildeten Geist zurückzuhalten. Gewöhnlich spricht man über Kleinigkeiten, nichtige Vorfälle, nicht Wetter 2c., das wäre platt, aber im Grunde nichts Besseres, z. B. über etwas, was gerade in der Gesellschaft vorgeht, über das Spiel 2c., wo man beständig nach einem Witzspiele, bon mot, 2c. jagen muß, was man „esprit haben“ nennt.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorzüglich aber gehört zu großen Gesellschaften und dem ersten Akkord in großen Häusern der sogenannte esprit caustique, d. h. boshaften Witz über irgend eine Person oder Handlung zu werfen und die große Kunst zu verstehen, allem ein „ridicule“ anzuhängen Soll dieses recht fein geschehen und die stärksten Wirkungen hervorbringen, so muß man eine Art von „simplicité“ affektieren und ja nicht boshaft scheinen. Dann heißt es: „Ah que ce jeune homme a la salie du Génie et le coeur d'un enfant! ah comme il est aimable!“ Ist man einmal im Hause bekannt, so muß man von Tag zu Tag frecher, das nennt man ungenierter werden; vorzüglich beliebt sind eine Art von Buffone, die allerley Späschen zu machen verstehen ꝛc. Dabei wird hier über manche Dinge sehr frei und equivoque gesprochen, ohngefähr wie bei den Franzosen. In öffentlichen Gesellschaften kennt man sich nicht; da spricht in Sentenzen, bons mots etc, macht aber keinen Buffone und spricht am wenigsten mit solchen, in deren Häusern man viel ist pour se donner un air plus interessant!“ Daß man über nichts viel zu sprechen und durch seine versteckte Sprache einander etwas zu sagen verstehen muß, daß ein jeder aus unserem lauten Entretien etwas anderes gleichgültiges zu verstehen glaubt, daß man schnell auf andere Gegenstände das Gespräch ungezwungen leiten und allenfalls in einem fort reden kann „pour ne pas languir dans la conversation“, das versteht sich alles von selbst und sind allgemeine anerkannte Regeln.

Bei der 2ten Noblesse ist der Ton noch sehr roh; man hat manches von dem schlechten und dummen des ersten Standes, aber nicht seine Bildung und Höflichkeit; man moquiert sich ohne Witz; man klatscht allerley Geschichten von einander und hat im allgemeinen gar keine scientivische Bildung, die doch öfters beim ersten Stande angetroffen wird. Er (der 2te Stand) besteht aus den Baronen und einigen ärmeren Grafen von dem Vermögen, wie bey uns die Reichen, bis 20 und 30 tausend Gulden. Die meisten sind recht so, wie man sich die pommerischen Junker denkt; sie sind auch natürlich viel stolzer auf ihre Ahnen wie der erste Stand. In ihren Gesellschaften geht es steif unter den Alten und höchst frech und ungezogen unter

Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

den Jungen zu. Hierher kommen manche vom Militär, der verachtetste von allen Ständen in der Monarchie. In den hohen Häusern sieht man nie einen Offizier, wenn er nicht Sohn des Hauses ist, und selbst dann nur selten. Die Generäle kommen wohl auch in die ersten Gesellschaften, sie sind aber wenig in Ansehen. Zum dritten Stande gehören die meisten Angestellten, Professoren, Doktoren 2c. Sie nennen sich Ritter, Edle oder schlechtweg Herr von; sie sind viel gebildeter als der 2te Stand und viel angenehmer wie der erste; — — — Die Fürstin Fürstenberg hat mich wieder zu einem kleinen Feste abholen lassen. Am 4. ist Karl ihres Sohnes und der jungen Ahlfeld Namenstag; ich feiere zugleich unseres Karls und der melancholischen Caroline Fest und den Geburtstag von Stolberg; er wird den 4ten 54 Jahre alt . . . Dein treuer Bruder Werner.

Ohne Zweifel führt uns dieser Brief anschaulicher als umfangreiche Bände den Geist, die Denk- und Anschauungswelt des damaligen Österreichs vor Augen und ist gleichzeitig ein Beweis für die scharfe Beobachtungsgabe des 23jährigen westfälischen Edelmannes. Die einzelnen Gruppenbilder gehen mit lebendiger Frische, aus dem Leben unmittelbar entnommen, in markanten Zügen an unserem Auge vorüber, und wir verstehen es, wenn er wegen seines esprit im besten Sinne des Wortes in den ersten Gesellschaftskreisen bei den Fürsten Fürstenberg, Auersperg und Windischgrätz so angesehen war. Seine juristischen Studien absolvierte er mit Leichtigkeit; schon am 11. Dezember 1803 berichtet er seiner Mutter, daß er „beym Naturrecht, dem Criminali, Staats- und Völkerrechte ein Attestat vom ersten Range, nämlich die Eminenz bekommen habe; ich arbeite jetzt im römischen Rechte, das ich jedoch binnen sechs Wochen zu machen gedenke. In einem Jahre kann ich, wenn ich fleißig arbeite, das Ganze innen haben und zum Praktizieren angestellt werden . . ." Er will und muß, um voran zu kommen, in den ersten Gesellschaften verkehren und ist infolgedessen gezwungen, auf seine Kleidung besonderes Gewicht zu legen. Und fügt dann bei: „. . . Was man eigentlich Versorgung nennt, werde ich




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer und überall finden; ich habe was gelernt und so treffe ich überall Dummköpfe genug an, die meiner bedürfen. Meine Sorge geht nur dahin, einen großen Kreis von Geschäften und Thaten zu finden, wo ich schnell und weit ausdehnend wirken könne; eine Präbende würde ich nur auf einige Jahre annehmen, um die Zeit meiner Bildung meinen guten Eltern nicht so zur Last zu fallen; denn zum Geistlicher werden fühl' ich keinen Beruf, und um etwas Besseres zu werden als Domherr für erste noch Talente und Kraft genug. Ich werde dem lieben Vater über meine Aussichten und Pläne weitläufig schreiben . . ."

Werner fühlt sich zu Höherem berufen und er beabsichtigt in österreichische Dienste zu treten.

Seine und der Fürstin von Fürstenberg Freundin „die Hartig", so schreibt er am 22. Dezember 1803 an seinen Vater, „könnte alles für mich thun, wenn ich Militär würde, da ihr Bruder Generaladjudant des Erzherzogs ist und über diesen alles vermag. Beym Militär können die Protektionen außerordentlich viel machen; beym selben Regiment geht zwar auch alles nach der Anciennität, aber man wird von einem zum anderen mit Avancement versetzt, und dort kann doch auch noch ein Mann von Kopf und Herzen sich auszeichnen. Beym Civil in Kopierarbeiten find ich keine Gelegenheit dazu; dabey will man itzt nach dem neuesten politischen Systeme der Monarchie den Adel zu Kriegsdiensten anlocken und hat deswegen das Kaufen und Verkaufen der Offiziersstellen nämlich eines Lieutenant erlaubt; es werden seitdem genug feilgeboten; dazu kommt noch, daß man keine Zeit umsonst dient, man hat als Lieutenant doch schon eine gage. Mir scheint also, alles betrachtet, das Militär zu ergreifen der kürzeste Weg zu sein; ich habe ohnedem viel Lust dazu; wenn ich einige Zeit gedient habe, könnte ich zum Generalstab gehen, sogar zum Civil oder dem diplomatischen Fache übertreten, wie dieses mehrere mit großem Vortheil gethan haben. Noch schöner, wenigstens meinen heißesten Wünschen noch süßer wäre mir folgender Plan: England und Frankreich sind jetzt in einem fürchterlichen Kriege. Wir sehen von der


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

einen Seite die Sieger des Landes, von der anderen die des Meeres um die Herrschaft der Welt kämpfen; siegt England, so beherrschen sie uns alle, die wir Sklaven unserer Bedürfnisse und ihres Handels sind; siegt im Gegentheile Frankreich, so werden die Herrscher der Welt gewiß ihre alte Form nicht lassen; wir werden nach und nach aus dem Schutt und der Asche des ehemaligen Europa eine neue Schöpfung hervorgehen sehen; wer möchte aber, wenn er frei ist, und Kraft in sich fühlt, einem solchen Kampfe ohne Antheil zusehen? Welch ein Schauspiel muß das dem Denker seyn? Nationen, die mächtigsten aller, die jetzt sind, wie Rom und Carthago mit der Energie des Nationalhasses ringen zu sehen! England sucht Ausländer für seine Dienste; es ist der einzige Staat, der gemäß dem Range seiner verschiedenen Diener und nach dem Verhältnisse des gefallenen Geldwerthes bezahlt; ich würde dort mich auszeichnen können und nachher gewiß in dem reichen England und ihren vielen Besitzungen durch Bekanntschaften und Protektionen eine schöne Karriere machen können; meine hiesigen Freunde stehen mit den ersten Häusern in London durch Verwandtschaften und durch ihre Reisen in Verbindung; ich fände dort gleich Eintritt und Protektion: alle meine Freunde beraten mich dazu. Wird der Krieg beigelegt oder bald ohne den gänzlichen Sturz eines Reiches geendet, so gibt England Pension, und ich könnte, wenn ich dort keine bessere Aussicht fände, in kaiserliche Dienste zurücktreten. Nirgends wird, wie bekannt, Auszeichnung und Talent belohnt, wie die Engländer belohnen. Ein englischer Major hat meinetwillen dem Herzog von Yorck geschrieben. Wenn er mir eine Offizierstelle anträgt und zusichert, soll ich gehen. Ich erwarte sehnlichst ihre Befehle. Der Major ist seit langer Zeit in hiesigen Diensten und ein sehr braver Mann.

Ihr gehorsamster Sohn Werner."

Die besorgte Mutter will von solchen Plänen Werners nichts wissen; sie ist um sein Seelenheil zu sehr in Not und bittet den Sohn, doch ja nicht höher seine Lebensziele zu spannen, als es für die Zeit und Ewigkeit notwendig sei.




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter dem 15. Februar 1804 schreibt er an die von ihm so kindlich treu verehrte Mutter:

„. . . . Als ich ihnen schrieb, ich hätte Lust Soldat zu werden, nach England zu gehen, rieten mir einige Bekannten und gute Freunde es. Sie können davon nähere Nachricht haben. Und so bin ich davon überzeugt, daß es gescheiter ist, nicht zu gehen; Sternberg vorzüglich wollte mich einem dasigen Ordre empfehlen, dann Fürstin Anhalt &c. — Daß ich überhaupt nichts unternehmen werde, als was Sie wollen, liebste Ältern, versteht sich von selbst; ich hoffe, Sie haben selbst eine zu gute Idee von mir, als daß Sie mir zutrauen könnten, daß ich einer solchen Undankbarkeit fähig wäre

Ihr gehorsamster Sohn Werner.“

Dem Wunsche seiner Eltern entsprechend verließ Werner im Sommer 1804 Prag, wo er so reiche Menschen- und Lebenskenntnisse sich angeeignet hatte. Am 16. Juni 1804 teilt er seinem Vater die Freude und den Tag seiner Heimkehr mit. Mit schwerem Herzen nimmt er Abschied von der Fürstin von Fürstenberg, die „bald ins Reich gehen muß; ihr Sohn, ein Knabe von 7 Jahren ist Erbe seines Vetter, des regierenden Fürsten von Fürstenberg und Donaueschingen geworden; er hat also jetzt außer den großen Herrschaften und Gütern in Böhmen eine jährliche Revenue von 400,000 fl. mehr; sie (die Fürstin) wird sich auf einige Zeit in Donaueschingen etablieren müssen, da sie ihren Hof und ihre Regierung halten muß; im ganzen ist ihr dies aber gar nicht lieb, da sie vorher ohne große Geschäfte unter guten Freunden vergnügt und still lebte.“

Für ihn selber haben die Eltern in Bökendorf durch die Vermittelung des Fürstbischofs von Paderborn, Franz Egon, eine Präbende am Dom zu Paderborn erhalten. Er schreibt darüber in demselben Briefe:

„. . . Ich freue mich sehr, einen bestimmten Platz zu haben, wo ich mein Schicksal und meine Versorgung bearbeiten kann, besonders da mein Vater mir schreibt, er habe Ursache zu glauben, daß ich auch verheirathet meine Präbende behalten


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

könne, wenn ich mich um den Staat verdient gemacht habe; denn zum geistlichen Stand habe ich keinen Beruf! Stolberg schreibt mir darüber folgendes:

‚Gewiß es ist sehr ehrwürdig, wenn ein junger Mann, weil er in sich den Beruf zum geistlichen Stande fühlt, sich dem Cölibate widmet. Aber das ist ein großer Entschluß! Und an einen Beruf der Domherrn kann ich nicht glauben! Zwar kannst du immerhin eine Präbende annehmen, welcher du entsagen kannst, wenn du willst, da aber der Domherr den elend bezahlten Staatsdiener unterhalten soll, so würden sehr günstige Umstände eintreten müssen, wenn du der Präbende wieder entsagen wolltest. Der Wunsch deiner lieben rechtschaffenen Eltern legt ein großes Gewicht auf diese Schale.‘

Gern möchte ich wissen, liebe Mutter, ob ich dem Fürstbischof von Paderborn für das Geschenk schriftlich danken solle oder erst persönlich, und wie? ich weiß keine Titular, Addresse rc.; nichts . . .“

So kommt denn Werner zurück nach dem lang ersehnten Bökendorf und freut sich, die sagenumwobene Abbenburg, den romantischen Bökerhof und das Land der deutschwestfälischen Märchen und Sagen, den Weserstrand mit der altehrwürdigen Abtei Corvey wieder begrüßen zu können.

Nach seiner Ankunft in Bökendorf tritt Werner von Haxthausen 1804 die Dompräbende in Paderborn an. Mit seinen Freunden in Prag, besonders mit dem Hause der Fürstin von Fürstenberg und der Fürsten Auersperg und Windischgrätz unterhält er einen anregenden Briefwechsel. Am 24. März 1806 wird ihm von Prag berichtet: „Der junge Fürst Auersperg hat die Fürstin Windischgrätz gegenüber dem Fürstenbergschen Hause geheiratet.“ Der Statthalter (Burgkommandant) von Prag, Chotek, lädt Werner und seine Schwester Dinette, die längere Zeit in Prag gewesen war, wiederholt zum Besuche ein. Ein gern gesehener Gast war er in dem Hause des Erzbischofs von Prag, Kardinal Wilhelm Florentin, Fürst von Salm-Salm, mit welchem er auch in Briefwechsel trat.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen besonders interessanten Briefverkehr unterhielt er später mit seinem Prager Freunde Eugenius Freiherrn von Mylius, der in österreichischen Diensten stand. Auf diese Korrespondenz werden wir später noch zurückkommen.

Damit schließen wir diesen Abschnitt in Werner von Harthausens Leben. Es ist der erste Teil seiner Lehr- und Wanderjahre, die für späteres politisches Denken und Handeln grundlegend waren. Abgesehen von einem gewissen Abschluß seiner juristischen, historischen und sprachwissenschaftlichen Studien war er mit dem ersten Adel Österreichs und Deutschlands, mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in einem an geistigem Gute gebenden und nehmenden Verkehr getreten, und die einmal angeknüpften Beziehungen waren fürs Leben geschaffen. Seine Freunde und Verwandten erwarteten Großes von ihm; nur seine fromme Mutter sah es nicht gern, wenn er allzuhoch seine Zukunftspläne spannte. Von ihrem Segen begleitet, ging Werner einer sturmbewegten politischen und an Kriegsereignissen reichen Zeit entgegen.

## LIV.

## Die Kaiserin Friedrich in Paris im Februar 1891.

Von J. S. M.

Bismarck war entlassen. An Stelle der Politik aus Blut und Eisen sollte nach der Absicht des jungen Kaisers eine solche des Friedens treten. Mit Liebenswürdigkeiten würde er auch Frankreich gegenüber erreichen, was Bismarck nicht gelang. Bei der Internationalen Arbeiterschutzkonferenz in Berlin wurde der Anfang gemacht: die französischen Abgesandten erfreuten sich besonderer kaiserlicher Huld. Auf dem Ärztekongreß in Berlin 1890 bat Virchow die zahlreichen französischen Ärzte unter Anspielung auf bekannten polemischen Streit: „Vergessen wir das.“ Ein neuer Schritt,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die deutsch-französischen Beziehungen inniger zu gestalten, sollte nach der Absicht Wilhelm II. die Kunstausstellung in Berlin sein, die am 1. Mai 1891 eröffnet werden sollte. Aber wie ganz anders ging die Sache und schlug ins gerade Gegenteil um! Die diplomatischen Einzelnheiten waren bisher nicht genau bekannt. Zum ersten Male erfahren wir jetzt aus der Feder eines Franzosen, des Herrn Pierre Albin in der Revue de Paris (Nr. 7 vom 1. April 1913), allerdings nach amtlichen französischen Quellen Genaues.

An der Berliner Kunstausstellung sollten sich auch die französischen Künstler beteiligen. Sie zu gewinnen, schrieb der Präsident der Berliner Künstlergenossenschaft Anton v. Werner unterm 29. Dezember 1890 an Eduard Detaille und ersuchte, die bedeutendsten französischen Künstler möchten mit Hinsicht auf die Berliner Ausstellung ein Komitee oder eine Jury bilden. Den französischen Künstlern seien die Säle im Zentrum des Ausstellungsgebäudes vorbehalten. Detaille tat in Paris die erbetenen Schritte. Am 22. Januar 1891 bat Herr v. Werner den französischen Botschafter in Berlin, bei seiner Regierung um Ernennung eines „Experten" zur Bildung der Jury vorstellig zu werden. Darauf kam am 31. Januar von Herbette folgende Antwort: „Die Regierung der Republik ist von der verbindlichen Mitteilung, die ich schleunig ihr zukommen ließ, angenehm berührt, und wenn sie auch offiziell in ein Privatunternehmen sich nicht einmischen kann, so sähe sie es doch gerne, wenn unsere Künstler Ihrem Rufe folgten."

So tat die französische Regierung ein doppeltes: sie wollte die französische Kunst an der Ausstellung beteiligt haben, sie wollte aber die Sache als eine Privatangelegenheit behandelt wissen. Das war gewiß klug und zur Vermeidung von möglichen Konsequenzen richtig. In Berlin aber wurde dieser Standpunkt nicht eingenommen. So erschien der Brief Herbettes in der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" und zeigte klar, daß die offiziellen Kreise ihre heimlichen Gedanken nicht verbargen und gar


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht daran dachten, sie zu verbergen. Auch der Kaiser legte sich selber und persönlich ins Mittel.

Am 12. Februar ist Wilhelm II. beim Essen auf der französischen Botschaft. Mit ihm sind sein Bruder Heinrich nebst Gemahlin, der Herzog von Sagan, der Reichskanzler Caprivi, der Staatssekretär des Äußeren Baron Marschall, Fürst Radziwill und Herr v. Werner zu Gast. Die Kunst bildet natürlich den Hauptgegenstand der Unterhaltung. Der Kaiser kargt nicht mit Lobsprüchen auf die französische Malerei,[1]) insbesondere auf den seit zwei Wochen verstorbenen Meissonier († 31. Januar 1891). Nicht genug. Am 14. Februar muß der Generaladjutant des Kaisers, Graf Wedel — der jetzt Statthalter in Elsaß-Lothringen ist — an Herbette schreiben mit der Bitte, den Brief zur Kenntnis der Akademie der Künste in Paris zu bringen, und der Vollmacht zur Veröffentlichung desselben. In dem Briefe wird in überschwänglichen Worten dem Schmerze des Kaisers über den Tod des großen französischen Armeemalers Ausdruck gegeben. Der Brief wurde wunschgemäß sofort veröffentlicht.[2]) Und als Antwort wurde der große Physiker Helmholtz zum Großoffizier der französischen Ehrenlegion ernannt.

So schien alles im besten Gange.[3]) Auf dem neutralen Boden der Kunst und Wissenschaft baut sich langsam das Werk der Versöhnung auf Wer weiß, ob nicht hinter ihm die Vergangenheit zurücktritt. Geheimnisvoll und hoffnungsfreudig flüstert man in Berliner Kreisen: „Wer weiß?"

---

1) Er gibt seiner Freude Ausdruck, daß man für die Kunstausstellung „auf die Beteiligung der Elite der französischen Künstlerschaft hoffen dürfe." Nordd. Allg. Ztg. 1891, 74, S. 2.

2) Abgedruckt z. B. in der Kölnischen Zeitung 1891, Nr. 126. S. 2. Der Brief wurde in der Académie des beaux arts verlesen und machte auf die zahlreich versammelten Künstler „einen außerordentlich günstigen und angenehmen Eindruck". Nordd. Allg. Ztg. 1891, 78, S. 1.

3) Es hatten schon 48 französische Maler die Beschickung der Ausstellung zugesagt. Münchner „Allg. Ztg." Nr. 58, S. 3.

Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Da, im Laufe des 17. Februar, sickert aus diplomatischen und höfischen Kreisen eine Sensationsnachricht durch: die Kaiserin Friedrich, die Mutter des Kaisers, reist am nämlichen Abend noch nach Paris.

Seit zwei oder drei Tagen ist dieser Plan am Hofe hin- und hererwogen worden.[1]) Der erste Gedanke dazu geht von der Kaiserin Friedrich selbst aus. Sie denkt: Wenn man die Mehrzahl der französischen Künstler, besonders die bekanntesten, dazu bringen will in Berlin auszustellen, so ist es das beste, wenn sie selbst die Einladung dazu ihnen überbringt. Sie ist ja nicht nur deutsche Kaiserin, sie ist auch Künstlerin, sie ist Frau. Der Erfolg ihrer Reise ist sicher, wenigstens denkt sie so. Der Kaiser, befragt, sagt nicht ja und nicht nein. Er erwägt die Vorteile und die Nachteile des Planes. Er zögert und beginnt sich zu sträuben. Die Reise findet statt.

Am 16. Februar war der französische Botschafter, ohne vorher befragt worden zu sein, von dem Entschlusse der Kaiserin informiert worden: Ihre Majestät wird andern Tages nach Paris reisen, sie wird sich dort inkognito unter dem Namen einer Gräfin von Lingen ungefähr acht Tage aufhalten. Der Zweck ihrer Reise wird die Besorgung von Ankäufen für ihr Schloß Kronberg sein. Sie will auch französische Künstler besuchen und sie zur Ausstellung in Berlin einladen.

Der Botschafter ist aufs höchste überrascht. Er kennt sein Paris, die französische öffentliche Meinung, die oppositionelle Presse. Der Boulangismus ist noch lange nicht tot, der Fall Schnäbele von 1888 und der Ausstellungsboykott (1889) noch nicht ganz vergessen. Wer weiß, was kommen wird? Und wenn etwas passiert, was dann? Denn er kennt auch Berlin, die deutsche „Sentimentalität“, die

1) Am 14. und 17. hatten die Kaiserlichen Herrschaften wechselseitig sich zur Frühstückstafel eingeladen. Nordd. Allg. Ztg. 1891, Nr. 76 und 80.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Empfindlichkeit der Regierungskreise, die Launenhaftigkeit (mobilité d'humeur) Wilhelm II. Herbette telegraphiert die bevorstehende Ankunft der Mutter des Kaisers in Paris an seine Regierung und rät zur größten Klugheit und Vorsicht, jede feindliche oder respektwidrige Kundgebung zu vermeiden.

Am 17. erhält der deutsche Botschafter in Paris die Mitteilung, daß anderntags in der Nacht die Kaiserin mit Gefolge inkognito in einem Sonderzuge ankommen werde. Um Mitternacht genannten Termins fuhr der Zug im Nordbahnhof ein. Begleitet war sie von ihrer Tochter Prinzessin Margarethe, ihrer Ehrendame Gräfin Perponcher und dem Grafen Seckendorf, ihrem Oberhofmeister. Graf Münster mit Tochter, Herr v. Schön, das ganze Personal der deutschen Botschaft und drei englische Botschaftsmitglieder erwarten die Reisenden. Es gab keinen Zwischenfall. Eine halbe Stunde später waren die Kaiserin und ihr Gefolge in der deutschen Botschaft, rue de Lille, untergebracht.[1])

Als am 19. früh morgens die Nachricht von diesem unvermuteten Eintreffen in Paris bekannt wurde, gab es lebhafte Bewegung. Außer in ganz wenigen bestimmten Künstlerkreisen konnte ja niemand eine Ahnung haben, was die Mutter des deutschen Kaisers in die französische Hauptstadt geführt haben konnte. Die Zeitungen brachten nur einige Zeilen darüber mit der sichtlich inspirierten Bemerkung, daß die Kaiserin inkognito reise. Aber sie war in der deut-

1) Die Nordd. Allg. Ztg. hatte unterm 17. (Nr. 80) geschrieben: „Am heutigen Abend um 9[38] gedenken Kaiserin Friedrich und Prinzessin Margarethe, nebst Gefolge vom Bahnhofe Friedrichstraße aus über Köln, Bonn und Calais ihre Reise nach England anzutreten"; sie berichtet unterm 18. (Nr. 82) die Verabschiedung des Kaisers am Bahnhofe und die Abreise nach London. Unterm 19. (Nr. 84) setzt die Kaiserin von Bonn aus „ihre Reise nach Paris fort" zu kurzem Aufenthalt, „bevor dann die Reise nach London fortgesetzt wird".

Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schen Botschaft[1]) abgestiegen und so konnte man an dieses „inkognito" nicht glauben. Instinktives Mißtrauen bei den Konservativen und Nationalisten, Überraschung und Beunruhigung bei den Republikanern, das waren die Gefühle des ersten Tages gegen die Witwe Friedrich III.

Der Tag verlief ohne Zwischenfall. Die Kaiserin machte zu Fuß einige Spaziergänge in Paris und besuchte Malereiausstellungen. Es war ein herrlicher Wintertag mit hellem Sonnenschein und milder Temperatur. Abends war Diner auf der Botschaft. Auch der englische Gesandte und Lady Lytton ist dabei. Jetzt zeigt sich's schon, daß der Aufenthalt der Kaiserin keinen so ausschließlich privaten Charakter trägt, als man am Morgen noch angenommen hatte. Zu gleicher Zeit rief ein Artikel der Vossischen Zeitung, aus Berlin telegraphisch übersandt, offenes Mißbehagen wach. „Diesmal, sagte das liberale Organ, „hat Deutschland ein schönes Beispiel seines Wunsches nach Versöhnung gegeben; wird ihm Frankreich auf diesem Wege folgen? Können wir nicht hoffen, daß die Chefs der französischen Nation im Hinblick auf die edlen Absichten der Mutter des deutschen Kaisers von einem besseren Geiste beseelt werden und die Revancheideen verjagen, die das französische Volk nicht zur Ruhe kommen lassen? Die Nationen begrüßen die Reise der Kaiserin Friedrich als ein historisches Ereignis und hoffen, daß sie bald heilsame Wirkungen hervorbringen wird."

Da man in der deutschen Presse davon sprach, die Revancheideen aus den Köpfen der Franzosen zu verjagen, so barg also die Reise der Kaiserin hinter ihrem offiziell angegebenen Zwecke noch andere Pläne, die man erst im gegebenen Augenblicke enthüllen wollte? Was hatten dann die öffiziösen Publikationen der französischen Presse von heute morgen für einen Wert? Die französischen Berichterstatter in Berlin verschärften die Unruhe: „Der angegebene

1) Bei ihrem wiederholten früheren Aufenthalt in Paris hatte sie im Hotel Bristol gewohnt.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zweck der Pariser Reise," sagte einer, „ist eine künstlerische Mission; aber in den politischen Kreisen ist man überzeugt, daß die Mutter des Herrschers, der immer von einer Versöhnung zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich geträumt hat, eine viel wichtigere Mission zu erfüllen hat."

Am Morgen des 20. hatten die Zeitungen der Opposition, besonders die boulangistisch gesinnten, ihre Haltung geändert: sie gingen von Mißtrauen und Überraschtsein zu offenem Zorn über und beschuldigten die französische Regierung des Einverständnisses mit der deutschen. Dennoch brachte dieser zweite Tag nicht mehr Zwischenfälle als der erste. Die Kaiserin verwendete ihn fast ausschließlich zu Besuchen bei Künstlern, bei Eduard Detaille blieb sie nahezu eine halbe Stunde.

Am 21. schlug die Boulangistenpresse stärkere Töne an, die republikanische und konservative hielt sich noch mehr reserviert. Da wurde neues Mißtrauen durch einen Artikel der Frankfurter Zeitung erweckt: „Dieses Ereignis bildet ein weiteres Glied in der freundschaftliche Beziehungen auf neutralen Gebieten wiederherstellenden Kette, welche mit der Einladung und besonders liebenswürdigen Aufnahme der französischen Delegierten zur Arbeiterschutzkonferenz begannen und bald darauf eine Fortsetzung in der geradezu demonstrativ sympathischen Begrüßung der französischen Ärzte auf dem medizinischen Kongreß in Berlin gefunden hat."[1]) So konnte ein so gut informiertes Organ nicht aufs Geradewohl schreiben. Mochte die Stellungnahme Wilhelm II. zur Reise seiner Mutter welche nur immer sein, darüber war sich die französische Presse klar, daß die Betonung des privaten Charakters des Pariser Aufenthaltes nur Sand in die Augen (trompe-l'oeil) sei. Bestätigt wurde sie in dieser Ansicht durch die deutschen offiziösen Zeitungen.

Die erste Wirkung dieser Verkennung der französischen öffentlichen Meinung und der französischen Presse ließ nicht

1) Frankf. Zeit. 20. Febr. 1891. Nr. 51, S. 2.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lange auf sich warten. Am Abend des 21. Februar versammelten sich die Boulangisten im Wagramsaale und beschlossen, daß die ersten Mitglieder des Patriotenbundes anderentags am Denkmal des bei Buzenval[1]) gefallenen Malers Henri Regnault einen Kranz niederlegen sollten. Nach der Versammlung marschierten sie auf den Concordienplatz vor die Statue der Stadt Straßburg zur Manifestation gegen den deutschen Kaiser. Paul Deroulede hatte am gleichen Morgen an seinen Freund Eduard Detaille einen zornigen Brief geschrieben und gegen seine Teilnahme an der Berliner Ausstellung protestiert. Eduard Detaille antwortet, er habe sich geirrt und verzichte darauf in Berlin auszustellen.

Die nächsten zwei Tage verliefen ohne weitere Vorfälle. Die Presse berichtete je nach ihrer Stellungnahme wie bisher. Da am 24. trat eine beunruhigende Wendung ein. An diesem Tage wurden nämlich zwei schwerwiegende Tatsachen bekannt. Zunächst erfuhr man, daß die Kaiserin mit dem deutschen Botschafter und Gefolge einen Ausflug nach Saint-Cloud[2]) gemacht und in Versailles gefrühstückt hatte. Dieser Besuch auf dem Platze eines Schlosses, das die deutschen Truppen 1870 in Brand geschossen haben, und dieses Frühstück in der Stadt, wo 1871 das deutsche Reich proklamiert worden war, rief die heftigste Erregung nicht nur der boulangistischen, sondern auch der konservativen Presse hervor. Noch wußte man nicht, daß die Kaiserin zum erstenmal schon am 21. in Saint-Cloud gewesen war.

Eine zweite Nachricht verbreitete sich am Morgen dieses 24. Der Kranz,[3]) den zwei Tage vorher Paul Deroulede

---

1) 17. Januar 1871.

2) Der Besuch in St. Cloud soll übrigens gar nicht stattgefunden haben. Münch. Allg. Zeit. Nr. 62, S. 2. Dem wird aber in der Frankfurter Zeitung (Nr. 60, S. 2) widersprochen.

3) Der Kranz hatte folgende Inschrift gehabt: „Au Grand Peintre Henri Regnault, Mort pour la Patrie. La ligue des Patriotes. Fevrier. Quand même.“ Nordd. Allg. Z. Nr. 98, S. 2. Nach einer offiziösen Erklärung im „Temps“ habe der Direktor der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und zwei seiner Freunde am Denkmal des Maler Henri Regnault niedergelegt hatten, war weggenommen worden. „Auf höheren Befehl“ wurde zur Antwort gegeben, als der Deputierte von Paris, Pierre Richard, sich erkundigte. Deroulede und seine Freunde beschlossen die Regierung darüber zu interpellieren. Freycinet (Ministerpräsident) und Floquet (Kammerpräsident) machen auf das Gefährliche dieser Interpellation aufmerksam, so lange die Kaiserin Friedrich sich in Paris befinde. Es gelingt ihnen, die Zurücknahme der Interpellation nur durch die Zusicherung zu erwirken, daß der Kranz wieder vor das Denkmal gelegt werde. In der Kammer war eine Sammlung zum Ankaufe eines zweiten Kranzes veranstaltet worden. Alle Parteien steuerten bei.

Am gleichen Tage noch riefen die Boulangisten eine Protestversammlung im Helliotsaale ein. Es waren nur gegen 300 gekommen. Aber um so heftiger war die Sprache der einzelnen Redner. Francis Laur appellierte an den Patriotismus der Franzosen und forderte sie auf, ihre wahren Gefühle über die Durchreise der Mutter Wilhelms zum Ausdruck zu bringen und so dem Deutschen Kaiser eine Ohrfeige (un soufflet sur la joue) zu geben. Schließlich wird ein Protest gegen die Anwesenheit der Kaiserin Friedrich in Paris angenommen, die „vorausgekommen sei“, und daß

---

Kunstschule, welcher auf den Schleifen des Kranzes die Buchstaben L. D. P. (Ligue des Patriotes) bemerkte und hierin natürlich die Initialen einer aufgelösten und verbotenen Gesellschaft erkannte, den Kranz in sein Bureau bringen lassen, um erst weitere Verhaltungsbefehle einzuholen. Der Minister forderte einen schriftlichen Bericht darüber, und inzwischen kam nun die Interpellation Deroulede s. In seiner Unterredung mit den H. H. de Freycinet und Bourgeois versicherte Hr. Deroulede, daß der Kranz nicht von der Patriotenliga komme, sondern von einer Gruppe von Patrioten, die als Devise hätten: „Loi, Devoir, Patrie“, und er gab diese Erklärung schriftlich. Daraufhin erklärten die beiden Minister, daß hiedurch jedes Mißverständnis gehoben werde und daß der Kranz wieder auf seinen alten Platz gebracht würde, wie es auch geschah. Münch. Allg. Zeit. Nr. 58, S. 2, Blatt S. 5.

Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

im übrigen die Patrioten entschlossen seien, „nicht zu dulden, daß der König von Preußen und Kaiser von Deutschland Wilhelm II., der Kerkermeister von Elsaß-Lothringen, nach Paris komme“.

An und für sich hatte diese Versammlung nicht mehr zu bedeuten als tausend andere, wie man sie in Paris von jeher gewöhnt war. Aber gefährlich konnte die Agitation werden. Denn die Redner hatten sich auf eminent patriotischen Boden gestellt. Endlich erfuhr auch die Umgebung der Kaiserin, von dem, was vorging. Die Kaiserin blieb aber gleichwohl ruhig und änderte nicht das Geringste an ihrem Programm. Wie die vorausgehenden Tage benützte sie auch diesen 25. zu Promenaden und Visiten. Am Abend fand diplomatisches Diner statt. Nach demselben nahm die Witwe Friedrichs die Aufwartung einiger Pariser Notabeln entgegen.

Aber die Haltung der Presse hatte Erfolg. Seit dem 25. folgte Absage auf Absage nach Berlin. Die einen Künstler, auf deren Teilnahme man in Berlin sicher gerechnet hatte, ließen wissen, sie hätten nie daran gedacht, die anderen nahmen die Zusage öffentlich zurück. Das Ende konnte man leicht voraussehen. Das Mißbehagen der öffentlichen Meinung hatte sich bald auch der Regierung bemächtigt. Diplomatische Telegramme unterrichteten sie, daß die deutsche Presse und Meinung nach anfänglichem Erstaunen, die Mutter des Kaisers und die Motive ihrer Reise in Diskussion gezogen zu sehen, allmählich unwillig wurden und diesen Unwillen von den boulangistischen Agitatoren auf die Pariser Bevölkerung und die französische Nation übertrugen.

Am 26. morgens verwandelte sich dieses Mißbehagen der Regierung in Schrecken. Neue Telegramme benachrichtigten den Minister des Äußeren, daß die deutsche Entrüstung sich zum Zorne steigere. Die deutschen Morgenblätter brachten heftige Artikel. Ihre Einstimmigkeit ließ vermuten, daß von offizieller Seite nirgends Weisung zum Maßhalten


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegeben worden war. Die Kölnische Zeitung schreckte vor Beleidigungen nicht zurück.

Nachdem sie den Franzosen das Recht zugestanden hatte, sich über ihre Revancheidee zu hypnotisieren, fuhr sie fort: „. . . Die Franzosen haben nicht das Recht, das erhabene Oberhaupt des Deutschen Reiches und seine erlauchte Mutter durch bubenhafte Verunglimpfungen zu beleidigen. Jeder Deutsche, in dem auch nur ein Fünkchen Empfindung für die Würde der Nation glimmt, fühlt in seinem Kaiser sich aufs tötlichste beleidigt. Das deutsche Volk darf erwarten, daß Regierung und Volk von Frankreich ihm ausreichende Genugtuung gibt und einen Schandfleck auf Frankreichs Ehre auslöscht, indem sie energisch die Elenden zur Ordnung rufen, welche wir Deutsche als einen Auswurf der menschlichen Gesellschaft betrachten." [1])

Die französische Regierung zweifelte am Ernste dieser Kundgebung nicht. Gewiß war der Artikel der Kölnischen Zeitung dem Berliner Korrespondenten nicht in die Feder diktiert worden, aber er wurde zum mindesten toleriert. Also, so schloß man, war er der getreue Ausdruck der Berliner Hof- und Regierungsstimmung.

Die französische Regierung erhielt auch Kenntnis, daß am Berliner Hof über die Ereignisse vom 24. tiefe Entrüstung herrsche. Die Enttäuschung Wilhelms II. über die Absage der französischen Künstler war sehr groß. Die telegraphischen Berichte über die Versammlung im Helliotsaale brachten ihn in gewaltigen Zorn. Er konnte nicht begreifen, daß es nach all seinen Sympathiebeweisen für Frankreich in Paris noch eine Partei geben könne, die gegen Deutschland zu agitieren sich herausnehme. Der in der erwähnten Ver-

1) Köln. Zeitg. 1891. 26. Febr. Nr. 160 S. 1 mit der Überschrift: „Ein ernster Zwischenfall". Die „Münchener Allgem. Zeitung" schreibt dazu: „Wir halten ein solches Aufwallen des Patriotismus nicht für genügend begründet. Ein Deroulede kann weder unsern Kaiser, noch eine fürstliche Dame, noch die deutsche Nation beleidigen. Die Kaiserin Friedrich hat heute noch unbehindert Paris durchwandelt." (Allg. Ztg. 1891 Nr. 57 S. 3.)

Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sammlung angenommene Beschluß erschien ihm als eine Verletzung der Gesetze der Gastfreundschaft, das Wort von der „Ohrfeige“ brachte ihn außer sich, und es war nur natürlich, daß er für diese beiden Unkorrektheiten (incorrections) die französische Regierung verantwortlich machte. Trotz aller Geheimhaltung der zornigen Stimmung des Kaisers hatte die französische Regierung doch erfahren können, daß am Abend des 26. Wilhelm II. mit dem General Waldersee, dem Nachfolger Moltkes als Generalstabschef, eine lange Unterredung hatte, die schließlich geeignete Maßregeln für eine eventuelle allgemeine Mobilisierung ins Auge faßte.[1])

Jetzt war aus dem gewöhnlichen Zeitungsgeschrei eine offenkundige Drohung geworden. Aber glücklicherweise kam es nicht zum Handeln. Taktvoll (avec un tact parfait) nahm am 27. die Kaiserin auf dem Nordbahnhof den Frühzug über Calais nach London. „Es war Zeit“. Am nämlichen Abend erhielt die Regierung einen telegraphischen Bericht ihres Botschafters über eine Unterredung, die er nachmittags in der Wilhelmstraße mit Baron Marschall von Bieberstein gehabt hatte. Diese Unterredung, die von den Ministern und Parlamentariern, zu deren Kenntnis sie damals oder später gelangt war, lange geheim gehalten wurde, hatte auf deutscher Seite in einem Tone begonnen, wie ihn die Vertreter der Republik seit den Tagen des Frankfurter Friedens auch in den schwierigsten Situationen nicht hatten über sich ergehen lassen müssen. Besonderen Nachdruck erhielten die Worte des Staatssekretärs dadurch, daß er zu seinen Äußerungen offenbar autorisiert war. Mit zitternder Stimme zählte er die Ereignisse der letzten Tage in Paris auf und sprach von den guten Ab-

1) Die Nordd. Allgem. Zeitung schreibt am 28. Februar (Nr. 100): . . . Auch mag es ganz und gar als Sache des Temperamentes und individueller Regung gelten, daß bei dem einen, wenn er von einer Beschimpfung unserer Nation und ihrer höchsten Vertreter hört, unwillkürlich die Faust sich ballt oder nach dem Griff des Degens fährt, während ein anderer mit ruhiger Verachtung erst die Frage stellt, ob ein paar nichtswürdige Wichte einen solchen Aufwand patriotischen Zornes auch nur verdienen.“





Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Public Domain in the United States, Google-digitized

sichten der Mutter des Kaisers und meinte, man hätte doch wenigstens von der Regierung Schutz gegen die Verhöhnung seitens der Bevölkerung erwarten dürfen. „Aber offenbar könne man eben von einer republikanischen Regierung nicht verlangen, was man von einer starken Regierung erwarten darf. . . . Aber die Geduld hat ihre Grenzen. . . .“ Und Baron Marschall ließ deutlich durchblicken, daß diese Grenzen erreicht seien.

Herbette verteidigte die Haltung seiner Regierung als korrekt, sie habe sich sogar deswegen verschiedener Anklagen ausgesetzt, und schob die Schuld der Dinge auf die fün oder sechs Redner vor 2—300 Boulangisten und einige beleidigende Zeitungsartikel, die man verfolgen, aber nicht verhindern konnte; dies alles wiege aber wenig gegen die korrekte und höfliche Haltung der übrigen Pariser Bevölkerung. Aber Marschall ließ sich nicht überzeugen und ging soweit, auf Rußland anzuspielen. Der französische Botschafter gab dem Erwarten Ausdruck, daß seine Darstellung und Erklärung der kaiserlichen Regierung und dem Kaiser selbst volle Genugtuung gebe, und ging. Er verheimlichte in seinem Berichte nach Paris nicht, daß bei längerem Aufenthalt der Kaiserin die geringste respektwidrige Kundgebung gegen die Kaiserin die schlimmste Katastrophe herbeiführen könnte. Er wußte bei Absendung desselben noch nichts von der Abreise nach London.

Man versteht die Gefühle, mit denen Herbettes Telegramm auf dem Quai d'Orsay aufgenommen wurde, wenn auch jede Gefahr in Paris jetzt beseitigt war. Man gab sich keinem Zweifel über die Geistesverfassung Wilhelm II. hin. Der junge Herrscher hatte aus den Geschehnissen des 24. eine persönliche Angelegenheit gemacht. Er fand seine Ehre engagiert, und infolge der Solidarität der Hohenzollerndynastie mit dem Reiche auch dieses angegriffen. Aber weder die französische Regierung noch die Nation hielten sich für verantwortlich für beleidigende Maßlosigkeiten (violences) einiger Politiker.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nachmittags ungefähr zur nämlichen Stunde, in der Baron Marschall Herbette empfing, erklärte eine Note der Havas, daß die französische Regierung dem Entschlusse der Kaiserin nach Paris zu kommen fremd geblieben sei (resté étranger) und daß sie niemals mit den Künstlern wegen der Berliner Ausstellung verhandelt habe. Am 28. erschien dann in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung folgendes:[1])

„In anbetracht der Qualität der Leute, von welchen die nichtswürdige Aufhetzung ausging, liegt unseres Erachtens kein Grund vor, sich weiter zu ereifern. Die Beschimpfung trifft nicht uns, sondern diejenigen, von denen sie ausgegangen. Dagegen verdient mit besonders deutlichem Hinweis die Tatsache hervorgehoben zu werden, daß die öffentliche Meinung Frankreichs auch unter einer politischen Leitung, die man als eine starke zu bezeichnen pflegte, sich der chauvinistischen Agitation einer handvoll Narren und Schreier vom Schlage der Deroulede und Laur gegenüber vollständig unfähig erwiesen hat. Die Tatsache steht fest und kein verhüllender Schleier wird sie so bald bedecken können, daß das gesittete Frankreich nicht imstande ist, sobald der geringste Appell an die Volksleidenschaft sich vernehmbar macht, mit Erfolg die Bedingungen eines gesitteten internationalen Verkehrs zur Geltung zu bringen. Darin liegt eine Klärung, welche nach mancher Richtung hin als ein Vorteil bezeichnet werden kann, schon deshalb, weil nun vor den Augen aller Welt unzweifelhaft feststeht, wo die eigentliche Quelle jener Beunruhigung zu suchen sei, über welche bei den verschiedensten Kulturvölkern Europas die Friedensfreunde schon so oft Klage geführt haben."

In diesem Augenblicke hatten alle französischen Künstler wissen lassen, daß sie auf die Teilnahme an der Berliner Ausstellung verzichteten.[2])

1) Nordd. Allg. Ztg., Nr. 98.

2) Detaille hatte eine Reihe von Drohbriefen erhalten, die ihn mit dem Tode bedrohten, im Falle er seine Bilder nach Berlin schicke. Alle Künstler, die zuerst ihre Beteiligung an der Berliner Ausstellung zugesagt hatten, erhielten jeden Morgen durch die Post



Generated on 2019-11-08 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

So schloß dieser Zwischenfall. Mit Bezug auf die durchlaufene Gefahr von damals sprach Ribot am 23. Januar 1903 in der Kammer: „Am Tage nach dem Pariser Besuche der Kaiserin Friedrich machte uns Kaiser Alexander III. die Anerbietungen, die wir angenommen haben.“ Es war in der Tat im Laufe des Jahres 1891 — am 22. August —, daß die erste der Konventionen in Paris unterzeichnet wurde, deren Gesamtheit das französisch-russische Bündnis ausmacht.[1])

---

## LV.

## Die Kampfrüstungen des antiklerikalen Radikalismus in Frankreich.

Paris, im Oktober 1913.

Der hervorstechende Zug im öffentlichen Leben Frankreichs ist zur Zeit ein Wiederauflodern des antiklerikalen Hasses in den antiklerikalen Kreisen. Und man darf ruhig sagen, daß der Kampf gegen die Kirche in den nächsten Zeiten im Vordergrund des öffentlichen Lebens stehen wird. Die Ursache, auf welche diese Kampfstimmung zurückzuführen ist, liegt in der Erkenntnis, daß die Position der Kirche, der man durch das Trennungsgesetz und die sich daran schließenden Raub- und Vergewaltigungsgesetze den Todesstoß versetzt zu haben glaubte, sich täglich mehr festigt, während anderseits die antiklerikalen Ideen immer mehr an Boden zu verlieren scheinen.

---

eine Karte mit folgender Aufschrift: „Henri Regnault, 69. Marschbataillon, 4. Kompagnie, Buzenval (sein Grab). Münch. Allg. Zeit. nach der franz. Zeitung „Paris“.

1) In Elsaß-Lothringen wurde unterm 28. Februar die Paßverordnung vom 22. Mai 1888 in ihrem ganzen Umfange wieder hergestellt.

Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Deshalb soll der Kampf gegen die Kirche wieder mit aller Kraft aufgenommen werden. Wie in der Vergangenheit, so soll auch jetzt dieser Kampf vor allem durch die parlamentarischen Vertreter der antiklerikalen Bestrebungen geführt werden, die die geeigneten gesetzlichen Maßregeln herbeizuführen suchen sollen, um wieder neue Zertrümmerungen auf dem Gebiete der Religion anzuhäufen. Da erhebt sich die Frage, ob die extrem-antiklerikalen Elemente der Kammer noch stark genug sein werden, um ihre Absichten zu verwirklichen.

Es ist nun von Interesse zunächst darzutun, wie sich in den letzten Monaten die Dinge auf dem religiös-politischen Gebiete allmählig zugespitzt haben. Und da ist vor allem eine weitere Schwächung der antiklerikalen Radikalen hervorzuheben. Bereits im Juniartikel d. Js. über Frankreich wurde dargestellt, wie der antiklerikale Radikalismus seit 1910 immer mehr von der Höhe abgeglitten ist, auf die er gelangt war. Aber auch seit Juni hat sich die Position der Gruppe noch verschlimmert. Das Hauptereignis, das hier in Frage kommt, war die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit. Dieser Punkt war den Radikalen im Großen und Ganzen genommen ein Greuel. Denn dadurch wurde erstens das stehende Heer zahlenmäßig verstärkt und das allein reichte schon hin, um die Radikalen in Harnisch zu bringen. Aber sie fühlten auch instinktmäßig heraus, daß die Einführung der dreijährigen Dienstzeit eine Stärkung der militärischen Zucht und Autorität, überhaupt eine Stärkung des militärischen Geistes zur Folge haben müsse, und diese Seite ist es besonders, die die radikalen Kreise in der dreijährigen Dienstzeit hassen. Aber trotzdem gab es zahlreiche Radikale, die sich über die Voreingenommenheiten des Parteistandpunktes hinwegsetzten, um sich in dieser Frage nur nach den Forderungen der nationalen Verteidigung zu richten. Die Folge davon war, daß die drei radikalen Gruppen der Kammer sich bei der Abstimmung über die dreijährige Dienstzeit in ganz ungleicher Weise verhielten. Von den sozialistischen Radikalen, die etwa 150 Mitglieder zählen, stimmten 80 gegen die drei-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jährige Dienstzeit; von der radikalen Linken mit etwa 100 Mitgliedern stimmten dagegen nur 19 Mitglieder gegen das Gesetz und von der dritten radikalen Gruppe, von der demokratischen Linken mit etwa 70 Mitgliedern, gaben gar nur 3 Abgeordnete ihre Stimme gegen das Gesetz ab. Die sozialistischen Radikalen stellten also unter den radikalen Gruppen bei weitem die größte Zahl der gegnerischen Stimmen und mußten deshalb vor der öffentlichen Meinung als die Hauptgegner der dreijährigen Dienstzeit gelten. Daraus ergab sich aber für die sozialistischen Radikalen eine sehr unangenehme Konsequenz. Denn es ist nicht zu leugnen, daß die große Masse des französischen Volkes die dreijährige Dienstzeit als unumgänglich notwendig erachtet für die nationale Verteidigung. Aber gerade deshalb ergab sich hieraus für die Gegner der dreijährigen Dienstzeit die schwere Folge, daß sie sich in Gegensatz gestellt hatten zu einer großen nationalen Strömung im Lande. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Lage nicht als günstig für eine politische Partei bezeichnet werden kann, und es ist klar, daß die sozialistischen Radikalen das Ungünstige der ihnen geschaffenen Situation voll und ganz erfaßt haben. Sie werden es Poincaré und Barthou, den Hauptfaktoren in der Einführung der dreijährigen Dienstzeit, nie verzeihen, daß sie in eine so ungünstige Position gedrängt wurden.

Dies um so weniger, als nach der Abstimmung über die dreijährige Dienstzeit eine Reihe von Regierungsmaßnahmen getroffen wurden, die den Radikalen als ganz unglaublich erscheinen mußte. Die erste dieser Maßnahmen betraf die Schulfrage. Man weiß, daß seit Jahr und Tag ein Gesetz in der französischen Kammer anhängig ist, durch welches, wie es im antiklerikalen Stil heißt, die Verteidigung der Laienschule gesichert werden soll. Ein wesentlicher Punkt in dieser Vorlage ist die Frage der obligatorischen Schulbücher. Und da handelt es sich hauptsächlich darum, ob der Schulbehörde das Recht erteilt werden soll, souverän und absolut diese Lehrbücher zu bezeichnen, ohne daß das Gesetz ihr eine Rück-

Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sichtnahme auf die Katholiken zur Vorschrift machte. Die Kammer vermochte bis August d. J. nicht zu einem endgültigen Beschluß in Bezug auf diesen Punkt zu kommen. Da griff gegen Ende August der Ministerpräsident Barthou selbst ein. Er erließ ein Zirkular, in dem er bestimmte, daß jedes Jahr ein Monat vor dem Wiederbeginn der Schulen die Liste der sämtlichen Lehrbücher, die in einer Schule in Gebrauch kommen, öffentlich angeschlagen werden müsse, damit alle Familienväter Kenntnis davon nehmen können. Gegebenenfalls sind die Familienväter berechtigt, Bedenken gegen irgend ein Buch dem Departementsvorsteher für Erziehung und Unterricht zu unterbreiten und um Abschaffung des Buches einzukommen. Im Falle, daß diesem Gesuch durch den Departementsvorsteher des Unterrichts nicht entsprochen wird, steht den Familienvätern der Rekurs an den Minister des Unterrichts offen.

Zu dieser ersten Maßnahme kommt eine zweite. In der gehässigen Gewissensvergewaltigung, mit der die radikalen Machthaber schon längst in Frankreich alle Fragen behandelten, die sich auf Katholiken bezogen, war man auch nicht davor zurückgeschreckt, keine Feldgeistlichen mehr auf staatliche Kosten anzustellen, weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten, und zwar sowohl für die Landarmee als auch für die Flotte. Für die Seeleute auf dem Meer gab es infolgedessen überhaupt keine Möglichkeit, in den Augenblicken der Gefahr die großen Hilfsmittel zu erhalten, welche den Katholiken in diesen Augenblicken zu Gebote stehen. Von der Erfüllung der katholischen Sonntagspflicht konnte gar keine Rede sein, da sich auf den Kriegsschiffen keine katholischen Geistlichen befinden. Für die Landarmee war in den kriegerischen Expeditionen nur ganz notdürftig gesorgt, in dem Sinne, daß hie und da Mitglieder von religiösen Genossenschaften sich freiwillig einer Expedition anschlossen, nur um doch wenigstens den sterbenden katholischen Soldaten die letzten Tröstungen der Religion spenden zu können. Aber von der staatlichen Behörde aus wurde nichts für sie getan. Eine


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solche Handlungsweise setzt bei den dafür verantwortlichen Stellen eine Niedrigkeit der Gesinnung und eine Roheit des Gefühls voraus, die wohl kaum überboten werden können. Das hat man, scheint es, endlich doch eingesehen. Auf jeden Fall erschien am Anfang des Monats Juli eine Verfügung des Präsidenten der Republik, in der die Grundlage für die Wiedereinführung der Militärseelsorge geschaffen wurde, indem die Geistlichen, welche bereit wären, die Militärseelsorge zu übernehmen, aufgefordert wurden, sich bei dem Kriegsministerium zu melden. Das war eine erste Maßnahme, die man nicht als unfreundlich bezeichnen konnte. Aber sie sollte gleich noch bestimmter in diesem Sinne ausgeprägt werden. Kurz nach dem Erlaß des betreffenden Dekrets befaßte sich der Bischof von Bourges mit demselben in einem öffentlichen Schreiben, das er an einen Abgeordneten richtete. Er erklärte, daß er nicht verkennen wolle, daß dem Dekret eine edle Absicht zugrunde liege, stellte aber auch fest, daß das Dekret die hierarchischen Vorgesetzten der Militärseelsorger vollständig ignoriere. Die richtige Form würde darin bestehen, daß das Kriegsministerium seine Wünsche an die Bischöfe richte, und diese würden dann die Militärseelsorger ernennen. Diesem Vorschlage wurde auch in der Weise entsprochen, daß das Kriegsministerium eine Erklärung veröffentlichte, daß die Geistlichen vor ihrer Meldung beim Kriegsminister zur Militärseelsorge die Legitimation von ihrem Diözesanbischof einzuholen hätten.

Die dritte hieher gehörende Maßnahme bezieht sich auf die Beteiligung der Kriegsschiffe an der Karfreitagfeier. Von jeher war es Brauch in der französischen Marine, daß die Kriegsschiffe am Karfreitag die Teilnahme an der hohen Bedeutung des Tages bekundeten: in der Regel war die Flagge auf Halbmast und von halber Stunde zu halber Stunde wurde ein Kanonenschuß gelöst. Dieser Gebrauch blieb auch noch unter der Republik bestehen. Aber je mehr die radikale Strömung die Oberhand erhielt und mit ihr die Tendenz sich schärfer zeigte, das Christentum und den Ge-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

danken an Gott aus dem Staatsleben hinauszusprengen, desto häufiger wurden auch die Vorstöße gegen diesen Karfreitagsgebrauch. Bereits im Jahre 1896 wurde der althergebrachte Brauch ein erstes Mal eingeschränkt. Ein Zirkular vom 3. März 1896 ließ zwar den Kriegsschiffen in fremden Häfen volle Freiheit, bestimmte aber, daß die Kommandanten der Schiffe in den einheimischen Häfen vor der Vornahme der hergebrachten Zeremonien die Ermächtigung dazu beim Kriegsministerium einzuholen hatten. Es liegt auf der Hand, daß darin auf jeden Fall eine bedeutende Erschwerung gelegen war. Einige Jahre später wurde aber dann jede Kundgebung der französischen Schiffe am Karfreitag untersagt und zwar sowohl in den einheimischen wie in den fremden Häfen. Daraus ergab sich die Situation, daß bei der Huldigung der Schiffe aller christlichen Nationen an den sterbenden Welterlöser am Karfreitag die französischen Schiffe sich von der gemeinsamen Kundgebung ostentativ trennten und so gewissermaßen den „Flegel“ markierten. Wie schädlich eine solche Handlungsweise dem französischen Ansehen sein mußte, namentlich in den Augen der durch und durch religiös angelegten orientalischen Völkerschaften, ist leicht einzusehen, und das scheint auch der derzeitige Marineminister begriffen zu haben. So erließ er am 9. August ds. Js. ein Zirkular, in welchem angeordnet wurde, daß fernerhin die Kommandanten der Kriegsschiffe in fremden Häfen ermächtigt wären, sich an den stattfindenden Karfreitagsfeierlichkeiten zu beteiligen, wie es im Zirkular vom 20. März 1896 bestimmt worden war. Und kurz nachher verlautete, daß unter den „fremden Häfen“ die Häfen der Levante zu verstehen seien.

Nun sollen diese Maßnahmen der Regierung durchaus nicht überschätzt werden. Was da verordnet wurde, ist in sich genommen doch nur ein Minimum, das von jeder Regierung erwartet werden muß, die nicht allen Sinn für Achtung vor der Religion und für die Gewissensfreiheit verloren hat. Der Erlaß über die Schulbücher ist das Wenigste, was auf diesem Gebiete für die Katholiken geschehen konnte,


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn man nicht direkt die Gewissen der Familienväter vergewaltigen will. Die Schaffung der Möglichkeit für Anstellung von Militärgeistlichen muß ja auch wohl als etwas durchaus Selbstverständliches betrachtet werden. Und endlich mit dem Zirkular über die Karfreitagsfeierlichkeiten der Schiffe erfüllt die Regierung einerseits nur eine ganz elementare Anstandspflicht und handelt anderseits durchaus im Sinne der nationalen Interessen, weil sie einsieht, daß sie bei der Konkurrenz der europäischen Staaten im Orient alles meiden muß, was dem Ansehen Frankreichs schaden könnte. Aber anderseits muß doch betont werden, daß diesen Maßnahmen trotz allem eine wahre Bedeutung zukommt. So viel Rücksicht auf Katholiken und katholische Dinge ist in den verflossenen 12 oder 15 Jahren von keiner Regierung in Frankreich genommen worden. Damit soll nun durchaus nicht allzu optimistisch über die Regierung geurteilt werden, wie wenn Poincaré und Barthou nur noch daran dächten, den katholischen Interessen gerecht zu werden und eine Neuregelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat in die Wege zu lenken. So weit ist es noch lange nicht. Poincaré und Barthou stehen abseits vom Katholizismus und vom katholischen Leben. Sie sind, das darf man sagen, nicht gerade gehässig antiklerikal wie z. B. Combes, Pelletan und Clémenceau. Aber für den Katholizismus als solchen haben sie nicht viel übrig, namentlich Barthou nicht. Wenn sie sich zu den oben besprochenen Maßnahmen entschlossen, so entsprang dieser Entschluß nicht so sehr dem Verständnis für die Lage der Katholiken und dem Wunsche ihren gerechten Forderungen entgegenzukommen, als vielmehr Erwägungen, die mehr auf dem Gebiete der realen Politik wurzelten. Poincaré und Barthou wollen eine starke Armee, eine Armee stark in der Zahl und gefestigt durch Disziplin und Autorität. Bei diesem Bestreben können sie aber nur auf die gemäßigten Elemente und auf die Katholiken zählen, und sie wissen ganz genau, daß gerade die gehässigen Antiklerikalen mit der Durchführung ihrer Theorien die militärische Organisation


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Landes und die Armee zerrütten und zertrümmern werden. Bei Poincaré dürfte auch noch die Erinnerung an seine Wahl zum Präsidenten der Republik mitspielen, von der ja bekannt ist, daß sie nur durch die Gemäßigten und die Katholiken zustande kam, während die antiklerikalen Radikalen alle Hebel in Bewegung setzten, um ihm den Weg zum Präsidentenstuhl zu verlegen. Dazu kommt, daß Poincaré und Barthou doch nicht so antiklerikal vernagelt scheinen, um nicht zu erkennen, daß die steten Gewissensbedrängungen, die man über die Katholiken verhängt, schließlich die innere Kraft des Landes schwächen müssen, und daß es ein elementares Gebot vernünftiger Politik sein müsse, doch wenigstens solche Maßnahmen zu treffen, durch welche den grellsten Gewissensbedrängungen vorgebeugt werden kann oder die zur Förderung politischer Interessen der Nation im Auslande notwendig scheinen. Alle diese Erwägungen sind wohl bei der derzeitigen Regierung zusammengeflossen, und von diesem Standpunkte sind die getroffenen Maßnahmen zu beurteilen. Auf jeden Fall ist für die Katholiken kein Grund zu überschwänglichen Hoffnungen vorhanden.

Und doch hat schon dieses Wenige genügt, um die rabiaten Antiklerikalen an die Decke springen zu machen. Man war in jenen Kreisen schon von Wut erfüllt wegen des unläugbaren Rückganges der radikalen Ideen im Lande und wegen des Sieges der Regierung bei der Einführung der dreijährigen Dienstzeit; aber mit den drei Maßnahmen wurde vollends dem Faß der Boden ausgeschlagen, ein wahrer Sturm ist in den antiklerikalen Kreisen gegen die Regierung ausgebrochen. Allen voran trat der alte Ministertöter Clémenceau auf den Plan, der es ja ohnedies Poincaré nicht verzeiht, daß er bei der Präsidentenwahl den Kürzeren zog, und nun seither fortgesetzt stänkert gegen Poincaré und Barthou. Wie jedes Jahr hatte er sich auch dieses Mal zur Kur nach Karlsbad begeben und schon von dort ließ er seine Artikel los gegen die Regierung, gegen die er nicht nur den alten Vorwurf erhob, daß sie geneigt wäre, dem „Kleri-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kalismus Konzessionen zu machen", sondern sogar gleich auf's Ganze ging und darauflosbehauptete, daß die Regierung bereits Unterhandlungen mit Rom eingegangen sei, um ein neues Konkordat abzuschließen. Ins gleiche Horn stießen andere radikale Führer, so Pelletan und Combes, der den Rat gab, um jeden Preis wieder den alten „Block" zu bilden, zu dem auch die revolutionären Sozialisten gehören müßten. Dazu gesellte sich die Freimaurerei, die auf dem im September abgehaltenen jährlichen Konvent ein förmliches Mißtrauensvotum aussprach gegen die drei ominösen Regierungsmaßnahmen. Zu erwähnen ist auch der „Landesverband der Freidenker Frankreichs und der Kolonien", der nicht fehlen wollte, wenn es gegen die Kirche ging, und sein Vorgehen in einem Aufruf damit begründete, „daß die klerikale Gefahr größer sei als je". Endlich wird in allen Tonarten verkündigt, daß die ganze Frage gründlich auf dem diesjährigen Kongreß der Radikalen behandelt werden wird, der vom 16. auf den 19. Oktober d. J. stattfinden soll. Auf der ganzen Linie also Ankündigung des Kampfes bis auf's Messer. Gegen Barthou und das Ministerium und über das Ministerium hinaus, gegen den Präsidenten Poincaré, und zwar aus dem ausgesprochenen Grunde, weil die derzeitigen Spitzen der Regierung nicht genug Garantien zu geben scheinen für den fanatischen Kulturkampf, den die antiklerikalen Radikalen fordern.

Es war nun interessant zu beobachten, welche Stellung die Regierung dieser Kriegsansage gegenüber nehmen würde. Und da kam, was jeder, der die Lage in Frankreich kennt, voraussagen konnte: die Regierung suchte sich sofort von jedem Verdachte klerikaler Anfärbung reinzuwaschen und die Lauterkeit ihrer Laienstaatsgesinnung durch Wort und Tat zu beweisen. Zuerst wurde zu Paris geradezu von einem Tag auf den anderen eine Schwesternschule geschlossen, in der etwa 350 Kinder aus den umliegenden Straßen Aufnahme gefunden hatten, welche nun vorläufig in übermäßig überfüllte Klassenräume in anderen Schulen eingepfercht werden


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müssen. Ebenso wurden einige Oblatenpatres, die ruhig in Toulon lebten, auseinandergesprengt und aus ihrem Hause gejagt. Dazu kamen die Reden. Gegen Mitte September wohnte der Präsident Poincaré zu Toulouse dem Frühstück bei, das am Schluß der Manöver veranstaltet worden war und an dem etwa 3000 Gäste teilnahmen. Dabei sprach er von der Notwendigkeit einer starken Armee und der dreijährigen Dienstzeit, betonte aber auch, daß „der weltliche Staat der Souveränität des Volkes entspreche und daß die Neutralität der öffentlichen Schule die Bürgschaft sei für die Gewissensfreiheit". Wenn diese Auslassungen Poincaré's noch etwas vorsichtig gehalten waren, so drückte sich der Ministerpräsident Barthou viel schärfer aus. Er sprach Anfangs September auf dem Kongreß der Unterrichtsliga zu Aix-les-Bains. Und da gebrauchte er direkt die Wendung, daß die Republik und die Laienschule unzertrennlich seien, und betonte die Notwendigkeit der wirksamen Verteidigung der Laienschule. Im gleichen Sinne sprach er sich an dem Bezirkstage seines Departements aus. Er legte dar, daß die Trennung zwischen Kirche und Staat die endgültige Form des Verhältnisses des Staates zur Kirche in Frankreich sei, und daß die einmal bestehenden Gesetze zur Anwendung gelangen müßten, allerdings, wie er hinzufügte, unter Vermeidung aller kleinlichen Chikanen. Damit hat er sich wohl ein Mäßigkeitsmäntelchen umhängen wollen, aber im großen und ganzen waren seine Reden durchaus auf antiklerikale Töne gestimmt.

Wenn aber Poincaré und Barthou der Meinung sein konnten, daß sie ihre Gegner durch dieses Entgegenkommen besänftigen würden, so haben sie dadurch nur bewiesen, daß sie sich schlecht auskennen in jenen Kreisen, und sie sollten bald an sich selbst erfahren, daß jede charakterlose Nachgiebigkeit zunächst dadurch gestraft wird, daß sie den erstrebten Nutzen nicht bringt. Schon, als die „Lanterne" Bericht erstattete über die Rede Barthou's zu Aix, führte sie aus, daß am Anfange beim Erscheinen des Ministerpräsidenten eine Art Unbehagen auf der ganzen Versammlung lastete;


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es sei jedoch gewichen, als der Ministerpräsident den Satz prägte, daß die Republik und die Laienschule unzertrennlich seien. Aber sie fügte hinzu, daß dieses Unbehagen wieder aufs neue eingetreten sei, als Barthou auf die dreijährige Dienstzeit zu sprechen kam und es sich zur Ehre anrechnete, dieses Gesetz zustande gebracht zu haben. Und seither scheinen die Gegner des Ministeriums schon so ziemlich den Plan ihres Vorgehens festgelegt zu haben. Am 6. oder am 7. Oktober brachte der „Radikal“, der mit den antiklerikalen Größen in enger Fühlung steht, eine in dieser Hinsicht sehr lehrreiche Notiz. Es müsse wieder ein neuer „Block“ gebildet werden zwischen den sozialistischen Radikalen, der Gruppe der radikalen Linken, den sog. unifizierten Sozialisten um Jaurès und den unabhängigen Sozialisten. Ausgeschlossen wäre der rechte Flügel der radikalen Gruppen, nämlich die demokratische Linke, die von jeher mehr Fühlung mit den rechtsstehenden Elementen hatte und von der ja nur drei Mitglieder gegen die dreijährige Dienstzeit stimmten. Und drei Gesichtspunkte wird dieser neue Block durchzuführen suchen: die Abschaffung der dreijährigen Dienstzeit, das staatliche Monopol des Unterrichts auf allen Stufen und endlich die progressive Einkommensteuer mit obligatorischer Deklaration und Kontrolle derselben. Dieser dritte Punkt ist offenbar noch ein besonderer Köder, um die Sozialisten festzulegen. Aber die beiden anderen Punkte: Abschaffung der dreijährigen Dienstzeit und Einführung des staatlichen Unterrichtsmonopols sind das wahre Ziel. Daraus ergibt sich, daß hier ein Kampf in Aussicht steht, in welchem die antiklerikalen Elemente gründliche Arbeit leisten wollen. Dieses Mal sollen keine halben Maßregeln getroffen werden. Das ist am deutlichsten zu ersehen aus dem Programmpunkte über das Unterrichtsmonopol. Ist das staatliche Unterrichtsmonopol eingeführt, dann fällt die Sorge für die Verteidigung der Laienschule weg, denn dann gibt es keine anderen Schulen mehr und man braucht die Konkurrenz in dieser Hinsicht nicht mehr zu fürchten.

Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Daß dieser Plan den Herzenswünschen der antiklerikalen Parteien entspricht, kann man glauben. Es fragt sich aber, ob alle diese Anordnungen auch ganz glatt in der Wirklichkeit zur Durchführung kommen werden. Und da stimmt es auf jeden Fall nicht ganz. Schon hat die demokratische Linke, die aus dem Block der „Republikaner" ausgeschlossen sein soll, einen fulminanten Protest gegen diese „Exkommunikation" erhoben und Combes als „verrückt" bezeichnet. Anderseits hat Jaurès das durch die Radikalen angebotene Zusammengehen abgelehnt, indem er den Radikalen vorwarf, daß sie in der Bekämpfung der dreijährigen Dienstzeit nicht aufrichtig seien. Also Absagen von links und von rechts. Unter diesen Umständen kann man schon jetzt voraussagen, daß die Radikalen mit ihrem Gesamtprogramm abblitzen werden.

Aller Voraussicht nach werden die Dinge so laufen, daß die Regierung in der Kammer die radikalen Vorstöße egen die dreijährige Dienstzeit abschlagen wird; sie wird auch noch in der Frage der progressiven Einkommensteuer ihre Auffassung zur Durchführung bringen. Daun bleibt die Schulfrage. Hier wird der Hauptkampf gekämpft werden, und da wird die Regierung zu Konzessionen an die Antiklerikalen bereit sein. Wie weit sie hierin gehen wird, wird sich wohl bald zeigen. Videns.

---

## LVI.

## Kürzere Besprechung.

Mittelalterliche Studien. Bd. 1. Heft 1. Fritz Kern, Humana civilitas. (Staat, Kirche und Kultur.) Eine Dante-Untersuchung. Leipzig 1913.

Der Verfasser will die Kulturwissenschaft Dantes in ihrem System zeigen. Darin liegt der Vorzug seines Buches, aber auch seine Schwächen. Er weiß, daß seine Meinungen anfechtbar sind, und sucht sich deshalb die „seit Hettinger gültige kirchlichkatholische Dante-Exegese" fernzuhalten. (S. 136/7). Freilich, wenn man ein Buch nur nach der Fülle der neuen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedanken beurteilen dürfte, so wäre die vorliegende Studie voll und ganz anzuerkennen. Aber die Gedanken müssen auch wahr sein. Der Verfasser macht einige Voraussetzungen, die die Richtigkeit seiner Ergebnisse stark beeinträchtigen. Dafür ist aber weniger der Verfasser als vielmehr der Zeitgeist verantwortlich zu machen. Es ist zum mindesten interessant, daß eine erkenntnistheoretische Frage am Schluß der 145 Seiten offen gelassen wird. („Wir wissen uns als Glieder und geringe Bestandteile eines großen Weltzusammenhangs, der objektiv außer uns besteht, und dennoch ist die ganze Welt nur innerhalb des Einzelbewußtseins, das sich frei über seinem Inhalt stehend weiß.") Der Verfasser scheint auf das Dogma von der Unlösbarkeit dieses scheinbaren Widerspruchs so sehr eingestellt, daß er die Lösung bei Dante nicht sieht. Eine weitere Voraussetzung ist, daß der Verfasser meint, Dante sei durch konsequentes Denken zu der neuen Wahrheit gekommen, die oberste Autorität könne den Himmel weder öffnen noch schließen, wenn sich das gläubige Gewissen gegen Gottes Gnade sperre. In dieser Idee vom souveränen Einzelgewissen gipfeln dann die Probleme Staat und Kirche, Naturrechtskaiser und Liebespapst u. s. w. Psychologisch geht diese Voraussetzung zurück auf die verschiedene Stellung, die Katholik und Protestant der Wahrheit gegenüber einnehmen. Die dritte Voraussetzung ist die Annahme, Dante habe seine drei Reiche nach systematischen soziologischen Erwägungen aufgebaut. (S. 125.) Aber nicht ethisch-soziologische Erwägungen führten Dante zur commedia, sondern, wie an anderer Stelle zu zeigen sein wird, asketische Gedankengänge. Im allgemeinen scheint Dante trotz mancher Thomaszitate zu wenig aus seiner Zeit begriffen. — Nun zum Einzelnen. Zur Kulturarbeit (S. 132) hätte Bonaventuras Reductio artium ad theologiam besser belehrt als Troeltsch. — Worte, wie Vergottung, (Thomas Aqu. III. 16. a. 3. u. 5. spricht von Deificatio in einem ganz anderen Sinn), Ekklesiastik, S. 16, altkatholische Kirche S. 65, Logisierung der Welt S. 108 sind teils geschmacklos, teils bedenklich. — Trotz alledem ist die Studie ein sehr anregendes Buch, das neben Schiefheiten viele im Einzelnen recht überraschend tiefe Erkenntnisse enthält. Man darf auf die Fortsetzung der mittelalterlichen Studien mit Recht gespannt sein.

Dr. Rh.

Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## LVII.

# Die deutsche lyrische und epische Dichtung seit der Reichsgründung.

Eine Übersicht von Wilhelm Kosch.

(Schluß.)

Erfreulicher und gesünder verbürgten die Werke der in Hannover und Braunschweig heimischen Dichter größeren Dauerwert. Der alte Wilhelm Raabe (1831—1910) kam Zeit seines Lebens nicht einmal als Erzähler zu voller Geltung. Heute fängt man an auch seine Gedichte zu schätzen, die ganz vom Geiste der Romantik durchtränkt sind. Sein getreuer Paladin Wilhelm Brandes[1]) (geb. 1854) kann als Balladendichter würdig neben Strachwitz und Fontane treten. Seine Stoffe holt er von überall her: aus alten heimischen Chroniken, aus modernen Zeitungsberichten, aus Walter Scott; auf den Triften Ungarns, im schottischen Hochland, im Tropensande Deutsch-Afrikas, auf dem fernen Ozean, überall ist seine Muse heimisch, denn sie ist deutsch, und ihr Feld heißt die Welt. Freskoszenen führen uns ins alte Rom, nach Griechenland, nach Paris, sie verraten den Dramatiker und erinnern an Gobineau. Der lyrische Unterton seiner „Balladen" (1891) leidet nicht darunter. Und so vermag Brandes selbst ein Lied zu gestalten wie „Auf dem Heimgang":

---

1) W. Kosch, Menschen und Bücher, Leipzig 1912, darin der Aufsatz: Wilhelm Raabe und Wilhelm Brandes im Kreis der Kleiderseller.



Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schon drängt Zypressendunkel hoch
Sich in mein Abendsonnenlicht,
Das doch den Baum des Schweigens noch
Mit goldner Lebensglut umfließt.

Erinnernd grüßt die Wunderflur
Noch einmal auf — wie reich und schön!
Die Täler schwanden tiefer nur
Und schimmernd breiten sich die Höhn.

Ich schau und sinne — sacht genaht
Sinkt Dämm'rung über mich herein . . .
Gib Herr, zum stillen steilen Pfad
Hinab nun Deinen Sonnenschein.

Eine ähnlich urwüchsig herbe Kraft strömt auch von den echt männlichen Balladen des Hildesheimers Börries Freiherrn von Münchhausen (geb. 1874) aus. Die Tonfülle und der Farbensinn, die Gesundheit und Frische des Mittelalters, das sich in seiner Vaterstadt bis heute lebendig erhalten hat, ist auf diesen tief in der Überlieferung wurzelnden und doch kühn und frei den Stimmen der Gegenwart lauschenden Dichter übergegangen. Er pflegt vor allem die ritterliche Standespoesie („Die Balladen und ritterlichen Lieder" 1909; „Das Herz im Harnisch" 1911). In den Juden erblickt er den ältesten Adel der Menschheit, und so begeistert er sich für die Helden des Alten Bundes („Juda" 1900). Nicht in der Handlung, sondern in der Behandlung derselben erblickt er das Wesen der Ballade. „Große, edle oder böse Menschen mit starkem Willen, klare Ereignisse, mächtige Taten, das ist das Material der Ballade." Münchhausen läßt den lyrischen Ton selten durchklingen, überhaupt schöpft er kaum ein wirkliches Lied, auch die volkstümliche Poesie tritt bei ihm zurück. Er bewährt sich vielmehr als Meister einer ausgesprochenen Kunstdichtung, des reinen kleinepischen Gedichts.

Nicht so groß, aber ebenso durchaus klar sieht der Hannoveraner Albert Sergel (geb. 1876) das Reich seiner Muse. Unter den lebenden Dichtern zählt er sicherlich zu den melodienreichsten. In seinem Erstlingswerke „Sehnen

Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

und Suchen" (1904), dem er nur allzurasch andere Versbücher folgen ließ, entdeckt er sich bereits als Romantiker voll Sang und Klang. Wir kennen die alten Stimmen. Die träumerisch wiederhallende Waldpoesie Eichendorffs und den malerischen Kleinstadtzauber Schwinds hat der Dichter seiner norddeutschen Heimat glücklich entlockt. Voll sinnentrunkener Seligkeit durchwandert er das Land der Liebe. Sergels Mädchenlieder können den Vergleich mit Chamissos „Frauen-Liebe und Leben" oder mit Hildegundens Klage um Elmar in Webers „Dreizehnlinden" wohl bestehen. Ein kecker, kühner Vagans scholasticus pfeift er seine fröhliche Weise unbekümmert in die weite Welt:

„Durch blühende Lande geht mein Weg,
Und mit den Wolken geht mein Traum,
Bald schlaf ich unterm Blütensteg
Und bald im Feld am Lindenbaum."

Manchmal befällt zwar auch ihn ein pessimistischer Gedanke, so wenn er etwa mit Hieronymus Lorm den ewig kreisenden Sternen zusieht und schließlich die bange Frage stellt: Wohin? Wozu? Aber immer wieder übermannt ihn die alte ungebrochene Lebenslust und Naturfreude, und so ringt sich der tolle Student von den düstern Heidegespenstern los, wie es ehedem Storm getan und hebt in einer Mondnacht den schönsten Schatz für seine Seele, den Frieden. Und im Flüsterton klingen Stimmen an unser Ohr:

„. . . . Leises Leben . . . .
In der Stille
Baue du dir deine Welt.
Und dein Wille sei die Sonne,
Die sie hält."

Wie Arno Holz erwuchs auch Karl Henckell (geboren 1864), ein älterer Landsmann Sergels, dichterisch aus dem Sturm und Drang der Achtzigerjahre. Sozialistische Stimmungen kommen bei ihm elementar zum Ausbruch. Doch überwiegt die Gedankenpoesie. Und seine letzten Gedichtsammlungen („Mein Lied" 1906; „Schwingungen" 1907; „Im Weitergehen" und „Ein Lebenslied" 1911) zeigen ihn






Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gereift auf den Spuren Goethes. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Henckell dadurch, daß er als einer der Ersten lyrische Flugblätter herausgab, die zum Preis von 10 Pfennig das Stück, je einem Dichter gewidmet, durch scharfe Charakteristik und gute Proben beste deutsche Lyrik unter die breiten Massen des Volkes brachte.

Im benachbarten Westfalen macht sich bereits ein stark katholischer Einschlag bemerkbar. Friedrich Wilhelm Helle (1834—1901), der feurige Sänger des großangelegten epischen Gedichts „Jesus Messias" im Hexameter (1870—1886) stand neben Friedrich Wilhelm Weber (1813—1894), dem gefeierten Schöpfer von „Dreizehnlinden", aber immer noch viel zu wenig geschätzten Balladen- und Spruchdichter, auf dem alten Boden der Klassik und Romantik. Völlig neue Bahnen dagegen schlug Peter Hille (1854—1904) ein. Als Literaturzigeuner großen Stils durchzog dieser unstete Träumer halb Europa und starb im Kreise der „Neuen Gesellschaft", der Brüder Hart, mit denen ihn Lebensfreundschaft verband. Er pflegte den romantischen Aphorismus nnd war auch als Lyriker Fragmentist. Die Natur und die Kindesseele entlockte ihm die ergreifendsten, rührendsten, gehaltvollsten Verse. Ein Spruchkünstler von ausgeprägter Eigenart blieb er doch nicht am Worte haften, er vertiefte sich immer in den eigentlichen Wesenskern der Dinge. Den Sozialismus lehnte der arme Fahrende ab. Nie ging er mit der Menge. Immer blieb er einsam. In der Einsamkeit fühlte er sich am glücklichsten, geborgen, daheim. Die Nachwelt wird diesem großen Herzenskündiger noch eine große Ehrenschuld abzutragen haben.

Leichter und heiterer waren die Weisen, mit denen die Vollblutrheinländer Hans Eschelbach (geb. 1868) und Laurenz Kiesgen (geb. 1869) sich durch die Welt sangen. Zwar sahen auch sie dem Tod ins Antlitz und gingen an den Schattenseiten des Leben nicht blind vorüber. Aber ihre besten und schönsten Lieder schufen sie der Natur und Liebe zum Preis. Kiesgen, die tiefere Natur, ließ sich in der


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schilderung der Landschaft sehr glücklich von Droste-Hülshoff und Greif beeinflussen gleich dem Beuroner Benediktinerpater Ansgar Pöllmann (geb. 1871) aus Hechingen, dem verdienstvollen Wiederbeleber religiöser Lyrik im katholischen Deutschland und Begründer der „Gottesminne", ferner Ernst Thrasolt (geb. 1878), dessen „Witterungen der Seele" (1911) für die geistliche Poesie dasselbe bedeuten wie Alban Stolzens gleichnamiges Werk für die geistliche Prosa.

Lorenz Krapp wieder (geb. 1882) führt uns nach dem katholischen Bamberg und erinnert durch die Glut und Bilderpracht seiner Verse deutlich an Schönaich-Carolath. In berauschenden Rhythmen feiert er „Christus" (1903), manchmal allzu pathetisch, immer aber die erwählten Formen meisternd. Der Würzburger Max Dauthendey (geb. 1867) entstammt protestantischem Milieu und ist völlig weltlich gesinnt, ein poetisierender Weltbummler, dessen „Geflügelte Erde, Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere" (1910) nur für den Augenblick blenden kann. Liest man das eigenartige Werk in gereifteren Jahren wieder, so wirken die langatmig verschnörkelten Verse reizlos, ermüdend. Frisch erweist sich dagegen immer noch seine Liebeslyrik „Die ewige Hochzeit. Der brennende Kalender" (1905). Die verloren gegangene Jugend kehrt uns in ihr aufs Neue zurück. Im deutschen Wald hat sie der Dichter gefunden:

„Der Wald ist uralt, ein Liederhaus,
Geh hin und singe dein Herz bei ihm aus."

Tief im bayrischen Wald wurzelt Franz Xaver Schrönghamer (geb. 1881). Schrönghamer führte zunächst den von Krapp begründeten „Studentischen Musenalmanach" in den Jahren 1903 und 1904 weiter und trat dann auch selbständig als Lyriker auf („Fern und leise" 1904 und „Wo die blaue Blume blüht" 1911). Ein naturwüchsiger Sohn seiner urgesunden Bergheimat blieb er auch in dem modernen Leben der Großstadt München sich selbst getreu. Er führt uns in seinen Liedern am liebsten nach Hause zu den königlichen Riesen am märchenblauen Arbersee und den zitternden heim-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Wassern hinterm Dorf, wo seine Wiege stand. Wir hören das Hifthorn im grünen Revier und sehen die Rehe grasen, wie weiland Eichendorff. Gleich Uhland, dessen Lebensauffassung Schrönghamer in vielen Stücken teilt, ersehnt der junge Dichter einen neuen Ver sacrum. Aber nur im Zeichen der blauen Blume vermeint er ihn finden zu können.

Im Gegensatz zu Schrönghamer trieb der Münchner Christian Morgenstern (geb. 1871) seine scharf pointierte Kunst des Grotesk-Komischen auf die Spitze. In den „Galgenliedern" (1905) und „Palmström" (1910) prägt er einen neuen Typus dieses Stils und verlieh ihm eine persönliche Note, die nachzuahmen kaum jemand imstande sein wird.

Der Schwarzwälder H. M. Grüninger (geb. 1862) hinwieder vertrat schon in seinen Anfängen ausgesprochene Heimatkunst. Nach dem Vorbild Peter Hebels dichtete er alemannische Dialektgedichte („Us em Oberland" 1895). Aber auch in der hochdeutschen Sammlung „Aus den Bergen der Heimat" bewährte er seine herzerfreuende gemütvolle Begabung. „Will einer mehr von dieser Welt als Liebe, Licht und Brot?" fragt der Dichter; er ist damit vollauf zufrieden. Schmucklos wie schüchterne Blumen am Feldrain sprießen aus seiner einfachen Seele die schlichten Musenkinder empor. Neben Naturliedern pflegt er das Sinngedicht und die Ballade. Ein kindlich gläubiger Hauch umweht sie alle. Von jeder ungesunden Tendenz verschont, wurzeln sie in wahrhaft deutschem Erdreich.

Dasselbe kann man von dem tiefempfindenden Schweizer Fridolin Hofer (geb. 1861) sagen, dessen „Stimmen aus der Stille" (1907) trotz der ganz katholischen Gemütsanlage seines Charakters den Beifall des oft auch als Dichter sehr radikalen Literaturredakteurs am Berner Bund J. V. Widmann[1]) (1842—1911) fanden. Widmann bekundete seine Hauptstärke im Epos, zunächst in der Idylle „Bin, der

1) W. Kosch, Menschen und Bücher Leipzig 1912, darin der Aufsatz: J. V. Widmann.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schwärmer" (1895) und schließlich in den größeren Dichtungen „Die Maikäferkomödie" (1897) und „Der Heilige und die Tiere" (1905). Bereits in dem ersten Gedicht seiner künstlerischen Reifezeit, bereits in dem Pfarrhausidyll „An den Menschen ein Wohlgefallen" hat er Töne angeschlagen, die in der „Maikäferkomödie" weiterklingen und in dem preisgekrönten Werk „Der Heilige und die Tiere" ihren ergreifenden Schlußakkord erhalten. Schon dort wirft er die Frage auf: Warum leiden die schuldlosen Geschöpfe? — Aber auch dort schon weiß er nur die eine Antwort: Die Liebe kann von allem Erdenleid erlösen. Das Humanitätsideal der deutschen Klassiker besaß in Widmann eben seinen glühendsten Apostel. Hier berührt er sich vielfach mit Goethes „Faust". Packend gewaltig wirkt die Versuchung Jesu in der Wüste. Der Heilige, der Heiland triumphiert:

Ein Reich erricht' ich, nicht von dieser Welt,
Denn diese Welt ist wund und muß zerfallen,
Heil ist allein das blaue Himmelszelt,
Wo Gottes lichte Friedensengel wallen.
Doch dieses Reich — kann mans zur Erde zwingen?
Muß man hinauf? — Und wo dann sind die Schwingen?

Widmanns Lebensfreund Karl Spitteler[1]) (geb. 1845) erscheint heute vielen als der größte lebende Epiker in deutscher Sprache überhaupt. 1880—1881 ließ er als Felix Tandem seine erste Dichtung drucken. Diesen Hehlnamen wählte er, weil er glücklich war in dem Gedicht „Prometheus und Epimetheus", das man fälschlich als ganz von Nietzsche beeinflußt ausgab, nach siebzehnjährigem ernsten Ringen endlich etwas geleistet zu haben. Unter der übergroßen Fülle an Bildern und Gleichnissen, die im Einzelnen zwar sehr anschaulich sind, litt jedoch die Klarheit des Ganzen, und so sprach Gottfried Keller mit Recht von einem apokalyptischen und etwas sophistischen Charakter des Werkes oder seiner Tendenz, wo jede Interpretation durch eine andere

1) Karl Meißner, Karl Spitteler. Zur Einführung in sein Schaffen. Jena 1912.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verjagt oder paralysiert wird. Ähnlich könnte man auch die übrigen lyrischen und epischen Schöpfungen des Dichters („Schmetterlinge" 1889; „Extramundana" 1883; „Literarische Gleichnisse" 1892; „Glockenlieder" 1902), ja selbst das in zwei vollendeten Fassungen vorliegende Hauptwerk seines Lebens, die mythologische Kosmologie „Olymischer Frühling" 1900 ff. tadeln, ohne deshalb die zweifellos großartige Sprache, die Wucht des epischen Geschehens, die Feinheit der Charakteristik in Abrede zu stellen.

Auf rein philosophischem Weg mit Ablehnung des geschichtlich überlieferten Christentums gedachten Widmann und Spitteler eine moderne Kunst zu begründen. Sie stehen damit in entschiedenem Gegensatz zu der durch und durch traditionell und katholischgesinnten Dichtergruppe, dem Wiener Gralbund, der sich um Richard von Kralik[1]) (geb. 1852) schart, über ein eigenes Organ „Der Gral" (seit seiner Begründung 1906 unter der Leitung von Frz. Eichert) verfügt und bereits eine selbständige Anthologie „Monsalvat" (mit Hilfe Wilh. Oehls 1908) herausgegeben hat.

Auch Kralik ging von der literarischen Revolution der Achtzigerjahre aus, allein ihn führte der Weg zur vollendetsten Klärung. Er ist ein Polyhistor und auf allen Gebieten des geistigen Lebens tätig seit vielen Jahren. Die einen kennen und schätzen in ihm den formgewandten tiefsinnigen Lyriker, den erfolgreichen Wiedererwecker verschollener Bühnenspiele, den Dramatiker des Revolutionszeitalters, den trefflichen Erzähler heimischer Novellen, den Spruchdichter, den Übersetzer, andere lieben seine vielsagenden Essais, seine Schriften zur Theologie, Philosophie, Weltliteratur und Kunstgeschichte, wieder andere begeistern sich an dem Redner und Journalisten Kralik, allen aber besagt sein Name ein Programm. Und das ist das Unvergängliche an diesem

1) Richard v. Kralik. Gesammelte Werke, Ravensburg 1909 ff. Darin auch seine Lyrik. — A. Innerkofler, R. v. Kralik. 2. Aufl. Wien 1912.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mann. Die großen Ideale der Romantik erscheinen vereinigt und verkörpert in ihm. Selbst seine lyrische Ernte ist reich genug. Von der ersten Sammlung „Roman“ (1884) bis zu den „Liedern im heiligen Geist“ (1895) und den „Weiheliedern und Festgesängen“ (1901) zieht sich eine ganze Perlenschnur erhabener Poesien. Unter den Kralik nahestehenden Jüngern ist ihm als Lyriker am meisten wesensverwandt der vom Geiste mittelalterlicher Mystik befruchtete Wilhelm Oehl (geb. 1881) in dem formschönen und gedankentiefen Gedichtbuch „Almende“ (1908).

Andere Mitglieder des Gralkreises gaben ihrer stark politischen und sozialen Ader nach, so Eduard Hlatky (1834 bis 1912) berühmt durch sein dramatisches Gemälde „Weltenmorgen“, aber auch durch seine zeitgemäßen „Gedichte“ (1905) bedeutsam, und besonders der volkstümliche Rufer im Streite Franz Eichert (geb. 1857).

Eicherts „Wetterleuchten“ (1893 mehrfach aufgelegt) lohte und loht in der Tat wie ein Flammenbrand am Dichterhimmel empor. Pries Arno Holz die Revolution, so feierte er den sozialen Gedanken mit dem Kreuz in der Hand. Er war der Tyrtäus der christlichsozialen Partei. Durch die Volksreden Luegers, die Männerpredigten P. Abels und die poetischen Weckrufe Eicherts erfolgte die Renaissance Wiens im christlichen Sinn.

Hört von ferne tost der Fall
Und bricht sich unter Donnerschall;
Horch, wie ein Wetter bricht es los
Und ringt sich aus der Tiefe Schoß
Und springt aus quellbefreiter Brust
Hervor mit neuer Hoffnungslust;
Es braust der Ruf, stimmt alle ein:
Wir wollen wieder Christen sein!

Aber dieser Kämpfer kämpft nur um des Friedens willen. Nachdem er noch einmal in seinen „Kreuzliedern“ (1899) zum Kreuzzuge gemahnt und im Scheine der „Höhenfeuer“ (1901) den Rütlischwur ewiger Treue erneuert hat, zieht er mit „Kreuz und Schwert“ (1907) bewaffnet zu Felde.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und er siegt. Der Verräter und Heuchler im eigenen Lager achtet er nicht. Er siegt auf allen Linien, vor allem in seiner eigenen Brust und erreicht Befreiung, Erlösung. Und nun steigt er wieder auf die Berge wie einst in jungen Tagen, völlig ausgereift, völlig abgeklärt, von allen Schlacken gereinigt. Seine letzte Sammlung „Alpenglühen" (1911) gibt Zeugnis davon:

Kühler Odem weht
Über die Felder,
Rotes Leuchten geht
Über die Wälder.
Weiße Schleier drängen
Aus klagenden Strömen, hängen
Sich um die Schultern der Felsmajestät,
Die ruhig über den Wipfeln steht.

Alles ist stille,
Wie sterbensbang.
Der Lebenswille
Wird Schlummerdrang.
Die Berge halten Sterbekerzen,
Die wehn mit roten, flackernden Schmerzen,
Die Welt trinkt Abendrots-Schlummertrank,
Und die Wipfel beten den Nachtgesang.

Kralik und Eichert sind aus Böhmen nach Wien eingewandert, Karl Domanig[1]) (geb. 1851) stammt aus Tirol, aber auch er ist seit einem Menschenalter an der Donau heimisch. Frisch, fromm, froh, frei, allem modischen Getändel fremd, erklingen die schlichten Lieder seines „Wanderbüchleins", die ihn, den geraden, nackensteifen Mann ohne Hehl und Arg vortrefflich porträtieren. Am kräftigsten vermag sich seine herbe Eigenart jedoch im epischen Gedicht auszuwirken („Der Abt von Fiecht" 1886; „Um Pulver und Blei" 1909). In Hormayrs Archiv vom Jahr 1822 lesen wir eine Geschichte aus Tirol, die auf einer alten Sage beruht. Aurbacher, der bayerische Volksschriftsteller, hat sie in einer Erzählung behandelt, die in dem Organ der Münchener

1) Anton Dürrer, K. Domanig. Frankfurt am Main 1911.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spätromantik „Charitas“ unter dem Titel „Die Äbte“ erschienen ist. Die Fabel berichtet, daß ein Kriegsheld des Türkenzeitalters in der Überzeugung, Weib und Kind lebten nicht mehr, heimgekehrt im Kloster Fiecht um Aufnahme nachsucht, dort schließlich Abt wird, am Ende aber erfährt, seine Familie sei noch am Leben. Nach einem tragischen Pflichtenkampf entschließt er sich, das geistliche Gewand abzulegen, um in den alten Kreis zurückkehren zu können. In Szenen voll rührender Anmut und Gewalt vermag der Dichter den tapferen Soldaten, den frommen Abt, den liebenden Gatten und Vater unserm Herzen nahe zu bringen. Der sorgsam gefeilte Blankvers verleiht dem Werk ein klassisches Gepräge.

In seiner treuherzigen Weise behandelt Domanig mit Vorliebe heimische Stoffe. So erzählt er in dem epischen Gedichte „Um Pulver und Blei“ von zwei Tirolern, die Anno Neun zum Kaiser reisten, um Munition zu holen, und mahnt in Versen, wie sie nur glühendste patriotische Begeisterung einzugeben imstande ist, „Zum Frieden“ zwischen den katholischen Landsleuten, den Altkonservativen und den Christlichsozialen.

Eine ganze Welt trennt die Dichter des Gralbunds von ihren auf dem Boden einer modern-freisinnigen Lebensanschauung fußenden lyrischen Zeitgenossen. Über den in Wien herrschenden Kunst- und Kulturparteien steht, auf sich selbst gestellt, Richard Schaukal[1]) (geb. 1874). Frühzeitig suchte der stark von den Franzosen, Kleist, Platen und C. F. Meyer beeinflußte Poet einen neuen malerischen Stil der Lyrik zu finden. Nach verschiedenen jugendlichen Versuchen faßte er sein Streben zunächst in den „Ausgewählten Gedichten“ (1904) zusammen, die in neuer und vermehrter Fassung jetzt als zwei Bände „Verse“ und „Bilder“ (1909) vorliegen. 1908 erschien, Wilhelm Raabe gewidmet, die

1) W. Kosch, Menschen und Bücher, Leipzig 1912, darin der Aufsatz: Richard Schaukal.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedichtsammlung „Buch der Seele“, 1912 die letzte Folge „Neue Verse“. Am bedeutendsten erscheinen Schaukals „Bilder“. Seine plastische Darstellungsweise kennt weder zeitliche noch örtliche Grenzen. Groß, gewaltig redet Goya zu uns. Mozarts Spinett ertönt. Herodias, das dämonische Weib, enthüllt den lasterhaften Liebreiz ihres Leibes. Ritter und Korsen, Rosenmädchen und Herzogin, Araber, Page und Zwerg gleiten vorüber. Persepolis und Venedig erheben sich in blendender Pracht. Wächter und Fiedler gemahnen an das biderbe deutsche Mittelalter, Salome an den üppigen Orient des Altertums, Savonarola an den Anbruch der neuen Zeit. Das Spanien des Velasquez, das Frankreich Mussets, das Italien Lionardos, das junonische Griechenland, Rembrandtsche Visionen — eines löst das andere ab. Alle Völker, Zeiten und Zonen sind dem Dichter vertraut, am herzlichsten freilich „Alte Schlösser ...“:

„Alte Schlösser lieb ich mit gemeißeltem Wappen überm Portale,
Dunkeln Bildern gewaltiger Ahnen im düstern Saale,
Alte Schlösser, die von zackiger Höh in bewaldete Tale
Aus zerbröckelnden Bogenfenstern schauen.
Epheu rankt sich darüber; wildzerraufte Brauen. . . .
Still der Burghof, wo auf breiten Quadern die Schritte hallen —
Im verwachsenen Parke fallen
Herbstliche Blätter, mächtige Stiegen
Träumen
Noch vom gleitenden Schmiegen
Seidner Gewänder,
Deren Duft sie bewahrten,
Rauschenden festlichen Fahrten
In Märchen- und Maskenländer . . .
In den Kronen ergrauender Bäume
Nisten große Vögel und fliegen
Schwarz und schwer
Um steile Türme her.“

Wir merken bewundernd, wie es Schaukal bis zur feinsten Einzelheit gelingt, die Beseelung des Leblosen rhythmisch und reimtechnisch zu steigern und einen Gesamteindruck voll reinster Harmonie zu erzielen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In den „Bildern“ ist von Schaukal ein neues dichterisches Genus künstlerisch vollendet, ganz eigenartig ausgebildet worden. Die vielen Nachahmer dieser Art von Poesie vermögen an ihn nicht heranzureichen.

Nicht so innerlich abgerundet findet man Schaukals „Verse“. Der schlichte innige volkstümliche Ton, den das kleine lyrische Gedicht im Grunde stets verlangt, wird oft von glänzendem Wortprunk in der Art der unerträglich manirierten, angeblich fein stilisierten Poesie von Stefan George (geb. 1868) und Hugo von Hofmannsthal (geb. 1874) erstickt. Der eine, hervorgegangen aus der seit einiger Zeit am Rhein emporwuchernden Parvenü-Kultur, der andere, von den jüdischen Wiener Salons großgezogen, vertreten Richtungen, die dem völkischen Fühlen fremd sind und mit der gesunden, innigen und inhaltsreichen Poesie der deutschen Überlieferungen gar nichts gemein haben.

Was für Naturlaute klingen dagegen aus den Bergen, Tälern und Wäldern Tirols und Steiermarks zu uns herüber? Doch wir täten Unrecht aus Wien zu scheiden, ohne bei dem muntersten Minnesänger, ohne bei Ginzky verweilt zu haben.

Frz. Karl Ginzkey[1] (geb. 1871) ist Deutschböhme und Neuromantiker. Nach der Feeninsel Avalun mit des Gralkönigs heiligem Grab zieht es ihn gleich seinen dichtenden Zeitgenossen Stucken, Schaukal u. v. a. Der Welt Weisheit sucht er nicht in Büchern, sondern in Gottes freier Natur. Wie ein schlichtes scheues Waldmärchen aus der nordböhmischen Heimat der Ahnen blicken die rätseltiefen Augen dieses erfreulichen Poeten fragend in unser Herz, und wir stimmen ihm entschlossen zu trotz Stefan George und Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke (geb. 1875), in dessen preziöser Wortkunst doch wenigstens ab und zu auch ursprüngliche Gemütslaute zu vernehmen sind. Volkstümlichen

1) Vgl. Frz. K. Ginzkey, Aus der Werkstatt des Lyrikers, Leipzig und Wien 1913.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Public Domain in the United States, Google-digitized

Wendungen erweist sich Ginzkeys Sprache naturgemäß hold. Und wir würden auch ohne sein herrliches Gedicht auf Walter von der Vogelweide wissen, woher er sie hat. Ginzkeys Phantasie liebt humorvolle Einfälle. Auch das Volk kann ja ohne sie nicht leben. Konfus und verträumt, weise und kindisch zugleich kommt es uns vor. Und doch versteht es der Dichter am rechten Ort ernst, tiefernst zu sein. Das soziale Ringen der Gegenwart rührt auch an seiner Seele, und dann strömen männliche stolze Lieder von seinen Lippen wie „Das Vermächtnis".

Gern bin ich zu Gast in des Reichtums Haus,
Wo sich Leib und Seele erfreun beim Schmaus.
Es schmaust der Leib Pasteten und Wein,
Und es schmaust die Seele den gleißenden Schein,
Die strahlenden Lichter, den Überfluß,
Schönheit und lachender Augen Gruß.
    Doch wird mir bei allem seltsam zu Mut —
    Mir liegt wohl noch Großvaters Armut im Blut.

Er war, wie man damals tausende fand,
Ein hungernder Weber im Böhmerland;
Er saß am Webstuhl vom Morgengraun
Bis zur sinkenden Nacht, ohne aufzuschaun.
Sein Schlaf war dumpf und von Träumen leer,
Selbst zum träumen besaß er die Kraft nicht mehr.
    Die Not, die er fühlte als hungernder Knecht,
    Sie zittert noch fort bis ins dritte Geschlecht.

Nach Tirol geleiten uns neben vielen Vertretern der dichtenden Jugend, die sich um die Zeitschriften „Föhn" und „Brenner" scharen oder, soweit sie fromm und gläubig sind, in Josef Weingartners Musenalmanach „Das jüngste Tirol" (1909) eine Heimstatt gefunden haben, der früh verstorbene Renk und die beiden Geistlichen Seeber und Bruder Willram. Anton Renk (1871—1906) war ein ausgesprochener Gefühlsmensch. In der Naturbeseelung bekundete er sich als würdiger Jünger Martin Greifs. Von den Fuhrleuten, Jägern und Sennerinnen, Bauern und Wirten holte er immer wieder seine recht volkstümliche Sprache, wenn sie ihm etwa im Qualm des zur Großstadt emporstrebenden Innsbruck aus-


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

zugehen drohte. Seine erotischen und politischen Gedichte weisen auf Gilm zurück, seine Naturbilder, Märchen und Sagen wirken durch ihre Absichtslosigkeit rein und erfrischend. Renk gehörte eigentlich nicht zu den Kampfnaturen, er liebte den Frieden. Und so starb er im Frieden. Sein schaurig-schönes „Letztes Gedicht" läßt uns dies ahnen:

Heut ists nicht richtig — sagt mir, was ihr wollt;
Hört ihr, wie fern im Kar der Donner rollt?

Und dunkel ists, die Sterne fürchten sich . . .
Wer war es, der so still am Fenster schlich —

Es wissen allerhand die Roggenschöpfe
Und flüstern es sich zu und schütteln ihre Köpfe.

Das Wetter kommt — die Fenster zu! — Der Krach!
Der Sturm warf einen Stein von unserm Dach.

Dort kommt der Mond und malt mit mattem Glühn
Ein schwarzes Kreuz am Stubenboden hin.

Horcht, war das nicht des fernen Buhin Schrei —
Heut stirbt noch einer — Heiland, steh uns bei!

Josef Seeber (geb. 1856) verdanken wir die meisterlichste moderne Behandlung des „Ewigen Juden" (1894). Dieses große Epos, das dem Hamerlingschen „Ahasver" sprachlich würdig zur Seite steht, ihn an Tiefe des Gehalts jedoch übertrifft, machte Seebers Namen im katholischen Deutschland berühmt. Seine Gedichtsammlung „Ein fliegend Blatt" (1885) litt darunter. Und doch verdiente auch der Lyriker Seeber Beachtung. Sein Herz-Jesulied wird in ganz Österreich gesungen.

Anton Müller (geb. 1870), ebenfalls ein Pustertaler, kann wie Rückert kaum schreiben, ohne zn dichten. Unwillkürlich wandeln sich ihm die Gedanken zu formgewandten Versen, die Worte zu klingenden Reimen. Seine feurige Muse sprüht in allen Farben. Seine blühende Naturanschaunng ist um keinen Ausdruck verlegen. Das Reifste steht in seinem letzten Gedichtbuch „Bilder auf Goldgrund" (1912).

Wie deutsch und frei ein treu katholisches Priesterherz zu empfinden vermag, zeigt wieder einmal der Steirer Chorherr Ottokar Kernstock (geb. 1848), der liebe Hauspoet der


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Münchner „Fliegenden Blätter“, der poetische Wiedererwecker deutschen Altertums, der gesündeste und glücklichste Nachfahr Scheffels! Der Sammlung „Die wahrhafte Nachtigall, altdeutsche Weisen“ (1900) folgten die Liederbücher „Aus dem Zwingergärtlein“ (1901), „Unter der Linde“ (1905), „Turmschwalben“ (1908), „Tageweisen“ (1912).

Die Dialektpoesie des Landes pflegte vor allem Petri Kettenfeier Rosegger (geb. 1843) in seinem von Hamerling eingeführten Erstlingswerk „Zither und Hackbrett“ (1869).

So schlingt sich ein reicher Kranz von Poesien um die altösterreichischen Erblande, in denen Sang und Sage heimisch sind seit den Tagen Walters von der Vogelweide, des Ahnherrn der deutschen Lyrik. Und es mag daher kein Zufall sein, daß auch einer der jüngsten vielversprechenden deutschen Dichter in der Donaulandschaft Bürgerrecht erwarb. Hans Freiherr von Hammerstein (geb. 1881), von Haus aus Niedersachse, ein Urenkel des berühmten Grafen Friedrich Leopold von Stolberg, trat zwar noch mit keiner selbständigen Gedichtsammlung an die Öffentlichkeit, aber die in seinem Märchen „Die blaue Blume“ (1910) und seinem sagenhaften Roman „Roland und Rotraut“ (1913), vielleicht dem eigenartigsten Erzeugnis der poetischen Literatur im letzten Jahrzehnt, verstreuten Lieder- und Balladenperlen, rechtfertigen, ja erheischen die Erwähnung dieses Mannes im vorliegenden Zusammenhang.

An dem Ausgang einer Entwicklung pflanzt der Literarhistoriker am liebsten eine Hoffnung auf, umso lieber, wenn ihre Erfüllung schon fast erblüht ist:

Laß nur wandern deine Augen,
Wie die Bienen allerwärts,
Laß sie Schönheit, Schönheit saugen
In dies immer durstige Herz.

Was du schaust geht nicht verloren,
Reift in deiner Tiefe still,
Hebt sich neu aus dir geboren,
Wenn es seine Stunde will.

Digitized by 
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LVIII.

# Baldessare Castiglione und sein „Cortegiano".

Von Dr. Johann Ranftl.

(Schluß.)

In diesen lebhaft bewegten, mit wirklicher guter Kunst und vieler feiner Lebensbeobachtung durchgeführten Gesprächen erfahren wir, daß der ideale Hofherr womöglich von adeliger Abkunft sein soll, geübt in allen ritterlichen Fertigkeiten, im Reiten, Lanzenbrechen, Tjostieren, Ringen, in jeder Art des Zweikampfes. Als echter Mann soll er sich immer kühn und mutig zeigen, aber ohne großsprecherische Prahlerei. Jagen, Schwimmen, Laufen, Tanzen, Ballspiel ziemen sich für ihn. Niedrige Gauklerkünste sind seiner unwürdig. Mit der körperlichen Kraft und Gewandtheit muß sich stets Anmut und Grazie verbinden, wenn er Lob und Beifall ernten will. Eine vornehme, zwanglose Lässigkeit in Rede und Gebärde, die sich ebenso fernhält von Ziererei und Affektiertheit wie von läppischer Geckenhaftigkeit, soll all seinem Tun etwas angenehm Natürliches verleihen. Diese Kunst, keine Kunst merken zu lassen, gibt der äußeren Erscheinung die letzte Vollendung. — Neben solcher möglichst allseitigen körperlichen Ausbildung, die hier wie das „Schildesamt" der alten Ritterzeit noch immer an erster Stelle und als eigentlicher Beruf eines Cortegiano erscheint, muß der vollkommene Kavalier der Renaissance auch auf seine geistige Kultur bedacht sein und in der glühenden Begeisterung für alles, was man damals Wissenschaft nannte, offenbart sich auch im „Cortegiano" am glänzendsten der Geist des damaligen Italiens. „Hätte ich mit Franzosen oder anderen Leuten, die der gegenteiligen Meinung wären, zu reden, würde ich mich darzutun bemühen, daß die Wissenschaft, die den Menschen von Gott als vornehmstes Geschenk verliehen worden ist, nützlich und für unser Leben und unsere Würde notwendig




Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist. Auch an Beispielen vieler alter Kriegshelden würde es mir nicht mangeln, die zur Tüchtigkeit der Waffen noch den Schmuck der gelehrten Bildung gefügt haben. Ihr wißt ja, daß Alexander den Homer so sehr verehrt hat, daß er die Ilias immer unter dem Kopfkissen hatte; jedoch nicht allein auf diese Art ist er der Erwerbung von Kenntnissen obgelegen, sondern er hat sich auch unter der Leitung von Aristoteles mit großem Eifer philosophischen Untersuchungen hingegeben." Daher soll ein Hofherr mehr als mittelmäßig wenigstens in den humanistischen Wissenschaften gebildet sein. „Nicht allein die lateinische, sondern auch die griechische Sprache soll er beherrschen, worin so viele Gegenstände auf göttliche Art behandelt sind. Er kenne die Gesänge der Dichter, nicht minder die Werke der Redner und Geschichtschreiber und besitze die Fertigkeit, in Vers und Prosa zu schreiben, hauptsächlich in unserer Volkssprache, weil ihm dann außer dem eigenen Vergnügen auch die Fähigkeit nicht mangeln wird, die Damen zu unterhalten, die ziemlich allgemein solche Dinge lieben." Dieser Hofherr muß noch ein Liebhaber der Musik sein, der gut singt und einige Instrumente spielt, und außerdem soll er sich auch als Dilettant im Zeichnen und Malen versuchen, wenigstens Sinn und Verständnis für Musik und Kunst besitzen. Als steter Refrain tritt immer die Mahnung dazwischen: alles geschehe ohne Anmaßung und Aufdringlichkeit, sondern in edler, gelassener Vornehmheit.

Nachdem so das erste Buch das Ideal des Hofherren con amore zurechtgemacht hat, will ihn das zweite in der lebendigen Betätigung seiner Vorzüge vorführen und Regeln aufstellen, wie sich ein solcher Edelmann am Hofe im Verkehr mit dem Fürsten, mit gleichgestellten Edelleuten und mit den Damen zu zeigen habe, um Ruhm und Ansehen zu verdienen. Sehr schön wird gleich eingangs betont, daß alle seine Fähigkeiten im guten Einklange miteinander zu stehen haben und daß der Charakter des gebildeten Mannes aus einem Gusse sein müsse, dann werde auch jede seiner Handlungen als Ausdruck der ganzen Persönlichkeit erscheinen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein allgemeiner Rat wird auch damit gegeben, daß man Ort und Zeit und Menschen bei den verschiedensten Anlässen richtig einschätze. Dann folgen Weisungen für das Vorgehen im Kampf und Krieg und beim Waffenspiel. Beim Tjost und Turnier beispielsweise hat der Teilnehmer im netten prächtigen Aufzuge zu erscheinen. Der Vornehme hat sich vor allem auch immer standesbewußt zu zeigen, sich nur in Ausnahmsfällen zu niedrigeren Leuten und deren Vergnügungen herabzulassen. Er möge es nicht den lombardischen jungen Edelleuten gleich tun, die mit den Bauern Stangen werfen, laufen, ringen und springen. Selbst mit seinen ritterlichen Fähigkeiten und mit seiner musikalischen Kunst soll er sich vor dem niederen Volke rar machen. Der Gesang zur Violine und Viola wird als besonders anziehend gepriesen. Nur alte Herren mögen sich nie als Sänger aufdrängen. „Ist es doch wirklich unpassend und widerwärtig, wenn ein alter, grauhaariger, zahnlückiger und runzeliger Mann von Stande in einer Damengesellschaft singt, auch wenn er gut singt.“ Und gar mit Liebesliedern würde er sich ausnehmend lächerlich machen. —

Dem Fürsten muß dieser Kavalier als treuergebener Diener anhängen, alle eigenen Wünsche, Sitten und Gewohnheiten nach dem Gefallen des Fürsten richten, und doch darf er dabei kein selbstsüchtiger, feiler Schmeichler sein. So werden dann noch eine Reihe von guten und vernünftigen Winken über Einzelheiten im Hofdienst erteilt. Die ethische Seite dieses Hofdienstes wird nicht außer Acht gelassen. Es wird verlangt, ein richtiger Edelmann dürfe einem schlechten Fürsten überhaupt nicht dienen. Es wird eigens die Frage erörtert, wie weit man aus eigener besserer Einsicht von einem durch den Vorgesetzten vorgeschriebenen Wege abweichen dürfe und Ähnliches mehr. Die Kleidung eines Edlen am Hofe muß selbstredend geschmackvoll und zierlich sein. Ernst und Würde soll sich darin aussprechen, daher wird Schwarz oder wenigstens dunkle Farbe vor allem empfohlen. (Wir erinnern uns dabei wieder an die Porträts Tizians und anderer





Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Cinquecentisten.) Ein echt künstlerisches Gefühl feiner Kulturmenschen spricht aus der Forderung, daß Kleidung, Reden und Handeln den Menschen einheitlich kennzeichnen sollen.

Nach einigen Äußerungen über die Freundschaft und über das Spiel kommt die Sprache auf Scherz und Witz in der geselligen Unterhaltung. Bibbiena, der Lustspieldichter, wird zum Redner über diesen Gegenstand gewählt, und er erklärt uns weitläufig, worüber die Menschen der Renaissance lachten. Die scherzhafte kleine Erzählung, die Nachahmung auffallender Fehler und Schilderung derselben, geschickt ersonnene Lügenmärchen, groteske Übertreibungen kann der Hofherr taktvoll zum besten geben. Nicht minder liebt seine Gesellschaft das kurze Witzwort, die treffende, schlagfertige Antwort, das doppelsinnige Wortspiel, alle Arten von Ironie und kühner Ungereimtheit und endlich die schlau ausgedachten Streiche und Possen (burle). Aufs neue wird eingeschärft, daß Ort und Zeit und Personen vom lustigen Gesellschafter immer mit feinfühligem Sinne beachtet werden müssen. Körperliche Gebrechen, Laster und Schlechtigkeit sind kein Gegenstand des Witzes; Glaube und Kirche und anständige Frauen haben Anspruch auf Schonung; Possen, die dem Nebenmenschen Schaden bringen, gehören gleichfalls nicht für Edelleute. Ganz besonders ist dem höfischen Scherzredner Takt und Vorsicht mächtigen Herren gegenüber geboten.

Nicht alles befriedigt an diesem Exkurse über Humor und Komik unseren heutigen Sinn. Die Anekdoten und Witzworte sind des öfteren mehr derb und seicht als witzig. Wenn wir uns aber als Erzähler den lebensprühenden, mit seiner ganzen Person minnenden Italiener denken, der mit angeborener Grazie aus einer Kleinigkeit ein kleines Kunstwerk schafft, dann halten wir auch gerne wieder mitten im strengen Urteil inne.

Das dritte Buch von Castigliones Werk gehört der Hofdame, der „Donna di palazzo". Giuliano, der mediceische Frauenlob, vertritt die Anschauungen des Verfassers. Von der edlen Dame wird verlangt, daß sie eine Anzahl guter


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eigenschaften wie Klugheit, Hochherzigkeit, Sittsamkeit mit dem Hofherrn gemeinsam habe. Vorzüge, die man von jeder guten Frau verlangt, wie Güte, Bescheidenheit, die Fähigkeit Vermögen und Haus in Ordnung zu halten, ihre Kinder gut zu erziehen und was sonst zur rechten Hausfrau gehört, werden als selbstverständlich vorausgesetzt. Von der Hofdame fordert man aber noch im besonderen, daß sie eine geistreiche Unterhaltung mit den Hofherren zu führen verstehe und sich dabei weder allzu frei noch allzu prüde benehme. Was sie wissen muß, um dem Gespräche der Kavaliere folgen zu können, faßt der Redner in den Sätzen zusammen: „Um in kurzen Worten das bisher vorgebrachte zu wiederholen, will ich, daß diese Dame Kenntnisse in der Literatur, der Musik und der Malerei habe und zu tanzen und zu scherzen verstehe, wobei sie außer sittsamer Feinfühligkeit und der Achtung auf ihren guten Ruf auch alle dem Hofmanne vorgeschriebenen Rücksichten beweise: dann wird sie durch ihr Gespräch und ihr Lachen, beim Spiele und beim Scherze, kurz, bei jedem Anlasse bestricken und jede beliebige Person mit treffenden Bemerkungen und geziemender Kurzweil unterhalten können. Obwohl die Züchtigkeit, Hochherzigkeit, Mäßigung, Geistesstärke, Klugheit und anderen Tugenden für die Unterhaltung belanglos zu sein scheinen, will ich doch, daß die Dame mit allen geschmückt sei, nicht gerade des geselligen Verkehrs wegen, obgleich sie auch dabei von Nutzen sein können, sondern um der Tugenden selbst willen, und damit ihr diese schönen Eigenschaften, die jede ihrer Handlungen begleiten, die verdiente Ehrerbietung verschaffen." — Ballspiel, Reiten, Fechten, Jagen sind Dinge, die ausnahmsweise von Frauen betrieben werden, sich aber nach allgemeinem Urteile wenig für sie schicken. Ebenso soll die edle Frau bei Gesang und Tanz die weibliche Anmut nie verletzen, gezwungene heftige Bewegungen vermeiden, gewisse Instrumente, wie Trompeten, Pfeifen und Trommeln den Männern überlassen. Die Schönheit ist für die Frau weit wichtiger als für den Mann. Sie vernachlässige daher


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht ihren Schmuck und sie möge immerhin kleine Schönheitsfehler durch Kleider und künstliche Mittel geschickt verbergen. Lehrreich ist es, bei Castigliones Schilderung ab und zu an die Frauengestalten in Goethes „Tasso“ und in C. F. Meyers Novellen zu denken.

Nachdem diese Forderungen an die Hofdame von den Versammelten durchbesprochen sind, erhebt sich der Streit um den Vorrang und die Stellung der beiden Geschlechter. Gaspar Pallavicino ereifert sich sofort voll Leidenschaft und spricht wie ein Halbgebildeter von heute, der Schopenhauers und Nietzsches Invektiven gegen die „Weiber“ leidlich inne hat. Auch andere schließen sich dieser Opposition an. Nachdem man ein endloses Anekdotenturnier für und gegen die Frauen ausgefochten, behauptet Giuliano von Medici, der ritterliche Anwalt der Damen, das Feld. — Die Schlußgespräche des dritten Buches drehen sich um die „Kunst zu lieben“, um die Heimlichkeit der Liebe und dgl. Es wird wieder wie sonst öfters mit Spitzfindigkeiten und humanistischen Deklamationen fleißig Fangball gespielt, mit Gesprächen, die wir als idealisiertes Abbild damaliger Salonunterhaltung ansehen dürfen. Aus dem Vielen und Vielerlei sei hier nur noch das Thema der ehelichen Treue mit einem Worte berührt, weil man dem Autor des „Cortegiano“ in diesem Punkte manchmal eine Anschauung unterlegt, die er nicht vertritt. Sein Referent über die Frauenfrage, Giuliano, erlaubt nur der unverheirateten Dame ein ehrenhaftes Liebesverhältnis, das Aussicht auf eine Ehe bietet. Eine unglücklich verheiratete Frau darf sich nicht mehr als eine Seelenfreundschaft mit einem Manne gestatten. Dem stimmt die Herzogin Elisabetta, die oberste Richterin in diesem Kreise, bei, und Giuliano behält mit seiner Anschauung das letzte Wort. Daß nur Nebenpersonen eine leichtfertigere Ansicht vertreten, wurde von manchen Beurteilern Castigliones, auch von L. Pastor übersehen.

Im vierten und letzten Buche ergreift Ottaviano Fregoso das Wort, um das Lebensziel des wahren Hofkavaliers zu


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kennzeichnen. Und dieses besteht in nichts anderem als darin, „daß er durch die ihm von den Herren beigelegten Eigenschaften das Wohlwollen und das Herz des Fürsten, dem er dient, in einer Weise gewinne, daß er ihm bei jedem Anlasse, worüber er ein Urteil hat, die Wahrheit sagen kann und stets sagt, ohne Furcht oder Gefahr, ihm zu mißfallen, und daß er, wenn er sieht, daß sich der Sinn des Fürsten etwas Unziemlichem zuwendet, zu widersprechen wage und sich in gefälliger Art auf die durch seine Vorzüge erworbene Gunst stütze, um ihn von jeder schlechten Absicht abzulenken und auf den Weg der Tugend zu leiten." Dies ist umso notwendiger, als die Fürsten so leicht von Schmeichlern, Lästerern und Lügnern betrogen werden. Ehrliche und aufrichtige Freunde fehlen keinem mehr als dem Fürsten, und dieser selbst entspricht nicht mehr dem großen Ideale der Antike. Ein ausgezeichneter Hofherr, wie er früher geschildert wurde, kann daher als kluger Ratgeber unendlich viel Gutes stiften. Ein schlechter Fürstendiener ladet die schwerste Verantwortung auf sich; denn er vergiftet nicht nur das Gefäß, aus dem nur einer trinkt, nein, einen öffentlichen Brunnen, an dem das ganze Volk schöpft. Auf den weisen Rat, auf das richtige Wissen kommt alles an; denn dieses erzeugt die wahre Tugend, heißt es im „Cortegiano" wie vorher bei Sokrates und nachher bei den Aufklärern. Die Mäßigung und edle Selbstbeherrschung ist die wertvollste Tugend. — Nicht uninteressant sind auch die Bemerkungen über die verschiedenen Regierungsformen. Den Vorzug geben Castigliones Unterredner einer Monarchie, die von einem Rat der Edlen und einem Rat der Bürgerschaft unterstützt wird. Ein konstitutioneller Gedanke, den der Autor wohl aus England mit nach Hause brachte. Es werden noch die verschiedenen Regententugenden behandelt und so ein Idealfürst gezeichnet, der einigermaßen das verklärte Abbild der Federigo und Guidobaldo von Urbino und des damaligen Marchese von Mantua ist. — Da nun aber ein Hofedelmann, der seinem Fürsten in allen schwierigen Lagen ratend zur


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite stehen könnte, notwendigerweise in höherem Alter stehen muß, so wird noch zu guterletzt die Frage aufgeworfen, wie es dieser würdige Hofherr mit der Frauenliebe zu halten habe. P. Bembo nimmt sich seiner an und empfiehlt in einer schwungvollen Rede, die zuweilen einen enthusiastischen hohen Gang annimmt, die geistige („platonische") Liebe zu allem Schönen auf Erden und zu der höchsten Schönheit, die wesenhaft in Gott wohnt.

Mit diesem prächtigen, aber auch verschwommenen Prosahymnus klingen die berühmten Abendgespräche von Urbino über den vollkommenen Hofherren aus.

* * *

Der heutige Leser darf an das Buch Castigliones nicht etwa mit falschen Erwartungen, die dessen Ruf erwecken könnte, herantreten. So wichtig der „Cortegiano" für die lebendige Kenntnis des Renaissancegeistes und besonders der gesellschaftlichen Formen jener Epoche sein mag, so dürfen wir doch nie vergessen, daß er nicht mehr sein will als eben ein rhetorischer Codex feinen höfischen Sinnes. Nicht eine „Bibel der Kultur" oder das „wichtigste Buch, aus dem wir eine genaue Vorstellung der damaligen Lebensanschauung" herauslesen können. Nur ein einziger Gesellschaftskreis, allerdings der erste und einflußreichste jener Zeit, wie er gerade an den kleinen Fürstenhöfen Italiens erwuchs, wird darin berücksichtigt. Diese Hofgesellschaft war jedoch nicht die Nation, nicht das Volk und nicht die Kirche. Es gab außer dem festlichen Weltleben, den Kämpfen und Intriguen dieser Vornehmen noch manches, was die Physiognomie des Zeitalters mitbestimmen hilft, und neben dem lichten Idealbilde des „Cortegiano" finden wir überdies noch die tiefen dunklen Schatten in den Tagen der Medici und Borgia und neben dem friedlichen ehrsamen Hof von Urbino gab es ruchlose, von Freveln erfüllte Fürstenpaläste im Norden und Süden. Engel und Furien gingen nebeneinander her wie in der Kunst jener Tage. Die tieferen Probleme der Religion, Philosophie und

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebensauffassung werden von unserem Verfasser mit Bewußtsein ausgeschaltet. Sie erscheinen höchstens ab und zu im Hintergrunde. Man übersieht gewöhnlich Sätze, wie folgenden: „Wie dies (die Pflege der Seele) nun bei unserem Hofmann zu geschehen hat, darüber lassen wir die Vorschriften so vieler weiser Philosophen, die zu diesem Gegenstande geschrieben, die Tugenden der Seele geschildert und über ihre Würde eingehend gestritten haben, beiseite und sagen unserer Aufgabe gemäß mit wenigen Worten, daß es für ihn genügt, wenn er, wie man zu sagen pflegt, ein anständiger und rechtschaffener Mann ist." Der Verfasser setzt die gläubige katholische Gesamtauffassung von Welt und Leben einfach voraus, wie verschiedene andere Stellen bezeugen. Und doch erfährt auch dieses Buch die nämlichen widersprechenden Beurteilungen wie die Renaissance überhaupt. Chledowski z. B. behauptet in seinem jüngst erschienenen Buche „Die Menschen der Renaissance",[1]) man habe beim „Cortegiano" das Gefühl, „als wenn die Kultur des 16. Jahrhunderts unmittelbar an die Antike anschließen würde und dazwischen nicht eine mehr als tausendjährige Kluft läge. Der Zwischenraum ist vollständig leer, der Renaissancemensch braucht an keine der dazwischenliegenden Epochen anzuknüpfen, denn er findet nichts darin, aus dem er schöpfen könnte und das ihn mit der jüngsten Vergangenheit verbinden würde". Und nun hören wir P. A. Baumgartner: „Diese Stelle (über die Gottesmutter) zeigt deutlich genug, daß Castiglione den katholischen Glauben und dessen sittlichen Idealismus unverbrüchlich festhielt und als Kern wahrer Bildung betrachtete, ihn aber nicht weiter in eine Sittenschilderung einfließen lassen wollte, welche hauptsächlich die äußere gesellige Bildung darstellen sollte."[2]) Daß dieses letztere Urteil durchaus zutrifft und daß Castiglione in seiner Gesamterscheinung eine edle, von ernsten religiösen Grund-

---

1) Rom. Die Menschen der Renaissance. Deutsch. München 1912. S. 471.

2) Geschichte der Weltliteratur. VI. Freiburg 1911. S. 309.

Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sätzen geleitete Persönlichkeit war, wird jeder Kenner seiner Schriften zugeben müssen. Hätte unsere heutige „gute Gesellschaft" nur noch durchwegs die Anschauungen des „Cortegiano", wie zufrieden könnte man mit ihr sein!

Wenn der „Cortegiano" auch kein Kompendium der Renaissancekultur ist, so erfahren wir immer noch genug des Lehrreichen und Interessanten über den Bildungsgang eines Edelmannes im Cinquecento, über die Art seines Verkehres und seiner Gesinnung, über seine Stellung in der Gesellschaft am Fürstenhofe, über die Bedeutung der Frau in dieser Gesellschaft. Der Geist der neuen Zeit spricht laut und deutlich in der Bewunderung und allseitigen Kultur der persönlichen, individuellen Fähigkeiten, in der Macht, welche Lob und Ruhm auf das Gemüt jener Menschen ausüben, in der Bewunderung, die man großen Männern alter und neuer Zeit entgegenbringt. Gar wohl wissen wir die Gedanken Castigliones über Rede und Schriftsprache zu schätzen, über Scherz und Humor und alles, was er uns über die ästhetische Auffassung des Menschen verrät und was er an Gedanken über Kunst und Kunstpflege, über die Beurteilung von Kunstwerken, über das Mäzenatentum seiner Tage mitteilt.[1]) Der aristokratische „Cortegiano" bietet so nach jeder Richtung unendlich viel mehr als das brave banausische Buch des bürgerlich-demokratischen Freiherrn von Knigge oder auch der bescheidene „Galateo". Castiglione wäre eher mit seinem mittelalterlichen Landsmann Thomasin von Zirclaria zu vergleichen, der im „Welschen Gast" ein ähnliches ernstes Lebensbuch schrieb.

Die Form des „Cortegiano", das kunstvoll geführte Wechselgespräch nach dem Vorbilde Platons und Ciceros, versetzt uns auch mitten unter jene Menschen, die sich nicht genug tun konnten in Dialogen und Traktaten, worin in schönklingender lateinischer oder italienischer Rede alle erdenkbaren philosophischen und gesellschaftlicheu Fragen zur Sprache

1) Vgl. J. Ranftl. Über die Kunstanschauungen in Baldessar Castigliones „Cortegiano". Graz. 1908.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kamen. So die Liebe in P. Bembos „Gli Asolani", die Frauenschönheit in L. Firenzuolas „Della belezza delle donne", feine Lebensart und Anstandsregeln in Giov. della Casas bereits erwähntem „Galateo". Auch sprachliche und grammatische Themen, juridische, moralische, religiöse Gegenstände wurden gerne in Gesprächen, Briefen oder Abhandlungen erörtert. Der „Cortegiano" gehört sicher als literarisches Werk an die erste Stelle in diesem beliebten Genre des 16. Jahrhunderts. Bedeutete die Dialogform einerseits eine Annäherung an den Horizont der wirklichen geistreich plaudernden Gesellschaft, so blieb sie doch zugleich auch Kunstform. Form und Inhalt geben uns so ein gehobenes, idealisiertes Bild der wirklichen Unterhaltung in einem höfischen Salon, ein Bild, das sich ergänzend neben die Dichtungen und Gemälde stellt, die in anderer Art Geist und Lebensformen der Renaissance bezaubernd widerspiegeln. Ein solches Idealbild jener Gesellschaft ist für uns unschätzbar. Denn dasjenige, was sich eine Zeitperiode als gesellschaftliches und Bildungsideal vorhält, ist für uns Nachlebende kaum weniger lehrreich als das einstige wirkliche Leben selbst, das hinter dem Phantom der Sehnsucht und den dichterischen Träumen weit zurückbleiben mochte.

Castigliones vielgepriesenes Buch, das schon damals ins Spanische, Französische, Deutsche und Polnische übersetzt wurde, gehört zugleich zu den echt persönlichen Werken seiner Zeit, die aus dem innersten Wesen des Autors und aus der Fülle der Kultur jener Tage entsprangen. Der Verfasser, den ein altes Lobgedicht als gleich ausgezeichnet auf dem Schlachtfelde und in den schönen Künsten feiert, hatte, wie unsere Lebensskizze zeigt, vollauf Gelegenheit, mit offenem Blicke und empfänglichem Gemüte in den ersten Kulturzentren den Geist der vornehmen Gesellschaft von Grund aus kennen zu lernen und alles, wovon er spricht, entweder selbst zu erleben oder doch in unmittelbarer Nähe zu betrachten. Darum macht sein Buch noch heute so sehr den erfreulichen Eindruck des Lebendigen und Warmempfundenen. Ganz



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anders als viele andere Dialoge und Episteln seiner Zeitgenossen, die zwar von zierlichen Redeblumen überströmen, im Grunde aber kalt und leer und künstlich zurechtgeklebt erscheinen. Mit Recht darf die Vorrede sagen: „Diesen (ungerechten Tadlern) will ich nicht leugnen, daß ich alles, was ich wünsche, daß es der Hofmann verstehe, selbst versucht habe, und ich glaube, daß niemand ohne einige Kenntnis der in diesem Buche behandelten Gegenstände trotz aller gelehrten Bildung dieses Buch hätte schreiben können; jedoch bin ich nicht so sehr bar jeder Selbsterkenntnis, daß ich mich vermäße, alles das zu wissen, was ich zu begehren weiß.“ — An Gewandtheit und Zierlichkeit des Stiles fehlt es dem humanistisch gebildeten mantuanischen Edelmanne sowenig als seinen berühmtesten Zeitgenossen. Sein Buch gehört denn auch trotz seiner Latinismen und gewisser sprachlicher Eigenheiten zu den glänzendsten sprachlichen Leistungen des 16. Jahrhunderts. Man fühlt es bei der Lektüre mit Behagen, wie der Autor Scherz und Ernst, leichtes Wortgeplänkel und ernste Erörterung, derbkecke Anekdoten und pathetischen, seelischen Aufflug geschickt wechseln läßt. Er konnte sein Werk leider nicht völlig zu Ende arbeiten und durchfeilen. Allein der Aufbau ist doch klar sichtbar. Höchstens einzelne Exkurse (über die Sprache, über den Witz) geraten zu sehr in die Breite. Das Nebeneinander feinen ästhetischen Empfindens mit manchen für unser Gefühl derben Anekdoten läßt uns auch ein wenig in die Seelen jener Menschen schauen, die für Lionardos seelenvolle Madonnen und Frauenköpfe und für Rafaels zarte Kunst schwärmten und sich gleich darauf wieder an der Possenreißerei eines häßlichen, verwachsenen Zwerges ergötzen konnten, wie wir es von Fürsten und Päpsten lesen. Auch über Sittenlosigkeit und Grausamkeiten webten damals Kunst und Poesie mitunter ihren berückenden Schimmer, wie der Regenbogen gerade über dem dunkelsten Gewölk am farbigsten glüht.

In der neuen deutschen Ausgabe des „Cortegiano“ von Wesselski soll es der Leser nicht versäumen, die Anmerkungen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eindringlich prüfend zu lesen. Denn hier enthüllt sich ihm gut und bequem das Verhältnis des Renaissanceschriftstellers zu seinen abgöttisch verehrten antiken Klassikern. Hier kann man leicht und handgreiflich den Geist eines Humanismus, der zuerst Italien und bald das ganze Abendland so mächtig ergriff, ein wenig kennen lernen. Seit den Tagen Petrarcas herrscht beim humanistisch Gebildeten die Sitte, jeden kleinen und großen Gedanken mit Beispielen und Reminiszenzen aus dem Altertum zu verbrämen. Auch unser Castiglione weicht keinen Finger breit von diesem Wege des Zeitgeistes ab. Nur ist es bei ihm kein äußerliches Aufhängen klassischer Floskeln, sondern alles, was er den alten Schriftstellern entnimmt, treibt gleichmäßig und schön im einheitlichen Flusse seiner eigenen Diktion dahin. Erst die zahlreichen Belegstellen der Anmerkungen sagen uns, woher diese oder jene Anekdote, dieser Spruch und jener Einfall stammt. Der Autor beherrscht das literarische Material der Antike wie eigene Gedanken und belebt alles gleichmäßig mit dem Hauche seines milden freundlichen Geistes. Wie Mars und Venus oder irgendein antiker Heros bei den gleichzeitigen Künstlern in einem selbstgeschaffenen Typus und im zeitgenössischen Kostüm erscheinen, ähnlich werden vom Schriftsteller die antiken Gedanken und Geschichten umgebildet, geändert, frei verwendet; manchmal mit bewußter, öfter vielleicht mit unbewußter Willkür. Der gebildete Hofherr der Renaissance lebt und atmet beständig in einer Atmosphäre antiker Anschauungen. Klassische Lektüre, rhetorische und poetische Übungen bilden einen wesentlichen Bestandteil der feinen Geselligkeit. Der „Cortegiano" läßt uns so auch immer wieder an die Zeit denken, da in Rom und an den verschiedenen Fürstenhöfen die freien Akademieen, freundschaftliche Vereinigungen zur Pflege geistreicher Unterhaltungen blühten. Auch hier gab die Antike ihren selbstverständlichen Einschlag dazu. Und wie es uns in den Prachtgärten Italiens nicht fremd anmutet, wenn antike Hermen und Statuen aus frischen Lorbeer- und Taxushecken hervorschimmern, wie dabei alles zur einzigen italienischen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Poesie der Erinnerung und Schönheit zusammenstimmt, so stört uns auch in einem Buche wie im „Cortegiano" die Menge antiker Erinnerungen und Zitate nicht. Es gehört der antikisierende Ton zum Stil des Ganzen. — —

Castiglione wollte in seinem Buche ein Idealbild des vollkommenen Hof- und Weltmannes entwerfen und „unter den verschiedenen Lebensarten, die an den Höfen der Christenheit üblich sind, die vollkommenste Form auswählen, gleichsam die Blüte der höfischen Weise." Neben dieser allgemeinen Tendenz klammert sich das Buch wiederum mit vielen Wurzelfasern gerade an den Hof von Urbino. Dorthin wird der Schauplatz der Gespräche verlegt, die Mitglieder des berühmten Musenhofes der Herzogin Elisabetta treten als Unterredner auf, und der Autor selbst, der in der Widmung an den Bischof von Viseo und im Eingang zum 4. Buch mit tiefer Ergriffenheit der aus jenem edlen Kreise für immer Geschiedenen denkt, vergißt auch nicht, bei anderen Gelegenheiten den Zoll seines Dankes und seiner Bewunderung nach Urbino zu senden, wo er zumeist die festlich schönen Tage verlebte, deren Abglanz auf den Gesprächen seines Buches ruht. Nur diese freundliche Stadt mit ihren edlen Herrschern, ihrer Geselligkeit und Kunst paßte als Hintergrund für ein solches höfisches Utopien inmitten einer blutigen, gewalttätigen Generation. So war es auch begründet, am Eingange dieser Abhandlung Castigliones „Cortegiano" mit dem Urbino der Renaissance in innige Verbindung zu setzen. Umsomehr als die ersten Zeilen der Widmung lauten: „Als der Signor Guidobaldo di Montefeltro, Herzog von Urbino, aus diesem Leben schied, verblieb ich mit einigen anderen Kavalieren, die ihm gedient hatten, in den Diensten des Herzogs Francesco Maria della Rovere, seines Erben und Nachfolgers in der Herrschaft; und weil in meinem Herzen der Duft der Tugend des Herzogs Guido noch frisch war, ebenso die Befriedigung, die ich in diesen Jahren über die liebenswürdige Gemeinschaft mit so ausgezeichneten Personen empfunden hatte, wie sie damals am Hofe von Urbino zu


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

finden waren, fühlte ich in dieser Erinnerung einen Antrieb, diese Bücher vom Hofmann zu schreiben, was ich in wenigen Tagen mit der Absicht tat, mit der Zeit die Fehler zu verbessern, die aus der Sehnsucht, mich rasch meiner Schuld zu entledigen, entstanden waren. . . . ."

---

## LIX.

## Die Grundlagen des Sicherheitsbewußtseins in den sozialen Beziehungen.

Von R. A. Guardini, Freiburg i. B.

### I.

Es soll hier der Versuch gemacht werden, von der Erörterung einer bestimmten Gruppe sozialer Beziehungen aus einen Einblick in die letzten Grundlagen des Gemeinschaftslebens überhaupt zu gewinnen. Und zwar soll es sich um jene Beziehungen handeln, in denen ein Individuum einem anderen sich selbst oder ein Stück seines Besitzes übergibt.

Das kann in mannigfacher Weise geschehen. Die Träger dieser Beziehungen können verschieden sein: Einzelindividuen oder Gruppen von solchen. Ihr Ursprung kann entweder im organischen Bau der Gesellschaft selbst liegen oder in der freien Tätigkeit des Einzelnen. Die Antriebe zu solchen Beziehungen wechseln, auch die Formen, in denen sie sich ausgestalten, von der ganz vorübergehenden Beziehung des Kaufes etwa bis zur bleibenden Familienverbindung.

Hier handelt es sich jedoch nur um ihren wesentlichen Kern, nämlich um die Tatsache, daß der Träger dieser Beziehung seinem Gegenpart Verfügungsgewalt über seine eigene Persönlichkeit oder über ein Besitzstück gibt; daß er sich oder eine Sache unter die Macht des Anderen stellt.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wo liegt nun das Problematische dieser Beziehung?

Wenn sich bei der Übertragung der Sache in die Verfügungsgewalt des Anderen jede Verbindung zwischen ihr und dem Übergebenden löste, dann wäre nichts mehr zu erörtern. Es wäre dann nur ein Wechsel im Inhaber der Verfügungsgewalt eingetreten. Das Verhältnis liegt aber in der Regel anders. Der Übertragende bleibt mit dem Weggegebenen in einer bestimmten Verbindung. Das ist klar, sobald es sich um seine Person oder um ein Stück seines persönlichen Bestandes handelt, also etwa bei einer Ehe oder einem Arbeitsverhältnis. Aber auch bei einer Sache ist es der Fall. Ein verkaufter Gegenstand bleibt durch den Anspruch auf den Preis mit dem Verkäufer verknüpft; die Leihgabe durch den Anspruch auf Rückerstattung; ja selbst bei einer reinen Schenkung besteht eine solche Verknüpfung des Geschenkes mit dem Geber: er will wenigstens sehen, daß es in seinem Sinne geschätzt werde.

Damit liegt das Problematische dieser Beziehung klar: es ist das eigentümliche Gemisch von Sicherheit und Unsicherheit, das in ihr enthalten ist. Denn wenn ich eine solche Hingabe vollziehe, dann nehme ich an, daß mein Gegenpart sich so verhalten werde, wie es meinem Verhältnis zum Gegenstand entspricht. Wird er es aber auch tun? Wird er die erhaltene Verfügungsmacht nicht mißbrauchen? Wird er den Preis erstatten? Das Geliehene zurückgeben? Ich bin sicher, daß er es tun wird —; aber ich verhehle mir auch nicht, daß die Möglichkeit des Gegenteils vorliegt. Worauf gründet sich die Sicherheit, die ich empfinde?

Jede Sicherheit gründet sich auf Voraussicht. Ich handle mit dem Bewußtsein der Sicherheit, wenn ich gewiß bin, daß meine Handlung die Verhältnisse antreffen wird, auf die sie eingestellt ist. Diese Voraussetzung selbst aber ruht auf der Regelmäßigkeit jener Verhältnisse, denn nur Regelmäßiges ist voraussehbar.

Die Sicherheit, die ich dem anderen Menschen gegenüber empfinde, geht also aus der Überzeugung hervor, daß in


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm etwas Festes, Beharrendes ist, das seinem Verhalten Regelmäßigkeit gibt. Infolge dessen glaube ich imstande zu sein, dies Verhalten auch für die Zeit zu beurteilen, in der ich ihn nicht beobachten kann, und für die Tätigkeitsgebiete, die sich mir ganz entziehen.

Welche Regelmäßigkeiten sind es nun, auf die ich mich verlasse; welche deren Grundlagen; welcher Art ist die gewonnene Sicherheit und wie verhält sie sich zur gleichzeitig noch bleibenden Unsicherheit?

## II.

Habe ich vielleicht eine Sicherheit derselben Art, wie diejenige, die mir eine exakt berechnete und gut gebaute Maschine eingibt? Ist das individuelle Handeln infolge der physischen und psychischen Struktur des Menschen von einer solchen Regelmäßigkeit, daß ich, wie bei einem mechanischen Gebilde, Leistungsart und Leistungsgröße bestimmen kann? Mit anderen Worten: Habe ich vom Verhalten des anderen Menschen eine auf genauer Rechnung ruhende Sicherheit?

Fassen wir einmal den Menschen ins Auge, insoweit er ein Gefüge physischer und psychischer Kräfte, Tätigkeiten und Veränderungen darstellt. Dann finden wir in ihm eine ganze Reihe feststellbarer Antriebe zu bestimmtem, äußerem Verhalten. In seinem physischen Bau sind die Bedürfnisse nach Nahrung, Obdach, Kleidung usw. gegeben. Ebenso liegen im Psychischen sicher wirkende Antriebe: die Regungen der Selbsterhaltung, das Verlangen nach Besitz, Geltung, Gemeinschaft und Anderes. Alles, was man unter Anlage, Charakter, Vererbung, Erziehung zusammenfaßt, kommt hierfür in Betracht. Ebenso endlich die sittlichen Antriebe, insofern sie rein psychologisch als Ausdruck bestimmter seelischer Veranlagung, als Wirkung der Erziehung, des Beispiels usw. genommen werden können, also abgesehen von ihrer philo-

sophisch-religiösen Bedeutung, einfach als psychologische Motive zu bestimmtem Verhalten.[1])

Wir finden so eine große Anzahl von Antrieben für eine bestimmte Verhaltungsweise in gegebenen Fällen. Sie erzeugen diejenigen Regelmäßigkeiten der Betätigung, die den Menschen als solchen und als bestimmtes Individuum kennzeichnen. Ihre Wirksamkeit kann man voraussehen und auf sie rechnen. Wenn wir mit einem Menschen in eine der obengenannten Beziehungen eintreten und unser Verhalten so einrichten, daß wir dabei die eben beschriebenen voraussehbaren Momente berücksichtigen, dann haben wir tatsächlich eine Sicherheit, die um so größer ist, je besser wir die Menschen und diesen Menschen kennen. Es ist die Sicherheit der psychologischen Rechnung.

Wir brauchen aber diese Berechenbarkeit nur einmal etwa mit der einer Maschine zu vergleichen, um zu sehen, wie gering sie tatsächlich ist. Die psychischen Antriebe liegen und wirken ganz anders als die mechanischen Kräfte. Einmal ist die Zahl der wirkenden Momente, der Anlagen, Antriebe, Hemmungen, ungleich größer als in einem mechanischen System. Ein Durcheinander von Regungen, Spannungen, Strebungen, Gedanken, Vorstellungen liegt vor jeder Handlung und begleitet sie. Zudem übt jeder Eindruck von außen, jede Erfahrung, jede Veränderung der Umstände ihren Einfluß aus, fördert, bricht, hemmt, kompliziert die schon wirksamen Kräfte. So wird die tatsächliche psychische Grundlage einer Handlung derart verwickelt, daß sie gar nicht ganz überschaut werden kann. Gewisse Regelmäßigkeiten können festgehalten werden, aber die Rechnung muß doch stets ungenau sein, weil wohl die überwiegende Zahl der Antriebe nicht faßbar ist.

1) Es ist die Seite des sittlichen Lebens, die von der positivistischen Auffassung allein berücksichtigt wird. Tatsächlich bekommt das Psychologische des sittlichen Verhaltens ja seinen ethischen Charakter erst durch das metaphysische Moment des Sittengesetzes, durch die Beziehung der Handlung auf den absoluten Gott und seinen verpflichtenden Willen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein weiterer Umstand. Das Verhältnis der psychischen Antriebe zu einander und damit ihr Endergebnis ist kein bleibendes. Sie verschieben sich beständig, verändern Stärke und Charakter, gehen in einander über. So entsteht jeden Augenblick ein anderes Bild, und die Rechnung ist gestört.

Endlich kommt noch Folgendes hinzu: Das Ganze der psychischen Voraussetzungen für das äußere Verhalten ist kein starres System fest gegebener Kräfte, die sich etwa bloß in ihrer Stärke und ihrer gegenseitigen Stellung veränderten. Wir haben vielmehr ein produktives System, in dem auf einem Grundstock beharrender Antriebe fortwährend neue entstehen. Es handelt sich hier um ein Lebendiges, in dem jeden Augenblick neue Faktoren erzeugt werden und alte sich auflösen. Damit tritt jedesmal ein neues Moment in die Motivreihe ein, oder scheidet ein bisher wirksames aus, und die Rechnung wird eigentlich jedesmal vor eine neue Aufgabe gestellt.

Wenn wir all diese Umstände erwägen, dann werden wir von einer Berechenbarkeit der individuellen Antriebe im genauen Sinn des Wortes gar nicht mehr reden können. Denn was durch eine Abschätzung der psychischen Regelmäßigkeiten und ihrer Störungen erzielt wird, ist nur mehr eine mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit.

Hier kann also die Grundlage für das Sicherheitsbewußtsein nicht liegen.

## III.

So werden wir über die individuellen psychischen Faktoren hinaus auf die überindividuellen hingewiesen.

Wir sehen das Individuum von anderen seiner Art umgeben. Jedes wirkt auf es ein, durch Belehrung, Macht, wirtschaftliche oder gesellschaftliche Einflüsse. Weiter wirkt besonders das Beispiel mit seiner suggestiven Kraft, indem es unmerklich die ganze Lage und Stärke der inneren Antriebe gestaltet. Die Wirkung des Einzelnen vervielfältigt sich durch die Masse, es entsteht die Suggestion der Umgebung




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Menschen, Büchern, Zeitungen usw., eine Macht, die außerordentlich groß ist. Öffentliche Meinung, Gewohnheit, Sitte, Überlieferung, all das bildet eine dem Individuum gegenüber ungefähr gleichbleibende Summe von wirkenden Kräften. Sie ist also im Stande, in diesem selbst eine Regelmäßigkeit der handlungsbildenden Faktoren zu erzeugen. Unterstützt oder selbst bedingt wird diese Stetigkeit durch beharrende, äußere Bedingungen, Klima, Bodenbeschaffenheit, Berufsverhältnisse, soziale Zustände und Anderes.

Die so entstehende sozial begründete Regelmäßigkeit ist größer als jene, die nur auf der physisch-psychischen Struktur des einzelnen Menschen beruht. Denn in Sitte, Überlieferung usw. wird aus den individuellen Antrieben gerade das zusammengefaßt, was allen gemeinsam ist, was sich aus den allgemeinen Lebensbedingungen des Durchschnitts ergibt. Es wird der individuellen Besonderheiten entkleidet und auf eine gewisse Allgemeingültigkeit gebracht. So bilden sich, vom Durchschnitt anerkannt, eine Reihe von Regeln für das persönliche Verhalten, die für jeden von Bedeutung sind, irgendwie eines jeden Lebensbedingnngen entsprechen. Schon kräftig durch dieses Hervorgehen aus den allgemeinen Lebenserfordernissen, werden sie noch durch die gewaltige Suggestion der Gesamtheit in Gegenwart und Vergangenheit getragen.

Zu dieser sich aufdrängenden und durchsetzenden Kraft der sozialen Einflüsse kommt noch etwas anderes. Es steht nämlich nicht nur die Gesamtheit als die Summe der Einzelnen hinter ihnen, sondern auch die Organisation der geschlossenen Gesamtheit als solche, die dem Einzelnen als überindividuelle Macht gegenübertritt: die Gesellschaft, der Staat. Er macht sich zum Träger jener Regeln und setzt sich mit seiner Gewalt für sie ein. Bis jetzt waren es bloß Ergebnisse der allen gemeinsamen Bedürfnisse und Anschauungen. Jetzt bemächtigt sich die öffentliche Gewalt dieser Regeln, prüft, bestimmt, anerkennt sie und tritt für ihre Befolgung ein. Zur Suggestivkraft der Masse und Überlieferung kommt nun die würdegebende Anerkennung des Staates


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die Macht der organisierten Gesamtheit, die dem Einzelnen gegenüber stets überlegen ist, das heißt: aus der Sitte wird das Recht; aus der beeinflussenden Kraft der innerlich berechtigten Gewohnheit die befehlende Gewalt des formulierten, von der Staatsmacht gestützten Gesetzes. Die bloße Furcht vor der öffentlichen Meinung verschärft sich zur Furcht vor der Strafgewalt des Staates.

Was endlich gewissermaßen bloß ein Destillat aus den individuellen Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen war und so bereits zu einer großen Allgemeingültigkeit gelangte —, diese Sätze und Regeln sind nun bewußt geprüft worden. Sie wurden mit den Anforderungen eines geordneten sozialen Lebens verglichen, und es wurde so eine Ordnung geschaffen, die einen relativ höchsten Grad von Zweckmäßigkeit und Allgemeingültigkeit darstellt. Infolgedessen ist sie auch geeignet, eine hohe Regelmäßigkeit des sozialen Verhaltens zu erzeugen.

Die regelnde Wirksamkeit von Sitte und Recht steht fest. Ihre Wirkungen sind voraussehbar. Die individuelle Beziehung also, die sich auf sie stützt, gewinnt durch sie einen hohen Grad von Sicherheit, weil im allgemeinen die Annahme berechtigt ist, daß der Gegenpart unter dem Einfluß jener Regeln steht.

Aber kann diese Voraussicht Berechnung genannt werden? Und wie weit geht die gewonnene Sicherheit?

Der Einfluß, der von Sitte und Recht ausgeht, setzt sich nicht unmittelbar in entsprechende individuelle Handlungen um, so wie etwa die umliegenden magnetischen Kräfte die Nadel unmittelbar in die durch sie bestimmte Richtung bringen. Vielmehr geht jener Einfluß in dem Gesamtbestand der subjektiven Antriebe ein, und die Handlung ist das Ergebnis aus dem Ganzen derselben. Damit gehen aber in die psychologische Rechnung auch sämtliche bisher besprochene Unsicherheitsmomente ein, nämlich die Unübersichtlichkeit, die Veränderlichkeit, die stets sich mehrende oder mindernde Zahl der Antriebe. Und so ergibt sich schließlich doch wieder eine


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

große Unsicherheit der Voraussicht, und von einer Berechnung des Verhaltens aus den sozialen Antrieben kann ebensowenig die Rede sein, wie aus den individuellen.

Dabei darf auch nicht vergessen werden, daß Gewohnheit und Recht, gerade weil sie ganz allgemein sind, weil sie auf den Durchschnitt bauen, doch auch wieder Reaktionserscheinungen im Individuum hervorrufen, das sich eben durch diese Allgemeinheit in seinen besonderen Ansprüchen und Bedürfnissen beeinträchtigt fühlt. So liegt in diesen sozialen Regeln selbst eine Grenze, ein aufhebendes Moment für ihren Einfluß. Denn es handelt sich hier nicht um mechanische Gesetze, die einen toten Stoff mechanisch regeln, sondern um Leben mit der ganzen Vielfältigkeit und inneren Gegensätzlichkeit seines Verhaltens.

## IV.

Bisher haben wir die Summe der eine Handlung bedingenden Momente als ein Gefüge von vollkommen ursächlich verknüpften Vorgängen gefaßt. Die kausale Verknüpftheit bedingte die Regelmäßigkeit ihrer Wiederkehr. Sie machte sie zugleich vernünftiger Beobachtung zugänglich; das heißt: es handelte sich um rationale, vernünftig faßbare Erscheinungen. Diese Rationalität, die Faßbarkeit durch logisch-kausales Denken, ermöglichte uns jene Voraussicht, auf der der betreffende erreichbare Sicherheitsgrad ruhte. Diese Voraussicht war nur dadurch eingeschränkt, daß die Zahl der Motive zu groß, manche von ihnen zu verborgen waren, um überschaut werden zu können, oder ihre Stellung zu veränderlich, und sie selbst in ihrem Entstehen und Vergehen nicht erreichbar genug.

Fassen wir aber einmal den Akt schärfer ins Auge, in dem sich das ganze Problem sammelt: die Willensentscheidung. Wir können sie etwa folgendermaßen aufbauen. Der Verstand sieht eine Reihe von Handlungsmöglichkeiten. Er verbindet die Vorstellung jener Möglichkeiten mit den persönlichen Bedürfnissen und Wünschen, und so werden sie zu


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Antrieben, zu bestimmtem Handeln. Nun schätzt der Verstand sie gegeneinander ab, und auf Grund dieser Schätzung entscheidet sich der Wille und stellt die tätigen Energien auf die gewählte Handlungsmöglichkeit zur Tat ein.

So gefaßt wäre der Vorgang ganz kausal bestimmt. Er verliefe durchaus nach den Gesetzen von Ursache und Wirkung, und wir könnten ihn — mit den oben gemachten Einschränkungen — genau verfolgen.

Aber die Willensentscheidung enthält noch ein anderes Moment, das in der Konstruktion noch nicht berücksichtigt wurde. Der Wille entscheidet sich für diese bestimmte Handlungsmöglichkeit, weil er sich durch sie am meisten angezogen fühlt; ja; aber dieses „weil" ist noch nicht ganz klar. Dieses „weil" ist grundverschieden von demjenigen, das zum Beispiel in unserem Urteil den Begriff der Schwerkraft und den des fallenden Steines verbindet. Er bedeutet nicht, daß die Handlung einfach das notwendige, unmittelbare Ergebnis der voraufgehenden Antriebe ist. Ich entscheide mich so, weil die Motive so liegen, und sie mich so beeinflußen; ja; aber daß ich diese Motive anerkenne, sie zur Auswirkung kommen lasse, darin liegt noch ein weiteres, nicht in ihnen gegebenes Moment. Das liegt nur im Willen selbst, der sich besitzt, der über sich selbst verfügt, trotz aller Motive. Der letzte Kontakt zwischen Antriebsvorstellung und Tat, das „fiat" des Willens, entspringt dem Motiv selber nicht; dieses kann jenes Einspringen der inneren Feder wohl vorbereiten, selbst nahebringen, aber nicht erzwingen. In der letzten Bejahung ist der Wille souverän, er kann auch immer noch anders. Das endgültige „warum" dafür, daß er so handelt, liegt nicht mehr im Motiv, sondern im Willen selbst, in seiner souveränen Selbstverfügung. Im Allerletzten gibt es für die Entscheidung des Willens keinen andern Grund als eben diese Entscheidung selbst, das heißt: der Wille ist frei. Dieser letzte Grund kann daher auch nicht mehr angegeben werden. Damit haben wir aber einen durch kausal-logisches Denken


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht mehr faßbaren Punkt: die letzte Willensverfügung ist infolgedessen etwas Irrationales.

Das bisher Gesagte ist nichts als eine Analyse unseres Bewußtseins. Ich weiß ganz genau; im Grunde handle ich so, weil ich will, und könnte auch anders. Die Motive bestimmen mich, weil ich mich von ihnen bestimmen lasse. Warum ich mich aber von ihnen bestimmen lasse, dafür kann kein anderer Grund angegeben werden, als: weil ich will.

Diese Freiheit weiß ich nun mit meinem innersten Wesen unlöslich verbunden. Ich muß sie also auch im Anderen annehmen. Was aber folgt daraus?

Daraus folgt: Wenn auch alle Motive klar lägen, wenn sie sich nicht verschöben, keine neuen hinzu, keine bisher wirksamen wegkämen; wenn man also den ganzen Motivkomplex in eine klare Rechnung bringen könnte, — selbst dann hätte der Schluß von den Antrieben auf ein bestimmtes Verhalten des Individuums bloß Wahrscheinlichkeitswert. Denn in die Rechnung kommt noch ein für sie schlechterdings unfaßbares, weil irrationales Moment, die Freiheit. Es kann so kommen, wie die Antriebe vermuten lassen, kann aber auch anders kommen. Das weiß ich von mir, das muß ich auch von jedem Anderen annehmen.

## V.

Wie steht nun die Frage?

1. Ich weiß, daß ich die oben beschriebenen Handlungen nur ausführe, weil ich die Sicherheit habe, daß der Gegenpart sich verhält, wie ich erwarte, und wie er es zugesagt hat.

2. Dieses Sicherheitsbewußtsein gründet sich letzterdings nicht auf eine Berechnung der individuellen psychischen Antriebe. Denn geschähe es, so würde eine einfache Überlegung oder aber die tägliche Erfahrung mich anders belehren.

3. Sie gründet sich auch nicht auf die Berechnung der sozialen Einflüsse.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4. Ja, ich sehe ein, daß eine Rechnung sogar prinzipiell, nicht bloß in der Ausführung unmöglich ist, weil in der Kette des inneren und äußeren Verhaltens ein irrationales, für den Verstand nicht faßbares Moment, nämlich die Freiheit der Selbstverfügung enthalten ist.

5. Auf diesem Wege ergibt sich also nicht das unverrückbar Feste, worauf ich mich stützen kann.

Es ist denkbar, daß ich mich mit dieser Sachlage begnüge, daß also meine Handlung ein Wagnis darstellt.

Aber im Allgemeinen h a b e ich ein Sicherheitsbewußtsein. Es muß also in ihm ein bisher noch nicht aufgelöster Rest liegen.

Die Sicherheit, die ich zu haben glaube, ist derart, daß sie bestehen bleibt, auch wenn ich nicht alle Motive überschauen kann; auch wenn sie sich ändern, verschieben, vermehren, vermindern; sie ist unabhängig von sozialen Garantien; sie ist derart, daß sie sogar vor der freien Selbstverfügung bestehen bleibt.

Hier ist der Punkt, wo wir in der Analyse des sozialen Bewußtseins auf das Absolute stoßen. Und worin besteht das?

Wir haben bisher die eine Handlung einleitenden Innenvorgänge einseitig psychologisch gefaßt. Vorstellungen, Gedanken, Urteile, Schlüsse, Überlegungen, Empfindungen, Gefühle, Strebungen, — all das haben wir als eine homogene Masse psychischer Funktionen genommen. Es lag dem Ganzen eine Vorstellung zugrunde, die mechanischen Kräftekomplexen entnommen ist und jene Innenvorgänge wie eine Summe in verschiedener Richtung gehender Stöße gegen den Willen ansieht, als deren Resultate sich dann die Endentscheidung ergibt.

Da eine Berechnung dieser psychischen Faktoren nicht möglich ist, fand sich, daß in ihnen der Grund für die empfundene Sicherheit nicht liegen kann.

Wir müssen also über die psychologische Seite der Vorstellungen und Urteile hinaus gehen und ihre inhaltliche, ideelle Seite ins Auge fassen. Da in ihrer naturmäßigen,



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

psychischen Seite die gesuchte Sicherheitsgrundlage nicht zu finden ist, kann sie nur in ihrem ideellen Inhalt liegen.

Dieser Inhalt ist vielgestaltig. Es handelt sich hier um das praktische Verhalten, deshalb kommen hier nur zwecksetzende, zielsetzende Ideen in Betracht.

Ich weiß mich nun in meinem Urteilen, Entschließen und Handeln von besonderen Momenten bestimmt, nämlich von den jeweiligen Absichten, die ich gerade verfolge. Aber ich finde auch letzte, allgemeine Orientierungspunkte. Ich weiß, daß über allen besonderen Gütern ganz allgemeine Werte stehen, die selber keinen weiteren unterworfen sind: der Wert der Wahrheit, des Guten, der Vollkommenheit. Diese höchsten Werte wenden sich mit unbedingter Autorität an mich und verlangen Anerkennung und Darstellung in meinem Handeln. Am unmittelbarsten und stärksten offenbart sich diese Forderung in den sittlichen Normen und bestimmt von ihnen, vom Gewissen aus, mein ganzes Leben.

Diese Werte sind absolut, das heißt: sie gelten immer und überall. Die Motive mögen liegen, wie sie wollen, sich verändern oder vermehren, die höchsten Werte gelten, und damit auch das Sittengesetz, in dem sich jene aussprechen. Sie gelten für mich als Einzelwesen, wie als Glied des Ganzen. Es ist mir nie erlaubt, wider sie zu handeln; ich bin nie von ihrer Anerkennung entschuldigt. Das weiß ich. Jene Werte und das Sittengesetz sind absolut.

Sie stehen auch über meinem freien Willen. Nicht, als ob sie ihn zwängen. Ich muß nicht ihnen entsprechend handeln, aber ich soll. Dieses Sollen steht außer jeder Frage, sobald ich mich nicht der Sachlage verschließe. Ich kann ihnen entgegenhandeln, aber sofort und, ohne daß ich das irgendwie hindern könnte, spricht mein sittliches Bewußtsein das Verdikt, die Mißwertung aus, und die gilt. Ich kann sie verschleiern, sie innerlich umgehen, aber niemals sie umstoßen.

Ja mehr noch. Ich weiß, daß ich im Kern meines Wesens auf sie hingeordnet bin, daß sich gerade in der


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bejahung und Verwirklichung dieser Normen meine eigentlichste Aufgabe erfüllt und ich meinen eigensten Wert erlange.

Ich bin nun berechtigt, ja verpflichtet, diese Werte auch für Andere als geltend anzunehmen. Sonst würde ich ihre absolute Gültigkeit in Frage stellen. Ich kann und darf von keinem Individuum annehmen, daß für es die höchsten Werte und sittlichen Gesetze nicht gelten. Und zwar gelten sie auch bei ihm für jede mögliche Lage der Motive, für das Individuum ebenso, wie für die Gruppe von solchen; immer und überall.

Hier liegt das absolute Moment, auf das sich das soziale Bewußtsein stützt: es ist die Überzeugung, daß für meinen Gegenpart dieselben höchsten Werte und Normen gelten, wie für mich, und daß diese Geltung unbedingt ist.

Bewußt oder unbewußt stützt meine Hingabe des persönlichen oder sachlichen Besitzes an den Anderen sich direkt, durch das Individuum und seine ganze Relativität hindurch auf jene absolute Ordnung. Nur dadurch und insofern erscheint das Individuum mir sicher, als in ihm und seinem Handeln jene absolute Ordnung zur Geltung kommt Es erhält seine Zuverlässigkeit von ihr. Von ihr erhält es auch jenen Grad von Regelmäßigkeit und Voraussehbarkeit des Handelns, den mein Entgegenkommen voraussetzt.

Es bleibt allerdings die Frage: mit welchem Recht darf ich annehmen, daß der Andere die Normen, die ihn verpflichten, denn auch als Grundlage seines Handelns anerkennt? Allein diese Anerkennung ist selbst das Normale, aus dem Wesen jener Ordnung und dem Wesen des Menschen heraus und braucht daher nicht bewiesen zu werden. Der Widerspruch ist das Unnormale, und es muß ein bestimmter Anhaltspunkt vorhanden sein, bevor ich ihn annehme.

Darin freilich, daß das Individuum jenen Normen den Gehorsam auch versagen kann; darin, daß ich nicht mit Notwendigkeit weiß, daß er ihnen nun im betreffenden Einzelfall gehorchen wird, liegt ein Rest von Unsicherheit. Dieser


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rest ist nicht wegzuschaffen und wird auch in der Regel noch mitempfunden. Sahen wir doch gleich zu Beginn dieser Überlegungen, daß gerade in dem eigentümlichen Gemisch von Sicherheit und Unsicherheit der Wesenszug jener Beziehungen liegt. Allein diese Unsicherheit rührt nicht, wie bei den oben betrachteten Momenten, aus dem inneren Ungenügen ihrer Grundlage, sondern davon her, daß die an und für sich absoluten Normen nur durch das Medium des freien Willens hin sicherheitsgebend wirken können.

Praktisch verschwindet dieser Rest, sobald eine längere Erfahrung mich den Anderen als durchaus sittlichen Menschen erkennen läßt.

So gewinnt die Sicherheit ihren besonderen Charakter, es ist nicht mechanische, sondern moralische Sicherheit, mit ihrem Namen genannt: es ist Vertrauen. Es bekommt seine Festigkeit und seine beruhigende Kraft aus der absoluten Gültigkeit der sittlichen Norm und der wesensinnersten Hinordnung der Persönlichkeit auf sie, wodurch ihre Bejahung zugleich zum tiefsten Ausdruck der persönlichen Würde und Selbstbehauptung wird; es behält einen Rest von Unsicherheit aus der Tatsache, daß es der freie Wille ist, der sie verwirklicht.

Diesem Vertrauen antwortet im Gegenpart die Treue, so wie „Du" auf „Du". Denn Treue ist das Korrelat zum Vertrauen. Sie bedeutet die Zuverlässigkeit, mit der Jener sich so verhält, wie er es bei der Annahme der Vertrauenshandlung zugesagt hat.

Alle oben genannten Faktoren der psychologischen Rechnung, der sozialen und rechtlichen Beeinflussung sind für die Bildung jener Sicherheit von großer Bedeutung. Aber den Herzpunkt dieser Sicherheit und damit die letzte Grundlage aller gesellschaftlichen Beziehungen überhaupt bildet die in den absoluten Werten und Normen gegründete Korrespondenz zwischen Vertrauen und Treue.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es läßt sich auch eine überzeugende Gegenprobe dafür führen. Wenn die genannten Handlungen bloßes Wagnis wären, dann würde ich ein Mißlingen ebenso empfinden, wie eine Niete in der Lotterie, und es einfach hinnehmen. Ruhten sie bloß auf einer größeren oder geringeren errechneten Wahrscheinlichkeit, dann könnte ich bei einem Versagen des Anderen bloß sagen: „Ich habe falsch gerechnet“ — und damit fertig.

Aber die innere Stellung ist anders. Wenn der andere dem Vertrauen nicht entspricht, obwohl er es annahm, dann setzt sofort die Wertung ein: „Er hat nicht gehandelt, wie er sollte; er ist ein sittlich minderwertiger Mensch.“ Und das geschieht nicht hinterher, wie die Anlegung eines entfernten, der Sache eigentlich fremden Maßstabes, sondern ist die erste, unwillkürliche Stellungnahme meines persönlichen Bewußtseins, das den Anderen in dem Versagen sieht, in dem er niemals versagen durfte, das die unantastbaren Grundlagen aller Gemeinschaft gefährdet fühlt. Diese Mißwertung ist nichts als eine notwendige Messung an denselben absoluten Werten, die vorher die Bürgschaft für das Vertrauen gebildet hatten.

## VI.

Es mag einen seltsam anmuten, wenn die letzte Grundlage für so alltägliche und so nüchterne Tatsachen, wie es die sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen sind, in den der höchsten geistigen Ordnung gesucht werden.

Aber es geht nun einmal nicht an, den Menschen bloß als ein Gefüge von Naturtrieben anzusehen, dessen Verhalten mit irgend einer Formel oder einem sogenannten Gesetz gefaßt werden kann. Das ist eine bloße Fiktion, und man kann verstehen, daß für die Gesellschaftswissenschaften die große Versuchung besteht, sich mit dieser Fiktion eines ganz naturmäßigen, ganz kausal bestimmten Menschen die Arbeit zu erleichtern. Allein der Mensch, der die sozialen Beziehungen trägt, ist zugleich derselbe, der mitten in den


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ideellen Ordnungen steht. Und daher ragen diese Ordnungen, die höchsten Werte und die höchsten Normen, fortwährend und überall in sein ganzes Verhalten, auch das sozial-wirtschaftliche hinein.

Nicht bloß das, sie begründen es, so wie sein ganzes geistiges Leben. Und will die Gesellschaftswissenschaft den Menschen nicht als ein abstraktes System von sozialpsychologischen Antrieben und Verhaltungsweisen fassen, sondern als lebendigen, ganzen Menschen, dann muß sie auch zuletzt auf jene höchste geistig-sittliche Ordnung als die letzte Grundlage des sozialen Verhaltens stoßen.

---

## LX.

## P. Albert Kuhns „Roma".

Nicht geringes Interesse bot allen Freunden Roms das vor drei Dezennien bei Benziger in Einsiedeln erschienene, reich illustrierte Werk, in dem der kunst- und geschichtskundige Benediktiner Dr. P. Albert Kuhn die ewige Stadt und ihre Denkmäler eingehender Beachtung unterzog. Wohl viele Leser und Besitzer des stattlichen Buches haben in der Zwischenzeit wieder darnach gegriffen, wenn es galt Erkundigungen einzuziehen oder selbsterworbene Eindrücke an Hand der Lektüre und Bilder neu zu beleben. Häufig geschah dies freilich mit dem Wunsche, daß im besagten Werke doch auch die seit dem entlegenen Erscheinungsjahre gewonnenen neuen Forschungsresultate verzeichnet sich finden könnten. Dieser rege Wunsch hat nun seine Erfüllung gefunden: in gründlicher Überarbeitung und vielseitiger Ergänzung liegt P. Kuhns „Roma" in erfreulicher Neugestaltung vor uns.[1]) Das ge-

1) Roma, die Denkmale des heidnischen, unterirdischen, neuen Rom in Wort und Bild. Von Dr. P. Albert Kuhn. Siebente, voll-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reifte Arrangement der ganzen Anlage, die umsichtige, mustergültige Illustrierung aller Abschnitte des Werkes, läßt uns dasselbe als eine Gabe erscheinen, die im gegebenen Rahmen ihrer historischen und kunstgeschichtlichen Abhandlungen an Vorzügen kaum mehr zu übertreffen sein dürfte.

Begann in der früheren Ausgabe sofort der Hinweis auf das christliche Rom der Katakomben, während das antike Rom und seine Geschichte als Anhängsel figurierte, so führt die Neubearbeitung, der Zeitfolge entsprechend, zuerst zum Frühstaat, zur Republik und den Cäsaren Roms, in die eigenartige Kultur- und Machtfülle einer Welt, die wir nur mit staunender Bewunderung betrachten. Der Reichtum an erhaltenen Denkmälern, der immense Inhalt der vielen Museen, nicht zuletzt die neuestens von den Architekten und Archäologen Gatteschi, Canina, Marcelliani, Nispi-Landi u. A. zeichnerisch gebotenen Rekonstruktionen der antiken Tempel, Paläste, Foren und Thermen, die sämtlich im Kuhnschen Werke eingehendste Beachtung finden, lassen vor den Augen des Lesers eine Welt erstehen, die, voll äußerlicher Schönheit, in einem Formenadel erglänzt, welcher das begeisterte Lob, das die alten Dichter zum Preise der „Königin der Welt" gesungen, völlig verständlich macht. Ohne den berauschenden Glanz, zugleich aber auch ohne die sozialen und sittlichen Schatten der riesigen Weltstadt zu kennen, ist es wohl nicht gut möglich, zu erfassen, wie Rom die Ackerfurchen bieten konnte, aus denen durch providentielle Fügung die Saat eines geistigen Weltreiches ersprießen sollte.

Die Kenntnis des antiken Rom hat in den letzten Jahrzehnten eine ungewöhnliche Bereicherung erfahren; zunächst am großen Forum und auf dem palatinischen Hügel hat der suchende Spaten viele wichtige Denkmäler zutage

ständig umgearbeitete und neuillustrierte Auflage. Mit farbigem Titelbild (Papst Pius X.), 938 Abbildungen in Text und auf 40 Einschaltbildern und drei Plänen von Rom. Einsiedeln, bei Benziger & Cie.

Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by 
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

gefördert. Allerdings ist an diesen und anderen Punkten vielfach der eigenartige Reiz vermindert, der ehedem den sinnenden Rompilger umhauchte. Wie ergreifend war es doch, in Mitte des Colosseums, dort wo man jetzt in die Untergeschoße des mächtigen Baues niederblickt, das aufgerichtete schlichte Holzkreuz zu sehen, das so eindrucksvoll vom Siege des Nazareners erzählte, oder im ernsten Schauen wahrzunehmen, wie vor den einstmals in der zweiten Arena sich findenden 14 Leidensmarken des göttlichen Heilands fromme Beter auch all derer gedachten, die als wahre Kreuzesschüler hier Blut und Leben zum Opfer gebracht. Die archäologische Forschung rechnet selten mit Stimmungen und Gefühlen, mögen diese dem einen oder anderen Menschenkinde noch so teuer sein. Dennoch haben wir alle Ursache diesem Wissenszweig dankbar zu sein; hat doch die frühchristliche Archäologie in apologetischer Hinsicht als gar wertvolle Bezeugerin der einheitlichen Kirchenlehre von einst und jetzt sich erwiesen. Welch ein erhebendes Bewußtsein, in den Symbolen und Malereien, welche die Katakomben wie die frühesten Kirchen Roms zeigen, diese Lehr- und Glaubenseinheit so feierlich dokumentiert zu schauen!

Die mannigfachsten Belege hiefür bietet der zweite Teil des Kuhn'schen Buches: „Das unterirdische Rom." In ernster Wanderung durch dasselbe wird der Leser mit der Geschichte und der Bedeutung der Katakomben allseitig vertraut gemacht. Das hier besonders wichtige Illustrationsmaterial hat nach Angabe des Verfassers durch gütige Unterstützung hervorragender Forscher, wie Marucchi und Wilpert, wertvollste Bereicherung erfahren, so daß die volle Summe der gerade in jüngerer Zeit sehr erweiterten Kenntnisse alter und neuentdeckter Katakomben in übersichtlicher Zusammenziehung hier geboten werden konnte. Schon anfänglich selbständig von christlichen Familien und Korporationen eigens angelegt, und nicht — wie man früher hin und wieder annahm — aus überkommenen alten Sandgruben und Tuffbrüchen gewonnen und erweitert, bergen diese fast zahllosen Kammern,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gänge und Kapellen, die strahlenförmig den Boden Roms durchdringen eine überreiche Fülle der wichtigsten Belehrungen. Die großen, förmlich basilikalen Erweiterungen mancher Cömeterien, ganz besonders die beiden Baptisterien in der wohl ältesten Katakombe der hl. Priscilla legen die vielseitigen Zwecke dar, denen das unterirdische Rom zu dienen hatte; die fünf übereinandergelegenen Stollen bei St. Kallistus sagen uns, wie die Christen zunächst für ihre Toten in Friedenszeit, für die Lebenden aber auch in den schweren Tagen der Verfolgung gleich emsigen Ameisen Heimstätten zu schaffen beflissen waren. Die überaus klare Darstellungsweise, über welche P. Kuhn verfügt, erleichtert es auch dem schlichtesten Laien, Kenntnis und volles Verständnis für die Frühperiode christlichen Lebens und Waltens sich zu eigen zu machen. Der geschätzte Lehrer motiviert bereits in seinem Vorwort, warum er dem „unterirdischen" Rom ausschließlich den zweiten Buchteil gewidmet und die nächst anschließende Periode hier nicht einbezogen habe. Trotz der dargelegten Gründe für solchen Abschluß, hätte es uns dennoch als kein Fehlgriff erschienen, wenn an die Katakombendarstellung im selben Rahmen eine Erörterung der frühesten oberirdischen Kirchen Roms, soweit sie heute noch in ihren Hauptteilen und wichtigen Details zu schauen sind, sich angeknüpft hätte. Etwa bis zur Errichtung des abendländischen Kaisertums im Jahre 800 kann den frühen Kirchen, speziell ihrem Bilder- und Mosaikenschmuck eine eng verwandte, von ererbten antiken Motiven beeinflußte Kunstform, wie sie ja auch die Malereien der Katakomben zeigen, sicherlich nicht abgesprochen werden.

So leitet denn der letzte große Buchteil: „Das neue Rom" von den frühchristlichen Basiliken zu den Werken des Mittelalters und der Renaissance, um mit Beachtung der Schöpfungen aus jüngster Zeit seinen Abschluß zu erhalten. Die übersichtliche Gliederung dieses umfangreichen Materials, das in größeren und kleineren Abschnitten gruppenweise seine Behandlung findet, besiegt all die Schwierigkeiten, welche in

der drängenden Fülle des Stoffes gelegen sind. Diese Anordnung kommt auch dem Leser besonders zu statten, wenn ein allenfallsiges Nachschlagen in einzelnen Punkten und Erörterungen ihm geboten erscheint.

Um die weihevolle Stimmung der ältesten römischen Kirchen ganz zu erfassen, muß man freilich selbst innerhalb ihrer Mauern gestanden sein; dennoch ist die jetzige, den Abbildungen zu gute kommende Reproduktionsart so vorzüglich, daß auch beim Beschauen der hieherbezüglichen Illustrationen der mystische Zauber verspürt wird, der all den ehrwürdigen Bauwerken eigen ist. Von S. Clemente, S. Lorenzo und San Agnese bis hinüber zu den trasteverischen Kirchen S. Maria und S. Cäcilia, von der auf dem belebten Esquilin aufragenden Basilika S. Maria Maggiore bis zu den am stillen Aventin gelegenen Kirchen S. M. in Cosmedin und Santa Sabina wird uns ein Schauen ermöglicht, das tiefe Eindrücke hinterläßt. Aus dem Dämmer der Absiden leuchtet uns das von Lämmern umstandene Lamm entgegen; dürstende Hirsche sehen wir am lichten Lebensquell sich laben; gewaltig ernste, um Christus versammelte Heilige — Gregorovius hat sie im Hinblicke auf S. Cosmas und Damian sehr treffend als „Athleten Christi“ bezeichnet — schauen großäugig wie aus weltentrückten Höhen feierlich auf uns nieder. — Nicht minder wichtig und wertvoll als derartige Mosaiken müssen die hin und wieder noch erhaltenen Gemäldezyklen eingeschätzt werden, welche, wenn auch vielfach nur mehr in fragmentarischen Zuständen, Seitenwände und Kapellen der ehrwürdigen Basiliken zieren. Gerade die jüngsten Aufdeckungen solcher Fresken in den Ruinen der einstigen Kirche S. Maria antika am Forum und in einer älteren Basilika des hl. Sabbas am Aventin tragen eigenartigen Wert, da dieselben ausgeprägt griechischen Kunstcharakter bekunden.

Über die mittelalterliche Bautätigkeit Roms im 13. und 14. Jahrhundert ergibt sich ein verhältnismäßig nur kurzer Bericht. Das Weilen der Päpste in Avignon, ebenso die den Römern wenig verständliche Formensprache der in an-


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deren Ländern herrschend gewordenen Gotik, erklären diese auffällige Unfruchtbarkeit. Nur die eine Kirche S. Maria sopra Minerva erweist sich zunächst als wertvolle Schöpfung jenes Zeitabschnittes; auf nordische Besucher wirkt sie gar anheimelnd, auch ein Grabstein findet sich in ihr, der, von italienischen Werken solcher Art stark abweichend, geradezu an Denksteine erinnert, wie wir sie in den Kirchen und Kreuzgängen alter deutscher Klöster gewahren. Es ist das Grabmal des angelischen Malers von Fiesole, der berufen war, das keimende Reis der jungen Renaissance aus dem Garten Toskanas nach Rom zu tragen, auf daß es dort durch unsterbliche Künstlerkräfte unter dem Schutze mächtiger Päpste zu den hohen Triumphen heranwachse, die nur eine festgewurzelte, alles in ihren Bann ziehende Kunstperiode zu erringen vermag.

Es kann hier nicht näher auf all die Schöpfungen der Renaissance in Architektur, Plastik und Malerei, die P. Kuhn zu schildern hatte, hingewiesen werden. Was St. Peter und Vatikan an Kunstwerten bergen, was die vielen großen und kleinen Kirchen der Stadt, die zumeist in den von den Römern mit Vorliebe protegierten Barockformen erglänzen, darbieten, was auch in öffentlichen Profanbauten, zunächst in den zahlreichen wertvollen Gemäldegalerien gefürsteter Geschlechter aufgespeichert sich findet, alles weiß Kuhn leichterfaßlich und übersichtlich den Lesern vor Augen zu führen. Durch diese Welt der Renaissance ist gerade er ein besonders geeigneter Führer, da seine Objektivität den besten Boden bietet, um künstlerischen und ästhetischen Fragen gerecht zu werden. War doch P. Kuhn vom Beginn seiner Lehrtätigkeit an einer der wenigen Historiker im katholischen Lager, welche die Berechtigung und die Aufgaben der Renaissancekunst klar erkannten und verteidigten. Bei all ihren sonstigen vielen Verdiensten hatten die deutschen Romantiker doch das ruhige Urteil zu gunsten des Mittelalters und seiner Kunsttätigkeit stark verschoben; noch Aug. Reichensperger, der feurige Rheinländer, war ernstlich darauf bedacht gewesen, die ihm un-




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sympathische italienische Renaissance auf den hypergermanistischen Index zu setzen. Solch einseitige Bestrebungen sind durch die unbefangenen Darlegungen, die P. Kuhn vor allem in seiner großen „Kunstgeschichte“ hinterlegte, wieder entsprechend zurückgedrängt worden. Heute ersehen wir in der Renaissance einfach die berechtigte Allianz der Kunstformen zweier großen Kulturen. Das klassische Altertum besaß in seiner Kunstweise denn doch zu viele hohe Vorzüge, um dieselben ungenützt vom Strome der Zeit wegtragen zu lassen. Daß das Wertvolle der Antike erneut aufgenommen und dem selbsterworbenen, immerhin aber ausbaufähigen Formenschatze der christlichen Kunst einverleibt werden konnte, erscheint als die glückliche Lösung eines grandiosen Kulturproblems. Das Hauptverdienst hieran — wer möchte es bestreiten — fällt dem Rom der Päpste zu.

Bezüglich der einschneidenden architektonischen Veränderungen, welche Rom seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfuhr, hält Kuhn mit seinem Urteile nicht zurück; gleichwie bei vielen anderen kundigen Beobachtern kann dieses Urteil freilich nur in wenigen Fällen ein günstiges sein. Gewisse architektonische Schwächen und Mißgriffe, die Suche nach neuen Motiven setzten aber um Mitte des vorigen Säkulums bereits in allen anderen Hauptstädten ein, sie ließen daher auch Rom unter Pius IX. nicht unberührt. P. Kuhn selbst betont den nicht durchwegs glücklichen Ausbau, vor allem den mißratenen Campanile der nach dem Brande von 1823 allmählig wiederhergestellten Basilika des hl. Paulus fuori le mura. Solch üble Devastierung, wie jene der einstmals in malerischer Hinsicht so fesselnden Linie des niedersteigenden Nordoststrandes vom kapitolinischen Hügel, die dem Denkmal König Viktor Emanuels I. zuliebe zerstört wurde, wäre freilich unter päpstlichem Regiment undenkbar gewesen, sie mußte selbst bei Männern, die der italienischen Neuordnung zujubelten, den herbsten Tadel auslösen. — Ungleich tiefer als derartige architektonische Mißklänge gehen uns freilich im heutigen Rom andere: die Bresche der Porta


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pia vom 20. September 1870 klafft noch immer zwischen Vatikan und Quirinal, zwischen dem Erbe der Päpste und der okkupierten Residenz des Königs von Italien. Der Sibyllinischen Bücher sind zu viele verbrannt, um einigermaßen die ferneren Geschicke der ewigen Stadt zu lesen. Wir Katholiken wissen nur das eine, daß Petrus, der Fels, auf den Christus seine Kirche gebaut, nicht überwältigt werden kann, daß wir unentwegt in Treue und Liebe dorthin schauen, wo Petrus gewirkt und gelitten, wo in allen Zeitstürmen seine Nachfolger die Schlüsselgewalt hüten, die sie durch Christus von ihm überkommen haben. Ein anders kristall'ner Quell als jener der Fontana Trevi hält unsere Verehrung und Begeisterung für Rom und seine ehrwürdigen Heiligtümer rege, und das erhebende Bewußtsein, durch ein geistiges Band mit diesem Rom innig verknüpft zu sein, bietet beglückende Freude, die uns keine Macht der Welt rauben oder schmälern kann. Sind uns solche Empfindungen an sich ins Herz gelegt, so ist nicht zu verhehlen, daß das vorzügliche Werk P. Kuhns ganz besonders sich eignet, bei aufmerksamen Lesern nicht nur die Kenntnisse über die ewige Stadt zu erweitern, sondern auch die Anhänglichkeit an die hehre Stadt der Apostelfürsten und ihrer hohenpriestlichen Nachfolger möglichst zu steigern.

Somit werden wohl auch die meisten Leser dem verdienten, mit gründlichem Wissen und feinem Empfinden ausgerüsteten, seiner Kirche treuergebenen Ordensmanne, der uns das prächtige Buch „Roma" bieten konnte, warmen Dank wissen.

München. Max Fürst.

---

Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## LXI.

### Von den lateinischen Schwestern.

— 24. Oktober.

Gelegentlich der jüngst stattgehabten Madrider Reise des Präsidenten der französischen Republik hat die moderne Phrase von den lateinischen Schwestern wiederholt Dienste leisten müssen. Abgesehen von den Zeitungen, in denen die Redensart alltäglich wiederkehrte, hat dieselbe auch in die offiziellen Reden Eingang gefunden. Schon der Bürgermeister der Grenzstadt Irun hat in der Ansprache, mit welcher er den Präsidenten Poincaré auf spanischem Boden begrüßte, auf die Phrase angespielt, und in Madrid hat dann Poincaré selber sich ausdrücklich derselben bedient. Allerdings konnte er da nur von zwei Schwestern sprechen, denn die dritte Schwester steht zur Zeit wenigstens offiziell in einem anderen Lager. Nun hat diese Madrider Entrevue, wie sie politisch gedacht war, auch wirklich eine gewisse politische Bedeutung erlangt; sie verkündet nämlich einen neuen Madrider Kurs, wovon voraussichtlich noch mancherlei gesprochen werden wird. Wenn wir aber daran gehen, die politische Bedeutung dieser Entrevue und dieses neuen Kurses zu erörtern, so muß wohl vorher auch ein Wort über die eben erwähnte Phrase gesagt werden, die der Entrevue gewissermaßen als Flagge gedient hat.

Als lateinische Schwestern werden das heutige Italien, Spanien und Frankreich bezeichnet, deren romanische Namen laut Grammatik bekanntlich weiblichen Geschlechtes sind. Wenn man von Schwestern spricht, so denkt man zunächst an menschliche Individuen, die menschliche Rechte und Pflichten haben. Sonach hätte man sich die heutigen Italiener, Spanier und Franzosen als geschlossene, als naturrechtliche Einheiten zu denken, und es wäre also wohl ein Vergehen


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen das Naturrecht selbst, diese Einheit nicht anerkennen und achten zu wollen. Und da diese natürlichen Einheiten zu einander im Verhältnis von Schwestern stehen, so müßten sie selbstverständlich von denselben Eltern abstammen, als lateinische Schwestern also von den Lateinern oder alten Römern. Und sie wären dann ferner von Natur aus auch wohl zur Bildung einer höheren romanischen Einheit berufen.— Man ersieht hieraus ohne weiters, daß die Phrase von den lateinischen Schwestern zu dem Zwecke erfunden worden ist, erstens, um die mit der Bresche an der Porta Pia vollendete Unifizierung Italiens sowie die vorausgegangenen spanischen und französischen Zentralisationen einfach als naturrechtliche Akte erscheinen zu lassen, gegen die sich in Gedanken, Worten oder gar Taten aufzulehnen förmlich ein Verbrechen gegen die Natur war, und zweitens um die Verbindung dieser drei Einheiten zu einer höheren Einheit, etwa zu einer republikanischen Konföderation, gleichfalls als eine Sache darzustellen, die sich früher oder später mit Naturnotwendigkeit vollziehen müsse.

Was ist nun eigentlich an der Phrase wahr? Eigentlich ist daran gar nichts wahr. Die heutigen Italiener, Spanier und Franzosen können sich weder zusammen, noch auch nur jeder Teil für sich auf eine engere gemeinsame Abstammung berufen. Nicht einmal die heutigen Italiener können sich ohne weitgehende Einschränkung als direkte Nachkommen der alten Römer ausgeben. Oberitalien — um nur ein Beispiel anzuführen — hat bekanntlich unter den Römern selbst Gallia (cisalpina) geheißen. Heute kennt man die Lombardei, und jedermann weiß, woher dieser Name kommt. Die Spanier können sich allenfalls auf die Iberer, Kantabrer, Westgoten und Mauren, die Franzosen auf die Gallier, Franken und Normannen als ihre Ahnen berufen, nimmermehr aber auf die alten Römer oder überhaupt auf eine andere gemeinsame Abstammung als etwa auch mit den Griechen. Speziell die heutigen Italiener, wenn sie sich uns als eine natürliche und naturrechtliche Einheit präsen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tieren wollen, haben außerdem noch die Tatsache gegen sich, daß ihre Vorfahren, wenn man von solchen reden will, vom vierten oder fünften Jahrhundert an bis 1870, also durch vierzehn Jahrhunderte keinerlei Einheit gebildet haben. Wahr sind nur drei andere Tatsachen, die aber in der Phrase, von der wir sprechen, gar nicht zum Ausdruck kommen. Wahr ist erstens, daß die von den heutigen Italienern, Spaniern und Franzosen bewohnten Gebiete lange Zeit unter der politischen Herrschaft der alten Römer gestanden sind. Wahr ist ferner, daß die heutigen Bewohner dieser Gebiete wenigstens in der Schrift — in der Volkssprache wird man selbst heute noch mancherlei Belege für die Verschiedenheit der Abstammung finden können — Sprachen gebrauchen, die man gewiß als Tochtersprachen des Lateinischen bezeichnen kann. Wahr aber ist endlich auch, daß, wenn in diesen Gebieten das romanische Idiom auch nach dem Sturz des Römerreiches sich forterhalten hat, dies gewiß in viel größerem Maße der lateinischen Kirchensprache zu danken ist als etwa irgendeiner politischen oder nationalen altrömischen Kontinuität, die im Gegenteil, wie nicht ernstlich bestritten werden kann, durch die Stürme der Völkerwanderung nahezu gänzlich aufgehoben worden ist. Diese letzterwähnte Tatsache, nämlich die Tatsache des überwiegenden Einflusses der Kirchensprache, wie auch gar manche andere historische Tatsache, sollte die heutigen Bewohner dieser Gebiete wohl alle Tage daran erinnern und sollte sie veranlassen, sich unentwegt als Töchter und Söhne der katholischen Kirche zu bekennen, anstatt sich dem Einflusse von Schlagworten hinzugeben, die sichtlich nur zu dem Zwecke erfunden und ausgestreut worden sind, um sie dieser ihrer wirklich gemeinsamen Mutter abwendig zu machen.

Die Flagge also, unter welche man die Madrider Entrevue stellen wollte, war falsch und nichts weniger wie Vertrauen erweckend. Untersuchen wir nun die Qualität ihrer Ergebnisse. Dabei müssen wir auf das letzte Madrider Neujahrsereignis zurückgreifen, welches den neuen Madrider


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kurs signalisiert hat. Am heurigen Neujahrstag nämlich wurde die politische Welt Spaniens mit der Rücktrittserklärung Maura's, des anerkannten Führers der spanischen Konservativen, überrascht. Der liberal-radikale Ministerpräsident Canalejas war am 10. November ermordet worden. König Alfons berief an die Stelle Canalejas den ebenfalls liberalen Grafen Romanones. Es schien sich um ein interimistisches Geschäftsministerium zu handeln, dem aus diesem Grunde vorläufig auch Maura und Genossen die Unterstützung nicht verweigerten. Gegen Neujahr jedoch wurden die Konservativen mißtrauisch und Romanones fand sich dadurch veranlaßt, beim König die Vertrauensfrage zu stellen. Der König lehnte das Demissionsanerbieten des Grafen Romanones ab und beauftragte ihn mit der Neubildung des Kabinets. Romanones bildete darauf ein zwar nicht radikales, aber doch ausgesprochen liberales Kabinet, das also jetzt definitiven Charakter hatte. Nun war es alle die letzten Jahre her in Spanien Übung gewesen, daß die Liberalen und Konservativen sich förmlich einvernehmlich in der Regierung ablösten. Geriet ein Kabinet in ernstere Schwierigkeiten, so übergab es die Geschäfte — man ließ es in der Kammer oft gar nicht einmal zu einer förmlichen Abstimmung kommen — einfach der Gegenpartei, wenn diese Sehnsucht nach der Macht gezeigt hatte, was übrigens auch nicht immer der Fall war. Mit dieser langjährigen Übung hatte nun der König auf einmal gebrochen, und zwar gebrochen demonstrativ zu Gunsten der Liberalen. Daraufhin erklärte Maura am Neujahrstage, sich vom politischen Leben gänzlich zurückziehen zu wollen. Der größte Teil der Konservativen in Kammer und Senat folgte dem Beispiel des Führers und erklärte die Absicht, die Mandate niederlegen zu wollen. In einer Parteiversammlung der Konservativen wurde Maura durch ein einhelliges Vertrauensvotum veranlaßt, die Führung der Partei beizubehalten, also mit der Partei den Kampf weiter zu führen. Es begann aber jetzt auch der gemäßigte Teil der Liberalen unruhig zu werden. Diese Liberalen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halten es für bedenklich und gefährlich, das Land den scharfen Parteikämpfen auszusetzen, die notwendig folgen müßten, wenn das alte System der gegenseitigen Ablösung der Parteien in der Regierung aufgegeben würde. Doch der König beharrte auch weiter in seiner Haltung und scheint selber beschwichtigend auf die gemäßigten Liberalen eingewirkt zu haben, so daß die Krise hinausgeschoben wurde. Vor dem Madrider Besuch Poincaré's gingen alle Parteien, auch die Konservativen, einen Waffenstillstand ein; für die Dauer der Entrevue sollten alle inneren Kämpfe ruhen. Jetzt nach Ablauf dieses Termines waren und sind es gerade die gemäßigten Liberalen, welche zuerst wieder ihr Unbehagen in der neuen Situation zum Ausdruck bringen. Angesichts der fortdauernd entschlossenen Haltung des Königs aber ist es wenig wahrscheinlich, daß die gemäßigten Liberalen wesentlich mehr als etwa die eine oder andere Personaländerung erreichen werden; jedenfalls wird der eingeschlagene „antiklerikale" Kurs unentwegt weiter verfolgt werden, denn Romanones hat mit aller Bestimmtheit angekündigt, daß er den Kortes demnächst mehrere liberale Vorlagen, darunter auch eine solche auf Einführung der Zivilehe unterbreiten werde.

Welches ist der eigentliche Grund dieser Haltung des jungen Königs, die selbst manche Liberale die Köpfe schütteln macht? Es wäre abgeschmackt, den Grund etwa blos in einer Anwandlung von Eigensinn suchen zu wollen. Auch wird man dem Patenkind Leo XIII. nicht schlechtweg kirchenfeindliche Gesinnung zuschreiben dürfen. Der Grund ist offenbar ein politischer und zwar ein solcher, der mit der äußeren Politik enge zusammenhängt, wenn er nicht gänzlich auf diesem Gebiete liegt. Bekanntlich ist König Alfons durch seine Heirat in nahe Verwandtschaft mit dem englischen Königshaus getreten, welche Verwandtschaft ihm Anlaß zu viel häufigeren Besuchen in London gibt, als sonst bei Monarchen üblich sind. Und diese Reisen gehen natürlich über Paris, wo man bekanntlich, wenn auch nicht enge persönliche, so doch sehr enge politische Beziehungen zu London

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unterhält. Gewiß haben diese äußerlichen Umstände auch die politischen Beziehungen mehrfach beeinflußt. Ihren ersten öffentlichen Ausdruck hat die Annäherung der spanischen an die englische und damit indirekt auch an die französische Politik in der seinerzeit viel besprochenen Zusammenkunft gefunden, die König Alfons 1907 mit dem König Eduard von England in Carthagena gehabt hat, demselben Carthagena, wo gelegentlich der jetzigen Entrevue ein englisches Kriegsschiff zur Begrüßung des Königs Alfons und des Präsidenten Poincaré erschienen ist und von wo aus dann die beiden genannten Staatsoberhäupter Begrüßungstelegramme mit dem jetzigen König Georg von England gewechselt haben. Die damaligen Vereinbarungen von Carthagena bezogen sich nur auf die maritimen Belange der Meerenge von Gibraltar. Es scheint, daß mit jenem Abkommen die Reihe der Interessenfragen und Interessenkonflikte, die sich zwischen Spanien und England ergeben konnten, erschöpft wurde. Aber England war auch in nähere Beziehungen zu Frankreich getreten und mit demselben die sogenannte entente cordiale eingegangen. Die Wirksamkeit dieser im Hinblick auf einen etwaigen Krieg mit Deutschland abgeschlossenen Entente konnte unter Umständen von Spanien erleichtert oder erschwert werden, denn wenn man von Frankreich nach Deutschland blickt, hat man Spanien im Rücken, und es kann manchmal sehr wichtig sein, ob man den Rücken völlig frei hat oder nicht. Es lag also nahe, Spanien nicht bloß speziell für England, sondern auch für diese Entente nützlich zu machen. Für diesen Zweck war schon ziemlich viel erreicht, wenn es den Ententemächten gelang, sich eventuell die unbedingte Neutralität Spaniens zu sichern. Auch schon die Verhinderung des etwaigen Anschlusses Spaniens an den Dreibund mochte von diesem Gesichtspunkt aus als ein wünschenswerter Erfolg erscheinen.

Diesem Zwecke haben offenbar eine Reihe von Geheimverträgen über Marokko gedient, die Frankreich mit Spanien abgeschlossen hat und die erst im späteren Verlaufe der fran-


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zösischen Okkupation Marokkos bekannt geworden sind. Der erste dieser Verträge geht auf das Jahr 1904 zurück und trägt die Unterschriften Delcassés und Castillos. Dieser Vertrag hat in den folgenden Jahren noch mehrere Erweiterungen und Ergänzungen erfahren. Alle diese Geheimverträge bezogen sich, wie schon bemerkt, auf Marokkoangelegenheiten, d. h. darauf, welche Stellung Frankreich den Spaniern in Marokko einräumen müsse. Diese Verträge sind lange sehr geheim gehalten worden. Gelegentlich der definitiven Okkupation Marokkos durch Frankreich mußte aber gewissermaßen eine Kodifikation aller dieser Verträge und auch die Regelung einiger in Schwebe gebliebenen oder neu aufgetauchten Fragen vorgenommen werden. Bei diesen langwierigen Verhandlungen, die in Madrid gepflogen wurden, hat regelmäßig auch der dortige Vertreter der englischen Regierung interveniert. Als allmählich die Umrisse dieses definitiven Marokkoabkommens mit Spanien in Paris bekannt wurden, erhob die gesamte Pariser Presse einen gewaltigen Lärm über die unglaublichen Konzessionen, die da an Spanien gemacht würden. Zu ihrer Rechtfertigung mußte die französische Regierung sich dazu bequemen, einen dieser geheimen Vorverträge nach dem anderen bekannt werden zu lassen. Und dabei hat sich herausgestellt, daß die Grundlage aller dieser mit Spanien geschlossenen Spezialverträge ein anderer Marokkovertrag gewesen, ein Vertrag nämlich, den Frankreich vorher mit England abgeschlossen und in welchem England sich ausbedungen hatte, daß jener Teil der marokkanischen Küste, der Gibraltar gegenüber liegt, nicht an Frankreich fallen dürfe, sondern an Spanien abgetreten werden müsse, sowie daß zwischen Frankreich und Spanien in dieser Beziehung auch nichts ohne Vorwissen und Zustimmung Englands vereinbart werden dürfe, — eine Klausel, aus welcher sich erklärt, warum bei den oben erwähnten definitiven Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und Spanien stets auch die englische Regierung vertreten sein mußte. Als die Pariser Presse begriffen hatte, daß sie es in diesem Falle nicht eigent-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich mit Spanien, sondern mit England zu tun hatte, ging der polternde Lärm derselben alsbald in sanftere Akkorde über und die marokkanische Schlußakte, wie man diesen Vertrag wohl nennen muß, passierte die Pariser Kammern nicht bloß ohne Schwierigkeit, sondern förmlich mit Applaus. In den veröffentlichten Geheimverträgen steht zwar keine Bestimmung darüber, aber in verschiedenen Blättern ist doch gesagt worden, daß die günstige Behandlung, die Spanien in der Marokkoaffäre erfahren hatte, den Zweck gehabt habe, das genannte Land vom Dreibund fernzuhalten. Der Vertrag wäre also auch eine Art Bilanzabschluß für die Vergangenheit gewesen, und nun sollte eine neue Geschäftsperiode beginnen.

Schon bei der parlamentarischen Verhandlung dieses Vertrages haben verschiedene Parlamentarier entdeckt, daß zwischen Frankreich und Spanien eigentlich eine Menge Berührungspunkte beständen, aus denen sich ein System dauernden Einvernehmens zimmern ließe. Und die Presse hat gefunden, daß sich die beiden Nachbarn im Grunde sehr gern haben, und daß jetzt, wo die leidigen marokkanischen Mißhelligkeiten beseitigt seien, die Herzen frei ihrer Neigung nachgehen könnten, — mit einem Worte: die Instrumente wurden jetzt auf die Tonart von den lateinischen Schwestern gestimmt. Im Juni erschien König Alfons in Paris zu einem mehrtägigen Besuch, der den Eindruck eines Dankbesuches für den Marokkovertrag machte. Alle offiziellen und offiziösen Kundgebungen dieser politischen Festtage drehten sich um das Thema, daß die angebahnten freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern vertieft, erweitert und vor allem dauernd gemacht werden müßten. Diesem Zweck der Stabilisierung der Freundschaft und der Formulierung des neuen Verhältnisses galt der jetzt im Oktober erfolgte Gegenbesuch des Präsidenten Poincaré in Madrid, dem eine Fahrt des Ministerpräsidenten Barthou nach San Sebastian vorausgegangen war; dieser Gegenbesuch sollte dem Ganzen die Krone aufsetzen. Nun, König Alfons seinerseits hatte, wie wir gesehen haben, diesem Tonarten-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wechsel schon früher präludiert. Nicht blos im Juni in Paris, sondern auch bei jeder andern Gelegenheit, die sich ihm darbot, hat er seinen dringenden Wunsch nach einer regeren Verbindung Spaniens mit Frankreich zu erkennen gegeben. In manchen seiner Äußerungen trat er förmlich als Freundschaftswerber auf. Noch einige Tage vor der Reise Poincarés hatte er in San Sebastian dem Vertreter einer Pariser Zeitung gesagt, er als Bourbon sympathisiere selbstverständlich mit Frankreich. Diese Äußerung scheint allerdings deplaciert zu sein, wenn man sich vergegenwärtigt, wie die derzeitigen jakobinischen Machthaber Frankreichs über die Bourbonen denken. Sie erscheint aber in einem ganz anderen Lichte, wenn man sich erinnert, daß nicht gar lange vor Poincarés Reiseantritt eine kurze Notiz durch die Blätter ging des Inhalts, König Alfons werde im Spätherbst zu Wien auf Besuch erscheinen, und daß auf diese Notiz in Wien alsbald erwidert wurde, es sei von einem solchen Besuche dort nichts bekannt, wenn er aber stattfinde, werde er keinesfalls eine politische Bedeutung haben. Da war offenbar allerlei vorgegangen, wovon die Zeitungen nichts erfahren oder wenigstens nichts mitgeteilt haben. Aber aus allem geht klar hervor, daß König Alfons schon vor Jahr und Tag es für notwendig gefunden hat, eine engere Anlehnung an Frankreich zu suchen und jene Maßnahmen zu treffen, die zu diesem Zwecke unerläßlich schienen. Und unerläßlich zu diesem Zwecke hat ihm in Hinblick auf die entschieden vorherrschenden Stimmungen in Frankreich offenbar auch die Einsetzung und Befestigung eines wenn nicht völlig antiklerikalen, so doch fortwährend antiklerikalisierenden Regimes geschienen. Zweifellos ist hier der Grund zu suchen, warum König Alfons sich schon von Canalejas nicht trennen wollte und jetzt an Romanones noch demonstrativer festhält.

Freilich ist mit dieser Erklärung noch keineswegs Alles erklärt. Wenn die europäische Mächtegruppierung sich nicht durch neue geheime Verträge wesentlich verschoben hat, wenn also nach wie vor neben der Dreibundgruppe noch die En-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tentegruppe besteht, so schien Spanien ja in der günstigen Situation, seine Stellungnahme gewissermaßen an die meistbietende Gruppe verkaufen zu können; König Alfons konnte, wie er es früher getan, warten, bis er gesucht wurde. Warum hat er diese günstige Stellung verlassen? Warum hat er sich selber zum Freundschaftswerber gemacht? Am allerwenigsten ist einzusehen, warum er gerade vom heutigen Frankreich sein Heil erwarten müßte. Soll man etwa annehmen, daß er die republikanische Strömung in seinem Lande, die ja bisher sicherlich in Frankreich manche eifrige Unterstützung gefunden hat, in bedrohlicher Weise anwachsen sieht? Der „Daily Telegraph“ scheint es zu glauben, denn dieses Londoner Blatt hat sich aus Charthagena die angeblichen acht Grundlinien der angestrebten französisch-spanischen Entente melden lassen und der erste dieser Punkte lautet: „Freundschaftliche Beziehungen zwischen der (spanischen) Dynastie und der französischen Republik.“ Der zweite Punkt verlangt eine ausgiebige spanische Anleihe in Paris zu günstigen Bedingungen. Dann folgt drittens: Einverständliches Vorgehen in Marokko. Viertens: Zusammenwirken im Mittelmeer in der Weise, daß Frankreich für seine Flotte in den spanischen Häfen eventuell einen Stützpunkt finde und seine afrikanischen Truppen gefahrlos an sich ziehen könne. Fünftens: Reorganisation der spanischen Land- und Seemacht, Aufstellung von Küstenbatterien ꝛc. Sechstens: Sicherung der Neutralität der Pyrenäenregion, damit Frankreich eventuell alle seine Truppen an die Nord- und Ostgrenze senden könne. Siebentens: Garantie des spanischen Besitzstandes einschließlich der canarischen Inseln und der Balearen. Achtens: Respektierung der geographischen Situation Spaniens im Falle einer europäischen Intervention in Portugal. Da der Inhalt derartiger Verträge, wie es ja selbstverständlich ist, in der Regel besonders sorgfältig geheim gehalten wird, so mußte man wohl Bedenken tragen, diese Meldung des englischen Blattes für mehr als eine geschickte Kombination zu halten. In der Tat erfährt die Meldung soeben von Madrid aus ein Dementi.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber kurioser Weise beschränkt sich das Dementi ausschließlich auf den letzten (achten) Punkt, die anderen sieben Punkte läßt das Dementi unangefochten. Also sind die sieben Punkte wahr? Nun, dann ist es auch der erste Punkt, und dann ist es also auch richtig, daß König Alfons von Frankreich in erster Linie die Desavouierung der spanischen Republikaner zu erlangen wünschte. Das wäre wenigstens ein Beitrag zur Erklärung, wenn auch vielleicht noch keineswegs eine ausreichende Erklärung für die auffallende Taktik, welche König Alfons bei Verfolgung seiner Ziele eingeschlagen hat.

Was nun die Hauptfrage, nemlich die bisherigen wirklichen Resultate der beiderseitigen Einigungsbestrebungen betrifft, so waren die Tage von Madrid und Carthagena wohl zu kurz, um alle die Punkte in regelrechte Paragraphen zu bringen, welche das vorzitierte Londoner Blatt aufgezählt hat. Immerhin ist man so weit gekommen, daß König Alfons in seinem Abschiedstoast an Bord des „Diderot" im Hafen von Carthagena sich dahin aussprechen konnte: er sei überzeugt, daß das Werk der Zivilisation und des Friedens, das die beiden Mächte in Marokko — der König stellt also Marokko in den Vordergrund — verfolgen, dazu dienen werde, die Bande, welche die beiden überall benachbarten Völker vereinigen müssen, jeden Tag enger zu schließen und die „jetzt schon kordiale Entente" noch inniger und fruchtbarer zu gestalten. Und die halbamtliche Note, welche die beiderseitigen Ministerunterhändler am Schlusse ihrer Konferenzen an die Blätter ausgegeben haben, spricht von einer „cordialen Entente und Freundschaft", die bei der Entrevue festgelegt worden sei. Wie immer man die Sache nennen mag, sicher ist hienach wohl, daß Spanien seine bisherige neutrale Stellung zwischen den Mächtegruppen aufgegeben und sich der englisch-französischen Entente angeschlossen hat. Es bilden also die Westmächte Europas jetzt eine besondere Tripel-Entente, während die alte französisch-englisch-russische Entente gleichzeitig fortbesteht.

Die Aktionssphäre der neuen Tripelentente scheint sich


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf die Zugänge der Straße von Gibraltar zu erstrecken. Es ist eine Art Okkupation dieser maritimen Zone durch die drei Ententemächte, so zwar, daß die Einflußnahme einer vierten Macht auf diese Zone im Krieg wie auch im Frieden ausgeschlossen bleibt. Natürlich ist keine andere Macht verpflichtet, die betreffenden Abmachungen der drei Westmächte zu respektieren. Da gilt es dann, die eventuellen Eingriffe Vierter mit Gewalt zurückzuweisen. Und diese Aufgabe würde jetzt wohl in erster Linie Spanien als dem Lande zufallen, das in dieser Zone die größte Küstenentwicklung aufweist und aus diesem Grunde einer feindlichen Macht auch die meisten Angriffspunkte bietet. Auf solche Angriffe aber muß Spanien dann, wenn es aus der Neutralität heraustritt, umsomehr gefaßt sein, als es sich einer feindlichen Mächtegruppe eventuell nicht bloß um die Gibraltarsperre gegen die Engländer, sondern auch darum handeln kann, den Franzosen die Kommunikation mit ihren nordafrikanischen Besitzungen zu unterbinden. Um diesen neuen Aufgaben gerecht zu werden, müssen die Machtmittel Spaniens, insbesondere seine maritimen Kriegsmittel sehr bedeutend gehoben werden. Das kostet natürlich Geld und wieder Geld, und das Geld sollen also die Franzosen beschaffen. Steht aber die Rechnung wirklich so, dann kann nur ein außergewöhnlicher Optimismus sie für Spanien günstig finden. Den großen, sehr großen Aufgaben und Lasten gegenüber, die Spanien übernimmt, erscheinen die gebotenen Vorteile unverhältnismäßig klein, selbst abgesehen davon, daß es sich für Spanien dabei auch um solche Güter zu handeln scheint, die überhaupt unschätzbar sind. Wir können die Dinge drehen und wenden, wie wir mögen, als Resultat bleibt immer, daß der neue Madrider Kurs nicht eine Erstarkung, sondern eher eine Schwächung der spanischen Monarchie bedeutet, daß er geeignet ist, diese Monarchie sowohl in ihrer äußeren wie auch in ihrer inneren Politik von ihren Ententegenossen abhängig zu machen. Ein konservatives Mauraministerium ist jetzt in Spanien wohl für geraume Zeit ausgeschlossen, und es kann leicht geschehen, daß König



Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Alfons dann, wenn er einen Maura brauchen möchte, keinen mehr haben wird.[1])

Ob die Stellung der anderen lateinischen Schwester, nämlich Frankreichs, im Ensemble der äußeren Politik eine wesentlich günstigere ist? Frankreich hat die Allianz mit Rußland gesucht und sie nach langem Werben auch gefunden. Aber um welchen Preis! Die Angaben schwanken zwar, daß es sich aber nicht bloß um Hunderte von Millionen, sondern um Milliarden handelt, die Frankreich den Russen in der betreffenden Werbezeit successive hat leihen müssen, darin stimmen alle Angaben überein. Auch jetzt noch, sobald ein russischer Minister in Paris erscheint — und namentlich der russische Finanzminister ist dort kein sehr seltener Gast — heißt es in den Blättern gewöhnlich, es handle sich um finanzielle Angelegenheiten. Welchen Nutzen zieht Frankreich von dieser Allianz? Man sieht eigentlich kaum einen anderen Effekt, als daß Frankreich mit dieser Allianz prahlen kann. Blätter, welche anscheinend mit diplomatischen Kreisen regelmäßige Fühlung unterhalten, sprechen über dieses Kapitel manchmal noch despektierlicher. Was Rußland sich geniere, selber zu tun, das — so ungefähr bekommt man da zu lesen — das bringe dienstbereit Frankreich auf den diplomatischen Markt. Ferner unterhält Frankreich mit England die sogenannte entente cordiale. Auch dafür hat es schwere Opfer bringen müssen. Es mußte den Engländern freie Hand in Egypten gewähren und auf seine Aspirationen im Sudan definitiv verzichten. Dafür hat ihm England Marokko zugeschanzt? Vielleicht. Aber vorher hatte Frankreich, wie aus den oben erwähnten geheimen Verträgen bekannt geworden ist, auf die Gibraltarzone zu Gunsten Spaniens für immer verzichten müssen, wodurch der maritime Wert Marokko's, um uns so auszudrücken, für Frankreich in hohem Grade reduziert ist. Und nun bei der neuen Entente mit Spanien. Frankreich erhält damit freilich jene Rückendeckung, die Spanien zu leisten im Stande ist. Aber dadurch wird

1) Inzwischen ist doch Romanones gestürzt und vom König ein konservatives Ministerium Dato berufen worden. Die Red.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eigentlich nur England entlastet. Denn das, was jetzt Spanien leisten soll, hätte sonst im Kriegsfall in etwas anderer Form England leisten müssen. Und die Kosten der spanischen Rückendeckung soll ebenfalls wieder Frankreich tragen. England hat zwar den Spaniern, wie man verschiedentlich lesen kann, schon eine Anzahl von Ingenieuren und Marineoffizieren geschickt, die auf den spanischen Werften den Bau der neuen spanischen Panzer dirigieren, man hat aber nicht gehört, daß England an der betreffenden spanischen Anleihe auch nur zu partizipieren gedenke. Überhaupt scheint der englische Geldmarkt seit einigen Jahren fast nur mehr für die amerikanischen Mittel- und Südstaaten und allenfalls noch für China Interesse zu haben, denn ziemlich überall in Europa, wo eine führende Macht der Tripelentente sich interessiert zeigt, interveniert der Pariser Geldmarkt. So früher für Bulgarien und Serbien, jetzt nochmals für Serbien, aber auch für Montenegro und Griechenland und — Spanien. Womit freilich nicht gesagt sein soll, daß englisches Geld nicht selbst in Ungarn sich fühlbar zu machen wisse.

Mit seinem vielen Gelde spielt Frankreich auf der Weltbühne allerdings eine bedeutende Rolle, wenigstens insofern, als es fast in jeder Szene einmal auf der Bühne erscheint, aber die Personen, welche Frankreich repräsentieren, wechseln beinahe in jedem Akt, und deshalb leidet die Durchführung auch der Rolle, die Frankreich wirklich spielt, immer an der Einheitlichkeit. Die fortwährenden Ministerwechsel — der soeben in Pau stattgehabte Parteitag der Radikalen und Radikalsozialisten hat schon wieder einen Kabinettswechsel gefordert — schließen jede Kontinuität aus und ziehen außerdem in der Regel auch die Armee und deren Disziplin in Mitleidenschaft. Rußland und England wissen dies alles natürlich ebenso gut, wahrscheinlich noch besser als die übrige Welt, und sie schätzen also Frankreich gewiß nur nach seinem zweifellosen Werte, seinem Zahlungswerte, ein. Es ist kaum viel Übertreibung darin, wenn man von der Tripelentente sagt: Rußland und England führen, Frankreich darf zahlen.



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXII.

## Zur Naturgeschichte der Zentrumspartei.

Seitdem vor sieben Jahren die Schrift Martin Spahns „Das deutsche Zentrum“ erschienen ist, hat sich die Literatur über das Zentrum aus den Kreisen der Zentrumspartei heraus stark vermehrt. Ich selbst habe ja auch ein paar Beiträge dazu geliefert. Heute liegt nun als Antwort auf die kürzlich von Hermann Roeren herausgegebene Schrift „Zentrum und Kölner Richtung“ (vergl. „Hist.-pol. Bl.“ Bd. 152, S. 550 ff.) eine neue Schrift von Justizrat Dr. Julius Bachem vor unter dem Titel „Das Zentrum, wie es war, ist und bleibt“. In der Einleitung weist der Verfasser darauf hin, daß er mit der Geschichte der deutschen Zentrumspartei „seit deren Anfängen publizistisch und parlamentarisch eng verwachsen“ sei. Er betont weiter, er habe geglaubt, sich nicht der Aufgabe entziehen zu dürfen, der Roeren'schen Schrift eine Entgegnung folgen zu lassen, und gleichzeitig habe er geglaubt, mit dieser Veröffentlichung „im Geiste Windthorsts zu handeln und gegenüber dem Andenken an den hervorragendsten katholischen Parlamentarier des vorigen Jahrhunderts, dem“ er „so viel verdanke, eine Ehrenpflicht zu erfüllen“. Er hat dann weiter die Schrift noch ausdrücklich „den Zentrumsfraktionen des deutschen Reichstags und der deutschen Einzellandtage gewidmet“. Herr Dr. Bachem sucht seiner Schrift also auch äußerlich den größtmöglichsten Nachdruck zu geben, das größtmöglichste Ansehen zu verleihen.

Ein bald nach Erscheinen der Schrift von der Zentrums-Parlaments-Korrespondenz versandter Artikel, der aber, soviel ich sehen konnte, nur in wenigen Blättern Aufnahme fand, behauptete, Bachems Broschüre sei „eine aktenmäßige, sachliche Gegenschrift“ gegen Roeren, geeignet „einer Geschichtsklitterung vorzubeugen“. Neues und in weiteren Kreisen bisher Unbekanntes, „Aktenmäßiges“ bringt die Schrift aber nicht, und doch fehlt es in der Beziehung wahrlich nicht an Material. Die Roeren'sche Schrift galt vor allem dem Beweise der


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Richtigkeit des von der Osterdienstagkonferenz aufgestellten Leitsatzes, daß das Zentrum eine politische Partei ist, die ihre Politik zu machen hat im Einklang, d. h. nicht im Widerspruch mit der katholischen Weltanschauung, oder, wie Herr Dr. Julius Bachem genauer sagt, im Einklang mit der Lehre der katholischen Kirche in Glaubens- und Sittensachen; man könnte auch sagen, „auf dem Boden rein katholischer Prinzipien", eine Formulierung, die seinerzeit die ausdrückliche Billigung der Zentrumsfraktion gefunden hat. Es ist im Grunde alles dasselbe. Herr Justizrat Dr. Bachem verwirft den Leitsatz der Osterdienstagskonferenz, wie er das von Anfang an getan hat, und doch kann er schließlich auch wieder nicht umhin, der Richtigkeit dieses Leitsatzes seine Anerkennung zu zollen. Nachdem er betont hat, daß die katholischen Mitglieder des Zentrums in Weltanschauungsfragen niemals in Gegensatz zu ihrer religiösen Überzeugung geraten können, schreibt er (S. 52):

„Allerdings können sie in einer Einzelfrage zu den nichtkatholischen Mitgliedern der Fraktion in Gegensatz geraten. In dieser Begrenzung kann ich auch der Formulierung zustimmen, wie sie in dem bereits zitierten Artikel des „Westfälischen Volksblattes" (Nr. 236, 31. Aug. 1913) gegeben ist: Ohne weiteres ist zuzugeben, daß bei politischen Organisationen, deren Tätigkeit sich auf das gesamte öffentliche Leben mit seinen religiösen und sittlichen Fragen bezieht, auch die Organisation selbst, nicht bloß das einzelne Mitglied, die Lehren der katholischen Kirche nicht außer acht lassen darf."

Bachem behandelt nacheinander: Gründung und Geschichte des Zentrums. Das Zentrum eine politische nicht konfessionelle Partei. Der Turmartikel. Die Osterdienstagskonferenz. Die „allgemein-christliche Basis". „Christliche Weltanschauung" — „Katholische Weltanschauung". Fraktion des Zentrums und „Katholische Weltanschauung". Wie würde eine Definition des Zentrums im Roeren'schen Sinne wirken? Stellung der nichtkatholischen Kreise gegenüber dem Zentrumsstreit. Die Organisationen der Zentrumspartei und die Definition der Osterdienstagskonferenz.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das wichtige Kapitel der „Gründung und Geschichte des Zentrums" erledigt Dr. Julius Bachem, wenn man von der Wiedergabe der trefflichen Ausführungen v. Hertlings anläßlich des 40 jährigen Bestehens der Zentrumsfraktion des deutschen Reichstages am 21. März 1911 in Berlin absieht, auf knapp zwei Seiten. Kein einziges Wort aus dem Munde der Zentrumsführer und -Gründer, weshalb sie die Fraktion ins Leben gerufen haben, führt er an, nicht mal ein einziges Zeugnis von Windthorst, auf den er sich sonst zu berufen pflegt. Er sagt nur kurz, als zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die ersten Anzeichen des sogenannten großen Kulturkampfes in die Erscheinung traten, seien von den deutschen Katholiken die Zentrumsfraktionen des Preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstages gegründet worden. Und er wiederholt dann nochmals sehr richtig, es sei kirchenpolitische Bedrängnis gewesen, welche das Zentrum ins Leben rief.

Was sagt nun Windthorst über die Ursache der Bildung der Zentrumsfraktion? In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 10. Dezember 1873 äußerte er sich darüber wie folgt:

„Die Kanonisten aber hörten nicht auf, in ihren Lehrbüchern, in ihren Monographien und in ihren Kollegien . . . fort und fort auseinanderzusetzen, daß das Kirchenstaatsrecht, welches in der Verfassung stand und wie es in der Administration geübt sei, nicht so bleiben könne, daß man eine Remedur schaffen müßte. Nachdem so die Atmosphäre vorbereitet war, kam hier in Berlin der Klostersturm und darauf der Bericht des Herrn Professor Gneist. Wer diesen Bericht mit Aufmerksamkeit und auf Grundlage dessen, was ich vorhin angeführt habe, liest, der kann in demselben alle Keime finden zu den Gesetzen, unter denen wir jetzt seufzen. Diese und ähnliche Wahrnehmungen haben es veranlaßt, daß die Katholiken, von wohlwollenden Protestanten zudem aufgefordert und aufmerksam gemacht, bei den Wahlen des Jahres 1870 und auch 1869 Bedacht darauf nahmen, Männer zu wählen, die bereit waren, das Kirchenstaatsrecht nach dem System Friedrich Wilhelm IV. zu verteidigen. Das


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist die ganze Mobilmachung; das ist die ganze Schuld der Herren, die sich zur Zentrumspartei vereinigten. Um hier eine persönliche Bemerkung mir zu erlauben, hebe ich hervor, daß die Herren bereits zusammengetreten waren, als ich noch eine Fraktion für mich allein bildete; dieselben haben mich erst später eingeladen. Ich habe die Fraktion gar nicht gebildet, wie immer gesagt wird und wie ich um so lieber hier konstatiere, weil ihr auch daraus ein Vorwurf gemacht worden ist."

Und in der Reichstagssitzung vom 23. April 1874 sagte er:

„Die Bildung der Zentrumsfraktion hat mit diesem Kirchenstreite gar nichts zu tun. Es ist eine notorische Tatsache, daß bis zu dem Klostersturme hier in Berlin und den nachträglichen Arbeiten des Herrn Professors Gneist gar nichts derartiges vorhanden war, wie es in der Zentrumsfraktion existiert. Als aber dieser Sturm kam und man hörte, wie dieser wirke, und als der Herr Professor Gneist in dem bekannten Berichte klar legte, wohin die Reise ging, und als man im gleichmäßigen Tempo sah, wie die Professoren des kanonischen Rechts, damals noch allein die protestantischen Kanonisten, in Schrift und Lehre behaupteten, daß das von Friedrich Wilhelm IV. konstituierte Kirchenrecht unhaltbar sei und beseitigt werden müsse, daß durch dieses Kirchenrecht, von einem preußischen König inauguriert, die Marksteine versetzt seien, wie jetzt der Ministerialdirektor Förster sich ausdrückt, da fand man es nötig von Seiten der Katholiken, sich zusammenzuscharen und Männer zu wählen, welche entschlossen seien, diese Kirchenpolitik Friedrich Wilhelm IV. zu vertreten, die Steine, welche dieser große König gesetzt hat, in ihrer Stellung aufrecht zu erhalten. Das ist der Anfang und die Ursache der Bildung der Zentrumsfraktion, die übrigens nach langer Überlegung und Diskussion mit vollem Bewußtsein ausgesprochen hat, daß die Zugehörigkeit zu irgendwelchem Bekenntnis gar kein Erfordernis sei, um Teil an ihr zu nehmen. Denn sie erkannte, daß es nicht allein für die katholische Kirche, sondern auch für die protestantische Kirche notwendig sei, die Marksteine, die Friedrich Wilhelm IV. gesetzt hat, zu verteidigen, sie überzeugte sich, daß gegenüber dem mehr und mehr um sich greifenden Unglauben alle gläubigen Elemente


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich sammeln sollten und müßten, um den Werken des Unglaubens entgegenzutreten. Es sind infolgedessen mehrere protestantische Mitglieder im Abgeordnetenhause wie hier mit der Zentrumsfraktion in die innigste Verbindung getreten, und, m. H., außerhalb des Hauses, das versichere ich, gibt es eine sehr große Zahl gläubiger Protestanten, die fest und unerschütterlich zur Zentrumsfraktion gehören, ich könnte darüber sehr viele und überraschende Nachweise bringen, unterlasse es aber, weil es als Ruhmredigkeit ausgelegt werden könnte. Dazu ist die Zentrumsfraktion gebildet, dazu wirkt sie, und etwas anderes will sie auf dem kirchlichen Gebiete nicht erreichen."

Hier betont Windthorst gleichzeitig auch den politischen, nichtkonfessionellen Charakter der Partei.

Die Verteidigung der Rechte der katholischen Kirche, der Rechte und Freiheit der Katholiken, ist für Windthorst der Haupt-, wenn nicht gar der einzige Zweck des Zentrums. Er geht sogar soweit, die Auflösung des Zentrums für den, allerdings auch ihm höchst unwahrscheinlichen Fall in Aussicht zu stellen, daß dieser Zweck erreicht sei. So erklärt er in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 30. Januar 1872:

„Übrigens wird das Zentrum jederzeit bereit sein, sich aufzulösen und in die anderen Fraktionen überzutreten, wenn eine der anderen Fraktionen ein akzeptables Programm aufstellt. Ja im Interesse des Friedens würde es noch weiter gehen: wenn die brennenden Beschwerden der Katholiken endlich beseitigt sind, wenn der Angriff, der konzentrisch auf die katholische Kirche gemacht ist, nachgelassen hat, dann wird das Zentrum sich sehr gern auflösen, weil es in der Tat der Ruhe bedarf, die der nun schon so lange dauernde Kampf täglich mehr wünschenswert macht. So lange aber dieser Angriff dauert, und zwar dauert unter den Auspizien der Regierung, so lange wird das Zentrum auf seinem Platze sein — nie agressiv, immer verteidigend, aber mit Energie verteidigend."

Und acht Jahre später in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 28. Juni 1880 führt er denselben Gedanken wie folgt aus:


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wenn es Ihnen gelungen wäre . . . uns durch diese Vorlage zu erschüttern, dann hätten Sie freilich einen ungeheuren Sieg errungen. Nein, wir bleiben einmütig auf dem bisherigen Wege des Beharrens und des parlamentarischen Kämpfens für unsere Prinzipien. So werden wir unsere Überzeugung geltend zu machen suchen, bis man endlich begreift, die Zentrumsfraktion kann nur dann ‚verduften', wenn auf dem kirchlichen Gebiete alles Recht gewährt wird, wenn den Katholiken auf diesem und allen anderen Gebieten die Parität eingeräumt wird, die ihnen gebührt. Dann kann sie ‚verduften', eher nicht. Der Kollege v. Wedell sagt mir: Sie ‚verduftet' nicht. Ich erwidere ihm darauf: Wenn diese beiden Forderungen der Freiheit der Kirche und Parität erfüllt sein werden, so würde die Fraktion jedenfalls kein zwingendes Interesse mehr haben, in ihrer jetzigen Geschlossenheit zu bleiben. Einzelne Mitglieder könnten sich bei dieser oder jener Fraktion bei abweichenden Anschauungen anschließen, und wenn man mir von der Rechten zuruft, das werde nie geschehen, so heißt das mit anderen Worten: wir werden nie die vollen Rechte und volle Parität gewähren."

Die Erfahrung hat dann ja auch gelehrt, daß die gegnerischen Parteien nicht bereit waren, den Katholiken volle Rechte und volle Parität zu gewähren. Und so richtete denn Windthorst in einer am 20. Juni 1886 in Dortmund auf dem Katholischen Arbeiterverbandsfeste gehaltenen Rede (laut stenogr. Bericht der „Tremonia") folgende Mahnung an die Katholiken:

„M. H., wenn ich Ihnen gesagt habe, daß wir noch nicht zu Ende sind und daß wir auch fortfahren müssen, unser Ziel zu verfolgen, in engem Anschlusse an die Bemühungen des Papstes und des Kaisers, so folgt daraus, daß die Organisation, welche bisher für uns bestanden, fortdauern muß. Zunächst sind die uns von Gott eingesetzten Hirten berufen, die Rechte der heiligen Kirche überall zu vertreten. Nachdem aber die Verhältnisse der Zeit und die Entwickelung der Geschichte die Laien in so hervorragender Weise mit in den Kampf hineingezogen haben, bleibt es eine Notwendigkeit, daß


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese in der Organisation, welche die Not der Zeit ihnen gegeben hat, beharren. Zu dieser Organisation gehört für die Parlamente, den preußischen Landtag und den deutschen Reichstag, die Zentrumsfraktion, und ich glaube, es würde ein großer Fehler sein, wenn die Zentrumsfraktion, nachdem dieser erhebliche Schritt zum Besseren geschehen ist, nun die Hände in den Schoß legen wollte. M. H., die Zentrumsfraktion hat die Aufgabe, das, was nicht vollendet ist, zu vollenden, immer in dem Sinne, unter der Beschränkung, die ich wiederholt betont habe; sie hat auch die Aufgabe, mit darüber zu wachen, daß das Gewonnene uns nicht wieder entzogen wird. — Als nach langen Kämpfen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der Friede geschlossen wurde, hat man es notwendig gefunden, — und mit Recht notwendig gefunden, — daß die, welche bis dahin sich bekämpft hatten, sich gegenseitig Garantien für ihr künftiges friedliches Verhalten gaben. Die wesentlichste und Hauptgarantie war die, daß in Religionssachen die Majorität die Minorität nicht überstimmen konnte. Diese Garantie ist zur Zeit, ich sage ausdrücklich zur Zeit, noch nicht für uns praktisch, und solange dieselbe nicht praktisch ist, haben wir, die Minorität, unter allen Umständen die Pflicht, ein starkes Korps auf der Wacht zu haben. Dieses Korps kann naturgemäß nur das Zentrum sein oder eine ähnliche Bildung, die Sie nach Belieben schaffen mögen. Die Zentrumsfraktion, die Sammlung der katholischen Männer, welche Sie und die übrigen katholischen Wähler Deutschlands nach Berlin gesandt haben, sie haben an sich, obwohl die stattliche Zahl von über 100 vorhanden, obwohl diese Zahl von Bedeutung ist, noch nicht die Mehrheit; denn in einer Versammlung, wo über 400 sind, ist immer 100 nur ein Viertel. (Ruf: Leider! und Heiterkeit.) „Leider" wird gesagt, ich sage das mit, aber vielleicht ist das „Leider" doch nicht ganz begründet, denn es ist dieser Umstand geeignet, uns aufmerksam zu machen, daß wir stets unsere ganze Kraft zusammennehmen müssen, daß wir nie feiern dürfen, und, m. H., in der steten Übung der Kraft liegt die Verdoppelung derselben. Wenn aber die Zentrumsfraktion bestehen soll, so



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedarf sie der Hintermänner, und diese Hintermänner sind die Wähler; es bleibt deshalb die Pflicht aller katholischen Männer, auf der Wacht zu sein, damit sie die nötige Zahl von Vertretern nach Berlin schicken. Nur so werden wir das, was noch zu erreichen ist, erkämpfen und das, was erkämpft ist, behüten."

Und wie Windthorst äußerte sich der „unvergeßliche Herr v. Mallinckrodt", wie Herr Dr. Julius Bachem ihn selbst in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 31. Januar 1878 bezeichnete, wenn er ihn auch heute nicht mehr so ganz als Kronzeuge gelten lassen will, da er erst später auf den Boden der nichtkonfessionellen Fraktion getreten sei und „eben mehr wie die übrigen Führer des Zentrums in den Traditionen der ehemaligen ‚Katholischen Fraktion'" gelebt habe (S. 55/56). In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 26. November 1873 führte von Mallinckrodt aus:

„Und wenn der Herr Abg. Lasker so leichthin den Vorwurf gegen uns schleudert: wir hätten den Konflikt vom Zaune gebrochen, so befindet er sich im vollsten Widerspruche mit der Wahrheit der Tatsachen.

Ich fordere ihn auf, uns den Nachweis zu führen, daß von uns die erste Anregung gegeben ist! Er hat sich selbst geschlagen. In seinen Deduktionen setzt er ein mit dem Hinweis auf den Bericht, der in diesem Hause erstattet worden ist über die damalige sogenannte Klostersturmpetition. Von wem ist die Petition ausgegangen? M. H., von den verehrlichen Berlinern, nicht von uns!

Wer hat darüber zu berichten gehabt? Die Petitionskommission dieses Hauses, die aus 28 Mitgliedern bestand, und diese 28 Personen haben meines Wissens einstimmig gegen die — ich glaube, zwei — Katholiken, die in der Kommission waren, sich für die Petition ausgesprochen, die von den Berlinern zum Zwecke der Beseitigung der uns werten klösterlichen Institute in das Haus eingebracht war. . . .

Damals haben Sie sich freilich dagegen ausgesprochen, daß der Bericht in diesem Hause zur Verhandlung käme. Aber,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

m. H., weshalb haben Sie das getan? Etwa weil Sie geneigt gewesen wären, sich auf die Seite des Rechtes zu stellen und dasselbe gegen unberechtigte Angriffe zu verteidigen? Dann wäre es ja ganz außerordentlich einfach gewesen, die verehrten Herren hätten den Bericht hier im Hause zum Vortrag kommen lassen und ihn dann abwerfen sollen, dann wäre Ruhe und Frieden hergestellt gewesen. Aber gerade weil Sie den Standpunkt der Petenten zu dem Ihrigen machten, weil es Ihnen so kurz vor den Wahlen nicht genehm war, sich in die Karten klar hineinsehen zu lassen, deshalb paßte es allerdings weit weniger in Ihr Konzept, den Bericht hier zur Beratung kommen zu lassen. Nun sind wir eben klug genug gewesen, um, trotz Ihrer Bemühungen die Sache zu verdecken, klar zu sehen, und weil wir und mit uns das katholische Volk gar nicht im Zweifel waren über die Tendenzen der verehrten Herren, deshalb dachten wir daran, es sei doch notwendig, uns für die Zukunft auf Verteidigung einzurichten. Ist das etwa ein Angriff, wenn ich mir eine Festung baue?“

Und weiter:

„Indessen, m. H., haben wir denn nicht auf beiden Seiten dringende Veranlassung, einen solchen Zustand, wie der, in dem wir in diesem Augenblicke uns befinden, tief zu bedauern? Ist das ein auf die Dauer erträglicher Zustand, wenn in einem großen Lande mit starker Mischung der Religionsbekenntnisse auf der einen Seite ein corpus catholicorum sich entwickelt und auf der anderen Seite ein corpus evangelicorum? Und wenn dann acht Millionen zwölf Millionen gegenüberstehen, mit dem am allertiefsten die Empfindung erfassenden Gefühle gewaltsamer Beeinträchtigung auf dem Gebiete des Glaubens und der Religion? Sie sind geneigt, uns so darzustellen, als wenn wir unberechtigte, über das Gebiet unseres Glaubenslebens hinausgehende Angriffe gegen Sie richteten; wir leugnen das, umgekehrt aber behaupten wir die Wahrheit dessen, was Sie leugnen. Wir behaupten, daß Ihr Vorgehen in seiner notwendigen Konsequenz die Vernichtung unserer Gewissensfreiheit in sich schließt, daß Ihr Vorgehen die Vernichtung des Katholizismus in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesem Lande in sich schließt, — das behaupten wir. Sie sagen ‚nein'. Mir kommt es nur darauf an, an dieser Stelle den Gegensatz klar zu stellen. Ich glaube es Ihnen, m. H., Sie glauben an die Wahrheit Ihrer Meinung, Sie dürfen uns aber auch vertrauen, daß wir an die Wahrheit unserer Behauptung glauben. Erkennen Sie deshalb den vollen Ernst der Situation an. Die Forderung, die Sie an uns stellen, geht dahin, wir sollen die von Ihnen diktierten Gesetze anerkennen; das ist eine Forderung, die uns zumutet, wir sollen unseren kirchlichen Glauben aufgeben und verraten, und das ist eine Forderung, die wir abweisen auf die Gefahr der Vernichtung hin.

(Fortsetzung folgt).

---

## LXIII.

## Kürzere Besprechung.

Grisar H. S. J., Luther, 3. Band, 1. u. 2. Auflage. XVII. und 1108 S. gr. 8° — Freiburg, Herder. 1912. Geb. 20,40 ℳ.

Recht glücklich reiht sich dieser dritte Band den im Jahre 1911 erschienenen zwei Bänden an. Auch hier zeigt sich staunenswerte Literaturkentnnis, Durchdringung und Beherrschung des Materials, würdige und vornehme Diktion. Eine Nachprüfung des sehr umfangreichen historischen Gebietes und Behandlung von Einzelheiten ist nicht der Zweck dieser Besprechung.

Über die Methode Grisars ist nach dem Erscheinen der beiden ersten Bände viel geschrieben worden. Harnack und viele nach ihm glauben vom Standpunkt der „höheren Kritik", einzelne Charaktereigenschaften seien „so breit entwickelt", daß sie als „der wichtigste Bestandteil seines (Luthers) Lebenswerkes oder als der Kern seiner Persönlichkeit" hintreten. Ferner urteilen sie, daß „die große, umsichtige Darstellung im höheren Sinne ganz ungenügend" sei; denn vom Standpunkt der höheren Kritik muß „das Bild eines Helden entstehen, der sich und seine Brüder


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu Gott emporheben will". (Harnacks Rezensionen in der Theologischen Literaturzeitung 1911, Nr. 10 und Nr. 24). Kawerau schrieb in diesem Sinne seine „Glossen", bevor der zweite und dritte Band, die erst ein abschließendes Urteil nach dieser Richtung hin erlaubten, erschienen war. Prof. Dr. Merkle schreibt im Hochland (1911/12 Nr. 8) hierzu: „Die unerschöpfliche Fülle von Material und die fast beispiellose große Zahl von Streitfragen, deren Erörterung unumgänglich war, brachte es mit sich, daß Grisar nicht eine ununterbrochene Darstellung von Luthers Entwicklung geben konnte. Es mußte vielmehr bald zu dieser, bald zu jener Kontroverse Stellung genommen und deshalb manches eng Zusammengehörige auseinandergerissen werden. Die Menge der Details macht so die Übersicht fast unmöglich. Dies soll kein Vorwurf gegen den Verfasser sein, weil er, wenn einmal die zahlreichen Einzelfragen ihrer Lösung näher gebracht werden sollten, kaum einen anderen Weg einschlagen konnte". Über diesen nach Merkle notwendigen Weg urteilt Harnack (l. c.): „Mit reichster Gelehrsamkeit — an dieser hat es der Verfasser nicht fehlen lassen — und auch in der niederen Kritik wird man ihm schwerlich besondere Fehler oder einen Mangel an Gerechtigkeit und Unparteilichkeit nachweisen können; im Gegenteil, er hat hier getan, was er konnte, hat zahlreiche katholische Legenden und Verleumdungen widerlegt."

Es mag sein, daß infolge dieser Methode in den beiden ersten Bänden „diesem Charaktergemälde das Eindringliche und Bezwingende der stürmischen Darstellungsart Denifles fehle, auch die künstlerische Abrundung eines den Werdegang des Reformators unmittelbar rekonstruierenden Geschichtsbildes" (Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands, 1912, S. 98), jetzt aber nach Erscheinen des dritten Bandes scheint die Methode Grisars vollauf berechtigt, zweckmäßig, ja notwendig. Weil im ersten und zweiten Band das Bild Luthers durch die vielen Detailuntersuchungen historisch gereinigt war, konnte Grisar im dritten Band zusammenfassender, übersichtlicher, großzügiger schreiben, er konnte der „niederen" und zugleich auch der „höheren" Kritik gebührend Rechnung tragen. „Man klagte, und zwar schon vor Beendigung des Werkes, beide (niedere und höhere


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kritik) schüfen keine Einheit des Bildes. Nun, ich habe ihre Ergebnisse zu der Einheit, die man in den früheren Bänden vermißte, dort, wo der Platz dafür war, nämlich im dritten Bande, zu erheben gesucht." (Grisar in Laacher Stimmen 1912, 10. Heft).

Freilich ergaben die früheren kritischen Einzeluntersuchungen besonders im dritten Band nicht das oben erwähnte aprioristische Bild Luthers im Sinne Harnacks, wohl aber ein Bild, das dem wirklichen Luther möglichst nahe kommen will, ein Bild quellenmäßig auf rein historischem Hintergrund gemalt, unabhängig von der religiösen Bewertung des einzelnen. Der einzelne kann sich sein Werturteil bilden auf Grund des vorgelegten kritisch gesichteten Urkundenmaterials. In dem Historiker Grisar kommt auch der scharfe Psychologe zur Geltung. Der dritte Band gibt insbesondere das, was Lic. W. Braun im Korrespondenzblatt für die evangelische Konferenz in Baden, Karlsruhe (1911, Nr. 37) bei der Besprechung der beiden ersten Bände sagt: „Wir werden nun, was längst hätte geschehen sollen, was auch bei Köstlin viel zu kurz kommt, in die Brunnenstube des Seelenlebens Luthers hineingeführt." So bieten eine feine psychologische Charakteristik die folgenden Kapitel: „Verdüsterung, Aberglaube, Teufelswahn" (cap. 31), „Ein Lebensgang voll Gewissenskämpfen" (cap. 32), „Einberufung des Konzils von Trient 1542. Höchste Anspannung Lutherischer Polemik" (cap. 33), „Nachtseiten des Seelenlebens. Krankheiten" (cap. 36), „Umdichtung des jungen Luthers durch den alternden" (cap. 37), „Das Lebensende" (cap. 39). Ein vielfach abschließendes Urteil gestatten die Kapitel über „Luthers ethisches Lehrresultat" (cap. 29), „Abschluß der literarischen Tätigkeit. Ein Gesamtbild" (cap. 34), „Luthers soziale und kulturelle Stellung" (cap. 35).

Daß dem „gelehrten und ehrlichen Jesuiten" Grisar (Mallet im Bremer Kirchenblatt 1911, Nr. 37) in seinem historischen und psychologischen Lutherbilde der Vorwurf der Parteilichkeit mit Unrecht gemacht wird (vgl. K. Meissinger in den Süddeutschen Monatsheften 1911, Juli, 81 und Archiv für Reformationsgeschichte 1912, Heft 2, S. 96), zeigt u. a. das Studium des Kapitels „Vorteilhafte Züge" im zweiten Buche Seite 563



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis 610 und die Ergänzung hierzu in den vier Spalten des dritten Bandes (S. 1101).

Die Zweckmäßigkeit von Grisars Methode wird besonders gerechtfertigt in dem 40. Kapitel: „Am Grabe". Welche Wandlungen des geistigen Lutherbildes in der Geschichte des Protestantismus! Luther in der Periode der sogen. „Orthodoxie", in der Zeit des Pietismus und der Aufklärung und Luther im letzten Jahrhundert! Angefangen mit Zacharias Werner bis zu den drei meistverbreiteten großen Lutherbiographien der Neuzeit von Adolph Hausrath, Theodor Koldes, Julius Koestlin in Verbindung mit G. Kawerau — in der Aufzählung der Lutherbilder will Grisar nicht einmal erschöpfend sein.

Wenn Grisar (III. S. 907—931) beim modernen buntfarbigen Lutherkleid behandeln muß: Legendarisches Lutherbild der protestantischen Volksliteratur, Antirationalistischer und ethischer Luther, der mittelalterliche Luther, der neuzeitliche Luther, der „religiöse" Reformator und der Kulturheros, der „politische" Luther bei Chamberlain, — dann versteht man den Standpunkt D. Scheels vom unbestimmbaren Luther (D. Scheel in „Religion in Geschichte und Gegenwart" 1912, 3. Bd., Artikel: Luthertum; vgl. auch Horst Stephan, Luther in den Wandlungen seiner Kirche. Gießen 1907, Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus, 1. Heft), dann kann man sich erklären, daß Harnack in seiner Lutherrede 1883 (Martin Luther und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Bildung, Gießen 1883, S. 4) sagt: „Wer kennt ihn selbst und wen verlangt es, ihn wirklich zu kennen? Man will ihn verehren, wie man ihn sich wünscht, als den Träger der eigenen Ideale, aber im geheimen argwöhnt man, daß er doch ganz anders gewesen sei: Sein Charakter imponiert allen, seine Überzeugung läßt man dahingestellt oder verarbeitet sie zu kursfähiger Münze", — dann aber auch hat Grisar, nach Professor Gothein „der geistreichste Historiker der Jesuiten", volle und allseitige Berechtigung in der Anwendung seiner Methode bei einer Lutherbiographie, nämlich: „Je konkreter, desto besser und je detaillierter, desto naturwahrer."

Dem dritten Band sind angefügt die für den Historiker äußerst dankenswerten Arbeiten des Jesuitenpaters Peter Sinthern über die Jahresfolge der Schriften Luthers und der Hauptereignisse (S. 932—952) und das alphabetische Gesamtregister zu den drei Bänden (S. 1037—1108). In den Nachträgen (S. 953—1035) gibt P. Grisar sachliche Ergänzungen und Verbesserungen, vielfach als Erwiderung auf Kritiker seines Werkes.

Dr. —g.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXIV.

## Vom Kampf um die Orienthypothese in der Geschichte der christlichen Kunst.

Von Anton Baumstark.

Als im Frühjahr 313 die beiden Augusti Konstantinus und Licinius durch ihr von Mailand aus erlassenes Reskript eine neue Aera in der Religionspolitik des römischen Staates eröffneten, bezeichnete das welthistorische Datum zugleich die Geburtsstunde zwar nicht erst der christlichen Kunst überhaupt, wohl aber einer die gesamten künstlerischen Lebenskräfte der Spätantike in den Dienst des Christenglaubens stellenden Monumentalkunst. Mochte in jenen Dienst schon seit dem Zeitalter der Flavier in der Stille unterirdischer Gräbergalerien der Pinsel des Malers und ungleich früher, als noch der Begründer der christlich-archäologischen Wissenschaft G. B. de Rossi es Wort haben wollte, an figurenreichen Prachtsarkophagen auch der Meißel des Bildhauers getreten sein. Mochten in Zeiten verhältnismäßiger Duldung des Christennamens selbst eigene, in ihrer Raumgestaltung durch die Bedürfnisse des in ihnen zu übenden Kultus bedingte christliche Sakralbauten sich erhoben haben. Eine auf der ganzen Linie das Erbe der Antike antretende christliche Großkunst wurde doch erst möglich, seit die Öffentlichkeit christlich wurde, ihre großen Bauaufträge, die kaiserlichen Bauaufträge zumal, statt derjenigen der Olympier der Verehrung Christi und seiner Blutzeugen galten.





Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und nicht nur die notwendigen äußeren Daseinsbedingungen für eine solche christliche Großkunst hat erst die Konstantinische Epoche geschaffen. Sie hat auch ihrem innersten Wesen seinen charakteristischen Stempel aufgeprägt. Die christliche Antike ist seit dem Jahre 313 wesenhaft Triumphalkunst. Durch ihre Basiliken und Zentralbauten, aus dem Farbenglanz ihrer Mosaiken und den Schöpfungen ihres Kunsthandwerks, ja sogar aus der doch vielfach neue Pfade einschlagenden sepulkralen Malerei und Plastik des vierten und fünften Jahrhunderts tönt mit dem gewaltigen Pathos jubelnden Siegesbewußtseins immer wieder derselbe Akkord: das festliche: „Resurrexi“ der Kirche, die nach den Karfreitagsstunden dreier für den rückwärtsgewandten Blick zu einer einzigen langen Verfolgungszeit zusammenfließender Jahrhunderte den Ostermorgen beginnender Weltherrschaft angebrochen sah.

Nichts könnte daher mehr als die Konstantinischen Jubiläumsfeiern des laufenden Jahres den Gedanken nahe legen, sich über den augenblicklichen Stand eines Kampfes Rechenschaft zu geben, der in zunehmendem Maße im Vordergrunde des Interesses der kunstwissenschaftlichen Forschung steht, des Kampfes um das, was man kurz die Orienthypothese bezüglich des Ursprungs und der ältesten Entwicklung der christlichen Kunst genannt hat.

1.

„Orient oder Rom?“ — So hat J. Strzygowski, der maßgebliche Vorkämpfer der Orienthypothese, im Jahre 1901 in dem Titel des programmatischen Buches gefragt, dessen Erscheinen das akute Stadium des Streites eröffnete. Ist die altchristliche Kunst die — selbst in vorbildlicher Weise auf stadtrömischem Boden vollzogene — Christianisierung einer römischen Reichskunst, die von der glanzvollen Hauptstadt der Caesaren aus nach West und Ost, Nord und Süd hin die Provinzen beherrschte, oder ist, was im kaiserlichen Rom blühte, von vornherein wesenhaft eine hellenistische


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunst gewesen, deren Stammgebiet die Küsten des östlichen Mittelmeerbeckens mit ihren durch Alexander d. Gr. und die Diadochen geschaffenen Großstädten bildeten, und haben speziell auch bei der Erzeugung der neuen christlichen Kunstwerte vor, unabhängig neben und mehr als Rom die Zentren jenes Mutterbodens hellenistischer Kultur das entscheidende Wort gesprochen?

Die Frage war klar und schneidend scharf gestellt, und der in der Zwischenzeit von seinem damaligen Grazer Lehrstuhl an die Universität der österreichischen Kaiserstadt berufene Gelehrte hat die Genugtuung, daß sie nicht mehr zur Ruhe gekommen ist und nicht mehr zur Ruhe kommen wird, bis die ihr von ihm gegebene Beantwortung allgemein als die richtige anerkannt ist. Daß dieses Ziel schon heute auch nur annähernd erreicht sei, kann allerdings nicht behauptet werden.

Zwar, daß die alte romzentrische Betrachtungsweise der älteren christlichen Kunstgeschichte, immer mehr an Boden verliert, ist unleugbar. Von Jahr zu Jahr häufen sich die — nicht zuletzt von strebsamen Anfängern mit dem freudigen Wagemut der Jugend unternommenen — Einzeluntersuchungen, die ihren Gegenstand im Freilicht Strzygowskischer Problemstellung ins Auge fassen, und wenn auch keineswegs alle derartigen Spezialarbeiten ernsthaft dazu beigetragen haben, die These des Meisters besser zu begründen, mehr als eine vielmehr weit eher dazu angetan gewesen wäre, dieselbe in den Augen eines besonnenen Beurteilers zu kompromittieren, so ist doch schon ihre wachsende Zahl als Zeugnis dafür beachtenswert, wohin die Dinge gehen. Noch mehr fällt im gleichen Sinne die Tatsache ins Gewicht, mit welcher Entschiedenheit eine Reihe durchweg ausgezeichneter zusammenfassender Darstellungen der letzten Jahre mit jedem Vorurteile zu Gunsten Roms gebrochen, und die führende Bedeutung des Ostens für die frühchristliche Kunstentwicklung anerkannt haben. Denn bei der Bildung einer Durchschnittsüberzeugung in irgend einer wissenschaftlichen




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frage fällt ja erfahrungsgemäß und begreiflicherweise dem Typ des Handbuchs eine geradezu entscheidende Rolle zu. Auf dem französischen Sprachgebiete sind hier das Manuel d'archéologie chrétienne (2 Bde. Paris 1907) des gelehrten Benediktiners Dom H. Leclercq und der erste Versuch einer „byzantinischen" Kunstgeschichte zu nennen, den Ch. Diehl mit seinem Manuel d'art byzantin (Paris 1910) gemacht hat. Auf dem englischen kommt O. M. Daltons unter Ausschluß der Architektur den Stoff noch erschöpfender und ausführlicher behandelndes Werk über Byzantine art and archaeology (Oxford 1911) in Betracht. In Deutschland hat der Franziskaner P. B. Kleinschmidt sein Bekenntnis zur Lehre Strzygowskis in bezeichnender Weise an die Spitze seines „Lehrbuches der christlichen Kunstgeschichte" (Paderborn 1910) gestellt, und C. M. Kaufmann hat in der soeben erschienenen zweiten Auflage seines „Handbuches der christlichen Archäologie" (Paderborn 1913) seinen in der ersten (ebenda 1905) noch etwas behutsam angetretenen Abmarsch aus dem römischen ins orientalische Lager — man darf wohl sagen: mit fliegenden Fahnen — zu Ende geführt. Auch nur Erscheinungen wie K. Woermanns dreibändige „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker" (Leipzig und Wien 1900 ff.) und die neueste von M. Semrau bearbeitete Auflage des dem Mittelalter gewidmeten zweiten Bandes von W. Lübkes „Grundriß der Kunstgeschichte" (Eßlingen 1910) braucht man zur Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, wie sehr die Erkenntnis von der entscheidenden Verankerung der christlichen Kunstentwicklung im Osten im Vormarsch begriffen ist. Wie in die Lehr- und Handbücher hält diese Erkenntnis auch in die Kataloge der Museumsbestände sieghaft ihren Einzug. Dalton ist da mit seinem Catalogue of early christian antiquities and objects from the christian east in the departement of British and Mediaeval antiquities and ethnography in the British Museum (London 1901) führend vorangegangen. O. Wulffs „Altchristliche und mittelalterliche byzantinische und italienische


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bildwerke" der Königl. Museen zu Berlin (Berlin 109 ff.) sind durch ihre ganz markante Stellungnahme um so wertvoller, weil sie jedenfalls die schlechthin mustergiltigste einschlägige Arbeit bilden. Beachtenswerte Referate in Zeitschriften tun endlich ein Übriges, um das Verständnis für die kunstgeschichtliche Stellung des christlichen Ostens in weiteste Kreise der Kunstfreunde zu tragen. Neben Darlegungen Wulffs im „Repertorium für Kunstwissenschaft" behauptet etwa eine Reihe anspruchsloser Aufsätze von L. Baur im „Archiv für christliche Kunst" den Wert eines Zeichens der Zeit.

Aber dem allen steht doch gegenüber, daß die unentwegten Vertreter des alten Glaubens an eine zentrale Stellung Roms in der frühchristlichen Kunstentwicklung weit davon entfernt sind, sich als geschlagen zu bekennen. Und unter diesen Unentwegten sind Träger von Namen besten Klanges. Kein Geringerer als J. Wilpert, der hochverdiente Sospitator der Katakomben- und älteren Kirchenmalereien Roms, hat noch auf dem im vorigen Jahre in ihren Mauern abgehaltenen X. Internationalen Kongreß für Kunstgeschichte der Ewigen Stadt mit lauter Stimme den unverjährbaren Anspruch auf den Ehrennamen einer Schöpferin der altchristlichen und mittelalterlichen Monumentalkunst vindiziert. Der hervorragendste unter den lebenden christlichen Archäologen italienischer Nationaltät O. Marucchi bringt es noch fertig, die altchristliche Denkmälerwelt des Ostens schlankweg zu ignorieren. Das wissenschaftliche Gewicht einer solchen Stellungnahme derer, die sich mit Recht als die unmittelbarsten Erben der Traditionen de Rossis fühlen, wird nun freilich stark dadurch beeinträchtigt, daß sie sich Strzygowsky gegenüber in einem Kampfe pro domo befinden, bei dem für sie nicht zu unterschätzende Gefühlswerte mitsprechen. Pietätvolle Schüler des Großen, der seine grundlegenden Entdeckungen einmal ausschließlich der römischen Erde verdankte, selbst die eigene Lebensarbeit den Monumenten dieser Erde widmend und mindestens ebensosehr unter dem Eindruck der religiösen, wie unter demjenigen der antiquarisch-kunstgeschichtlichen Bedeut-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

samkeit derselben stehend, können Männer wie die genannten der Frage: „Orient oder Rom?“ gegenüber wohl niemals zu einer völligen Objektivität gelangen.

Um so bemerkenswerter bleibt es, daß auch ein Forscher, bei dem alle die angedeuteten psychologischen Hemmungen so vollständig, als möglich, ausfallen, der im Gegenteil der katholischen christlichen Archäologenschule Roms mit einer in Weltanschauungsfragen wurzelnden Gegnerschaft schärfster Art gegenübersteht, L. von Sybel, in seinem jedenfalls ungemein anregenden Werke über die „Christliche Antike“ (Marburg 1906 ff.) den Gedankengängen Strzygowskis gegenüber eine mehr als skeptische Haltung einnimmt. Daß letzten Grundes auch er im Banne derselben stecken geblieben ist, beleuchtet vielleicht am hellsten den fast unwiderstehlichen Zauber, den die einzigartige Fülle und Geschlossenheit der römischen Denkmäler ausübt.

In der Tat konnte man zunächst, wenn es sich darum handelte, die Wiege der christlichen Kunst zu ermitteln, zu Gunsten Roms gegen den Orient zweierlei sehr nachdrücklich geltend machen: einerseits die Zahl und qualitative Bedeutung, andererseits das Alter seiner frühchristlichen Monumente. Aber Einwände, die noch vor zwölf Jahren gegen Strzygowskis Programmbuch sich erheben ließen, haben schon heute viel von ihrer Zugkraft eingebüßt.

Von jeher hätte hier Eines nie ganz übersehen werden dürfen. Es ist dies die äußerste Ungunst der Erhaltungsbedingungen, unter der seit der mohammedanischen Eroberung die frühchristlichen Schöpfungen des Ostens zu leiden hatten, vor allem das in dieser Ungunst bedingte fast vollständige Ausfallen seiner beiden überragendsten Zentren: Antiocheia und Alexandreia. Und doch hat nun im Laufe des letzten Jahrzehnts das Bild des für die Kunstgeschichte in Betracht kommenden christlich-orientalischen Denkmälerbestandes sich in ungeahntem Maße verändert. Die Erschließung der christlichen Monumente Ägyptens, vorab die von Kaufmann durchgeführte Aufdeckung der Ruinen des libyschen Menasheiligtums


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der es umgebenden Wallfahrtsstadt, neben denen diejenigen des gleichfalls noch streng altchristlichen Klosters des Apa Jeremias im Schatten der Stufenpyramide von Sakkara und die bis in die spätkoptische Zeit herabführenden des Apollonklosters von Bawit besondere Beachtung erheischen; die durch amerikanische Expeditionen geleistete sorgfältige Aufnahme der großenteils allerdings schon durch de Vogüé bekannt gemachten großartigen christlichen Ruinenwelt des inneren Syriens; die fortschreitende Erforschung der Kirchen und Kirchentrümmer des Euphrat- und Tigrisgebietes; bedeutsame Einzelfunde in Palästina und auf der Balkanhalbinsel; wertvolle Nebenresultate, welche an der kleinasiatischen Westküste auf dem Boden des alten Ephesos und Milet zunächst im Dienste der klassischen Archäologie unternommene Ausgrabungen auch für die Geschichte der christlichen Architektur zeitigten; die Freilegung von Mosaiken des fünften bis achten Jahrhunderts in den zu Moscheen umgewandelt gewesenen Kirchen von Saloniki; die Entdeckung eines unglaublich reichen Freskenschmuckes, den zahlreiche Höhlenkirchen des kleinasiatischen Hinterlandes aufweisen; das Auftauchen einzelner neuer Reste altchristlicher Buchmalerei und die immer klarer sich aufdrängende Erkenntnis des engen Zusammenhanges mit Altchristlichem, der auch relativ jungen Miniaturenhandschriften namentlich des nichtgriechischen Orients ihren Wert verleiht: — das alles hat zunächst rein quantitativ die Masse dessen, was der Orient gegen Rom in die Wagschale zu legen hat, in einer Weise vermehrt, daß von einem Übergewicht Roms nach dieser Seite nicht mehr gesprochen werden kann.

Soll sodann die innere Bedeutung der römischen und orientalischen Monumente gegen einander abgewogen werden, so stelle man etwa die Ruinen der Menasstadt oder der innersyrischen Trümmerfelder mit ihren wunderbaren, durchweg neugearbeiteten Schmuckgliedern neben die ihr Material an Säulen und Kapitellen einem systematischen Raubbau in paganen Anlagen verdankenden Basiliken Roms. Das ehemalige caput-mundi schneidet selbst christlicher Lokalkunst


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Ostens gegenüber geradezu armselig ab. Oder man frage sich, wo Rom auch nur eine einzige Spur so herrlicher Mosaikpavimente aufweist, wie sie, um zu schweigen von ähnlichen Resten in Jerusalem, Tyrus und Edessa, die kleine Landstadt Madeba östlich des Jordans in Menge geliefert hat. Oder man messe die gleichaltrigen Wandmosaiken der römischen Kirchen an denjenigen von Saloniki, beziehungsweise dem jedenfalls auf diesem Gebiete echt orientalischen Ravenna oder an dem unter Justinus II. (565—578) geschaffenen Mosaikenzyklus der Justinianischen Apostelkirche in Konstantinopel, dessen Bild die von ihm aufgefundene Beschreibung des Byzantiners Nikolaos Mesarites A. Heisenberg so lebensvoll wiederherzustellen gestattete, daß wir mit ihm fast wie mit etwas Erhaltenem rechnen können.

Unumwunden zugegeben ist freilich, daß vermöge des Alters seiner Monumente Rom noch immer an der Spitze steht. Zwar haben sich auch in dieser Richtung wenigstens auf dem Gebiete der Architektur die Dinge zu Gunsten des Ostens nicht unmerklich verschoben. In der südsyrischen Ruinenstätte Umm-idsch-Dschimal, anscheinend dem alten Thantia, wurde an der Kirche eines Julianos ein vom Jahre 345 datierter Sakralbau in Form eines einschiffigen mit Querbogen und Steinbalken eingedeckten Saales festgestellt. Unter der Sophienkirche zu Sofia sind die übereinander liegenden Mosaikpavimente zweier älterer Anlagen ans Licht getreten, von denen der untere einer Coemeterialkirche rund desselben Alters angehörte. Dem Jahre 325 nicht allzuferne scheint die Entstehung der im 14. Jahrhundert zur Moschee umgewandelten, heute ihres Daches beraubten Hagia Sophia von Nikaia zu stehen. Auf dem Oelberge haben die Ausgrabungen der Pères Blancs in Jerusalem die allerdings recht kümmerlichen, aber doch eine völlig zuverlässige Erkenntnis des Grundrisses ermöglichenden Reste einer Basilika bloßgelegt, die Konstantin d. Gr. schon vor 333 über einer angeblich vom Herrn als Ort seiner letzten Lehrvorträge benützten Höhle hatte errichten lassen. Und immer allge-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meiner ringt sich die Überzeugung durch, daß an der fünfschiffigen Geburtsbasilika zu Bethlehem eine zweite vor dem genannten Jahre entstandene konstantinische Gedächtniskirche Palästinas, noch wesentlich unverändert, aufrecht steht. Für das Gebiet der sepulkralen Plastik ist die Frage nachgerade brennend geworden, ob nicht manche Stücke, die man als Zeugnisse ihrer frühen Blüte auf römischem Boden glaubte ansprechen zu sollen, vielmehr aus dem Osten bezogene Importware darstellen. Doch handelt es sich da um Dinge, die noch kontrovers sind, und unter dem Wenigen, was — in einem alexandrinischen Sippengrab und in der Nekropole der Oase von el-Kargeh — der Orient bisher an Beispielen sepulkraler Malerei geliefert hat, scheint nichts über die Wende vom dritten zum vierten Jahrhundert hinaufzureichen. Es kann also mit der schon am Ende des ersten einsetzenden Reihe der römischen Katakombengemälde nicht konkurrieren.

Aber hier wird man sich eben nachdrücklichst der ungünstigen Bedingungen zu erinnern haben, unter denen sich eine Erhaltung monumentaler Reste des Urchristentums im Osten hätte vollziehen müssen. Man wird von seinem durch die Stürme der arabischen und türkischen Eroberung durchwühlten Boden das nicht fordern dürfen, was die Stadt der Päpste bietet, an der selbst die Invasionen der Westgoten und Vandalen nur wie leichte Gewitter vorüberzogen. Das heutige — überhaupt möglicherweise nur vorläufige — Fehlen einer den ältesten christlichen Monumenten Roms entsprechenden orientalischen Denkmälerschicht beweist nicht, daß eine solche Schicht auch niemals vorhanden war. Die Frage ist vielmehr berechtigt, ja unabweisbar, ob ihre ehemalige Existenz nicht müsse erschlossen werden, und ob, wenn sie uns erhalten wäre oder jemals noch wiedergeschenkt werden sollte, nicht gerade sie den zwingenden Beweis für das eigentlich von vornherein Wahrscheinliche erbringen würde: daß der Osten, wie die Heimat des Christentums selbst, so auch diejenige der christlichen Kunst gewesen ist.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man mag vom Ausgange des dritten Jahrhunderts an für jeden beliebigen Zeitpunkt einen Querschnitt durch die Gesamtheit der erhaltenen frühchristlichen Denkmäler von Ost und West legen, um sie auf die in ihnen hüben und drüben zum Ausdruck kommende Entwicklungsstufe der christlichen Kunst zu prüfen, immer wird der Osten als der weiter fortgeschrittene, innerlich reichere Teil erscheinen. Eine einzige Grabkammer der Oase el-Kargeh, die ihren Gemäldeschmuck besonders gut erhalten hat, zeigt nicht weniger als fünf in der gesamten sepulkralen Malerei Roms unerhörte Darstellungen. Den im Osten so oft und in so genialer Mannigfaltigkeit auftretenden und bereits in der Konstantinischen Kathedrale Antiocheias auf die Gemeindekirche angewandten Typ des Zentralbaues vertreten in Rom nur die beiden Mausoleen von S. Costanza und Tor Pignattara, das lateranensische Baptisterium und die auf den Grundmauern eines älteren profanen Rundbaues — des Macellum magnum — erwachsene Kirche S. Stefano Rotondo. Und alle diese wenigen Beispiele sind eingeschossig, während zu Jerusalem schon im Rahmen der am 13. September 336 konsekrierten konstantinischen Bauten am Heiligen Grab die dieses unmittelbar umschließende Rotunde doppelgeschossige Emporen aufwies. Der reichen durch Gewölbebau und Übernahme der Kuppel bedingten Ausgestaltung des basilikalen Bauschemas, die sich im Osten vollzog, steht in Rom die geradezu ermüdende Wiederholung seiner ursprünglichsten und einfachsten Gestalt gegenüber, und auch hier ist die im Orient zur Vorherrschaft gelangte und wiederum schon im Rahmen der konstantinischen Golgothabauten vertreten gewesene Doppelgeschossigkeit der Seitenräume ursprünglich auf das einzige Beispiel von S. Agnese beschränkt. Vollends an der Ausbildung neuer Kapitellformen, an der spezifisch christlichen Ausgestaltung des gesamten plastischen Ziergliederschatzes der Architektur hat Rom überhaupt nicht mitgearbeitet. Derartige Tatsachen reden eine denn doch nicht mißzuverstehende Sprache. Einem Verhältnis, das späterhin so sehr ein konstantes ist, kann

Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

unmöglich während der drei ersten Jahrhunderte ein gerade umgekehrtes entsprochen haben. Die führende Stellung, welche der Osten seit Beginn des vierten Jahrhunderts unbestritten einnimmt, wird nur begreiflich, wenn er sie von allem Anfang an eingenommen hat.

Neues und hochbedeutsames Licht auf die Geburt der christlichen Kunst aus dem Hellenismus der Küstenländer des östlichen Mittelmeers zu werfen sind schließlich zweifellos auch die überraschenden Entdeckungen berufen, die in neuerer Zeit bezüglich der Fernwirkung hellenistischer Kunst nach Osten gemacht wurden. Auf dem Boden Indiens haben namentlich die Denkmäler einer Kunst, die während der vier ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung in dem Reiche von Gandhara blühte, sich als direkte Abkommen der hellenistischen Antike erwiesen. In Ost-Turkistan haben vor allem die drei deutschen Turfan-Expeditionen der Jahre 1902—1906 den Blick in eine versunkene Welt eröffnet, deren bis in die Zeit des abendländischen Mittelalters herabführende Monumente es gestatten von einem hellenistischen Kunstkreise Zentralasiens zu reden. Die buddhistische und die christliche Kunst erscheinen angesichts dieser Funde als die beiden gewaltigen Flügel eines einzigen auf hellenistischen Fundamenten ruhenden Gebäudes. Rom liegt in ihrer Beleuchtung ungefähr ebenso nahe an der westlichen als Gandhara an der östlichen Peripherie der dem Einflusse hellenistischer Kunst geöffneten Welt der vorkonstantinischen Jahrhunderte. Es ist schlechthin undenkbar, daß bei der Entstehung einer christlichen Kunst der maßgebliche Anstoß von diesem peripheren Punkte sollte ausgegangen sein und nach dem eigentlichen Zentralgebiet jener Welt erst sollte zurückgewirkt haben.

Man glaubte früher — und ich selbst habe diese Anschauung vertreten —, daß die ältesten Schöpfungen christlicher Kunst eine natürliche Wirkung der heidenchristlichen Propaganda gewesen seien: Umsetzung eines in Erinnerung an biblische Errettungsberichte redenden vom Judentum übernommenen Gebetstyps in die dem bekehrten „Hellenen" geläufige


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Form des Bildes. Neuerdings mehren sich die Anzeichen dafür, daß die keineswegs bilderfeindliche jüdische Kunst selbst jene Übertragung des Gebetswortes in die Bildform bereits vollzog und so schon das Judenchristentum einen ältesten ikonographischen Typenschatz mitbrachte. Es treffe nun das Eine oder das Andere zu, jedenfalls waren die Bedingungen für die Entwickelung eines künstlerischen Ausdruckes religiöser Gedanken auf christlichem Boden in Antiocheia und Alexandreia ebenso gut und mindestens in Antiocheia noch früher als in Rom gegeben. Dann aber ist es eine schlechthin unvollziehbare Vorstellung, daß es dort selbständig zu jener Entwicklung nicht gekommen wäre.

Will man eine durchaus vorsichtige Haltung einnehmen, so wird man etwa Folgendes sagen müssen. Für die Lehre von dem nicht römischen, sondern osthellenistischen Ursprung der christlichen Kunst läßt sich vorerst, ja möglicherweise für immer ein stringenter Beweis an der Hand einer lückenlos bis in das erste Jahrhundert hinaufführenden Kette von Denkmälern nicht erbringen. Aber noch weit weniger läßt sich auf Grund des vorliegenden Monumentalbestandes ein Beweis gegen sie führen. Vielmehr sind die entscheidendsten Erscheinungen dieses Bestandes nur mit ihr in Einklang zu bringen, wie nur sie der kunst- und kulturgeschichtlichen Gesamtlage der Zeit genügende Rechnung trägt, in welche die ersten Regungen eines christlichen Kunstwillens fallen. Sie erscheint somit als eine berechtigte, weil notwendige Hypothese, als eine jener zahlreichen von der wissenschaftlichen Arbeit zu machenden Hilfsannahmen, die ihre Rechtfertigung darin finden, daß nur bei Unterstellung ihrer Richtigkeit ein ausgedehnter Komplex gesicherter Tatsachen sich erklären läßt. Man wird ferner zugeben können, daß in einer Zeit, in welcher das aus dem Osten zuströmende neue Material sich derartig häuft, eine gewisse Gefahr naheliegt, die so lange überschätzte Bedeutung Roms für die ältere christliche Kunstgeschichte nun umgekehrt zu unterschätzen, und mit Rücksicht auf diese Gefahr mag es nicht als unwillkommen gelten,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß eine fortgesetzte Bestreitung ihrer grundlegenden Voraussetzung die nicht mehr romzentrisch eingestellte Forschung zu einer um so schärferen Nachprüfung ihrer Einzelergebnisse nötigt.

(Schluß folgt.)

---

# LXV.

## Eine beabsichtigte zweite Berufung Alberts des Großen an die Universität Paris ums Jahr 1268.

Von Dr. J. A. Endres.

Heinrich Finke[1]) war 1891 in der Lage, das biographische Material für Albert den Großen durch eine Anzahl wertvoller, an diesen gerichteter Briefe zu bereichern. Mit dreien derselben eröffnet er seine ganze Sammlung und reiht sie damit in die Zeit vor dem Jahre 1257 ein, in welches der vierte der von ihm erstmals veröffentlichten Dominikanerbriefe fällt. Genauerhin erwähnt er als Termin der Abfassung die Zeit um und nach 1250.[2]) In der Literatur, welche diese Stücke bisher verwertete, ist ihre Datierung bis zur Stunde schwankend geblieben. Es verlohnt sich daher, sie neuerdings einer Prüfung zu unterziehen, zumal sich daraus die im Lichte der Zeitgeschichte nicht uninteressante Feststellung ergibt, daß Albert ungefähr zwanzig Jahre nach seiner Lehr-

---

1) Ungedruckte Dominikanerbriefe des 13. Jahrhunderts, Paderborn 1891.

2) Nachdem E. Michael in einem unten zu zitierenden Aufsatze vom Jahre 1901 die Briefe zu 1267 ff. gestellt hatte, bemerkt Finke, Die Freiburger Dominikaner und der Münsterbau, Freiburg 1901, 8 (Sonderabdruck aus der „Alemannia", Neue Folge, Bd. II.): „Das würde sehr gut zu der Chronologie der Dominikanerbriefe passen. Abgesehen von einer auszuscheidenden Gruppe werden nunmehr sämtliche in die Zeit von 1264—1286 fallen."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tätigkeit in Paris, und nachdem er die Stellung eines Provinzials der Provinz Teutonia und das Amt eines Bischofs von Regensburg verwaltet hatte, ein zweites Mal für einen Lehrstuhl an der Universität Paris ausersehen war.

Im ersten Briefe dankt der Ordensgeneral Albert für die von ihm bekundete Willfährigkeit, dem Besten der Ordensmitglieder zu dienen, und besonders dafür, daß er auch nach Paris gegangen wäre, um den Brüdern Vorlesungen zu halten, wenn ihm ein Lektor zur Verfügung gewesen wäre. Er bittet ihn nun, in Köln das Lektorat zu übernehmen.

Der Bequemlichkeit halber möge hier das kurze Schreiben im Wortlaut folgen:[1])

Domino Alberto lecturo magister ordinis.[2]) Reverendo ... Referente karissimo mihi in Christo fratre ... leta mente suscepi vestre gratissime propositum voluntatis, quod videlicet ad illa propter Deum parati eratis prosequenda libentius, que fratrum profectum respicerent oportunum: si olim, quando vos requisivi, ut Parisius fratribus legeretis, vobis, qualis nunc est, lector quidam affuisset, illuc utique ivissetis. Super quibus debitas gratias vobis ago, vos exorans suppliciter, ut tam dignum et utile propositum obtato et necessario fratribus prosequentes effectu Coloniam velitis civitatem adire, cum vestram presentiam illius civitatis clerus affectuose desideret et requirat, ubi sacri putei fluenta vobis credita cum fratrum promocione multiplici ad alios derivare poteritis pluribus profutura. Valete.

Im zweiten Brief dankt der Ordensgeneral Albert für seine Verdienste um den Konvent in Straßburg. Im dritten Brief bringt ein Provinzial an Albert den Dank der beim Generalkapitel versammelten Väter für seine Bemühungen um den Orden zum Ausdruck. Mit der Andeutung einer Bitte bricht der Text leider plötzlich ab.

1) Bei Finke a. a. O., S. 51.

2) Dieser Satz ist wohl nicht als Adresse, sondern als archivalischer Vermerk zu fassen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Finke scheint mit seinem Ansatz der Briefe um 1250 lediglich im Auge zu haben, daß sie vor der Bischofszeit Alberts geschrieben wurden. Denn er meint aus reverendo und venerabili lasse sich auf eine bischöfliche Würde Alberts nicht schließen. Damit steht wohl in Zusammenhang, daß er die Briefe mit einem ersten Aufenthalt Alberts in Köln und Straßburg in Verbindung bringt und sagt: „Die Zeit seines ersten Aufenthalts in Köln und Straßburg hat bis jetzt noch nicht festgestellt werden können und darum ließen sich auch die drei ersten Briefe nicht genauer datieren.“[1])

Auch A. Hauck[2]) verlegt den ersten Brief vor die Bischofszeit Alberts und zwar glaubt er ihn mit der Übersiedelung Alberts von Paris nach Köln (im Herbst des Jahres 1248) in Beziehung setzen zu dürfen. Auf Wunsch des Kölner Klerus, von dem in dem Briefe zu lesen ist, sei Albert damals nach Köln gekommen. — Bei dieser Annahme ist übersehen, daß der Brief hätte nach Paris gerichtet sein müssen, von wo Albert 1248 nach Köln kam. Aus dem illuc utique ivissetis geht aber deutlich hervor, daß Albert damals nicht in Paris war. Der Brief paßt also nicht zum Jahre 1248.

Ungefähr gleichzeitig geben dem Brief eine neue Datierung Paul v. Loë[3]) und Emil Michael.[4]) Sie stimmen miteinander überein in dem Ansatz desselben nach der bischöflichen Regierung Alberts zu Regensburg. In der Tat finden die Ausdrücke Domino, Reverendo, exorans suppliciter im Munde des Ordensgenerals, eine genügende Erklärung nur, wenn der Adressat nicht nur der große Gelehrte ist, sondern der gewesene Kirchenfürst, der sich freiwillig den Wünschen des Ordensobern zu Diensten stellt.

Aber welches ist nun näherhin der Zeitpunkt, auf den das Schreiben fixiert werden muß?

---

1) Finke, a. a. O. 19, 51.

2) Kirchengeschichte Deutschlands, Leipzig 1903, 4, 466[5]

3) De vita et scriptis b. Alberti Magni, Anal. Bolland., Bruxell. 1901, 20, 302 (nr. 171).

4) Albert der Große, Zeitschr. f. kath. Theol., Innsbruck 1901, 25, 187.



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Michael nennt das Jahr 1267. Er geht davon aus, daß Albert bereits vom Anfang August dieses Jahres seinen ständigen Wohnsitz in Köln aufgeschlagen habe, so wenigstens in dem Artikel über Albert in der Zeitschrift für katholische Theologie a. a. O. S. 187. Bei der Einreihung dieser Abhandlung in seine „Geschichte des deutschen Volkes“[1]) modifiziert er seine früheren Äußerungen, vermutlich unter dem Eindruck, den die unterdessen erschienenen Regesten von Loë auf ihn machten. Er gibt zu, daß für Albert von einem ständigen Heim in Köln vom Jahre 1267 ab noch nicht die Rede sein kann, und meint nun, in das Jahr 1267 „oder nicht viel später“ werde jenes undatierte Schreiben zu setzen sein.

Von Loë nennt „ungefähr 1269“, wobei ihm die regestenmäßige Zusammenstellung der einzelnen Daten im Leben Alberts nicht gestattet, sich über die Motive dieses Ansatzes weiter auszusprechen.

Allein suchen wir in dem Briefe einen Anhaltspunkt zu gewinnen, so bietet er als feste Tatsache den dringenden Wunsch des Ordensgenerals dar, Albert möge sich nach Köln begeben, um dort seine Lehrtätigkeit wieder aufzunehmen. Da Albert diesem Wunsch allen gegebenen Voraussetzungen nach entsprach, so ist festzustellen, an welchem Zeitpunkte in der Periode nach seiner Resignation auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg die Rückkehr Alberts nach Köln in Wirklichkeit stattfand. Nun läßt sich seine Anwesenheit in Köln bereits im August des Jahres 1263 urkundlich belegen (bei von Loë n. 136 u. 137). Allein es ist völlig ausgeschlossen, daß er sich damals mit der Absicht trug, eine Lehrtätigkeit auszuüben. Denn er war kurz vorher vom Papste mit dem Amte eines Kreuzpredigers in Deutschland und Böhmen betraut worden, und sein Aufenthalt in Köln scheint nicht mehr als einige Wochen gedauert zu haben. Des weiteren weisen die Urkunden nach Köln in dem oben genannten Jahre von 1267. Allein es sind nur zwei Doku-

1) Freiburg 1903, 3, 103.


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mente aus den Monaten August und September (Loë n. 150 u. 151). Von einem ständigen Aufenthalte in Köln kann auch jetzt in der Tat noch nicht die Rede sein, denn die beiden nächsten Jahre nehmen ihn fast ausschließlich in den Gegenden des Oberrheins in Anspruch. Erst am 16. April 1270, wie urkundlich feststeht, ist er wieder in Köln, und von jetzt ab bleibt Köln allerdings sein ständiger Wohnsitz bis zu seinem Ende.

Jener erste Brief bei Finke ist daher vor diesem Zeitpunkte anzusetzen, und zwar, wie P. von Loë richtig tut, schon 1269. Denn Albert ist als lecturus (= Domino Alberto lecturo), als solcher, der Vorlesungen halten wird, bezeichnet. Seine Bereitwilligkeit für das Amt eines Lektors wird er für ein beginnendes Studienjahr in Aussicht gestellt haben, also ungefähr im Sommer oder Herbst 1269. Damit kennen wir auch den Ordensgeneral, der an Albert schreibt, nämlich Johannes von Vercelli, welcher diesen wichtigen Posten von 1264—1285 bekleidete. Er verfaßte auch den zweiten der von Finke mitgeteilten Briefe.

Ein nicht geringes Interesse darf nun in dem ersten Briefe des Ordensgenerals das wie in einem Gefühle gelinder Enttäuschung eingeflochtene Sätzchen beanspruchen: Si olim, quando vos requisivi, ut Parisius fratribus legeretis, vobis, qualis, nunc est, lector quidam affuisset, illuc utique ivissetis. Ein mehrfaches geht daraus hervor. Albert war schon vor jenem Zeitpunkte vom Ordensgeneral selbst für das Lehramt und zwar an der Universität Paris ausersehen gewesen. Allein er ist dem an ihn gestellten Ansinnen ausgewichen, weil er damals — ein anderer Sinn kann in den Worten kaum enthalten sein — in dem Kloster, wo er war, keinen Lektor zur Verfügung hatte, der seine Stelle ausgefüllt hätte. Schon damals hatte demnach Albert seine Lehrtätigkeit bereits wieder aufgenommen gehabt und zwar, wie es scheint, als einziger Lehrer des Hauses. Nunmehr aber befindet sich ein solcher neben ihm im Kloster.

In welchem Kloster traf Albert die Bitte seines Ordensgenerals als Lektor nach Köln zu gehen? Nach P. Man-




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

donnet,[1]) welcher von einem langen Aufenthalte Alberts zu Würzburg von 1265—1267 spricht und Albert bereits 1268 dauernden Aufenthalt in Köln nehmen läßt, käme in erster Linie Würzburg in Betracht. Die Ortsüberlieferung ist einer derartigen Annahme günstig.[2]) Tatsächlich besteht aber die hier zugrunde gelegte Chronologie die Probe nicht und fällt darum auch die darauf gestützte Annahme. Denn der letzte Würzburger Aufenthalt Alberts liegt zwischen dem Dezember 1264 und August 1265 und die Rückkehr Alberts nach Köln erfolgte nicht bereits 1268. Vielmehr weisen die auf Albert bezüglichen Urkunden vom Frühjahr 1268 bis zum Herbst 1269 (vgl. Loë n. 153—168) nach dem Oberrhein und den angrenzenden Gebieten, insbesondere nach Straßburg und seiner Umgebung.

Von dieser Tatsache aus fällt auf den zweiten der von Finke mitgeteilten Briefe an Albert aufhellendes Licht. In ihm ist nämlich von der Ankunft Alberts in Straßburg die Rede (in Argentinam venientes), aber auch zugleich von einer Lehrtätigkeit Alberts bei den Dominikanern daselbst (fratres doctrina sacra reficitis). Dieser Brief kann nur in dem Zeitraum 1268—1269 geschrieben sein. Denn es läßt sich nach der Resignation Alberts auf das Bistum Regensburg i. J. 1262 kein anderes Verweilen Alberts zu Straßburg nachweisen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es dann die für Straßburg bezeugte Lehrtätigkeit, auf welche der erste Brief anspielt. Albert hielt in Straßburg theologische Vorlesungen, da daselbst gerade kein Lektor vorhanden

---

1) Albert le Grand, Dictionnaire de Théologie Catholique, Paris 1903, 1, 667.

2) „Die Brüder wünschten ein Kloster innerhalb der Stadtmauern (von Würzburg). Der einige Zeit 1263—65 und 1267—68 in Würzburg weilende und im Hofe Wiesenfeld beim Neumünster lehrende Dominikaner Albertus d. G. verschaffte dem Orden Ansehen und Gönner", sagt der Verfasser des Artikels „Das ehemalige Dominikaner-, nun Augustinerkloster in Würzburg" im Kalender f. kath. Christen, Sulzbach 1894, 113.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war. An und für sich läßt das urkundliche Material allerdings die Möglichkeit offen, daß Albert bereits unmittelbar nach seiner Kreuzzugspredigt die Lehrtätigkeit wieder aufnahm, so im Studienjahr 1264/5, wo er in Würzburg weilte, oder im Jahr 1266, für welches einstweilen jede geschichtliche Nachricht fehlt. Daß aber trotzdem an Straßburg zu denken sei, macht die merkwürdige Mitteilung glaubhaft, die im ersten Briefe enthalten ist: quando vos requisivi, ut Parisius fratribus legeretis.

Es steht also die Tatsache außer Zweifel, daß Albertus Magnus dazu ausersehen war, nach seiner Bischofszeit in Regensburg und nach einem Zwischenraum von ungefähr zwanzig Jahren noch einmal auf einen theologischen Lehrstuhl an der Universität Paris zurückzukehren. Diese Tatsache ist um so auffälliger, da im 13. Jahrhundert nur ganz vereinzelte Fälle bekannt sind, daß der Dominikanerorden ehemalige aktive Magister der Theologie neuerdings an die Universität Paris zurückberief[1]) und da es sich bei Albert um einen Bischof und eine der ersten Koryphäen der Zeit handelte. Da nämlich an den vorzüglichsten Provinzialstudien des Ordens nur in Paris kreierte Magistri der Theologie Verwendung fanden, so mußte dem Orden daran gelegen sein, zu Paris möglichst vielen Doktoren die Ausbildung und Graduierung zu ermöglichen. Im Dominikanerorden sind im Laufe des 13. Jahrhunderts nur zwei Fälle bekannt, daß bereits gewesene Magistri auf ihren Katheder in Paris zurückkehrten. Der eine betrifft Wilhelm von Hotham,[2]) der, nachdem er bereits um 1280 daselbst gelehrt hatte, 1287 ein zweites Mal dahin abgeordnet wurde. Bekannter ist der zweite Fall, da es sich hier um Thomas von Aquin handelt. Seine erstmalige Lehrtätigkeit zu Paris fällt in die Jahre

1) P. Mandonnet, Siger de Brabant, Louvain 1911, 88 (Les philosophes Belges, t. VI); J. A. Endres, Thomas von Aquin, Mainz 1910, 56 ff.

2) P. Mandonnet, a. a. O. 88 ².



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1252—1260, die zweite begann wahrscheinlich 1268 und dauerte bis 1272. Der Hinweis hierauf gewinnt eine besondere Bedeutung deshalb, weil es sich hier nicht nur um eine Parallele, sondern wahrscheinlich um ein Faktum handelt, das mit der Berufung Alberts im Zusammenhang steht.

Mit Recht hat man den Gründen nachgeforscht, weshalb der Aquinate zu Ende der sechziger Jahre aus Italien nach Paris zurückberufen wurde. Sie können nur gefunden werden in den großen Krisen, in denen sich damals die berühmte Universität und besonders die Mendikanten an ihr befanden. Es waren Krisen doktrineller und organisatorischer Art. Seit dem Auftreten des Wilhelm von St. Amour gegen die Mendikanten an der Universität handelte es sich für die letzteren um ihre Existenz an derselben. Den von Wilhelm entfachten Kampf führte in den sechziger Jahren Gerard von Abbeville mit erneuter Energie weiter. Ein Beweis hiefür ist die 1268 erschienene leidenschaftliche Schrift Gerards „Gegen den Widersacher der christlichen Vollkommenheit“ (Contra adversarium perfectionis Christianae). In doktrineller Beziehung nahm seit dem Jahre 1266 der Averroismus bei den Artisten an der Universität eine immer mehr herausfordernde Haltung an. Der Wortführer dieser Richtung, Siger von Brabant, kehrte sich ausdrücklich gegen die »praecipui viri in philosophia Albertus et Thomas«. Für die Orden galt es jetzt eine Kraftprobe zu bestehen, und die tüchtigsten und im Kampfe bereits bewährten Männer auf die exponierten Posten an der Pariser Universität zu senden. Als Johann von Vercelli in den Reihen der Seinen Umschau hielt, konnten sich ihm keine geeigneteren Männer darstellen, als jene, gegen die sich Siger von Brabant in erster Linie wendete. Es waren dieselben, die im Jahre 1256 an der Kurie zu Anagni den Kampf gegen die Mendikantengegner bereits einmal geführt hatten, Albertus und Thomas. Die Wahl zwischen ihnen fiel nun damals zuerst — das ist der interessanteste und bisher, wie es scheint, übersehene Punkt im ersten der von Finke mitgeteilten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Briefe — auf Albert den Großen, dessen Ansehen das seines Schülers noch überstrahlte, den auch die Kurie wiederholt, so bei der Ordnung der Regensburger Verhältnisse, zur Lösung schwieriger Aufgaben herangezogen hatte, dessen Auftreten im Lehrkörper zu Paris durch den in demselben wohl selten geschauten Glanz der bischöflichen Würde unterstützt worden wäre. Erst nachdem dann Albert, dem gegenüber ein strikter Befehl auch von seiten des Generalmagisters, wie der Tenor der Briefe lehrt, nicht am Platze war, auswich, fiel die Aufgabe Thomas zu. Die Vorgänge wären demnach im Jahre 1268 anzusetzen.

Damals tagte das Generalkapitel zu Viterbo. In der Tat befaßte es sich mit der Besetzung von Professuren, auch an der Universität Paris, nämlich insofern als es dieselbe, wie bereits im vorausgehenden Jahre, dem Ordensmagister anheimstellte:

Comittimus magistro ordinis ordinationem tam studii Parisiensis quam aliorum studiorum generalium IV provinciarum, ut de ipsis in magistris et bacallariis et aliis ad studium pertinentibus curam habeat diligentem.[1])

Wie bemerkt, stand dem Generalmagister dem ehemaligen Bischof Albert gegenüber kein strikter Befehl zu, sondern eine Bitte. Mit einer Bitte schließt das dritte der von Finke zu Anfang seiner Dominikanerbriefe mitgeteilten Schreiben. Es ist nun allerdings nicht vom Ordensgeneral abgefaßt, sondern vom Provinzial. Er stellt Albert ein bereitwilliges Entgegenkommen zu seinen Entschließungen in Aussicht. Dann fährt er fort, daß auf dem neulich abgehaltenen Generalkapitel die versammelten Väter seiner in angenehmster Weise gedacht und freudig schuldigen Dank gezollt haben für alle Mühe und Gunst, mit der er den Orden beglückt u. s. f. „Daher entnehmen sie (die versammelten Väter) dem Vergangenen die feste Hoffnung und Zuversicht auf das Künftige und

1) Acta capitulorum generalium, ed. Reichert 1898, I, 142, cf. p. 138.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bitten" . . . Hier bricht das Schreiben ab. Sein Hauptinhalt ist uns leider vorenthalten. Um welches Ordensinteresse handelte es sich in der vorgetragenen Bitte? Hat vielleicht der Provinzial von Deutschland im Namen und Auftrage des Ordensgenerals und des gesamten Kapitels die Bitte an Albert gerichtet, in entscheidungsvoller Stunde den Orden an der Universität Paris zu vertreten? Dem Zusammenhange nach, in dem das Schreiben mitgeteilt ist, wird es ungefähr der gleichen Zeit zuzuteilen sein, wie die beiden anderen. Dann wird es aber erlaubt sein, die soeben gestellte Frage wenigstens aufzuwerfen.

## LXVI.

## Die Waldverwüstung in alter und neuer Zeit.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung im öffentlichen Leben unserer Zeit, daß meist untergeordneten Fragen und Aufgaben, in dem gesprochenen wie in dem gedruckten Worte, eine größere Aufmerksamkeit und ein intensiveres Interesse zugewendet wird als den großen, den über die Zukunft des Volkes oder der Völker entscheidenden Fragen und Forderungen. Manche Zeitungsnotiz, die in schwer leserlichem Kleindruck und an unbeachteter Stelle gebracht wird, ist ungleich bedeutungsvoller als eine in derselben Blattnummer im Sperr- oder Fettdruck veröffentlichte Nachricht. Dies gilt von den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Fragen oft in einer Weise, die man als Vorenthaltung der wichtigsten Ereignisse und ernstesten Gefahren bezeichnen kann.

Eines der größten der kulturellen und wirtschaftlichen Probleme, das in der Öffentlichkeit zu wenig einer ernsthaften Diskussion unterzogen und in seiner Bedeutung zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehr unterschätzt wird, ist der Kampf gegen die Verwüstung der Wälder und die Beseitigung der Folgen dieser Verwüstung. Die einschneidende Wichtigkeit dieses Problems kann uns am besten eine Geschichte der Walddevastation und der durch sie hervorgerufenen Konsequenzen lehren.

Wenn wir von „Waldverwüstungen" hören, verstehen wir darunter gewöhnlich die völlige Devastation: die Ausrottung des Waldes. Wir haben indeß unter einer solchen Verwüstung einen zweifachen und verschiedenen Vorgang zu unterscheiden: erstens die Schädigung oder teilweise Verwüstung eines Waldkomplexes, welche man etwa als „Waldmißhandlung" bezeichnen kann, zweitens die vollständige Devastation, die Rodung des Waldes. Der erstgenannte Vorgang gleicht einer Krankheit oder Verwundung, der zweite einem Totschlage oder der Vernichtung eines Lebewesens.

Die Schädigung und die Mißhandlung des Waldes kann durch menschliche und durch Naturkräfte erfolgen. Zur Schädigung durch Menschenhand zählen: der Holzfrevel; alle die mutwilligen, gedankenlosen oder egoistischen Verletzungen der Bäume,[1]) der Pflanzgärten und Verjüngungen; die Waldweide, insbesondere in jungen Beständen; die übermäßige Streuausbeute; durch Unvorsichtigkeit oder durch Absicht entstandene Waldbrände; Steinbruchanlagen, welche die Gefahr der Abschwemmung im und am Wald bieten u. v. a. Zur Schädigung durch Naturkräfte und andere Einflüsse sind zu

1) Eine besondere Form der Waldmißhandlung stellt das in vielen Alpengebieten übliche „Schneiteln" dar. Am meisten verbreitet ist die Schneitelwirtschaft in Nordtirol, Salzburg und Oberkärnten. Die „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins" (Jahrg. 1898, S. 69--100) schreibt hierüber: „Am meisten verbreitet und am beliebtesten in den Alpenländern ist die Gewinnung der Aststreu von den stehenden Bäumen durch das sogen. „Schneiteln" wobei die Bäume unter Zuhilfenahme von Steigeisen und Axt oft schon vom 30. bis 40. Jahre an und dann in einem Turnus von etwa 8—10 Jahren wiederholt bis gegen den Gipfel hinauf entästet werden: ein Vorgang, den wir geradezu als Waldschinderei bezeichnen müssen."


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

rechnen: sehr kalte Winter[1]) und starke Maifröste; Stürme, Überschwemmungen des Waldes und Waldbodens; Lawinenstürze, Schneedruck und Eisbehang; Insekten- bezw. Raupenfraß und Krankheiten der Waldbäume; Blitzschläge, intensive Hagelschläge usw. Sehr nachteilig wirken auf die Wälder auch die Gase, die durch chemische Fabriken erzeugt werden, insbesondere die verschiedenen schwefligen Säuren. Falls derartige Fabriken einen sehr großen Umfang angenommen haben, ist in ihrer Nähe ein Gedeihen der Blatt- und Blütenwelt und die Samenbildung ausgeschlossen. In gleicher Weise wirken die großen Mengen des Kohlenstaubes, die in ausgedehnten Industrie- und Kohlengebieten erzeugt werden, schädlich auf den Wald. Namentlich gilt das von den Fichten-, Tannen- und Kiefernwaldungen, an deren klebrigen Nadeln der genannte Staub und Rauch festhaftet und damit den Atmungsprozeß der Nadeln erschwert.

Die eigentliche Waldverwüstung bedeutet die **dauernde** Ausrottung, die radikale Vernichtung des Waldes. Bei dieser Devastation kommt als Naturfaktor fast nur der große, nicht durch Menschenhand gelegte Waldbrand in Frage, aber in kultivierten Ländern nur insoferne, als der Mensch nach dem Brande das Neuaufwachsen des Waldes verhindert oder die Wiederaufforstung unterläßt. Der Insektenfraß führt nie eine völlige, am allerwenigsten eine dauernde Verwüstung des Waldes herbei. Die gewöhnliche Form der radikalen Walddevastation ist die der **Rodung**, d. h. die des Abhiebes und der Ausstockung eines Waldes in der Absicht, die freigewordene Fläche zu anderer Kulturart zu verwenden. Der Mensch hat sich als der erste und größte Feind des Waldes in der Vergangenheit wie in der Gegenwart erwiesen. Die Geschichte der Waldverwüstung ist eine Geschichte des Kampfes, des berechtigten und noch mehr des unberechtigten,

1) In dem dem Beginne der französischen Revolution vorhergehenden strengen Winter sprangen in den Wäldern die Baumstämme „als ob man mit Pistolen schießen würde“.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen den Wald, eine Geschichte des Vordringens der Völker und des Zurückweichens der Baumwelt. „Je länger ein Land bewohnt ist," sagt der Franzose Buffon, „desto ärmer wird es an Wald und Wasser."

Eine lückenlose Geschichte der Walddevastation läßt sich kaum schreiben, namentlich weil aus der frühen Zeit und selbst aus dem Mittelalter die hiezu nötigen Aufzeichnungen fehlen. Nach den uns zur Verfügung stehenden mangelhaften Notizen wollen wir die Waldverwüstung geschichtlich und geographisch in drei Teile und in drei ineinandergreifende Perioden gliedern, nämlich in: 1) die Waldverwüstung in den Ländern der vorchristlichen Welt, in den alten und neuen Staaten des europäischen Südens; 2) die Waldverwüstung vom Beginne des Mittelalters bis zur neuen Zeit; 3) die Waldverwüstung im neunzehnten Jahrhundert, speziell in den Ländern germanischer Zunge.

## I.

Der geschichtlich älteste Kulturstaat, Assyrien oder Mesopotamien, scheint bereits in der vorgeschichtlichen Periode des größten Teiles seiner Baumvegetation beraubt worden zu sein. Darauf weisen die Mauern der ausgegrabenen Bauwerke hin, deren Material, infolge des fehlenden Brennholzes, aus luftgetrockneten Ziegeln hergestellt ist. „Zum Baumwuchs", schreibt Herodot, „hat das Land durchaus keinen (?) Trieb, keinen Feigenbaum, keinen Weinstock, keinen Ölbaum." Es ist indeß, trotz Herodot, kaum anzunehmen, daß das ganze Mesopotamien von Anfang an jeglicher Waldvegetation entbehrt habe, und ganz sicher ist, daß die heutige Euphratwüste ein Ergebnis erst späterer Zerstörungen darstellt.

Ähnlich wie mit Mesopotamien verhält es sich mit Ägypten, das außer einzelnen Palmen- und Olivenhainen in der historischen Zeit keinen Wald mehr aufwies. Die zwischen den beiden vorgenannten Staaten liegenden Länder, Palästina und Phönizien, verloren erst in der historischen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Periode ihre Waldungen und damit ihre ehemalige Fruchtbarkeit und ihre günstigen klimatischen Verhältnisse. Über Phönizien schreibt E. Renan,[1]) der im Auftrage der französischen Regierung das schmale Küstenland bereiste:

„Das Land ist jetzt vollkommen verödet. Die Abholzung hat allenthalben ihre verderblichen Wirkungen geäußert: der Humus, Jahr für Jahr von den Bewohnern der wenigen Dörfer weggeführt oder von den winterlichen Regenströmen fortgerissen, ist von dem entblößten Felsengrunde verschwunden; die mehr und mehr versiegenden Quellen wurden zu schwach, um allen Widerstand zu überwinden und bis an das Meer zu gelangen; gehemmt durch Anschwemmung und Dünenbildung, erfüllen sie die Ebene mit giftigen Sumpfdünsten, so daß das einst so blühende und bevölkerte Land jetzt zur verpesteten Wüste geworden ist, welches meilenweit kaum eine Hütte zeigt."

Die gleiche radikale Walddevastation wie in Phönizien wurde auch im Hinterlande, in Palästina, in Szene gesetzt. Das Land, welches nach der hl. Schrift einst von Milch und Honig floß, das im Norden geschmückt war durch die Zedernwaldungen des Libanon und einen seltenen Reichtum an fruchttragenden Bäumen aufwies, ist heute zur größeren Hälfte Sand- und Steinwüste und Einöde. Die Zedern des Libanon sind bis auf wenige Exemplare gefallen, die Baumvegetation ist zum größten Teile verschwunden, der Regen stellt sich oft erst nach Jahresfrist ein, und die Wasser- und Quellenarmut macht sich in dem heißen und dürren Landstriche in unerträglicher Weise fühlbar. Zu den Hauptwaldverwüstern Palästinas zählen u. a. auch die Araber, bezw. der Islam und dessen Chalifen. Die Umgegend Jerusalems z. B. gedieh zur vollen Verödung erst durch Saladin, der im Jahre 1191, um das heranrückende Kreuzheer durch die Schrecknisse der Natur zu besiegen, die gesamte Baumwelt der Vernichtung preisgab.

1) Mission en Phénicie. Paris 1864 sq. Zitiert nach F. v. Rebers Kunstgeschichte des Altertums.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fast ebenso gründlich wie in Palästina wurde die Verwüstung der Wälder in den zum Teil angrenzenden nördlichen Ländern betrieben. Die ausgedörrten Hochebenen Kleinasiens, das baumlose und daher wasserleere Iran, speziell das devastierte Persien, waren einst waldreiche Gebiete, wie es das am schwarzen Meere liegende Kolchis noch heute ist. Kleinasien, besonders Armenien könnte ein wald- und wiesengrünes Paradies, statt der teilweisen Wüste, welche es jetzt darbietet, sein.

Ähnlich wie mit Kleinasien verhält es sich mit anderen Gebieten des großen asiatischen Kontinents. Indien war bis zum siebzehnten Jahrhundert üppig bewaldet, und selbst der dort zur vorübergehenden Herrschaft gelangende Islam zeigte sich nicht als Waldzerstörer, sondern als Waldförderer. Das änderte sich mit dem Eindringen der Chinesen. Letztere waren fleißige Ackerbauer, denen jeder Wald, wie s. Z. den liberalen Nationalökonomen,[1]) als unnütz erschien. Sie führten daher sofort gegen die Wälder einen Vernichtungskrieg, so daß in kurzer Zeit in den von ihnen besiedelten Gegenden die Berge und Hügel kahl waren. Aber ebenso rasch erschienen die Folgen dieser Vernichtung: Änderung der Jahreszeiten, d. i. des Verhältnisses von Sonnenschein und Regen, Trockenheit, Hungersnot und Krankheiten.

Gerade in Indien lassen sich die Folgen der Walddevastation in Bezug auf Überflutung, Regenmenge, Klima und Fruchtbarkeit gut beobachten. Nach den von den Engländern angestellten Untersuchungen betrug die jährlich niederfallende Regenmenge an den schwach bewaldeten Küsten im Durchschnitt 90 Zoll, auf den bewaldeten Höhen dagegen 300 Zoll, auf den baumlosen Hochebenen aber nur 15—30 Zoll. Infolge dieser Erkenntnis schritt die englische Regierung endlich gegen die Waldverwüstung etwas ein und setzte Prämien aus für Baum- und Waldkulturen.

---

1) Vergl. W. H. Riehl, Land und Leute. 5. Auflage. Stuttgart 1861, S. 57.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Noch umfangreicher wie in Indien hatten die Chinesen und die ihnen verwandten Völker die Waldzerstörungen in ihrem alten Heimatlande, insbesondere in Nord-China, betrieben. Vor dem Eindringen der Chinesen boten auch die Mongolei und die Tartarei den Anblick eines waldreichen Paradieses; nach der Okkupation durch die genannten Völker verschwand all die grüne Waldpracht und die baumlose Öde legte sich wie eine Leichenhülle über Berg und Ebene. Die gleichen Folgen wie in den entwaldeten Teilen Indiens sind, in noch früheren Zeiten, auch hier eingetreten. Das zum großen Teile ungesunde Klima Chinas bildet eine dieser Folgen.[1]) In richtiger Erkenntnis der Ursache der Klimaverschlechterung haben die deutschen Behörden nach der Besitzergreifung Kiautschous sofort Waldanpflanzungen an den Bergabhängen vorgenommen.

Der Asien zunächst liegende und in alter Zeit nach Asien übergreifende europäische Staat ist Griechenland. Das Land mit seinem „ewig heiteren Himmel" ist heute nahezu dürr und ausgebrannt, während es in seiner frühen und historischen Zeit reich an Wäldern und Bäumen war.[2]) Neben Eichen und Fichten fanden sich die Zeder, die Palme, die Platane, Myrthengebüsche und Lorbeerhaine, in denen die Quellen sprudelten und die Bäche rieselten. Besonders herrliche Eichenwälder fanden sich in Epirus; aber auch der südliche Teil Griechenlands, der Peloponnes, war bis zu der im Mittelalter durch die Venetianer erfolgenden Abholzung

1) Die großen Völkerwanderungen waren zum Teile und indirekt durch die Waldverwüstung bedingt. Infolge der Veränderung der klimatischen Verhältnisse, welche sich durch diese Verwüstungen ergaben und die sich besonders in der Austrocknung des Bodens äußerten, wurden die Völker Zentralasiens aus ihren alten Wohnsitzen hinausgeworfen und nach dem bewaldeten Westen gedrängt. (Vergl. Dr. G. Ruhland, System der politischen Ökonomie Bd. I. Berlin 1903. S. 163.)

2) Vergl. Dr. J. v. Weiß, Weltgeschichte, 3. Aufl., 2. Bd., Graz 1890, S. 2 ff.

Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

reich an Bäumen, Waldesschatten und Wasserschätzen. All diese grüne Herrlichkeit ist vergangen, und wer sich von dem ausgebrannten Boden des heutigen Hellas ein anschauliches Bild verschaffen will, braucht blos die bekannten Rottmannschen Fresken und Wachsgemälde in München zu studieren.

Die Devastation der Wälder hat in Griechenland bereits in der vorchristlichen Zeit begonnen; und an eine Nachpflanzung wurde damals nicht gedacht, weil man eine Forstwirtschaft im modernen Sinne nicht kannte. Selbst Aristoteles rechnet die Forstwirtschaft zu den blos „okkupatorischen Gewerben".

Wie das griechische Festland verfiel auch dessen nähere und fernere Inselwelt dem Schicksale der Entwaldung. Verschwunden ist das üppige Grün der im Altertum berühmten „wälderreichen Zakynthos", ausgebrannt und kahl das einst zu Phönizien gehörige, heute durch seine Glutweine bekannte Cypern, dessen üppig strotzende, fast unbesiegbare Baumvegetation einstens die Inselbewohner als die größte Kalamität betrachteten. Sterilität des Bodens, Regenmangel und Wassernot ist die allgemeine Signatur der griechischen Inselwelt wie des Festlandes.[1])

Im Gegensatz zu dem das heutige Griechenland bildenden südlichen Teil der großen Balkanhalbinsel ist deren nördlicher Teil, die Länder der Türkei, Bulgariens und Serbiens, relativ besser, wenn auch durchaus nicht genügend bewaldet. Der Wald beträgt rund 20 Prozent der gesamten

1) Griechenland soll heute noch 13 Prozent Wald besitzen. Diese Angabe dürfte wohl nicht zutreffend sein. Überhaupt ist die Forststatistik in den meisten Ländern noch sehr unzuverlässig. „Zuverlässige kulturstatistische Mitteilungen besitzen wir nur von Deutschland und Österreich-Ungarn." (Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Conrad u. a. Bd. III, S. 631) Unbegreiflich erscheint es, daß die Waldzerstörung in dem ausgebrannten Hellas noch heute fortschreitet. Im Oktober 1902 wurden in Attika mehr als 50,000 von Wald bedeckte Stremmata durch einen 4 Tage währenden Brand zerstört. Der Brand wurde, wie Zeitungen meldeten, durch Landleute gelegt.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bodenfläche, also nicht viel weniger als derjenige des Königreichs Preußen mit 23,3 Prozent, und er dürfte einen beschränkten Umfang bereits gehabt haben, als die Türken die Byzantiner ablösten. Unter den verschiedenen islamitischen Stämmen haben sich die Türken für den Wald am wenigsten gefährlich, zum mindesten ungefährlicher als die Araber erwiesen,[1]) und man müßte gerechterweise in dem bekannten Worte: „Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, wächst kein Gras mehr", „Türke" mit „Islam" vertauschen.

Welche Waldpracht einzelne kleinere Teile des Balkan noch aufweisen, zeigt die Halbinsel und Mönchsrepublik des heiligen Berges Athos und das angrenzende Gebiet.

Der bekannte „Fragmentist" Dr. Ph. Fallmerayer[2]) entwirft davon eine glänzende Schilderung und fährt dann fort: „Vielleicht dieselbe Waldpracht hat einst die Höhenzüge um Saloniki, den kahlen Bergkranz um die weite Binnenebene Thessaliens, besonders aber den jetzt melancholisch-öde über Athen hereinblickenden Hymettus, und zum Teil den ausgetrockneten Boden Attikas selbst bedeckt! Zündet auf Athos die Wälder an und fällt die Urwaldriesen von Ravanikia, bald wird mit der grünen Herrlichkeit auch der Bach versiegen, wird der Mastixbusch verdorren, und ihr habt die Künste unserer Zeit über ein unentweihtes Labyrinth gebracht, habt den Sitz des seligsten Entzückens mit Axt und Feuerbrand säkularisiert."

Ebensogroß wie in Griechenland und viel umfangreicher als in der ehemaligen europäischen Türkei ist die Waldverwüstung samt den sie begleitenden Folgen auf der italienischen Halbinsel. Italiens gesamtes Waldareal beträgt kaum 12 Prozent der Bodenfläche, wozu noch kommt, daß die Mehrzahl der Waldungen in einem verkrüppelten und elenden Zustande sich befindet. Nur 1,6 Prozent des italienischen

---

1) In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat allerdings die türkische Regierung, um ihrer wachsenden Finanznot zu steuern, alle ihre öffentlichen Wälder den Meistbietenden zum Abholzen angeboten und zum Teil auch zugeschlagen.

2) Fragmente aus dem Orient. Stuttgart 1845. Bd. II, S. 64.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Waldes sind Staatseigentum. Und doch war auch Italien dereinst, wie Griechenland, reich bewaldet. In Korsika z. B. scheiterte die erste Ansiedlung der Römer an der Undurchdringlichkeit des Waldes. Der Naturforscher Plinius sagt von Italien: „Wie fruchtbar sind die Gefilde, wie reich an Gaben alle Arten von Waldungen! . . . Wie groß der Reichtum an Flüssen und an Quellen, die allenthalben Italien durchströmen und bewässern." Und der Grieche Strabo berichtet davon: „Der Reichtum an Metallen aller Art, an Holz und Nahrungsmitteln für Menschen und Vieh, und die Güte der Früchte ist nicht zu beschreiben." Nach Virgil muß im ältesten Italien ein später verschwundener Urwald vorgeherrscht haben. Den ciminischen Wald bei Viterbo schildert Livius 308 v. Chr. ganz wie die germanischen Wälder. Bei Theophrast gehört Italien zu den wenigen Ländern, die Schiffsbauholz liefern.

Waldverwüstung en gros scheinen bereits die Römer der spätrepublikanischen Zeit getrieben zu haben. Die stark anwachsende Bevölkerung einerseits, das dem Privategoismus dienende römische Recht[1]) anderseits bildeten die Hauptursachen der Devastation. In den ersten Jahrhunderten nach Christus war Italien bereits stark entwaldet, doch kam mit der Völkerwanderung, mit dem Zurückgehen der italienischen Bevölkerung durch Krieg, wirtschaftliche Not und Degeneration wieder eine „Rückwärtsbewegung", d. h. ein Anwachsen des Waldes, oder vielleicht richtiger: der Wildnis und des Gestrüppes; die auf die Berggipfel zurückgedrängten Waldungen rückten wieder in die Ebene vor. In den Lebensbeschreibungen der Glaubensboten der ersten christlichen Jahrhunderte kehrt fast gleichförmig die Schilderung wieder, daß in dem Walde oder der Wildnis, in der sie sich niedergelassen, ehemals eine römische Stadt gestanden sei.

1) „Das römische Recht gab dem einzelnen Eigentümer die Befugnis der vollen Ausbeutung des Nächsten und der Natur." (Dr. G. Ratzinger, Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 18. S. 463.)

Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mit der Rückkehr staatlich geordneter Verhälnisse in Italien, mit der neu anwachsenden Bevölkerung begann auch neu der Kampf gegen den Wald und dauerte mit einer eines besseren Zieles würdigen Konsequenz bis in die neueste Zeit hinein. Ganze Landstriche wurden zur unfruchtbaren und steinigen Öde, das Wasserquantum der Quellen und Flüsse nahm stark ab, um nur bei ausgiebigem Regen rasch zu steigen und die Umgebung zu überfluten; der zur Bildung von Gewitterherden veranlagte, kahle und heiße Boden ist eine der ersten Ursachen der fürchterlichen Hagelschläge, wie sie in gleicher Zahl und Intensität kaum ein anderes Land kennt. Der Mangel an Brennholz macht sich in dem vollkommen kohlenarmen Königreiche als schreiende Kalamität fühlbar und hemmt auch die Entwicklung der Industrie.

Auf dem Boden Italiens ist auch ein Volksstamm erwachsen, der zu den größten und radikalsten Waldzerstörern zählt, welche die Geschichte kennt: die Venetianer. Alle Länder, welche unter die venetianische Gewaltherrschaft kamen, verfielen dem Schicksal der Entwaldung: Venetien, die Inseln des adriatischen und des übrigen mittelländischen Meeres, die bereits erwähnte griechische Halbinsel Morea, besonders aber das heutige Dalmatien und Istrien. Über Istrien schreibt ein Reisender:[1])

„Istrien ist durchweg Karstgebiet. Graue, kahle Kalkfelsen, vielfach zerklüftet und zerrissen, dazu hie und da etwas Weinkultur oder Mais, auch Ölbäume, in tieferen Taleinsenkungen etwas fruchtbarer Boden, zerstreute arme Ortschaften, deren Bewohner von den Erträgnissen der Weinkultur oder von ihren Schafherden leben, das ist Istrien. Kein Fluß bringt Leben in die abwechslungsreiche, aber durch die grauen Felsen doch wieder eintönige Landschaft; nirgends sieht man frische, grüne Matten, geschlossene Waldbestände, behäbige Dörfer; der Regen verschwindet sogleich in den Spalten des Kalkgebirges, sodaß sich kein Wasserlauf bilden kann."

1) Unterhaltungsblatt der „Augsb. Postztg.", Jahrg. 1897, Nr. 17.

Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ähnlich wie in Istrien ist die Landschaft in Dalmatien, von Zara bis Spalato: überall die grauen Felsen des Karstes, nur einzelne Täler mit Grün bewachsen, die Höhen immer kahl. Dieser von den Venetianern am ganzen östlichen Ufer der Adria und deren Inseln geschaffene Karst ist den fürchterlichsten Stürmen der sogenannten Bora ausgesetzt, die oft die wenigen und mühsamen Kulturen der Taleinschnitte vernichtet. Die österreichische Regierung versucht seit Jahren, an einzelnen geschützten Stellen den Karst aufzuforsten, und verspricht sich davon eine allmähliche Unschädlichmachung der gefürchteten Borastürme. Eine vollständige Wiederbewaldung des Karstes ist indes ausgeschlossen.

Den erwähnten großen Waldverwüstern der alten Zeit, Venetianern und Chinesen, reihen sich würdig an die Eroberer Spaniens, die Mauren.

Die große iberische Halbinsel war wie die beiden übrigen des mittelländischen Meeres, d. h. wie Griechenland und Italien, einst dicht bewaldet, reich an Quellen und mächtigen Flüssen. Unter Vespasian war der Ebro von Varia aus, der Manzanares noch im 16. Jahrhundert bei Madrid schiffbar. Heute hat die Schiffahrt auf dem Manzanares gänzlich, auf dem Ebro zum großen Teile aufgehört.

Im Jahre 711 n. Chr. fiel Spanien bekanntlich durch die unglückliche Schlacht bei Xeres de la Frontera in die Hände der Araber oder der Mauren. Trotz einer hohen Kultur, welche die Mauren auf einzelnen Gebieten entfalteten, vernichteten sie die Bedingungen der materiellen Kultur durch die Verwüstung der Länder. Wie sie Spanien zum großen Teil entwaldeten, so auch andere Staaten; wo der Maure seinen Fuß hinsetzte, verdorrte der Boden. Die Entwaldung des einst so fruchtbaren und bevölkerten Nord-Afrika, von Ägypten bis Marokko, ist vornehmlich ihr Werk.

Moreau de Jonnes[1]) schreibt über die Waldverwüstung

1) „Über die Veränderungen, welche durch die Ausrottung der Wälder in dem physischen Zustande der Länder entstehen". (In deutscher Übersetzung 1825 erschienen.)





Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des westlichen Teiles Nordafrikas und anderer Gebiete: „Die Fruchtbarkeit der Abhänge des Atlas, an welchem der Garten der Hesperiden lag, ist mit ihren Wäldern und Gewässern verschwunden. Die glücklichen oder kanarischen Inseln des Altertums bieten, nunmehr ihres Gehölzes beraubt, nur ausgetrocknete Felder dar. Der Archipel des grünen Vorgebirges, dessen Wälder verwüstet sind, zeigt auf allen Seiten seine nackten, von der Sonne verbrannten Felsen; ein Jahrhundert war hinreichend, die Wälder der kalkigen Antillen zu erschöpfen, ihre Gebirge zu entblößen, sie des Regens zu berauben und ihre gänzliche Unfruchtbarkeit vorzubereiten."

Wie der Hinweis Moreau de Jonnes auf die Entwaldung eines Teiles der Antillen zeigt, haben die Spanier in der Waldverwüstung sich als gelehrige Schüler der Mauren erwiesen.[1]) Gerade unter der Regierung der bedeutendsten Herrscher, wie Karl V., Philipp II., wurde die Waldzerstörung im größten Maßstabe betrieben. Auch andere von den Spaniern eroberte Länder hatten teilweise unter dieser Devastation zu leiden, wenn auch z. B. die umfassende Entwaldung Mexikos vornehmlich ein Werk der Azteken ist.

Das heutige Spanien soll nach einer publizierten Forststatistik noch 17 Prozent Waldungen besitzen: ein Prozentsatz, der angesichts der förmlichen Wüsten, die Reisende Spaniens schildern, kaum richtig sein dürfte. (Das zur iberischen Halbinsel gehörige Portugal ist nur zu 5,1 Prozent der Bodenfläche bewaldet.)

(Schluß folgt.)

---

1) Wie wenig die maßgebenden Faktoren Spaniens noch vor wenigen Jahren die Bedeutung des Waldes begriffen, das beweist der 1886 im Kongreß zu Madrid gestellte Antrag, die Kosten der Flottenvermehrung durch den Verkauf von Gemeindeländereien und Staatsforsten zu decken. (Vergl. auch „Historisch-politische Blätter", Bd. 130, S. 701 f.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXVII.

## Probleme des Weltverkehrs.

Der Mensch der Neuzeit geht mit Hilfe der die kühnsten Unternehmungen gestattenden Technik daran, das Antlitz der Erde umzugestalten. Seitdem die Schnelligkeit und die Massenhaftigkeit das leitende Prinzip des Verkehrs geworden sind, seitdem die Technik wahre Wunder an Kühnheit und Größe auf dem Gebiete der Überwindung von Verkehrshindernissen ins Leben gerufen hat, ist der moderne Mensch rastlos bemüht, immer neue Probleme im Bereiche des Verkehrswesens in Angriff zu nehmen. Vor allem ist es der Weltverkehr, der zu neuen Unternehmungen reizt und Probleme ihrer Lösung entgegenführt. Einer der in Weltverkehrsfragen am besten beschlagenen Forscher der Gegenwart, Dr. Richard Hennig hat soeben in seinem Buche „Probleme des Weltverkehrs" (Berlin, Hermann Pantel 1913; Veröffentlichungen des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur Abteil. 38, Bd. 2, 320 S., 5 geb. 6.50 Mk.) die interessantesten und aussichtsreichsten Fragen der Weltverkehrspolitik aufgerollt und mit großer Sachkenntnis zur Darstellung gebracht. Bei der Neuheit und teilweisen Unklarheit dieser Probleme ist ein näheres Bekanntwerden mit denselben von großem Werte.

Das Hauptinteresse des Verkehrswesens wird heute, da die Länder Europas längst mit einem tausendmaschigen Eisenbahnnetz überzogen sind, dem Wasserstraßenverkehr zugewendet. Allein auch der Eisenbahnverkehr harrt wenigstens in Deutschland noch einer endgültigen Lösung. Doch ist die Frage nicht technischer, sondern verwaltungspolitischer Natur. Es ist das Problem der deutschen Eisenbahngemeinschaft. Die Frage der partikularistischen staatsrechtlichen Eisenbahnhoheit einzelner deutscher Staaten soll hier nicht angeschnitten werden. Es handelt sich nur darum, den deutschen Eisenbahnverkehr unter dem Gesichtswinkel der Schnelligkeit und Billigkeit einer Untersuchung zu unterziehen. Die




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einzelstaaten, namentlich in Süddeutschland, haben das Bestreben, den großen Durchgangsverkehr in möglichst großem Umfang auf die eigenen Linien zu ziehen. So läuft z. B. der gesamte starke Verkehr Berlin—Basel über Frankfurt. Die kürzere Strecke ginge über Halle—Erfurt—Würzburg—Heilbronn—Karlsruhe. Der günstigste Verkehr von Mitteldeutschland nach Zürich spielt sich meist über Basel ab, während der kürzeste Weg der über Nürnberg—Ulm wäre. Jeder Staat ist bestrebt, die besten und bequemsten Verbindungen über sein eigenes Gebiet zu schaffen, vor allem die süddeutschen Staaten widmen wegen ihrer Längsausdehnung dem Nord-Südverkehr volle Aufmerksamkeit, beschneiden dagegen den West-Ostverkehr, weil der Nachbarstaat von günstigen derartigen Verbindungen den Vorteil hätte. So ist Württemberg im großen internationalen Durchgangsschnellverkehr zwischen Deutschland und der Schweiz nahezu ausgeschaltet. Was von Jena oder Leipzig kommt, reißt Bayern an sich, aber Preußen lenkt die Züge bereits weit westwärts, um sie dann an die Reichslande und Baden abzugeben. So würde der Bau der sogen. Randenbahn zwischen Schaffhausen, Donaueschingen und Schwenningen von nur 48 km Länge die kürzeste Fortsetzung der Gotthardbahn von Luzern über Schaffhausen nach Stuttgart und Mitteldeutschland bieten. Aber Baden verhält sich ablehnend, weil dieser kürzeste Zugangsweg von Mitteldeutschland zum Gotthard badisches Gebiet nur auf einer wesentlich kleineren Strecke berühren würde als die jetzige rechtsrheinische Hauptlinie über Basel. Baden hinwiederum wird von Preußen benachteiligt, indem dieses unverkennbar die elsässischen Bahnen auf der linken Rheinseite gegenüber den badischen Strecken begünstigt. Die durchgehenden Wagen nach der Schweiz, Oberitalien und der Riviera sendet Preußen, soweit sie nicht über Bayern oder Württemberg laufen, nahezu sämtlich über die linksrheinischen Bahnen. Es läuft ferner der so ungemein wichtige Schnellverkehr von Paris und London nach Wien, Budapest und den Balkanstaaten heute zumeist über Zürich—Innsbruck


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter fast gänzlicher Umgehung deutschen Gebietes. Hätten wir eine deutsche Eisenbahngemeinschaft, so bemerkt Hennig, so würde Deutschland wohl die größten Anstrengungen machen, diesen Hauptverkehr über Ulm—München nach Österreich zu leiten. So aber hat die Schweiz den Nutzen von diesem deutschen Eisenbahnpartikularismus.

Wie ist diesen bestehenden Verhältnissen abzuhelfen? Der Gedanke einer deutschen Eisenbahngemeinschaft ist eine Unmöglichkeit. In Preußen bilden die Einnahmen aus den Staatseisenbahnen das finanzielle Rückgrat des Staates. Der materielle Wert des preußischen Eisenbahnnetzes wird heute auf 20 Milliarden Mark Wert veranschlagt. Da ist natürlich an eine Ablösung durch das Reich nicht zu denken. Ohne der jeweiligen Eisenbahnhoheit etwas zu vergeben, müßte es sich nach Hennig erzielen lassen, die wetteifernden Bundesstaaten zu veranlassen, ihr bisheriges Gegeneinanderarbeiten in ein ersprießliches Miteinanderarbeiten zu verwandeln. Mindestens wäre es von Vorteil, wenn die süddeutschen Bahnverwaltungen sich zu einer Eisenbahngemeinschaft zusammenschließen würden. Auch wird der nützliche Gedanke vertreten, ein Bundeseisenbahnamt und ein Eisenbahnparlament zu schaffen, in welchem die einzelnen Regierungen, die eigene Eisenbahnhoheit besitzen, bezw. Ausschüsse, die von den einzelnen Landtagen der Bundesstaaten ernannt werden, in gemeinsamer Beratung fruchtbare Arbeit verrichten sollen. Die Folgen einer solchen Einrichtung würden bestehen in großen Vereinfachungen und außerordentlichen Ersparnissen an Betriebskosten namentlich durch Fortfall der umständlichen Abrechnungen, was im ganzen etwa 80 bis 100 Millionen Mark ausmachen dürfte. Ohne Zweifel würde eine Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahnverkehrswesens in volkswirtschaftlicher und verkehrspolitischer Beziehung von den günstigsten Folgen begleitet sein.

Gehen wir über zu größeren Problemen. Da steht seit vielen Jahren die Ausschaltung des Meeres im innereuropäischen Weltverkehr im Vordergrund. Der Tunnel


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter dem Ärmelkanal vor allem beschäftigt die Geister im Gebiete der Technik und des Wirtschaftslebens. Die direkte Bahnverbindung zwischen Frankreich und England wäre von ungeheuerem wirtschaftlichen und verkehrspolitischen Vorteile. Man könnte z. B. um 8 Uhr Paris morgens verlassen, sechs Stunden in der englischen Hauptstadt zubringen und doch gegen Mitternacht wieder in Paris sein. Der Gedanke des Kanaltunnels ist ziemlich alt. Schon im Jahre 1802 unterbreitete ein französischer Ingenieur, Mathieu-Favier, Napoleon und dem englischen Staatsmann Fox ein diesbezügliches Projekt. Seitdem tauchten viele Projekte auf, bis im Jahre 1882 bereits auf beiden Seiten des Kanals die Tunnelköpfe geschaffen wurden, welche fast je 2 Kilometer tief unter den Kanal eindrangen. Die technische Durchführbarkeit steht außer Zweifel. Allein die Invasionsfurcht der Engländer hat bis zur Gegenwart die Verwirklichung des Kanaltunnelprojektes vereitelt. Die Engländer, die auch an der Luftschiffangst leiden, erblicken in diesem Tunnel eine strategische Gefahr, während doch nichts leichter ist, als den Tunnelausgang auf der englischen Seite unschädlich zu machen. Würde im Falle eines Krieges der Tunnel unter Wasser gesetzt werden, dann wäre das ganze Werk und das darin steckende Kapital verloren. Aus diesem Grunde ist man englischerseits mehr für die Idee der Kanalbrücke eingenommen, welche bei kriegerischen Wirren weniger gefährdet sein würde. Auf der Pariser Weltausstellung von 1889 wurden bereits gründlich durchdachte Pläne für den Brückenbau vorgelegt. Bei 38,600 m Länge sollte die Brücke 118 Brückenpfeiler bekommen, die Gesamtkosten wurden auf 1 Milliarde Fr. geschätzt. Diese Brücke wäre rund 25mal so lang geworden wie die berühmte Eisenbahnbrücke über den Firth of Forth. In den letzten 40 Jahren ist die Diskussion über Kanaltunnel und Kanalbrücke niemals mehr vollständig von der Tagesordnung verschwunden, und sie wird auch, bemerkt Hennig, zweifellos in Zukunft immer aufs neue wiederkehren. Nur die Riesenangst des englischen Volkes vor der strate-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gischen Gefährdung des Inselreiches steht der Ausführung des Kanaltunnels im Wege.

Auch im Bereiche des Verkehrs zwischen Mitteleuropa und den skandinavischen Reichen ist reichlich Gelegenheit geboten, das Meer auszuschalten und den Verkehr rascher zu gestalten. So ist seit 6. Juli 1909 zwischen Saßnitz und Trelleborg ein „Trajektverkehr" eingerichtet, wonach die Schnellzüge ohne weiteres auf diese Fährschiffe geleitet werden, welche den Weg in nur vier Stunden zurücklegen und wonach die Eisenbahnzüge alsbald in Schweden wieder weiterfahren. Auf der Linie Warnemünde—Kopenhagen wird die 3 km breite Unterbrechung des kleinen Meeresarmes des Storströmmen zwischen den Inseln Falster und Seeland als recht lästige Störung empfunden. Der dänische Reichsrat hat nun die U n t e r t u n n e l u n g des S t o r s t r ö m m e n in Erwägung gezogen und bereits 100,000 Kronen für die Vorarbeiten bewilligt. Auch hier würde wie beim Ärmelkanal eine Brücke sehr kostspielig werden und gleichzeitig die lebhafte Schiffahrt stören. Gleichzeitig ist dann als Fortsetzung dieser Linie die Untertunnelung zwischen Kopenhagen und Malmö geplant, welche Dänemark auf dem unterirdischen Landwege mit Schweden verbinden würde. Bereits ist der Gedanke da, im V e r k e h r z w i s c h e n M i t t e l e u r o p a u n d S k a n d i n a v i e n d i e S c h i f f a h r t g a n z a u s z u s c h a l t e n. Ein von Deutschland bis Schweden reichender ununterbrochener Eisenbahnverkehr wäre natürlich das Ideal aller Reisenden. Diese Verbindung könnte hergestellt werden durch die Untertunnelung des Oeresundes, durch eine Eisenbahnhochbrücke zwischen Fredericia und Strib auf der dänischen Insel Fünen und durch einen unterseeischen Tunnel durch den großen Belt. Die Länge desselben betrüge allerdings 18 km bei 40 m Tiefe. Gegenwärtig werden die beiden Belte durch Trajekte mit einander verbunden. Aus strategischen Gründen ist man in Dänemark diesem Projekte wohl geneigt, weil dadurch die Landeshauptstadt Kopenhagen in einer kürzeren Verbindung mit den sonstigen Landesteilen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stünde. Die Dreitunnelbahn, die durch eine unterseeische Führung der Reihe nach den Fehmarn-Belt, den Storströmmen und den Oeresund überwindet, würde den schnellsten heutigen Verbindungen zwischen Westdeutschland und Schweden nach Hennig um volle 4—5 Stunden Zeitersparnis überlegen sein. Könnte man dann doch von Basel oder München in 22, von Paris in 24¹/₂, von London in 27, von Genua in 34 Stunden nach Kopenhagen gelangen, nach Stockholm entsprechend in 36, 39, 41 und 48 Stunden, nach Christiania in 38, 40, 43 und 50 Stunden sein. Die Handelskammern, Kaufleute, Postverwaltungen in Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Gotenburg, Bergen und Christiania bringen diesen Zukunftsprojekten große Aufmerksamkeit entgegen, und wenn auch noch viel Wasser ins Meer fließen wird bis zu ihrer Verwirklichung, so wird doch sicher im Schoße der Zukunft ihre Erfüllung liegen.

Eine außerordentlich kühne, aber technisch keineswegs undurchführbare verkehrspolitische Perspektive bietet der Bodensee. Das Problem der Rheinschiffahrt stromaufwärts bis zum Bodensee darf heute technisch als gelöst betrachtet werden. Die Schiffahrt ist durch die jüngsten Regulierungsarbeiten und die am 14. September 1912 eröffnete Schleuse von Augst-Wylen bis über Basel hinaus bis Rheinfelden möglich gemacht, und die kurze Strecke bis zum Bodensee durch Umgehungskanäle und Regulierungsarbeiten schiffbar zu machen, ist das Bemühen Badens und der Schweiz. Damit wären die sämtlichen süddeutschen Staaten, Österreich und die Schweiz an die Nordsee angeschlossen. Die Bedeutung des Bodensees für den mitteleuropäischen Wirtschaftsverkehr ist damit noch keineswegs erschöpft. Es klingt phantastisch, hat aber Hand und Fuß, den Bodensee zum Mittelpunkt einer Wasserstraße über Ulm zu den deutschen Nordseehäfen, einer Wasserstraße zum schwarzen Meere, zum Adriatischen Meere (Bahnlinie) und zu den französischen Mittelmeerhäfen zu machen. Besitzen diese Projekte auch noch keinen Gegenwartswert, so steht doch ihre Rentabilität und ihre Verwirklichung in Zu-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kunft wohl außer Zweifel, denn die schweizerische und französische Verkehrspolitik und die deutschen Interessen drängen zu dieser wassergeographischen Verkehrsgestaltung.

Auf dem Gebiete der Wasserwirtschaft liegen auch die Projekte der transkontinentalen Schiffahrtswege durch Europa, deren Ziel es ist, Rhein und Donau, Rhein und Rhone, Elbe-Moldau und Donau, Donau-Oder-Weichsel und Dnjester, Seine-Loire und Rhone, also atlantisches und mittelländisches Meer, Ostsee und schwarzes Meer, Ostsee und kaspisches bezw. weißes Meer mit einander zu verbinden.

Begeben wir uns nunmehr nach Asien. Hier steht im Mittelpunkt vor allem der deutschen Interessen die vielgenannte Bagdadbahn. Die Bagdadbahn hat ein hervorragender deutscher Diplomat „das größte Kulturwerk, das Deutschland je im Ausland geschaffen hat," genannt. „Nach Fertigstellung der schwierigen Tunnelstrecke im Taurus- und Amanusgebirge wird," so schreibt Hennig, „etwa im Jahre 1915 die Bagdadbahn von Konia bis über den Euphrat hinaus im fortlaufenden Betriebe sein, und etwa 1917 wird das einst so viel umstrittene Schlagwort ‚Berlin-Bagdad' in vollem Umfange verwirklicht sein." Nun ist die Streitfrage über den künftigen Endpunkt der Bagdadbahn im persischen Golf brennend geworden. Der beste Hafen im nördlichen Teile des Golfs wäre Kadhima im Gebiet des Sultans von Koweit. Nicht bloß die Türkei, sondern auch die deutsche Konzession rechnete bisher mit diesem Endpunkte. Nun bestreitet England die Zugehörigkeit Koweits und damit auch des Hafens Kodhima zum türkischen Reich! Man hat in London ein unabhängiges arabisches Sultanat Koweit entdeckt, von dessen Existenz bisher kein Atlas, kein Staatshandbuch etwas gewußt hat. Eines Tages stellt sich der Sultan von Koweit natürlich unter britischen Schutz — und der beste Endpunkt für die kommende Bagdadbahn ist endgültig in englischer Hand. In Deutschland und der Türkei hat man vorgeschlagen, die Meeresbucht von Khor Abdallah als Endpunkt der Bahn in Aussicht zu nehmen. Freilich


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

hat England alsbald erklärt, auch diese Bucht gehöre zum Sultanat Koweit. Es bleibt der Türkei nur noch übrig, das ungenügende Basra als Endpunkt zu wählen, um damit den Engländern ein Schnippchen zu schlagen. Inzwischen hat England die tötliche Verlegenheit der zerfallenden Türkei benützt, um den besten Hafen am persischen Golf im Sultanat Koweit in seine Gewalt zu bringen, wonach also das Schlußstück der „deutschen" Bagdadbahn unter britische Kontrolle gelangt. Denn die Bagdadbahn kann jetzt auch nicht mehr in Basra enden, weil das „Koweitabkommen" den Engländern den Bau einer Bahn von Koweit nach Basra sichert. Das großmütige England hat sich verpflichtet, den Türken den Endhafen der Bagdadbahn in Basra selbst zu bauen auf eigene Kosten. Die Folge ist natürlich, daß dann auch dieser Hafen in Kürze von England politisch besetzt uud annektiert wird. Es ist der Fall von Koweit wieder einmal ein Glanzstück britischer Welteroberungspolitik. Rein wirtschaftlich hat das deutsche Bagdadbahnunternehmen voraussichtlich keinen Schaden zu erleiden. Da aber die Bewässerungspläne in Mesopotamien noch ungeregelt sind, da ferner die wertvollsten wirtschaftlichen Konzessionen in Mesopotamien schon in fremden Händen sind, scheint eine Prophezeiung aus dem Jahre 1903: „Das stolze deutsche Bagdadunternehmen wird enden als internationales Finanzkonsortium, von dem eine deutsche Weltpolitik nichts, deutsches Kapital wenig, das deutsche Volk gar nichts haben wird", wirklich in vollem Umfang in Erfüllung zu gehen.

Asien ist überhaupt das Land großer Zukunftsmöglichkeiten auf dem Gebiete der Verkehrspolitik. Die chinesische Revolution von 1911 scheint vor allem für China eine Eisenbahnerschließung großen Stils zu bringen. In dem großzügigen Eisenbahnbauprogramm Sunjatsens ist der für Deutschland bedeutsamste Gedanke die Schaffung großer Ost-Westlinien, sowie als Ausgangspunkt des Binnenverkehrs ein großer Hafen in der Nähe Pekings. Nun ist Kiautschou nach Hennig von Singapore bis Wladiwostok

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinauf der beste Naturhafen, ohne Vereisung, in der Nähe Pekings, taifunfrei, von großer Wassertiefe usw. Alles spricht dafür, daß Kiautschou dereinst der wichtigste asiatische Hafen im stillen Ozean für den europäisch-asiatischen Überlandverkehr werden wird. Schon taucht der äußerst kühne Plan einer riesenhaften deutschen südasiatischen Überlandbahn auf, die am Bosporus beginnt und in Kiautschou enden soll. Diplomatisches Geschick und finanzieller Wagemut können zur Erfüllung dieser weltwirtschaftlichen Aufgabe durch Deutschland führen. Auch für Persien, Afghanistan und Indien schweben große Überlandbahnen Unternehmern und Politikern vor Augen.

Dem größten Interesse begegnen sodann die Überlandpläne in Afrika. Wo noch vor Jahrzehnten keines Europäers Fuß hintreten konnte, da sollen in Zukunft Bahnbauten erstehen, die an Großzügigkeit in nichts zu wünschen übrig lassen. Afrika ist von allen Seiten vom Meere umspült. Die zunehmende Kolonisation in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung bis tief in das Landinnere drängt im Laufe der Entwicklung zu einem größeren Eisenbahnnetz im Inneren des Landes. Halb fertige, halb zu verwirklichende Projekte liegen in der Luft. So soll neben der ursprünglichen Hauptstrecke der Kap-Kairobahn, die als gemischter Bahn- und Wasserweg zustande kommen wird, einst auch eine ununterbrochene Bahnverbindung zwischen dem Süd- und dem Nordstück der Kap-Kairobahn auf dem gewaltigen Umweg über Katanga und Stanleyville das Licht der Welt erblicken. Ferner tragen sich die Franzosen mit dem Gedanken einer Transsaharabahn, deren Rentabilität in Anbetracht der sonnendurchglühten Wüste, des geringen Waren- und Personentransportes mehr als zweifelhaft erscheint. Hennig nennt diese französischen Transafrikabahnprojekte nicht mit Unrecht eine krasse Utopie, deren Durchführung die Franzosen ein zweites Panama erleben lassen würde. Unter den Überlandbahnen in der Mitte Afrikas interessiert uns am meisten eine aus Wasserstraßen und Bahnlinien gemischte Überlandverbindung von der Kongomündung nach Daressalam, die


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehr bald zustande kommen wird, weil die Zentralbahn Deutsch-ostafrikas zur Kigomabucht bei Udjidji am Tanganyikasee in aller Bälde beendet sein wird, woran die von den Belgiern geplante Bahn zwischen dem oberen Kongo und dem West-ufer dieses Sees bald den Anschluß herstellen dürfte. Eine deutsche Überlandlinie von Daressalam in Ostafrika nach Duala in Kamerum wird wegen der Konkurrenz des Kongo ein frommer Wunsch bleiben müssen.

Große Beachtung verdient das Projekt einer afrikanischen Nordküstenbahn. Diese Bahn würde keine geringere Aufgabe lösen, als Jerusalem eventuell auf dem Wege der Eisenbahn von Europa aus erreichen zu können. Diese Bahn soll laufen von Tanger gegenüber von Gibraltar nach Algier—Alexandria—Kairo—Jaffa—Jerusalem. Freilich werden noch Jahrzehnte bis zu ihrer Inangriffnahme verlaufen.

Schließlich sei noch ein Blick auf das Problem des Panamakanals geworfen. Über diesen Kanal wird in der Presse viel geschrieben, aber seine zahlreichen Probleme, die heute trotz der bevorstehenden Eröffnung noch bestehen, werden wenig erörtert. Bereits Karl V. und Philipp II. versuchten die künstliche Durchstechung des mittelamerikanischen Isthmus. Allein aus Gründen der politischen Gefährlichkeit ließ man das Projekt fallen und suchte auch das Kanalprojekt aus religiösen Gründen als verwerflich hinzustellen. Die Dominikaner gaben auf Anfragen den Rat, das Wort der Bibel zu befolgen: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen.“ Wenn Hennig dabei die Dominikaner als eine „nicht eben sehr sachverständige Instanz“ etwas lächerlich zu machen sucht, so möge er einmal bedenken, daß die Dominikaner mit ihrem Bibelzitat den Wünschen des Königs und seiner Regierung sehr entgegengekommen sind. Sodann darf hier eingeschaltet werden, daß z. B. in einer viel späteren Zeit, als die erste Eisenbahn von Fürth nach Nürnberg lief, die medizinische Fakultät der Universität Erlangen ein Gutachten wegen großer Gesundheitsschädlichkeit derselben abgab, also die Dominikaner jedenfalls noch weit



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

übertrumpft hat. Hennig gibt eine sehr eingehende Darstellung der Geschichte des Panamakanals, er beschreibt ferner die wunden Punkte seiner Technik, die Erdabrutschungen, die Betriebswassermenge in trockener Zeit, die Widerstandskraft des Gatun Staudammes, die Erdbebengefahr usw. Dazu kommt die Konkurrenz des Suezkanals, der bereits seine Gebühren pro Registertonne ermäßigt hat, um den Weltstraßenverkehr an sich zu behalten. Dabei wirft der Suezkanal jährlich 33 % Dividende ab, während der Panamakanal jährlich 60 Millionen Mark abwerfen muß, um nur die laufenden Selbstkosten zu decken. Außerdem hat der Weg durch den Suezkanal den Vorzug, daß die Schiffe bei dieser Route an vortrefflichen Handelshäfen und Kohlenplätzen vorbeikommen, was für den Panamakanal nicht zutrifft. Aus diesen Gründen und auch solchen des Zeitgewinns wird der „bisherige große Massengüterverkehr aus den ostasiatischen und indischen Häfen, soweit er nach Europa gelangt, im gesamten Umfang den alten Verkehrsstraßen treu bleiben müssen." Da es ferner beim Frachtdampferverkehr gar nicht auf die kürzeste, sondern auf die billigste Seefahrt ankommt, so wird in Anbetracht der Panamakanalgebühr von $1^1/_4$ Dollar pro Registertonne der Verkehr zwischen Europa und dem größeren Teil des westlichen Südamerika auch nach der Eröffnung von Panama die alte Magelhaensstraße, also das abgabenfreie Meer aufsuchen. Die Welthäfen von Buenos Aires und Rio Janeiro und andere Handelsplätze in Südamerika verlocken gleichfalls, diesen Seeweg statt des Weges durch den Panamakanal zu wählen. Eine weitere gefährliche Konkurrenz für den Panamakanal ist die Tehuantepecbahn, die Überlandbahn in Mexiko, die in ihrem neuen Bau bereits am 23. Januar 1907 eröffnet worden ist. Ihre Endpunkte sind Puerto Mexiko am mexikanischen Golf und Salina Cruz, nächst St. Franzisko der beste Hafen der nordamerikanischen Westküste. Diese Bahn befördert sehr viele Passagiere und Frachtgüter in steigender Menge. Ein Vorteil bei dieser Bahn ist der kürzere Weg, indem z. B. die



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reise von Newyork nach Hongkong gegenüber der Tehuantepecbahn durch den Panamakanal um volle 1150 Seemeilen länger ist. Auch der strategische Wert des Panamakanals, der es ermöglichen soll, die Kriegsschiffe nach Bedarf von der einen Seite des Meeres rasch auf die andere zu bringen, wird neuerdings von militärischer Seite nicht zu hoch angeschlagen. Von Newyork bis St. Franzisko würde die Kriegsflotte durch den Panamakanal 15—17 Tage brauchen. Der Panamakanal ist sodann zwar an den Kanalenden sehr gut befestigt, allein Landangriffe auf den Kanal sind leicht möglich, und noch ehe ein Kriegsschiff den Kanal passiert hat, kann von dieser Seite aus der Kanal in allerkürzester Zeit unbenutzbar gemacht werden. Die Sprengung einer einzigen Schleuse — und der 2 Milliardenkanal hat seinen Zweck verfehlt. Darum haben die Amerikaner nun auch noch einen Gürtel von Landbefestigungen im Gebiete des Kanals vorgesehen. Schließlich drohten dem Panamakanal noch zwei Konkurrenzkanäle: der Nikaraguakanal und der Kanal durch den Isthmus von Darien unter Benutzung des Atratoflusses in Columbien. Doch ist aus finanziellen und militärischen Gründen nicht an die Ausführung dieser Projekte zu denken, da das starke Nordamerika unter gar keinen Umständen diese Konkurrenz zuließe. Die bestehenden Wasserstraßen und Eisenbahnen sind ohnedies Konkurrenz genug für den Panamakanal.

Ein reiches Bild künftiger Umwälzungen des Weltverkehrs hat sonach Hennig in seinem äußerst lehrreichen Buche entworfen. Was das Buch vor allem auszeichnet, das ist die große Klarheit der Darstellungsweise der Probleme des Weltverkehrs, das ist jeder Mangel an Phantasie gegenüber diesen Verkehrsprojekten, das ist die Rücksichtnahme auf die Durchführbarkeit, die Rentabilität und die politischen Schwierigkeiten seitens der konkurrierenden Völker. Diese Vorzüge verleihen dem Buche, dem auch Karten beigegeben sind, einen hohen Wert und machen es als Orientierungsmittel in Fragen des Weltverkehrs geradezu unentbehrlich.

---



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXVIII.

## Die deutsche wissenschaftliche Benediktinerzeitschrift in neuem Gewande.

Seit den Tagen des hl. Benedikt zählt die Pflege der Wissenschaft zu den Ruhmestiteln des Benediktinerordens. Die Geschichtswissenschaft insbesondere muß ihm danken für alles, was er namentlich durch Rettung von Werken des Altertums und durch Schaffung von Quellen des Frühmittelalters gewirkt hat. Monte Cassino, St. Gallen, Reichenau, Fulda, dann aus späterer Zeit Einsiedeln, Engelberg, Salzburg, Melk und Kremsmünster: so viel Namen, so viel Zeugen hohes Verdienste! Die Archive und Bibliotheken der alten Benediktinerklöster bergen daher noch zahlreiche ungehobene Schätze, und es muß anerkannt werden, daß die meisten von ihnen eine Ehre darein setzen, der gelehrten Welt ihr Eigentum zugänglich zu machen.[1]) Sie folgen darin der rühmlichen Überlieferung, die durch niemand Geringeren als den Vater der modernen kritischen Geschichtsforschung, den großen Mabillon aus der Maurinerkongregation, eingeleitet

---

1) Ausnahmen fallen daher doppelt auf. Aber Klöster, die den Zutritt zu ihrem Archiv verweigern, die ihre Handschriften unter keinen Umständen versenden und die auf wissenschaftliche Anfragen keine Auskunft erteilen, sind doch eben nur Ausnahmen. Ich selbst habe wiederholt bei Benediktinerstiften weitgehendes Entgegenkommen, aber auch hie und da das Gegenteil erfahren. Und gerade die letzteren Fälle machen in der gelehrten Welt böses Blut und tragen zu nichts weniger als zum Ruhm der katholischen Ordenshäuser bei. Alter und Reichtum verpflichtet! Die päpstlichen Archive sind geöffnet; einzelne Klöster glauben auch dem ernstesten Forscher die Türe vor der Nase zuschlagen zu müssen. Es wäre ein schöner Erfolg, wenn es den führenden Stiften, wie z. B. St. Peter in Salzburg oder Einsiedeln oder Maria Laach, gelänge, auch auf diesem Gebiet überall Wandel zu schaffen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde. Sie handeln damit auch im Sinne jener deutschen, österreichischen, ungarischen und schweizerischen Benediktineräbte, die vor einem Menschenalter das 1400-jährige Jubiläum der Geburt ihres Ordensstifters nicht würdiger zu begehen wußten als dadurch, daß sie am 15. August 1879 zu Melk beschlossen, eine deutsche wissenschaftliche Benediktinerzeitschrift herauszugeben.

Zu Anfang des Jahres 1880 erschien das erste Heft der „Wissenschaftlichen Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden". Die Redaktion war dem Stift Raigern übertragen worden, das in Dr. P. Maurus Kinter den richtigen Mann für die gerade in der ersten Zeit schwierige Schriftleitung besaß. Den Druck besorgte die Ordensdruckerei in Brünn. Ebenso war als Erscheinungsform zunächst Selbstverlag gewählt. In einem geschickten Einleitungsartikel entwickelte die neue Zeitschrift ihr Programm; mit allem Nachdruck stellte sie fest, daß sie ein wissenschaftliches Zentralorgan für die höheren geistigen Bestrebungen der einzelnen Ordensmitglieder sein wolle. Sie teilte mit, daß sie ihre Aufgabe in drei Hauptabteilungen zu erledigen gedenke: 1. durch wissenschaftliche Abhandlungen aus den Gebieten der Kirchen- und Profangeschichte, der Ordensgeschichte, Missions-, Unterrichts- und Kunsttätigkeit, 2. Mitteilungen und Berichte, Statistik, Angaben aus dem kirchlichen und sozialen Leben aus der Gegenwart und Vergangenheit, 3. Literatur; dazu kommen als Nebenabteilungen „Miszellen" und „Sprechsaal".

Der Verlag wechselte bald: vom 2.—27. Band besorgte den buchhändlerischen Vertrieb die Firma Woerl in Würzburg und Wien, worauf wieder Selbstverlag folgte. Auch der Titel der Zeitschrift erfuhr kleinere Umänderungen: seit dem 3. Band fiel das Beiwort „wissenschaftlich" aus der Überschrift; seit dem 4. Band lautete der Titel: „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden. Mit besonderer Berücksichtigung der Ordensgeschichte und Statistik." In diesem Wechsel blieb Druckerei und Schrift-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leitung immer dieselbe. Und P. Kinter sorgte dafür, daß auch das Programm stets das alte, gute blieb, wenn auch dessen Durchführung sich nicht immer restlos verwirklichen ließ. Er beschränkte sich von Anfang an nicht engherzig auf den Kreis der Ordensmitglieder, sondern nahm seine Mitarbeiter auch von außen, auch aus dem Laienstande. Und er darf jedenfalls mit Stolz darauf hinweisen, daß er hervorragende Gelehrte um sich zu scharen und Originalartikel zu gewinnen wußte, die in ihren wesentlichen Ergebnissen als eine Förderung der Forschung angesprochen werden dürfen.

Aber trotz aller Vorzüge war der Orden in den letzten Jahren mit seiner Zeitschrift doch noch nicht ganz zufrieden. Stillstand ist Rückstand! Ein gutes Zeichen für den weiten Blick leitender Köpfe war es, daß ihnen als Ziel die wissenschaftliche Höhe etwa der Revue Bénédictine vorschwebte. Sie wußten selbst am besten — nur einen einzigen Punkt will ich streifen —, daß mit Artikeln erbaulichen Inhalts, wie sie hie und da aufgenommen werden mußten, nichts gewonnen sei. Auch hielten sie es für angemessen, daß sich die Zeitschrift ähnlich dem eben erwähnten französischen Organ oder der Rivista storica Benedettina ausschließlich auf das geschichtliche Gebiet beschränke. So erklärten sich vor einigen Jahren alle in Betracht kommenden Kongregationspräsides und Äbte, als sie die Weiterführung der „Studien und Mitteilungen" beschlossen, mit der von den berufenen Kreisen geplanten Programmänderung einverstanden.

Leider konnte P. Kinter die Neugestaltung nicht mehr selbst zur Ausführung bringen. Denn er, der mehr als ein Menschenalter die Zeitschrift mit großer Umsicht und vielen Opfern an Zeit und Gesundheit geleitet hatte, stand bereits in einem Alter, in dem es niemandem „verargt wird sich nach einer Ablösung umzuschauen". Zunächst wurde nun an ein niederösterreichisches Stift behufs Übernahme der Ordenszeitschrift herangetreten; aber vor allem durch den frühzeitigen Tod des in Aussicht genommenen Redakteurs wurde nichts






Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aus diesem Plan. Dazu kam der Wunsch, die „Studien" mehr im Zentrum des südlichen Deutschlands erscheinen zu lassen. So verfiel man auf Salzburg, die alte Bischofsstadt an der Grenze Bayerns und Österreichs, wo bis vor hundert Jahren die ehemalige Benediktineruniversität geblüht hatte, auf das ehrwürdige Stift St. Peter, wo gerade jetzt unter dem geistvollen, geschichtsbegeisterten Abt Hauthaler das wissenschaftliche Leben und Streben die schönste Förderung findet.

Der Abt glaubte dem Drängen der Ordensbrüder nicht widerstehen zu sollen, zumal da er ja auch wenige Jahre vorher ein Mitglied seines Stifts, P. Josef Straßer, zum Zweck weiterer historischer Ausbildung an die Universität Wien zum weltberühmten Institut für österreichische Geschichtsforschung entsandt hatte. Letzterer erklärte sich bereit, die Schriftleitung — unter Beigabe eines Redaktionsausschusses und Abtretung der geschäftlichen Verwaltung an eine Buchhändlerfirma — zu übernehmen, und setzte sich auch zu diesem Zwecke mit dem Stift Raigern in Verbindung.

Bereits zu Anfang des Jahres 1911 erschien nun im Verlag von Anton Pustet in Salzburg das erste Heft von Band XXXII Neue Folge Band I der „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Unter Mitwirkung von Abt Willibald Hauthaler, P. Gregor Reitlechner, Dr. P. Gebhard Scheibner, redigiert von P. Josef Straßer im Stift St. Peter in Salzburg." Mit welch entschiedenem Glück die Neuorganisation sich sofort bemerkbar machte, das zeigt schon ein Blick auf das, was bereits in den ersten Jahren den Lesern geboten wurde.

An Reichhaltigkeit innerhalb des selbst gewählten engeren Rahmens können die „Studien und Mitteilungen" kaum überboten werden. Die Mitarbeiterliste ist noch glücklicher zusammengesetzt als früher; mit Vergnügen begegnet man neben zahlreichen bekannten und unbekannten Ordensschriftstellern dem Namen eines Weltgeistlichen wie Johannes Maring oder eines hervorragenden Laien wie August von Jaksch oder eines


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

protestantischen Kirchenhistorikers wie Georg Berbig (inzwischen verstorben). Jeder Geschichtsfreund findet hier etwas ihm Zusagendes, sei es in sachlicher, sei es in örtlicher Beziehung. Und er braucht nicht zu fürchten, daß die Untersuchungen etwa für ihn zu hochwissenschaftlich oder durch ihre Länge zu ermüdend seien: denn die Redaktion richtete von Anfang an ihr Augenmerk darauf, daß unter dem streng wissenschaftlichen Charakter der Beiträge die Verständlichkeit, Lesbarkeit und Abwechslung nicht leiden dürfe. So kann man der Zeitschrift der deutschen Benediktiner in ihrem neuen Gewande nur noch recht viele neue Leser zu dem alten Freundesstamm hinzuwünschen. Insbesondere sollten Klosterbibliotheken, Landkapitel oder kleinere Lesezirkel, die von Geistlichen für ihre eigenen Zwecke gegründet sind, die Anschaffung der „Studien und Mitteilungen" sich nicht entgehen lassen.

O. R.

## LXIX.

## Zur Naturgeschichte der Zentrumspartei.

(Fortsetzung.)

Als dritter, sicher unverdächtiger Zeuge sei Peter Reichensperger erwähnt, der sich in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 10. Dezember 1873 wie folgt äußerte:

„Als der Herr Ministerpräsident von Versailles zurückkehrte . . . damals erklärte er, er habe bei seiner Rückkehr aus Frankreich eine Mobilmachung, ja eine Kriegserklärung der Klerikalen gegen die preußische Regierung, gegen den preußischen Staat, gegen das deutsche Reich gefunden und diese zwinge ihn . . . einen neuen Krieg im Innern zu beginnen. Und nun, m. H., worin hat diese Mobilmachung und Kriegserklärung bestanden? Der Herr Ministerpräsident hat es ebenso deutlich






Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgesprochen, er hat sie gefunden in der Wahlagitation von 1870 und in der Bildung der Zentrumsfraktion!

Ich sollte nun meinen, daß an und für sich nicht leicht jemand sich finden könne, der Männern mit gesunden Sinnen, wie wir doch zu sein beanspruchen, eine solche Donquixoterie auch nur auf zehn Meilen weit zutrauen könnte, eine Mobilmachung, ja eine Kriegserklärung gegen Regierung, gegen Staat und Reich unsererseits in dem bezeichneten Augenblick eintreten zu lassen zu dem angegebenen Zwecke und mit den Mitteln der Klerikalen. . . .

Wir unsererseits haben damals dem Herrn Ministerpräsidenten geantwortet, daß diese Wahlagitation von 1870 auch schon im Jahre 1869 für den Landtag dagewesen sei, auch dieselbe Fraktionsbildung stattgehabt habe, daß es aber keinem Menschen, auch nicht dem Herrn Ministerpräsidenten, eingefallen sei, eine Kriegserklärung darin zu erblicken. . . .

Ich werde es Ihnen in Erinnerung bringen, daß diese ganze Wahlagitation lediglich stattgehabt hat gegen jene pseudoliberale Aggression, welche in dem bekannten Klostersturmbericht inszeniert worden ist. . . .

Wir haben laut erklären können und erklärt, daß wir nicht gegen die Regierung agitierten, sondern Schutz suchen wollten und müßten gegen die bezeichnete pseudoliberale Aggression auf unsere verfassungsmäßige kirchliche Freiheit. M. H., ich füge hinzu, daß diese Tatsache der Befriedigung der katholischen Untertanen Sr. Majestät mit dem bestehenden Gesetzgebungs- und Verwaltungswesen in Preußen damals eine notorische in ganz Deutschland gewesen ist, und ich füge hinzu, daß diese Notorietät wesentlich es ermöglicht hat, alle deutschen Streitkräfte zu vereinigen und damit die glorreichen Siege über den Feind zu sichern.

Ja, m. H., ich erinnere Sie recht sehr daran, daß die von mir bezeichnete Tatsache es allein möglich gemacht hat, daß der Majoritätsbeschluß des bayerischen Landtags im Jahre 1870 und damit die Mobilmachung der bayerischen Armee erfolgen konnte. Das ist eine historische Tatsache.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

. . . Glauben Sie mir, daß die im katholischen Deutschland bestandene Zuversicht, daß bei der preußischen Regierung Recht und Wohlwollen auf dem konfessionellen Gebiet walte, wesentlich dazu beigetragen hat, um den Effekt herbeizuführen, den ich Ihnen gezeigt habe.

Allein, m. H., wenn es hiernach eine ganz unbegründete Behauptung war, daß jene Wahlbewegung von 1870 eine feindliche Aktion gegen die jeweilige Regierung gewesen, wenn es sogar undenkbar und widersinnig ist, aus jener Wahlbewegung gar eine Staats- oder gar Reichsfeindlichkeit der Katholiken zu machen, dann ziehe ich aus dem Gesagten den Schluß, daß jene Wahlbewegung, . . . keine andere gewesen ist, als eine recht wirksame Mobilmachung des katholischen Vertrauens in Deutschland zu der preußischen Staatsregierung."

Ein halbes Jahr später, in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 4. Mai 1874 führte derselbe aus:

„Und nun, m. H., der zweite Kardinalgrund, welcher die gegenwärtige Aktion der Regierung rechtfertigen soll, die Bildung der ultramontanen Partei! Ich habe schon gesagt, ich begreife nicht, welche Verantwortlichkeit dann die katholische Kirche dafür zu tragen hat, daß diese Partei sich überhaupt bildete. Ich biete die Lösung dieses Rätsels Ihrem Scharfsinne an; aber ich muß, wenn dieser Grund denn doch noch einmal in einem Kommissionsbericht hervortritt, Ihnen zum dutzendsten Male in Erinnerung bringen, daß diese ganze Parteibildung lediglich die Reaktion gegen denjenigen pseudoliberalen und verfassungswidrigen Angriff gewesen ist, welcher Klostersturmbericht heißt."

Übereinstimmend mit Windthorst und v. Mallinckrodt ventilierte auch Peter Reichensperger die Möglichkeit einer Auflösung der Zentrumspartei für den Fall der Beseitigung des Kulturkampfes. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 29. Mai 1880 meinte er in der Beziehung:

„Nun begreife ich ja sehr wohl, daß eine solche Unabhängigkeit unserer Parteistellung immerhin nicht bequem ist für die Herren von der Regierung, und daß man wünscht, uns los zu sein. Ich freue mich dessen wirklich; ich würde


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meinerseits auch mit Vergnügen ein Losgewordener sein. Ich muß aber sagen, daß es hierzu absolut nur ein einziges Mittel gibt — das der wirklichen Beendigung des Kulturkampfes, d. h. der Tatsache, die uns in die Existenz gerufen und stets verstärkt hat. Ich will nicht näher auf diese Genesis eingehen; das eine Wort ‚Moabiter Klostersturm‘ wird für diejenigen Herren, die in der parlamentarischen Bewegung waren, den Anfangspunkt bezeichnen, wo eine größere Zahl von politischen Freunden im Zentrum sich vereinigt hatte. Ich kann aber noch hinzufügen, daß das, was ich sage, auch die geschichtliche, historische Erfahrung für sich hat. Es ist ja bereits im Anfang der fünfziger Jahre eine beinahe ebenso starke, damals sich ausdrücklich katholisch nennende Fraktion hier gewesen, und sie hat ihre Entstehung bekommen lediglich infolge der Provokation, welche in dem bekannten Ministerialerlaß der Herren v. Westphalen und Raumer gelegen hat. Als nun aber jener Ministerialerlaß nach drei Monaten beseitigt war, ist diese katholische Fraktion von Jahr zu Jahr abgebröckelt und schließlich auf eine sehr bescheidene Zahl herab gegangen. Wenn sie auch damals noch etwas zahlreicher war, als die beiden anderen konstitutionellen Parteien des Grafen Schwerin und des Herrn v. Bethmann-Hollweg, so war sie doch auf eine ganz bescheidene und jedenfalls ungefährliche Zahl zurückgeführt, und ich bin darum der Meinung, daß die Staatsregierung es in der Hand hat, diesen gewiesenen Weg wieder zu betreten. Anders ist es nicht möglich.“

* * *

Die Zentrumsführer betrachteten die Zentrumspartei von Anfang an als die offiziellen Vertreter des katholischen Volkes. Die Interessen des katholischen Volkes waren ihre Interessen. Die Begriffe „Zentrum“ und „Katholiken“ waren ihnen schlechterdings identisch, ohne daß sie deshalb die Tatsache verkannt hätten, daß es im Deutschen Reiche noch Katholiken gab, die nicht der Zentrumsfahne folgten. Aber darüber hinaus fühlten sie sich vereint, eines Herzens und einer Seele mit den Katholiken der ganzen Welt. So äußerte


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Windthorst in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 28. Mai 1880:

„Glücklicherweise kann ich die Versicherung geben, daß auf dem ganzen Erdenrunde, wo nur ein katholisches Dörfchen ist, das Zentrum und seine Bestrebungen vollständig bekannt sind, und es erfüllt uns mit nicht geringem Stolze und mit großer Zuversicht, daß wir über 200 Millionen Menschen mit uns im Gebet vereinigt wissen für die Freiheit des Gewissens und für die Freiheit religiöser Übung."

Und in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 28. Juni 1880:

„Der Herr Minister möge versichert sein, und alle die es angeht, daß die Zentrumsfraktion und das ganze katholische Volk — denn die Fraktion hat nur in diesem ihre Bedeutung — auf dem Wege, den sie bisher gegangen, fortgehen wird, und wenn zwar in der Minorität, so doch in der Zuversicht, noch oft beweisen zu können, daß auch Minoritäten noch etwas bedeuten, wenn sie fest sind."

Peter Reichensperger führte in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 10. Dezember 1873 aus:

„M. H., ich weiß nicht, ob Sie mit anderen Augen die Perspektive anschauen als ich (Ja! links), nun, dann wünsche ich Ihnen Glück zu der Blindheit, die Sie nur führen wird bis an den Rand des Abgrundes. (Oho! Lachen links.) Jedenfalls werden Sie anerkennen müssen, daß das katholische Volk in Preußen die Sache nicht so ansieht, wie Sie es durch Ihren Ausdruck des Widerspruchs eben an den Tag gelegt zu haben scheinen. Das katholische Volk der Monarchie steht — das dürften Sie doch wahrlich nicht übersehen haben — zürnend zur Seite und zeigt laut genug seine tiefste Unzufriedenheit mit dem herrschenden Staatsgeist. Es zeigt sie in der unverkennbarsten Weise, es hat sie am deutlichsten gezeigt bei den letzten Wahlen — indem es trotz aller gegen es gerichteten vereinten Anstrengungen der Regierungsorgane und sämtlicher politischen Parteien in diesen Landtag eine Anzahl von Vertretern — Sie nennen sie ja Ultramontane — geschickt, von denen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie behaupten, sie seien bloß eine kleine Clique innerhalb des katholischen Volkes, — es hat eine solche Zahl derselben hierher geschickt, wie das früher niemals der Fall gewesen ist."

Sein Bruder August Reichensperger führte in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 27. Februar 1873 aus:

„Herr v. Kardorff hat mir einen Vorwurf daraus gemacht, daß wir vom Zentrum uns hier als die Repräsentanten sämtlicher Katholiken Preußens hinstellten. M. H., wenn ich das einmal gesagt haben sollte, so daß ich gar keine Ausnahme zuließ, so kann ich das wirklich nur in einer mir jetzt wahrhaft unbegreiflichen Zerstreuung gesagt haben. Keiner von uns macht diese Prätension, auch die Zentrumsfraktion im Großen und Ganzen nicht, ich bin autorisiert, dies auszusprechen. Wir geben Ausnahmen zu, aber auch nur Ausnahmen, und ganz besonders rechnen wir unter die Ausnahmen die katholischen Herzensfreunde des Herrn Abgeordneten v. Kardorff, auch den Herrn Abgeordneten Künzer, dessen „heroischen Mut" er uns damals als Muster vorgeführt, einen Mut, der darin bestand, daß er auf die Seite der mächtigen Staatsregierung gegen die, nach unsrer Ansicht, verfolgte Kirche getreten ist."

Und weiter:

„Ich brauche Sie nur auf die Stellenbesetzung hinzuweisen: es handelt sich hier nicht um Haarspalterei oder Linsenzählerei; nein Alles, was an einflußreichen, maßgebenden Würden, Ehren und Ämtern im Staate Preußen besteht, war nur mit verschwindenden Ausnahmen in katholischen Händen, — mit verschwindenden Ausnahmen, wiederhole ich. M. H., wir fühlten das wohl; aber wir glaubten, einem höheren, ja dem höchsten Interesse vor Allem Rechnung tragen zu müssen, die persönlichen Vorteile der Katholiken bei Seite setzen zu sollen, wie ich denn wohl ohne Ruhmredigkeit überhaupt sagen darf, daß es sich um unsere Personen in keiner Weise handelt; wenn es sich darum handelte, m. H., dann hätten wir nicht die Fraktion des Zentrums gebildet; denn wir wissen, daß damit die Brücken zu hohen Ämtern und Würden abgebrochen

Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sind. Wir können nicht einmal in den Staatskirchengerichtshof kommen!"

v. Mallinckrodt äußerte in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 26. November 1873:

„Nun ist mit starker Emphase hingewiesen auf die Antwort, die das Land uns gegeben habe. Ja, m. H., das Land hat freilich eine zwiespaltige Antwort gegeben. Zunächst werden Sie wohl einräumen müssen, daß die ganz übergroße Menge aller katholischen Einwohner des Landes hinter dem Zentrum steht."

Eben derselbe sagte in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 5. Mai 1874:

„Aber, m. H., ich glaube in der Tat, daß, wenn dieser § 5 von Ihnen genehmigt sein wird, es vollständig unnötig und zwecklos sein wird, Palliativmittel anzuwenden; ich glaube, daß nach Inkrafttreten dieses Gesetzes der Kampf zwischen Kirche und Staat sofort auf der ganzen Linie entbrennen wird, daß alle Gemeinden und alle Geistlichen in diesen Kampf werden verwickelt werden, und daß alle Geistlichen und alle Laien in diesem Kampfe dieselbe Treue gegen ihre Kirche beweisen werden, welche bereits die Maigesetze als stumpfe Waffen hat erscheinen lassen. M. H., sie Alle! — so kann ich wohl im Allgemeinen sagen; daß sich hier und da irgend eine Ausnahme finden werde, will ich damit nicht ausgeschlossen haben; ich will es im Großen, Ganzen gesagt haben. Denn, m. H., wenn ich sie hinweise auf die 500,000 Stimmen, welche bei den letzten Reichstagswahlen in den Rheinlanden und Westfalen allein für die Partei, zu welcher ich gehöre, die Zentrumspartei, abgegeben sind, dann, glaube ich, werden sie mir auch den eben gebrauchten Ausdruck „sie Alle, die Katholiken im großen und ganzen zugeben, trotz dem, was der Herr Vorredner bemerkt hat."

Und an einer anderen Stelle:

„Sie haben bis heute, auch in Ihrer Kommission, trotz allem Suchen wieder nichts zu finden gewußt, um das ganze Vorgehen des Staates zu rechtfertigen, um die Not darzutun, als wie „Infallibilität" und „Zentrumspartei" . . . Sind



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie denn so ängstliche Leute, daß Sie trotz der Majorität, die Sie in den Landtagen haben, die Sie im Reiche haben, eine recht stattliche Zweidrittelmajorität und drüber, daß Sie trotzdem eine solche Heidenangst vor der Minorität haben, die Zentrum heißt, daß Sie behaupten, es wäre notwendig, außergewöhnliche Maßregeln zu ergreifen, um sich der Gefahr zu erwehren?

M. H., wo wird man denn öffentlich am hellen Tage sich selbst ein solches Armutszeugnis ausstellen! Wie sieht es dann mit den Grundsätzen aus, auf denen Ihre Programme beruhen, wenn Sie sich trotz der Majorität, die Sie haben, nicht einmal zutrauen, den Kampf gegen eine Minorität aufzunehmen, die nichts hat, als einzig die Wahrheit der Grundsätze, zu denen sie sich bekennt, und auf die sie vertraut.

Ich sollte denken, wenn Sie auch nur das mindeste Selbstvertrauen besäßen — wie ich es gern voraussetze, wie es jeder Mann besitzen muß — dann kämen Sie uns mit der Behauptung nicht wieder, daß Sie sich aus Not und Angst vor dem Zentrum zu solchen außergewöhnlichen, mit den Auffassungen der Fortschrittspartei schlechthin unverträglichen Maßnahmen gedrungen fühlen.

Nun ist von der freien Kirche im freien Staate feierlich Zeugnis gegeben. Der Herr Abg. Haenel hat sich bereitwillig dazu bekannt, aber seine weitere Ausführung war der Art, daß keine Kirche übrig blieb, die Platz hätte im freien Staat, er hat die Kirche rein wegdemonstriert — und winkt zu meiner Bestätigung jetzt: „Ja" . . . Er will eine Freiheit einräumen, verlangt aber vorher Freiheit der Gemeinde und Gewissensfreiheit in der Gemeinde. Nun, und wenn wir, die wir zu den katholischen Gemeinden und zur katholischen Gesamtgemeinde gehören, ihm einmütig feierlich versichern, daß wir uns in dem Besitze vollster Gewissensfreiheit innerhalb der Kirche fühlen, daß wir kraft des Prinzips der persönlichen Freiheit des Gewissens die Freiheit für die gesamte Kirche fordern, die Freiheit für die Bewegung und Geltendmachung der Autorität in der Kirche, — was wird dann der Herr Abgeordnete antworten: Er kann nichts Anderes darauf antworten,



als: „ihr wißt gar nicht, was Gewissensfreiheit ist!" . . . Wenn Sie glauben, wir beugten uns vor Ihrer protestantischen Auffassung, die Sie in den Mantel des Staates kleiden, dann irren Sie sich gewaltig. Sie können uns unter die Füße treten, Sie können uns vernichten, aber die Freiheit bewahren wir uns, daß wir unserer Überzeugung nicht untreu werden. Dieselbe Freiheit, kraft deren wir uns bekennen zu dem Autoritätsprinzip in der katholischen Kirche, dieselbe Freiheit hindert uns, uns solchen Gesetzen zu unterwerfen."

Ein paar Tage später sagte derselbe v. Mallinckrodt:

„Dann hat der Herr Abgeordnete eine Betrachtung angestellt, in wie weit wir berechtigt seien, uns als Vertreter der Gesamtheit der Katholiken hinzustellen. Das ist wieder eine falsche Voraussetzung, und mit der Voraussetzung fällt eigentlich auch der Anlaß zu weiterer Erörterung. Das haben wir nämlich noch nie getan, wir sind sehr vorsichtige Leute und sprechen deshalb in der Regel ganz ausdrücklich von der Vertretung der großen Mehrzahl der Katholiken, der ganz überwiegend großen Mehrzahl, aber wir hüten uns ängstlich, zu sagen: Alle; denn daß wir sie nicht alle vertreten, das wissen wir."

Nachhaltiger und eindringlicher, wie die Zentrumsführer sich als die offiziellen Vertreter und Verteidiger der katholischen Interessen gaben, wie sie Zentrum und Katholiken mit einander identifizierten, kann dies überhaupt nicht geschehen. Und darin waren sich alle einig. Zunächst seien hierfür noch eine Anzahl Aussprüche der ersten Führer beigebracht, um dann auch noch einige andere zu Worte kommen zu lassen. An erster Stelle sei wieder Windthorst erwähnt, der Zentrumsführer *κατ ἐξοχήν*. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 10. Dezember 1873 führte er aus:

„Denn das sage ich Ihnen, die Vernichtung unserer Kirche werden wir niemals unterschreiben.

Die Herren sagen dann, und der Herr Minister hat es dann mit großer Emphase wiederholt: Wir wollen eure Kirche, eure Religion gar nicht angreifen. Ja, m. H., das, was Sie



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsere Religion nennen, wollen Sie nicht antasten; aber was unsere Religion ist, das müssen wir wissen und ich sage Ihnen, Sie tasten unsere Kirche, unsere Religion an.

Endlich hat der Minister gesagt, es mache auf ihn keinen Eindruck, daß das katholische Volk bei den Wahlen in so großen Massen zusammengetreten und Männer hieher geschickt habe, die seine Rechte vertreten. Ich weiß überhaupt nicht, was auf den Herrn Minister Eindruck macht, aber ich sollte denken, wenn von der russischen Grenze bis hinauf nach Frankreich, in ganz Deutschland die Katholiken sich erheben und zusammenstimmen, dann sollte sich jeder ruhige und besonnene Staatsmann sagen: Wie ist das möglich?"

Weiter äußerte derselbe in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 26. November 1873:

„Dann hat der Herr Abg. Virchow viel von Gewissensfreiheit geredet, er hat gesagt, jeder wisse, was Gewissensfreiheit sei, und doch hat er nicht gewagt, uns zu sagen, was er unter Gewissensfreiheit versteht. Wir nehmen in Anspruch, wenn wir die Lehren der katholischen Kirche für die richtigen halten, dieselben zu bekennen und zu üben, das ist unsere Gewissensfreiheit, und diese zu üben, haben wir ein Recht. Sie haben andere Überzeugungen, und haben ein Recht, sie zu bekennen und zu üben; wenn wir Ihnen dies Recht verkümmern, so verkümmern wir Ihnen die Gewissensfreiheit."

In der Sitzung des deutschen Reichstags v. 23. April 1874:

„Und wenn Sie uns die Priester senden zu können glauben, dann, m. H., irren Sie sehr. Sie irren, wenn Sie glauben, daß wir den letzteren folgen werden — oder ohne die anderen nicht fertig werden. Erschweren können Sie unsere Lage, wehe tun können Sie uns, Sie können unsere Herzen verletzen, aber von unserem Glauben abbringen können Sie uns nicht; haben wir die Priester nicht, so werden wir allein beten. Und wenn die Geistlichen uns keine Predigten halten, dann werden wir Laien finden, die sie halten; und wenn Sie uns die Kirchen verschließen, dann werden wir uns in den Wäldern versammeln; wir werden uns eben so zu helfen wissen, wie die Katholiken


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Frankreich sich zu helfen gewußt haben unter den Jakobinern der ersten Klasse".

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 8. Mai 1874:

„Die Lehre von der durch Christus gestifteten sichtbaren Kirche ist wirklich ein Dogma, und zwar selbst nach der Charakterisierung des Herrn Dr. Wehrenpfennig, weil es sich auf das Überirdische bezieht, nämlich darauf, wie man in dieser sichtbaren Kirche im Leben sein Heil sucht, um jenseits glücklich zu werden. Diese Lehre wird bei uns verletzt, weil zu unserer Kirche eben das Priestertum gehört, unter dem Papst die Bischöfe und unter den Bischöfen der Klerus. Wir haben nicht den Satz des allgemeinen Priestertums, wie er von vielen Protestanten aufgefaßt wird. Wir haben den unerschütterlichen Satz, daß diese Hierarchie eingesetzt sei zur Regierung und zur Leitung der Kirche und des von ihr zu erteilenden Unterrichts in der Kirche, zum Spenden der Sakramente. Sie müssen sich also schon damit abfinden, daß hier allerdings die Dogmen sehr ernst in Frage sind, Dogmen, welche die äußere Erscheinung der Kirche betreffen, Dogmen, die deshalb vielleicht nach der Anschauung des Herrn Kultusministers nur unwesentlich sind, aber für uns wesentlich sind und auch für jeden positiv gläubigen Christen wesentlich bleiben werden, trotz aller augenblicklichen Philosophien, die über die Welt gehen."

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 10. März 1876:

M. H., wir gehorchen den Gesetzen vollständig und ganz. Wenn aber Gesetze gegeben werden, deren Befolgung gegen unser Gewissen geht, dann denke ich, sollten namentlich die Herren von der „liberalen" Seite ein solches Verhalten nicht mit Murren und Unterbrechungen verfolgen, sie sollten vielmehr höchstens versuchen, uns zu belehren, daß wirklich diese Gesetze nicht gegen unser Gewissen sind. M. H., wir lehnen uns zudem nicht positiv auf gegen diese Gesetze, welche gegen das Gewissen gehen, wir haben vielmehr einfach da, wo wir nicht anders konnten, uns passiv den Gesetzen gegenüber verhalten."


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 23. Juni 1883:

„Wenn der verehrte Herr v. Zedlitz wirklich von einer gespensterartigen Furcht vor der katholischen Kirche und den Katholiken erfüllt zu sein scheint, so kann ich das beklagen, resp. aber auch mich darüber freuen. Denn diese Art von Furcht bringt Dinge zu Tage, die sich in den Augen anderer Leute sehr bald als Phantasmagorien darstellen und daher um so mehr geeignet sind, das wirklich Unfruchtbare solcher theoretischen Erörterungen klar zu stellen. Er findet eine klerikale Strömung im steten Wachsen. Mit Vorliebe scheint der verehrte Herr uns „klerikal“ zu nennen. Ich akzeptiere die Bezeichnung gern, wenn sie bedeuten soll, daß wir die Interessen der Kirche und ihrer Diener mit Wärme vertreten. Soll sie etwas anderes bedeuten, so würden wir ja die Bezeichnung abzulehnen haben. . . . Die katholische Kirche besteht, wie sie ist, im preußischen Staate auf Grund völkerrechtlicher und staatsrechtlicher Verträge. Wir sind deshalb nicht hier, um unsere Rechte zu erbetteln, sondern wir sind hier, um unsere Rechte zu verlangen.“

v. Mallinckrodt äußerte in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 4. Februar 1874:

„Wir wollen und verteidigen die konfessionellen Überzeugungen, insbesondere die unserige, weil wir der Überzeugung sind, auf unserer Seite ist die Wahrheit, und die volle Wahrheit.“

In der Sitzung des deutschen Reichstags v. 25. April 1874:

„Nun, m. H., wenn das wahr ist, wenn wir uns expatriieren dadurch, daß wir feststehen zu dem Mittelpunkt der katholischen Kirche, dann haben unsere Vorfahren und die Ihrigen auch schon zur Zeit des hl. Bonifazius sich ganz vollständig expatriiert. Man sollte uns deshalb mit derartigen Regeln nicht kommen.“

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 8. Mai 1874:

„So liegen die Dinge; deshalb behaupten wir immer von

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuem, es ist der Kampf, der von der Regierung angefacht ist, ein Existenzkampf für den Katholizismus und darin liegt für uns die Unmöglichkeit, diesen unsern prinzipiellen Standpunkt aufzugeben."

Pfarrer Westermayer-München äußerte in der Reichstagssitzung vom 24. März 1874:

„M. H., das bayerische Volk, das katholische Volk, so weit ich es kenne, und so weit es uns hergeschickt hat, beklagt es aufs Tiefste, und es ist nur ein Schrei des Jammers und des Schmerzes, daß die deutsche Reichsregierung und voran der Herr Reichskanzler so viel Genie und so viel Energie verwendet, um die innere Politik des Reiches in Bahnen zu lenken, die unmöglich den Frieden herbeiführen können."

Abg. Schmidt-Aichach in der Reichstagssitzung vom 28. März 1874:

„Nun, m. H., der Klerus, das Zentrum, die Katholiken wollen nicht vor den Augen Europas konstatieren, daß jetzt in unsern Tagen die deutsche Nation, das bayerische Volk so tief gesunken ist, daß man sagen könne, die Zivilehe müsse eingeführt werden, weil die Religiosität so tief gesunken sei. Wir wollen, m. H., der Nation diesen Rückschritt, wie der Herr Professor uns gelehrt hat, nicht raten."

Der kürzlich verstorbene Dekan Lender in der Reichstagssitzung vom 24. April 1874:

„Ich will auf das nicht eingehen, was uns zum Vorwurf gemacht worden ist; aber das kann ich Ihnen sagen, und dessen dürfen Sie versichert sein, wenn wir die Überzeugung hätten, daß die Anklagen begründet sind, die Sie uns vorhalten, daß wir dann sofort unsere Fraktion auflösen würden. So viel Patriotismus und so viel Selbstverleugnung und so viel Liebe zur Kirche haben wir noch, daß wir dies tun könnten, wenn wir diese Überzeugung hätten. Bis jetzt aber haben wir sie nicht gewonnen, und so lange wir sie nicht gewonnen haben, wahren wir uns das Recht, welches jeder konstitutionellen Vertretung zusteht, ihre Abstimmung nach Maßgabe ihrer politischen und religiösen Überzeugung zu richten."


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

v. Kesseler in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 6. Mai 1874:

„Allein ich stelle Ihrer numerischen Überlegenheit den Satz entgegen, mit welchem unser regierender Papst vor 14 Jahren seine Anhänger getröstet hat. Als die treuen Verteidiger seiner weltlichen Macht unterlegen waren vor der Überzahl der Feinde, gerade so, wie es heute hier den Verteidigern der rein kirchlichen Rechte des Papstes ergeht, da schmückte er die Brust der Überlebenden seiner Soldaten mit einer Medaille, welche die Inschrift trägt: »Victoria, quae vincit mundum, fides nostra«. M. H., mögen Sie sich freuen Ihrer 22 Siege und noch hunderter mehr; sie sind ja billig; aber wir liegen darnieder, und mit Flammenschrift stehen diese Worte in unserem Herzen: „unser Sieg ist unser Glaube", das ist der Glaube an die hl. katholische Kirche, die da grünt und blüht für alle Zeiten, und von deren herrlichem Baume Sie nicht mit List und mit Gewalt werden abtrennen und zum Verdorren bringen jenen starken frischen Ast, die katholische Kirche in Deutschland!"

Frhr. v. Wendt in derselben Sitzung:

„Diese Bestimmung des kanonischen Rechts, daß die missio canonica bei jeder Besetzung der geistlichen Ämter eine notwendige Bedingung abgibt, ist so unbedingt ein Fundamentalsatz der katholischen Kirche, daß es für uns ein Dogma ist. Ohne diese missio canonica existiert für uns kein Geistlicher, ohne sie ist derjenige, der in ein kirchliches Amt auf irgend eine andere Weise hineingesetzt ist, ein Eindringling, er kann für dasselbe sein, was ein Lehrer der Theologie weltlichen Standes ist; aber er kann niemals ein Geistlicher sein im Sinne der Kirche, wie wir ihn auffassen und wie wir ihn haben wollen und müssen. Wir müssen deshalb nicht bloß gegen diesen Paragraphen stimmen, sondern wir müssen feierlichst dagegen protestieren, wir müssen protestieren im Namen unserer Wähler und im Namen der vielen Katholiken, die noch unter den Wählern der übrigen Parteien in der Minorität gewesen sind. Wir alle sind darin einig, daß wir, wenn


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir Katholiken bleiben wollen, nur solche Geistliche, die die missio canonica haben, als unsere Seelenhirten anzuerkennen haben."

Baudri in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 9. Mai 1874:

„Wenn wir damals 1866 den Frieden wünschten, so haben wir diesen Wunsch geteilt mit fast allen Parteien des Vaterlandes. Was aber die Errichtung des neuen Kaisertums anlangt, so haben wir Katholiken nicht minder Gut und Blut für dasselbe zum Opfer gebracht, wie jene, die uns nun entgegenstehen. Wir wünschen nur, daß es eine festere Grundlage erhalte als die Maigesetze, welche Sie ihm gegeben haben."

Graf Praschma in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 6. April 1875:

„Und daß die katholische Kirche, daß die große Mehrheit der katholischen Bevölkerung auf unserer Seite steht, das können Sie nicht mehr leugnen. Ich nehme die Herren auf dieser Seite aus (nach links), die sich Altkatholiken nennen, weil ich sie nicht zu der katholischen Kirche von meinem Standpunkt zählen kann . . .

Wenn Sie also die beiden Ihnen eben bezeichneten Kategorien von Katholiken abrechnen, so haben Sie es mit der gesamten katholischen Kirche und mit der überwiegenden Mehrzahl der katholischen Bevölkerung zu tun, die wir in allen Berufsklassen und Ständen zu vertreten die Ehre haben; und das Gewissen dieser Millionen katholischer Untertanen hat die Regierung und hat die Majorität dieses Hauses zu respektieren . . . So lange Sie nicht nachweisen, daß die katholische Kirche und ihre Vertreter oder unsere Partei von der preußischen Regierung oder der Kammer Etwas verlangt hätten, was in Preußen nicht schon vor dem Jahre 1870 als ihr Recht gegolten hat, und was nicht ebenso allen andern Konfessionen zu Gute gekommen, so lange werden wir behaupten, die Kirche hat keine Schuld an diesem Konflikt, sie weist jede Verantwortung von sich.




Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

v. Schorlemer-Alst in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 16. April 1875:

„Ich käme nun zu dem Herrn Abg. Richter [illegible]rhausen), und ich kann sagen, daß ich das, was er gesa[illegible], bedeutender finde, als die Ausführungen des Herrn Ministerpräsidenten, namentlich weil er sich sehr eingehend mit der Verfassungsgeschichte der katholischen Kirche beschäftigt hat. Der Herr Abgeordnete wolle mir aber verzeihen, daß ich mich nicht darauf einlassen kann, mit ihm über die Verfassungsgeschichte unserer Kirche zu streiten, dazu fehlt uns die Zeit, und nach meiner Meinung geht auch die Verfassung unserer Kirche niemand Anderen etwas an als uns selber . . .

Nun ist uns ja auch heute wieder gesagt worden, wie vor zwei Tagen im Herrenhause und früher schon hier, daß es sich eben um den „Kampf gegen Rom“ handele, und das Ziel dieses Kampfes ist klar erkenntlich: die Losreißung von Rom. Meine Herren, das heißt für uns das Losreißen von dem Lebensquell, von der von Gott selbst gestifteten höchsten Autorität, unserer Kirche. Ich sage, das Losreißenwollen von der von Gott gestifteten höchsten Autorität unserer Kirche! — Sie können ja darüber denken, was Sie wollen. Nun bitte ich Sie, den Versuch dieses Losreißens aufzugeben, das wird nicht gelingen. Sie können uns vernichten, Sie können uns das Herz aus dem Leibe reißen.

Lassen Sie mich nur ausreden — aber das sage ich Ihnen, diese katholischen Herzen werden Sie nicht losreißen vom Statthalter Christi. (Stürmisches Bravo! im Zentrum.)“

Derselbe in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 27. November 1877:

„Aber der Herr Abg. Götting hat gefragt: Was hat die ultramontane Partei bisher erreicht? — Ich will ihm die Antwort geben. Wir haben erreicht: Leiden, Kämpfe, Geldbußen, Gefängnisstrafen, Ausweisungen; wir haben aber auch erreicht, daß wir nicht den kleinsten Teil unserer Prinzipien aufgegeben haben; wir haben erreicht, daß wir unsere Ehre nicht verloren, und darauf sind wir stolz . . . Wir



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erkennen die Notwendigkeit des Gehorsams gegen die Gesetze gerade so gut an, wie Sie, m. H., aber . . . wo diese Gesetze in [illegible] ite Gebiet des Glaubenslebens und des Gewissens eingreifen, da sind wir berechtigt, den Gesetzen gegenüber passiven Widerstand zu leisten, und das ist das Einzigste, was wir und die Katholiken im Lande bisher getan haben . . . Aber unsere nationalen Gefühle haben sich stets bewährt, wenn es auf die Entscheidung angekommen ist, und Sie können uns keinen einzigen positiven Beweis dafür beibringen, daß wir in dieser Beziehung irgend wie mankiert hätten."

Derselbe in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 5. Februar 1880:

„Der Herr Kultusminister hat dann noch eine sehr ernste Frage an uns gerichtet, auf die ich antworten muß. Er hat gesagt, wir möchten doch erwägen, ob das Zentrum seinen Einfluß stets so geübt habe und ob es immer so aufgetreten sei, wie es dem Wunsche des Staates nach Frieden entsprochen habe. Nun bis vor sehr kurzer Zeit haben wir einfach dem Motto des Staates gegenüber gestanden, das uns durch den verflossenen Herrn Kultusminister laut hier vorgetragen wurde: Kampf gegen Rom! Das war die ausgegebene Parole, und so lange wir dieser Parole gegenüberstanden, war es doch gewiß ein sehr gerechtfertigter Standpunkt, daß wir uns unserer Haut wehrten, so gut wir konnten!"

Derselbe in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 26. Juni 1880:

„Ich kann sagen, ich habe es bedauert, daß der Herr Minister, den ich persönlich so sehr hochschätze und dem ich großes Vertrauen entgegenbringe, sich diese ‚liberale' Redewendung angeeignet hat, denn wie liegt die Sache? Der Standpunkt, den die Kirche einnimmt und einnehmen muß, ist ein unabänderlicher, wie er durch ihre göttliche Stiftung vorgezeichnet wurde. Sie hat auch in diesem Kampfe nur die Wahl, sie bleibt entweder die katholische Kirche oder sie hört auf, es zu sein, und gerade so tritt an uns die Wahl: Wollen wir römisch-katholische Christen bleiben oder preußisch-katholische Christen




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden? Das Letztere würden wir, wenn wir den Maigesetzen uns unterwürfen, und das können wir nimmer. Wir wollen römisch-katholische Christen bleiben."

Frhr. v. Hecremann in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 6. April 1875:

„Es ist nicht bloß erstaunlich, daß Sie so einfach zugestimmt haben, sondern ich bin noch mehr in Erstaunen gesetzt durch das, was wir von Ihnen gehört haben, es hat sich dabei so viel Unkenntnis der katholischen Verhältnisse — Sie mögen mir das nicht übel nehmen — eine so vollständige Unkenntnis der katholischen Grundbegriffe, der katholischen Lehren und aller Verhältnisse der Katholiken gezeigt, es ist ferner so viel Mißtrauen gegen uns hervorgetreten und so viel Erregung, daß ich dies Alles, von meinem Standpunkte aus, nicht genug beklagen kann. . . .

M. H., ich muß noch weiter gehen: Sie glauben uns sogar nicht mehr; Sie glauben nicht mehr der Redlichkeit der von uns ausgesprochenen religiösen Überzeugungen und Auffassungen, und ebensowenig der Ehrlichkeit der von uns ausgesprochenen politischen Grundsätze und Anschauungen. So weit sind wir bereits durch den Kulturkampf gekommen; dies möchte ich Ihnen recht eindringlich vorführen. . . .

Ich möchte da zuerst auf den überall durchklingenden Vorwurf eingehen und ein paar Worte entgegnen, der sich dahin gipfelt, daß wir Katholiken keine guten Deutschen und keine echt vaterländisch gesinnten Männer seien. . . .

Nach unserer Auffassung hegen Sie über alle diese Fragen, über die Frage unserer Gewissensstellung zu den Staatsgesetzen und die Frage unserer Auffassung des passiven Widerstandes, die unbegreiflichste irrige Auffassung, und ich glaube, die Grundlage für diese Auffassung bilden in den Hauptbeziehungen die Irrtümer und Unwahrheiten der liberalen und offiziösen Presse. . .

M. H., ich muß noch Eines hervorheben. Bei diesem jetzigen Streite, der nach unserer Auffassung, wie sie selbst zugeben, direkt gegen unsere Kirche geht, ist es doch ein merkwürdiges Gefühl für uns Katholiken, wenn wir wissen, wir



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben unser Gut und Blut in allen Zeiten der Gefahr und des Krieges für das Vaterland hingegeben, und zahlen dem Staate auch jetzt unsere Steuern ebenso gut wie Sie; wenn wir aber zugleich sehen, daß die Staatsmittel, die wir zu zwei Fünftel zahlen, jetzt dazu verwandt werden, gegen unseren eigenen Glauben zu wirken. . . . Denken Sie sich in unsere Lage, so wird Ihnen das, was wir empfinden, klar werden.

Wenn ich nun endlich in diesem Kampfe der Weiterentwicklung entgegensehe, so muß ich sagen, daß wir nicht mutlos sind . . . weil wir auf einen höheren Schutz vertrauen, auf diesen um so fester, je mehr wir von der Wahrheit unseres Glaubens überzeugt sind, und jeder Katholik denkt bei allen diesen Kämpfen: post tenebras spero lucem."

Derselbe in der Sitzung vom 31. Januar 1878:

„Es werden also das Vermögen, die Ehre, die sonstigen Befugnisse des Einzelnen lediglich in die Willkür des Kultusministers gelegt, es wird vollständig polizeiliche Willkür geschaffen, die Sie sonst in anderen Verhältnissen so sehr verdammen. M. H., diese Willkür ist für uns Katholiken zur Zeit umso schlimmer, da wir zunächst, wie Sie wissen, die Überzeugung haben, das Kultusministerium steht uns feindselig und mit Parteileidenschaft gegenüber, und zweitens um so schlimmer, da Sie nicht von uns erwarten können, daß wir auch nur das geringste Maß von Vertrauen zu dem Kultusminister haben.

Es dürfte wohl kaum noch jemand geben, dem es nach der Lektüre all der hier angeführten Stellen, die sich sehr leicht noch um ein Bedeutendes vermehren ließen, irgendwie zweifelhaft sein könnte, daß das Zentrum nach der Meinung Windthorsts und all der anderen Führer und Mitglieder des Zentrums seine Politik im Einklang mit der katholischen Weltanschauung zu machen hat. Wem aber diese einzelnen Aussprüche noch nicht genügen sollten, wer außerdem noch eine offizielle Äußerung der „maßgebenden Organisation" der deutschen Zentrumspartei verlangt, der kann ebenfalls seinen Wunsch erfüllt sehen. Denn auch eine solche Äußerung liegt vor, und zwar aus der Zeit, als Herr


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Justizrat Dr. Julius Bachem wohl im Mittelpunkte seiner parlamentarischen Tätigkeit stand.

Alles wiederholt sich im menschlichen Leben, und so hat denn auch die Forderung der Osterdienstagskonferenz, daß das Zentrum seine Politik im Einklang mit der katholischen Weltanschauung zu machen habe, bereits einen Vorläufer gehabt. Es war das im Jahre 1884. Und derjenige, der damals diese Forderung in der Öffentlichkeit mit seinem Namen in einer offiziellen Eingabe an die Zentrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses vertrat, war der heutige erste Vorsitzende des Augustinusvereins, Herr Verleger Lambert Lensing in Dortmund. Der damalige Hergang war folgender:

Am 27. Januar 1884 fand in Dortmund eine große Versammlung des katholischen politischen Volksvereins für den Stadt- und Landkreis Dortmund statt. In derselben wurde einstimmig nachfolgende Resolution gefaßt:

„Die heutige Versammlung der Zentrumspartei des Kreises Dortmund drückt der Fraktion des Zentrums im preußischen Landtage für das mutige Auftreten bei der Beratung des Antrages Reichensperger ihre volle Anerkennung aus; sie bittet, daß die Fraktion, wie bisher, auf dem Boden rein katholischer Prinzipien ohne Sympathisierung mit den Grundsätzen der Rechten und der Linken, die Freiheit und die Rechte der katholischen Kirche in energischer Weise reklamiere in der zuversichtlichen Gewißheit, daß das katholische Volk entschlossen und siegesgewiß hinter seiner parlamentarischen Vertretung steht."

Diese Resolution wurde mit nachfolgendem Begleitschreiben an den Vorsitzenden der Fraktion, Freiherrn v. Schorlemer-Alst gesandt:

„In einer von ca. 400 Personen besuchten Versammlung des katholischen politischen Volksvereins, welche heute im katholischen Gesellenhause hierselbst tagte, wurde nachstehende Resolution einstimmig beschlossen und bin ich beauftragt, dieselbe Ew. Hochwohlgeboren resp. der Fraktion zur Kenntnisnahme zu


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unterbreiten. Ich entledige mich hierdurch dieses Auftrages und zeichne in vollster Ergebenheit L. Lensing, Schriftführer des kath. polit. Volksvereins für den Stadt- und Landkreis Dortmund."

Abgesehen von allem andern ist auch die in der Resolution und dem Begleitschreiben als selbstverständlich erscheinende Identifizierung des katholischen politischen Volksvereins für den Stadt- und Landkreis Dortmund mit der Zentrumspartei des Kreises Dortmund charakteristisch. Bemerkenswert ist jedenfalls auch die unterm 31. Januar 1884 an den kath. pol. Volksverein für den Stadt- und Landkreis Dortmund zu Händen des Schriftführers L. Lensing ergangene Antwort der Fraktion. Diese wurde nach eingehender Beratung des Gegenstandes innerhalb der Zentrumsfraktion erteilt und hatte folgenden Wortlaut:

„Ew. Wohlgeboren Zuschrift vom 27. Januar c. nebst der vom katholischen politischen Volksvereine an gleichem Tage gefaßten Resolution habe ich zur Kenntnis der Zentrumsfraktion gebracht. Dieselbe hat mich durch einstimmigen Beschluß beauftragt, dem katholischen politischen Volksvereine für den Ausdruck seiner Zustimmung ergebenst zu danken, zugleich aber die hinzugefügte Bitte, daß die Fraktion, wie bisher, auf dem Boden rein katholischer Prinzipien ohne Sympathisierung mit den Grundsätzen der Rechten und Linken, die Freiheit und die Rechte der katholischen Kirche in energischer Weise reklamiere, in so weit zurückzuweisen, als dieselbe, ohne erkennbaren Grund ausgesprochen, die Mißdeutung nahe legen könnte, daß die Zentrumsfraktion ihren Prinzipien ungetreu geworden sei oder werden könne. Die Zentrumsfraktion verweist diesbezüglich auf ihr Programm und ihre auch unter den schwierigsten Verhältnissen demselben entsprechende Haltung; sie muß allerseits das Vertrauen beanspruchen, daß sie hier, mitten im Kampfe stehend, am besten und sichersten beurteilen kann, was der Durchführung der Grundsätze unserer Partei und der Sache, für welche sie seit 13 Jahren kämpft, dienlich ist.

Berlin, den 31. Januar 1884.

Der Vorstand der Zentrumsfraktion:
Dr. Frhr. v. Schorlemer-Alst."


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Zentrum weist also entschieden schon die bloße Möglichkeit zurück, jemals den Boden rein katholischer Prinzipien verlassen zu können. Etwas wesentlich Anderes verlangt auch der vielangefochtene Programmsatz der Osterdienstagskonferenz doch wohl nicht. Daß Herr Dr. Julius Bachem damals Mitglied der preußischen Zentrumsfraktion war und also wohl auch dem einstimmig gefaßten Fraktionsbeschluß seine Zustimmung gegeben hat, darf in uns vielleicht die Hoffnung erwecken, daß die schon allzu lange andauernden, nur unsere Gegner erfreuenden Meinungsverschiedenheiten sich schließlich doch noch zu einer gemeinsamen Basis zusammenfinden werden.

(Schluß folgt.)

---

## LXX.

## König Ludwig III. von Bayern.

12. November 1913.

Am heutigen Tag huldigt das treue Bayernvolk seinem neuen König. Ludwig III. aber, der, obzwar ein moderner Herrscher im besten Sinne des Wortes, doch gleichzeitig durchdrungen und getragen ist von der Überzeugung, daß sein Königtum von Gottes Gnaden stammt und in Gottes Gnade wurzelt, begibt sich in feierlichem Aufzuge und mit dem ganzen Prunk des majestätischen Glanzes vor allem an die Stätte, wo der König der Könige thront, um dessen Segen zu erflehen für sich und das Volk. Und so vereinigt sich heute mit der Huldigung des Landes und Volkes für seinen König die Huldigung des Monarchen, seiner erlauchten Gemahlin und des ganzen königlichen Hauses vor unserem Gotte.

König Ludwig III. hat sich immer und bei jeder Gelegenheit als ein treuer Sohn der katholischen Kirche er-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wiesen in Wort und Tat; und weil er dies ist, wird er in Wahrheit Bayerns Landesvater werden und zwar aller seiner Untertanen ohne Unterschied des Glaubens und — des Standes. Dessen dürfen sich auch, und nicht zuletzt, die Arbeiterkreise versichert halten.

Die reichsten Erfahrungen eines auch bisher schon in Arbeit und Pflichterfüllung verflossenen Lebens, das er mit offenem und abgeklärtem Blicke jederzeit zu beherrschen trachtete, stehen dem Wittelsbacherfürsten zur Verfügung, wenn er nun „im gläubigen Aufblick zu Gott" den Thron seiner Väter bestiegen hat, weil er eben aus seiner Erfahrung heraus der Erkenntnis sich nicht länger verschließen wollte, daß der monarchische Gedanke zweifellos durch die überlang andauernde Anormalität eines nahezu dreißigjährigen Zustandes Schaden leiden mußte. Nur die Erkenntnis, daß die Sorge für das Wohl der Monarchie und des Vaterlandes eine Beendigung dieses Zustandes dringend erheische, so erklärte der Monarch bei der feierlichen Eidesleistung am vergangenen Samstag, habe in ihm den Entschluß reifen lassen, den Schritt zu tun, der in der Eidesleistung seinen Abschluß finde.

Daß dem hohen Herrn dieser Entschluß schwer gefallen ist, werden wir alle mit ihm fühlen, die wir seine Auffassung über Grund und Wesen unseres Königtums teilen. Die „dira necessitas", welche in dem Fundamentalsatz: salus publica suprema lex esto enthalten ist, hat den Ratgebern der Krone die Bahn gewiesen, auf welcher durch das Zusammenwirken von Krone und Volksvertretung Bayern endlich wieder seinen regierenden König erhalten sollte.

Feiertage des monarchischen Gedanken nennt die Kölnische Volkszeitung die geschichtlich denkwürdigen Ereignisse, welche sich in diesen ersten Novembertagen in Bayern abspielen. Es steht zu hoffen, daß die aufrichtige Liebe und Verehrung, welche alle Schichten der Bevölkerung, Hoch und Niedrig, schon seit Jahrzehnten in stets wachsendem Maße dem edelsinnigen und von den besten Absichten beseelten Prinzen


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ludwig und seiner Familie entgegengebracht haben, sich künftighin auch auf den ebenso bayerisch, wie deutsch fühlenden König Ludwig III. übertragen.

Vor Jahren hat der damalige Prinz bei festlicher Gelegenheit in Anlehnung an die Kundgebung König Ludwig II. bei der Feier des Wittelsbacher Jubiläums sich geäußert: Ich und mein Haus fühle mich eins mit meinem Volke und ich füge hinzu: das Volk fühlt sich eins mit meinem Hause — und bei einem andern Anlasse hat er sein vielgeliebtes Bayern das Land genannt, mit dem er mit jeder Faser seines ganzen Lebens verwoben sei.

Daß dies nicht nur leere Worte waren, dafür ist Zeugnis sein ganzes bisheriges öffentliches Auftreten. Dieses aber war auch seinem inneren Gehalte nach ein derartiges, daß man — ohne daß man Widerspruch zu befürchten braucht oder gar des Byzantinismus geziehen werden könnte — behaupten darf: die persönliche Bedeutung dessen, der jetzt als neuer König die Geschicke Bayerns leitet, kann von Niemandem innerhalb, wie außerhalb der weißblauen Grenzpfähle geleugnet werden. —

Und wenn wir heute in unserem Gebete den Segen des Himmels auf die Regierung seiner Majestät des Königs herabflehen, dann geschieht dies in dem sicheren Bewußtsein, daß Fürst und Volk eins sind gemäß dem Wittelsbacher Hausspruche: In Treue fest!

Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## LXIII.

## Kürzere Besprechungen.

1. Altbayerns Umritte und Leonhardifahrten. Von Georg Schierghofer. Buchschmuck von Klemens Thomas. XII und 76 Seiten $8^0$ mit 12 Kunstbeilagen und 52 Textbildern. Geheftet Mk. 2,50, in Leinen Mk. 3,50. München, Bayerland-Verlag 1913.

Als sehr beachtenswerter Beitrag zur Kenntnis bayerischer Volks- und Sittengeschichte ist die vermerkte Schrift zu bezeichnen. Der Verfasser, der schon durch seine im Jahre 1911 erschienene Abhandlung „Traunstein und das Salz“ eine gediegene Handels- und kulturgeschichtliche Studie geboten, weiß hier mit seltener Umsicht und emsigem Fleiße all den verschiedenen ländlichen Feierlichkeiten nachzugehen, in denen zunächst das Pferd eine Rolle spielt, da es bei solchen Anlässen festlich herausgeputzt von schmucken Reitern nach meist uralten Kirchen oder Kapellen gelenkt wird, um dort priesterliche Segnung zu erhalten. Gut übersichtlich sind die Hauptgruppen nach der jahreszeitlichen Entwicklung geordnet, so daß man, ohne an allzu striktes Gefüge sich zu halten, eine Frühlings-, Sommer- und Spätherbstgruppe, genauer gesagt, eine Oster-, Pfingst- und Weihnachtsgruppe unterscheiden kann. Einzelne beliebte Heilige, zunächst jene, welche als Patrone der Haus- und Nutztiere gelten, wie St. Wendelin und St. Leonhard, haben freilich ihre eigenen Ehrentage; die vielen sonstigen Ritte aber fallen doch zumeist in die Nähe eines kirchlichen Hauptfestes, so daß z. B. Oster- und Georgiritte geeint erscheinen können, wie dieses zu Ettendorf bei Traunstein der Fall ist. Strenge ans Pfingstfest gebunden ist zunächst der bekannte Ritt zu Kötzting in der Oberpfalz. Haben die allermeisten Ritte die Intention, den Pferden, weiterhin auch dem Horn- und Klauenvieh, den Stallungen und bäuerlichen Heimstätten den besonderen Schutz der Himmelsmächte zuzuleiten, so traten vereinzelt auch noch andere Motive in Sicht, wie z. B. bei den Kirchfahrten am St. Ulrichstag, durch welche vor allem

Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google




Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

auch Schutz vor Feldungeziefer und Mäusefraß erreicht werden soll. Wer denkt hier nicht an die Sorge, welche den frühgermanischen Bauern der unheimliche Bilwißreiter machte, wenn er seine schlimme Schmalspur durch die reifenden Felder ritzte. Ohne Zweifel wurzelt der größte Teil dieser heute noch vollführten Ritte und Fahrten im germanischen Altertum, um erst später in verständiger Weise in den christlichen Ideenkreis herübergeführt zu werden. Den Pferden eine Ehrung vorzuenthalten, hätte unsere Altvordern gewiß sehr verdrossen! Daher fehlt denn auch keinem christlichen Hauptfeste solch religiös volkstümliches Gebahren. Wenn wir den mehrfach vorkommenden Ritt am St. Stephanstag in's Auge fassen, so ist kaum abzulehnen, daß er zunächst dem Weihnachtsfeste selbst, dem neugeborenen Heiland in der Krippe zu gelten hat. Läßt doch der frühe Dichter des „Heliand" die Hirten von Bethlehem in echt germanischer Auffassung Pferdehüter sein! Die Heiligen zu Pferde, so St. Georg und Martin, sind dem bayerischen Landvolk heute noch besonders imponierende Gottesstreiter, und wenn man, wie es schon hin und wieder versucht worden, Altargemälde oder Statuen anbringt, welche sie zu Fuß und nicht hoch zu Roß zeigen, so werden derartige Darstellungen sehr häufig als minder entsprechend von unserem Volke abgelehnt. Es geniert die Landleute nicht, den gewaltigsten Gaul über dem Tabernakel angebracht zu sehen, während sie anderem Getier gegenüber höchst kritisch sich benehmen. Referent weiß aus eigener Erfahrung, wie eine Darstellung der Flucht nach Ägypten, die trotz gemachter Einwände — ich kannte meine Pappenheimer — in der üblichen Vorführung auf Weisung eines hohen Geistlichen für den Seitenaltar einer Pfarrkirche an der Traun gemalt werden mußte, den Dorfbewohnern einfach des Esels wegen höchst mißliebig war. Kaum hatte man Kenntnis, daß der maßgebende hohe Kleriker als Bischof von Passau von München weggezogen, ward besagtes Gemälde, obwohl Maria mit dem göttlichen Kinde möglichst freundlich niederblickte, eiligst nach einem abgelegenen Kirchenraum verbracht, um ja das verpönte langohrige Lasttier außer Gesichtsfeld zu wissen. Die hier gemachte Einstreuung soll nur


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besagen, wie minderwertig andere Tierformen erachtet, wie hoch dagegen das Pferd, voraus ein Schimmel, von unseren allzeit gut germanisch fühlenden Bauern eingeschätzt wird!

Erstaunlich ist die in Schierghofers Buch festgestellte hohe Zahl der Umritte und Fahrten, wie sie in Bayern und im benachbarten Österreich, wo ja die Bewohner des gleichen Stammes sind, noch heute stattfinden. Es ist ein erfreulicher Beweis der Macht des konservativen Elementes in unserem Volke, daß trotz der vielen, zunächst in der sogenannten Aufklärungszeit gemachten Anstrengungen, die alten, vor allem die religiösen Volksgebräuche möglichst auszurotten, keinen dauernden Erfolg hatten, daß bei einigermaßen günstigerer Luftströmung selbst die schon unterdrückten Gebräuche wieder neu aufkeimten und reger Entwicklung sich erfreuen konnten.

Selbstverständlich durchzieht alle diese Kundgebungen ein Grundcharakter, der aber, wechselnder lokaler Färbung unterstehend, malerische Variationen in Fülle ermöglicht; dort wo die Festlichkeiten besondere Entwicklung und Eigenart bekunden, wie zu Traunstein, Kötzting und Tölz, gelten sie auch als Sehenswürdigkeiten, welche Zuschauer aus Nah und Fern in Massen anzuziehen wissen. Schierghofer, der nicht nur die literarischen Quellen für seine Darlegungen emsig zusammengezogen, hat auch eine große Zahl dieser kirchlichen Volksfeste mit eigenen Augen sich angesehen, daher denn auch die glückliche, verständnisvolle Schilderung all der Wahrnehmungen und Eindrücke, die sich hierbei ergaben. Der volksfreundliche Sinn des Verfassers, sein reges Interesse für alte und neue Zeit schuf somit ein fesselndes Bild, das dem bayerischen Landvolk zur Ehre, zudem auch zur Ermunterung dient, an den ehrwürdigen Gebräuchen der Väter unentwegt festzuhalten. — Die geschickte, kraftvolle Illustrierung des Buches von K. Thomas entspricht so recht einem Volksbuch und wird ganz besonders der Jugend Freude und Ansporn bieten, zum Preise der geschätzten lieben Heiligen einmal ebenso flott zu Rosse zu sitzen, wie schon der bajuwarische Urahne bis herab zum Großvater und Vater es getan.

München. M. Fürst.


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2. **Vorträge und Ansprachen** von Georg Anton **Weber** Zweite, sehr vermehrte Aufl. Kleinquart. 142 Seiten. Regensburg, Habbel, 1913. Broschiert 1.60, in Leinwand 2.50 M.

Hochschulprofessor Dr. Weber behandelt in diesem hübsch ausgestatteten Buche in sieben Vorträgen sehr interessante kulturgeschichtliche Themata: König Ludwig den Großen, moderne bildende Kunst, Gutenberg und seine Erfindung, die römischen Katakomben, Gregor den Großen, Palästinafahrt und Leo XIII. In der Festrede auf Ludwig I. von Bayern werden seine großen Verdienste um die bildende Kunst mit Begeisterung hervorgehoben, und der Aufschwung derselben in erhabener Sprache gefeiert, während in dem Vortrage über moderne Malerei und Plastik mit der heutigen verdorbenen Geschmacksrichtung (Impressionismus, Nuditätenkunst) in das Gericht gegangen wird. Die Rede über die Druckkunst erörtert deren Erfindung, Geschichte und Bedeutung. Der Vortrag über die Katakomben, deren Anlage, geschichtliche Entwicklung, Inschriften, bildnerische Darstellungen usw. ist für jeden, der das Glück hatte, das unterirdische Rom zu besuchen, die wertvollste Erinnerung und für andere eine belehrende und erhebende Lektüre. Eine Jubiläumsrede auf den heiligen Gregor den Großen entwirft ein treffliches Bild vom weltumspannenden Wirken dieses Papstes. Ein Vortrag führt uns in das Land, von welchem man seit den Tagen der Kindheit träumt, nach Palästina. Anziehend wird die Reise beschrieben; Geographie und Geschichte des Heiligen Landes ziehen vor den Augen vorüber, und wir lernen Stätten kennen, auf welchen der Erlöser einst gewandelt, gelehrt und gelitten hat. Eine Gedächtnisrede auf Papst Leo XIII. hebt dessen ersprießliches Wirken zur Erneuerung der Gesellschaft und zur Lösung der sozialen Frage hervor. — An diese Vorträge größeren Umfangs schließen sich noch acht Anreden, gehalten bei Gesellen und Arbeitern und in studentischen Festversammlungen (bei Eröffnungskneipe, Maifeier, Jubiläum, Weihnachtsfeier, Schlußkommers). Von Herzen kommend und zu Herzen gehend sind diese Ansprachen ein Weckruf zu idealem Streben, zu Religion und Tugend. Da die ernsten Gedanken in gemütvolle Worte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gekleidet sind, sind sie geeignet, die jugendlichen Herzen mit hoher Begeisterung zu erfüllen.

3. Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland, herausgegeben von P. von Loë und Benedikt Reichert. 9. Heft. Beiträge zur Geschichte des Dominikanerordens in Mecklenburg von Dr. Axel Vorberg. II. Das Dominikanerkloster zu Röbel. III. Mecklenburgische Dominikanerurkunden. Leipzig, O. Harrassowitz, V und 75 S., Mk. 3.

A. Vorberg läßt seinen in Heft 5 dieser verdienstvollen Publikation veröffentlichten Beiträgen des Dominikanerordens in Mecklenburg, welche das Johanniskloster in Rostock betrafen, neue Beiträge zur mecklenburgischen Ordenskunde folgen. Zuerst (S. 1—18) gibt er die spärlichen Nachrichten wieder, die von dem im 16. Jahrhundert säkularisierten Konvent zu Röbel erhalten sind. Zum erstenmal gedruckt erscheinen hier die päpstliche Vollmacht für den Kardinal Peraudi vom 5. Oktober 1502 und dessen Mandat an die Bischöfe von Camin, Schwerin, Havelberg und den Generalvikar der Observanten betreffend Reformation einiger norddeutscher Klöster vom 19. Dezember 1502. Sodann folgt der vollständige Abdruck einer Reihe von Urkunden, die für die Gesamtgeschichte des Ordens von großer Wichtigkeit sind. Von besonderem Interesse sind namentlich einige Stücke (2, 6, 11 dem 2. Teil) für die Geschichte des Ablasses; ein abgedruckter Privatbrief des Generalassistenten Franziskus von Worms an den Generalvikar der Observanten Cornelius van Sneek (Nr. 12, datiert 11. April 1514) deckt die Mißbräuche mancher Ablaßprediger in Deutschland auf und ist ein interessanter Beleg für die Tatsache, daß man in Rom unter dem Eindrucke stand, so könne es nicht weiter gehen. Von hohem kulturgeschichtlichem Wert ist die Klagschrift der livländischen Geistlichkeit (Nr. 3, ca. 1509 geschrieben) gegen die Dominikaner; das innere kirchliche Leben der baltischen Provinzen, über die wir sonst wenig wissen, ist hier gut geschildert. Ein anderes Stück (Nr. 10) wirft erwünschte Streiflichter auf die Dominikanerseelsorge auf den Kriegsschiffen der Stadt Rostock. Die Mehr-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

zahl der hier edierten Dokumente bezieht sich auf die Geschichte der Observantenkongregation von Holland, die sich unter großen Schwierigkeiten seitens der nichtreformierten Konvente im ausgehenden Mittelalter im deutschen Norden, in Dänemark und den Ostseeländern ausbreitete.

So ziehen Kirchen- und Kulturgeschichte aus dieser nützlichen und fleißigen Publikation gleich großen Gewinn.

L. Pfleger.

4. Memento Jerusalem. Blicke des Glaubens auf die Wege Gottes im heiligen Lande. Ein Pilgerandenken von Wilhelm Maier. Fulda 1913.

Aus dem Titel vorliegenden Buches wird wohl mancher schließen, es enthalte den Bericht über eine Pilgerreise oder eine Schilderung der merkwürdigsten Orte des heiligen Landes. Dem ist jedoch nicht so. Der Inhalt ist vielmehr dogmatisch-historisch, indem der Verfasser sich im Geiste der Reihe nach die Örtlichkeiten vorstellt, an denen sich die wichtigsten Geheimnisse der Erlösung vollzogen, und Erwägungen über diese Geheimnisse anstellt. Da er den Stoff ebenso beherrscht wie die Sprache und tief durchdrungen ist vom Glauben an den Herrn und voll Begeisterung für sein Werk, gelingt es ihm, dem Leser einen hohen Begriff von diesen Geheimnissen und von dem Herrn selber beizubringen. Daß diejenigen, welche die heiligen Stätten schon gesehen haben, sich wieder an dieselben zurückversetzt fühlen und die erhaltenen Eindrücke lebhaft auffrischen, einen doppelten Gewinn haben, ist selbstredend; doch werden alle mit Nutzen in dem Buche lesen.

Reisach. fr. Redemptus, Carm. disc.

Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by 

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## LXXII.

## Nikolaus Paulus.

Zum sechzigsten Geburtstag (6. Dez. 1913).

Gar mancher interessante und wertvolle Beitrag in den „Histor.-polit. Blätter“ trägt an seiner Stirne oder am Fuße den Namen Dr. Nikolaus Paulus. Dr. Paulus ist seit vielen Jahren einer der geschätztesten Mitarbeiter der gelben Hefte,[1]) und deshalb wird man es begreiflich finden, wenn wir dem Gelehrten zum sechzigsten Geburtstage unsere herzlichsten Glückwünsche darbringen und zugleich dem Wunsche Ausdruck verleihen, daß er noch viele Jahre die Leser der ältesten allgemeinen Revue des katholischen Deutschlands mit den Früchten seiner unermüdlichen Forschungstätigkeit erfreuen möge.

* * *

Nikolaus Paulus ist ein Kind des schönen sagenumwobenen Rebenlandes, des Elsaß. Seine Wiege stand im Unterelsaß zu Krautergesheim bei Oberehnheim (geb. 6. Dezember 1853). Am letzteren Orte besuchte er mehrere Jahre das damals ganz französische Collège; später war er Schüler der kleinen Seminare zu Straßburg und Zillisheim. Die Theologie studierte er zu Straßburg, wo zu seinen Professoren der berühmte Domprediger Dr. Korum, der

1) Der erste größere Beitrag (über die Einführung der Reformation in Pfalz-Zweibrücken) steht bereits in Bd. 107 (1891) dieser Blätter.



Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

jetzige Bischof von Trier, gehörte. Nachdem Paulus 1878 zu Straßburg die Priesterweihe empfangen hatte, wurde er Kaplan zu Molsheim, der alten Universitätsstadt mit ihrer herrlichen Jesuitenkirche. Ein großes Kreuz sollte nach wenigen Jahren der segensreichen Tätigkeit des eifrigen jungen Priesters ein Ziel setzen: ein schweres Kehlkopfleiden zwang ihn, nach etwa fünf Jahren seinen Posten aufzugeben. Aber die harte Prüfung ward von der göttlichen Vorsehung zu höheren Zwecken bestimmt und gelenkt. Hätte der Seelsorgspriester noch so segensreich in seiner Heimat gewirkt, so würde das alles die Arbeit nicht aufwiegen können, zu der ihn die Krankheit gleichsam drängte: die Forschungstätigkeit im Dienste der Wissenschaft.

Für diese neue Laufbahn war kaum ein Ort geeigneter als München mit seinen unermeßlich wertvollen Bücherschätzen. Dorthin kam nun Paulus im Oktober 1885 als Kurat der Herz Jesu Kapelle im Kloster der Niederbronner Schwestern, die in München eine so arbeits- und segensreiche Tätigkeit im Dienste der Armen, Kranken und Waisen entfalten.

Will Jemand etwas Tüchtiges leisten, so ist heute mehr als je bei den wachsenden Ansprüchen und Hilfsmitteln wie auf allen Gebieten, so auch auf dem Gebiete der Wissenschaft unbedingt geboten Konzentration, und zwar nicht allein auf eine Disziplin sondern auch auf ein scharf umgrenztes Gebiet innerhalb dieser Disziplin. Das gilt auch von der Kirchengeschichte, der Paulus schon früher seine Mußestunden gewidmet hatte. Nach einigem Tasten hatte der junge Gelehrte das Gebiet gefunden, dem er von nun an alle seine freie Zeit widmete. Es war die so oft behandelte und noch öfter mißhandelte Reformationsgeschichte. Auf Schritt und Tritt begegneten ihm Männer und Fragen, die eingehenderes Studium erheischten. Als erste größere Frucht dieser Studien erschienen die Arbeiten über die Augustiner Joh. Hoffmeister (1891) und Arnoldi von Usingen, Luthers Lehrer und Gegner (1893.)

Noch tiefer griff in eines der wichtigsten Probleme der



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reformationszeit ein die Schrift: „Die Straßburger Reformatoren und die Gewissensfreiheit“ (1895), ein äußerst wichtiges Buch mit genau durchaus aus den ersten unanfechtbaren Quellen fixierten Tatsachen, das leider auch auf katholischer Seite nicht die gebührende Beachtung gefunden hat.

Mitten in diesen Arbeiten promovierte Paulus am 13. Januar 1896 an der theologischen Fakultät zu München zum Doktor der Theologie.

Bald darauf brach der Streit über Luthers Lebensende aus. Die Broschüren Majunke's und Deckers wurden in manchen Kreisen verschlungen, obschon sie in ihrem Aufbau vielfach des kritischen Fundamentes entbehrten. Hier setzte Paulus ein durch die Schrift Luthers Lebensende (1898), die in streng kritischem Verfahren den Nachweis erbrachte, daß von einem Selbstmord Luthers keine Rede sein kann. Wenn sich über diesen siegreichen Nachweis unkritische Leute aufregten, so dachten sie eben nicht daran, daß vor Allem die Wahrheit gesucht werden muß, und daß zudem ein etwaiger Selbstmord Luthers für oder gegen die Wahrheit seiner Lehre nichts beweisen kann, da ja auch fromme und heilige Männer in geistiger Umnachtung Hand an sich gelegt: ohne jede persönliche Schuld und ohne jeden Schatten für ihre Kirche.

Prof. Walther Köhler urteilte über die Schrift: „Im Jahre 1898 erschien als erstes Heft der Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes die Monographie von D. Paulus über Luthers Lebensende. Glücklicher konnte die Sammlung nicht eingeleitet sein; mit offenem Wahrheitsblick . . . führte Paulus den Nachweis des natürlichen Todes Luthers, deckte die Quellen der Selbstmordlegende auf und stellte diese in eine Art religionsgeschichtlichen Zusammenhang durch die Beibringung zahlreicher Beispiele zur Religionspsychologie der Reformationszeit, die den verhaßten Gegner ein verhaßtes Ende finden lassen.“ (Katholizismus und Reformation Gießen 1905, S. 60.)

Die Reformationsgeschichte nötigte Paulus auch über wichtige Fragen der mittelalterlichen Frömmigkeit eingehendere




Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Studien zu machen, so über den Wert des weltlichen Berufes, über die Wertschätzung der Ehe im Mittelalter usw. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese zerstreuten Aufsätze bald in einer eigenen Sammlung erschienen, sie sind kulturhistorisch und apologetisch von großem Wert. (Vergl. Köhler Katholizismus und Reformation, S. 48.)

Weitere Studien widmete Paulus der Rolle der Frau in der Geschichte des Hexenwesens und der Stellung der Reformatoren zur Hexenfrage; manche von diesen Aufsätzen wurden in dieser Zeitschrift veröffentlicht. Die Resultate erschienen so wichtig, daß ihr Verfasser wiederholt aufgefordert wurde, die Aufsätze über Hexenwesen und Hexenprozesse in einem Buche zu sammeln. Nur mit Widerstreben und nach langem Zögern gab er dem Drängen seiner Freunde nach. So erschien 1910 das Buch: „Hexenwesen und Hexenprozeß vornehmlich im 16. Jahrhundert." Ein ebenso kompetenter wie strenger Kritiker, Dr. Hermann Cardauns, hat darüber geurteilt:

„Paulus meint, seine Aufsätze würden ‚schon wegen der zahlreichen, zum Teil recht seltenen Quellenschriften, die darin verwertet werden, als kleine Bausteine zu dem von Köhler gewünschten Werke nicht ganz unwillkommen sein'. Die Kritik, auch die protestantische, wird gern anerkennen, daß hier doch etwas mehr vorliegt als ‚kleine Bausteine', nämlich eine ganze Reihe wertvoller wissenschaftlicher Ergebnisse. Besondere Beachtung verdienen die in mehreren Aufsätzen zerstreuten Untersuchungen über die Bedeutung, welche der Hexenhammer für die Entwicklung des Hexenwahnes besessen hat... Auch sonst bringt Paulus eine Menge von Feststellungen über die Wurzeln des Hexenwahns und seiner allmählichen Entwickelung zur greulichen Massenverfolgung sowie zu der Frage der Beteiligung der beiden Konfessionen. Ein sehr interessantes Detail ist das kurze Kapitel über die Einmauerung der Hexen in Rom. Schlagend wird hier der Beweis geführt, daß es sich lediglich um ein Mißverständnis juristischer Terminologie handelt: ‚In Rom gab es nicht, wie in etlichen Gegenden Deutschlands und der Schweiz,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine besondere Strafe der Einmauerung. Wenn in den Akten der Inquisition öfter von einer Einmauerung die Rede ist, so ist darunter nichts anderes als die gewöhnliche Gefängnisstrafe zu verstehen'. Murus statt carcer und immuratio gleichbedeutend mit Einkerkerung begegnet man in Frankreich schon im 13. Jahrhundert. Gestattet doch eine Synodalbestimmung von 1246 den gegenseitigen Besuch ‚eingemauerter' Eheleute! Eine ähnliche Mahnung zur Vorsicht enthielt der Nachweis, daß die Verurteilung zu ‚lebenslänglichem Kerker' durchaus nicht immer wörtlich zu verstehen ist. In spanischen Inquisitionsurteilen begegnet man sogar ‚ewigem Kerker auf sechs Jahre', und der ‚lebenslängliche' Kerker (carcel perpetua) ‚bedeutet nur einen Gegensatz als Strafgefängnis zu dem carcel secreta, dem Untersuchungsgefängnis'. Zuweilen wäre allerdings nicht die oft sehr schwierige Kenntnis der Terminologie nötig gewesen, um die tollsten Mißverständnisse zu vermeiden, sondern nur ein klein wenig Kenntnis der lateinischen Sprache. Köstliche Beispiele dafür hat Paulus in dem Aufsatz ‚Zur Kontroverse über den Hexenhammer' angeführt: In der kurz vorher erschienenen Übersetzung des Hexenhammer ist solatium mit Salat und (infolge einer kleinen Verwechselung mit tuer) tueri mit töten wiedergegeben! Auf das Wohltuendste berührt bei Paulus hier (wie stets) die streng sachliche Art der Behandlung. Keine polternde Polemik, nur Argumente, handfeste Belege, ruhiges Abwägen, gerechte Verteilung von Lob und Tadel nach der katholischen, wie nach der protestantischen Seite. . . Wer an zahllosen Stellen (auch bei der Beurteilung Luthers) so unbefangen und streng quellenmäßig verfährt, der hat auch das gute Recht, die sehr starke Beteiligung des Protestantismus an der Entwicklung des Hexenwesens zu betonen, und im Schlußkapitel mit zum Teil neuem Material die bekannte Tatsache hervorzuheben, daß das Verhalten Roms hoch über der grauenhaften Entartung der Hexenverfolgung in katholischen wie in protestantischen Territorien Deutschlands steht und daß gegen Ende des 16. und im Laufe des 17. Jahrhunderts, in der Blütezeit der Hexenprozesse, eigentliche Hexenbrände in Rom nicht stattgefunden


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben. Paulus hat hier ein Musterbeispiel aufgestellt, wie solche Kontroversthemata zu behandeln sind. Seine Untersuchungen bewegen sich auf einem der heikelsten Gebiete des konfessionellen Streites, und doch hat er gerade auf diesem Gebiete eine irenisch wirkende Leistung geboten." (Köln. Volkszeitung, 1910. Nr. 497.)

Diese Beurteilung verdiente schon deshalb hier etwas ausführlicher wiedergegeben zu werden, weil sie die Hauptvorzüge aller wissenschaftlichen Arbeiten unseres Jubilars treffend hervorhebt: Gründlichkeit der Forschung, Sachlichkeit in der Behandlung, Vornehmheit im Ton. Darüber herrscht in der katholischen Kritik nur eine Stimme. So schrieb der Referent im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft über dasselbe Buch: „Die ausgebreitete Gelehrsamkeit, die namentlich in der Verwertung entlegener und seltener Quellen zu Tage tritt, die Gründlichkeit der Forschung, der ruhige, auch in der Polemik vornehme Ton der Darstellung sind Vorzüge, die das Buch mit den früheren Arbeiten des um die Reformationsgeschichte hochverdienten Verfassers gemeinsam hat und die für die Leser dieser Zeitschrift einer besonderen Hervorhebung nicht bedürfen" (Hist. Jahrbuch 1912, S. 843).

Aber auch auf protestantischer Seite fanden sich Gelehrte, die trotz der für den Protestantismus nicht besonders schmeichelhaften Resultate den großen Wert der Schrift anerkannten. Prof. G. Kawerau (Berlin) begann seine Besprechung in der „Historischen Zeitschrift" (Bd. 109, S. 548) mit den Worten: „Man kann gewiß sein, in einer Arbeit von N. Paulus stets eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und eine große Zuverlässigkeit in allem Tatsächlichen seiner Mitteilungen zu finden, so daß auch solche, die sich ernsthaft mit dem Gegenstand beschäftigt haben, nicht ohne vielfältige Belehrung seine Arbeit lesen." „Die Grundthese von Paulus — so urteilte Professor Köhler in der Theologischen Literaturzeitung (1912, S. 146) — mag man auch über Details hie und da streiten, ist richtig: der Protestantismus bedeutet in puncto Hexenwesen keinen Fortschritt gegenüber dem Katholizismus; man



Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

kann auch nicht sagen: er hat die Eierschalen des Mittelalters hier beibehalten, und damit dieses belasten, denn Paulus betont mit Recht einmal, daß die Wurzel des Hexenglaubens nicht im Mittelalter, sondern bei der Antike liegt, sodann, daß die Reformation so und so viele andere mittelalterliche Eierschalen abstieß, also verantwortlich gemacht werden muß, wenn sie sie hier beibehält."

Ganz dieselben Vorzüge wie dem Buche über den Hexenwahn eignen einem weitern Werke, das ebenfalls nur dem langen Drängen seiner Freunde zu verdanken ist: „Protestantismus und Toleranz im 16. Jahrhundert" (1911). Alles was protestantische Gelehrsamkeit und Ungelehrsamkeit über die angebliche Toleranz der „Reformatoren" Luther, Calvin, Zwingli und ihrer Mitarbeiter vorgebracht, wird hier nicht polemisch und negativ sondern sachlich und positiv als falsch erwiesen. Auch die vielverbreitete Fabel, als sei die moderne Toleranz trotz der Unduldsamkeit der Väter des Protestantismus eine Frucht der Reformation, findet eine allseitige Beleuchtung und Abfertigung. Daß der höchst intoleranten Theorie der Protestanten eine ebenso intolerante Praxis entsprochen, zeigen u. a. die Ketzerhinrichtungen bei Zwinglianern, Calvinisten und Lutheranern, über die Paulus vielfach neues Licht verbreitet.

Trotzdem dieses Buch eine noch bitterere Pille als der Hexenwahn für manche Protestanten war und deshalb von nicht wenigen einseitigen protestantischen Rezensenten schroff abgelehnt wurde — einer meinte, man müsse die protestantische Unduldsamkeit aus dem Wahrheitsbewußtsein der Reformatoren ableiten — so fanden sich doch auch protestantische Gelehrte, welche dem Werke das gebührende Lob nicht vorenthielten.

„Es ist ein Buch — so urteilte ein protestantischer Kritiker im Literar. Zentralblatt (1912 Nr. 14) —, hinter dem unzweifelhaft eine große wissenschaftliche Arbeit steht. . . . Das ganze Buch ist eine harte Anklage gegen die Reformation; die protestantische Geschichtsschreibung wird nicht


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

umhin können, sich mit ihm auseinanderzusetzen; es muß ernst genommen werden; die Wucht seiner Beweise zwingt zu einer Revision mancher landläufigen Anschauungen." Daß P. „den Stoff vollständiger als alle seine Vorgänger beherrscht", mußte von allen Fachleuten zugegeben werden. Die Verlegenheitsausrede, das Buch sei ganz überflüssig und renne nur offene Türen ein, ließ Otto Clemen in der Histor. Zeitschrift (Bd. 110 S. 353) nicht gelten: „Der von P. mit einer Fülle von Beispielen begründete Nachweis, daß die Reformatoren sehr intolerant gewesen sind, wird doch nicht als überflüssig erscheinen, man wird das Buch vielmehr als einen wichtigen Beitrag zur Klärung unseres Urteils über die geschichtliche Stellung, die den Reformatoren anzuweisen ist, bezeichnen müssen."

Von dieser wie von allen reformationsgeschichtlichen Arbeiten unseres Gelehrten gilt, was Prof. Köhler schon 1905 ausführte in seinem „Kritischen Referat über die wissenschaftlichen Leistungen der neueren katholischen Theologie auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte": „In der positiven, fördernden, Probleme und Aufgaben stellenden katholischen Forschung sei wieder mit Dr. Paulus begonnen. Seine Arbeiten sind schließlich alle fördernd, auch die mit stark apologetischer oder aggressiver Tendenz. . . . Daß Paulus wie kein zweiter die protestantischen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete verfolgt, in bald populären, bald fachwissenschaftlichen Referaten sie beurteilt und bekannt macht, selten ohne sachgemäße Ergänzungen, ist noch das Geringste. Er kennt die Reformationsgeschichte, kennt auch Luther, und aus dem Wissen wachsen die Probleme" (Katholizismus und Reformation S. 66).

Die bisher angeführten Arbeiten genügten schon, P. einen Ehrenplatz unter den deutschen Forschern anzuweisen, aber die bedeutendste Leistung haben wir noch nicht erwähnt, es sind seine Forschungen über den Ablaß. Man könnte freilich hier die Frage aufwerfen, ob der Gelehrte damit nicht sein eigentliches Arbeitsgebiet verlassen habe. Dem ist

Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nicht so. Ausgangspunkt war auch hier wieder die Reformationsgeschichte. Seine Studien über die verschiedenen Anlässe zum Abfall zeitigten im Jahre 1899 das verdienstvolle Werk: „Johann Tetzel der Ablaßprediger". Hiefür waren Studien notwendig über die mittelalterliche Auffassung des Ablasses. Dabei zeigten sich wesentliche Lücken in der bisherigen Forschung. Wohl kaum eine Lehre der alten Kirche bot für Ursprung, Entwicklung und Praxis soviele Fragezeichen als die Lehre vom Ablaß; um kaum eine andere Lehre und Praxis der Kirche hat sich das Gestrüpp der Legende und Fabelbildung so dicht gelagert wie um den Ablaß. Durch dieses Jahrhundert alte, fest zusammengewachsene wirre Gestrüpp den Weg zu bahnen, das war für einen Forscher wie Paulus eine lockende und lohnende Aufgabe. Er hat sie gelöst mit der ihm eigenen Zähigkeit und Gründlichkeit. In zahlreichen, sehr mühsamen und tiefgehenden Untersuchungen, die meist im Katholik, im Histor. Jahrbuch und besonders in der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie erschienen, hat P. nicht allein unbarmherzig mit vielen Legenden und Fälschungen aufgeräumt, sondern auch positiv neue Wege gewiesen. So konnte er schon 1906 das sonst viel Neues bietende Werk von Gottlob „Kreuzablaß und Almosenablaß" in wesentlichen Punkten berichtigen und ergänzen. In einer wertvollen Besprechung (Köln. Volksztg. Literar. Beilage Nr. 36 v. 6. Sept. 1906) gibt Paulus zu, daß es vor dem 11. Jahrhundert keine Ablässe in der heutigen Form gegeben und die Kirche über den Ablaßbegriff keine dogmatische Entscheidung getroffen hat. Daraus folgere aber noch lange nicht, daß ein Katholik von dem Ablaß halten könne, was er wolle.

„Gottlob irrt, so schreibt P., wenn er meint, der Ablaß sei seinem Wesen nach erst im 11. Jahrhundert entstanden. Dem Wesen nach war der Ablaß in der Kirche stets in Übung, wenn auch nicht immer in gleicher Form. In den ersten Jahrhunderten bestand er in der Milderung und Abkürzung der kirchlichen Strafen. Den ersten Anlaß zu einer solchen Milde-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rung geben die Empfehlungsbriefe der Märtyrer. Wie der h. Cyprian bezeugt, wurde den zur Zeit der Verfolgung vom Glauben Abgefallenen, wenn sie ihren Fehltritt bereuten, auf Bitte der Märtyrer und in Ansehung ihrer Verdienste die Bußzeit abgekürzt. Die Lehre von den „überfließenden Verdiensten“, die Gottlob als eine „Degeneration“, eine „ganz falsche Vorstellung“ bekämpft, war schon zur Zeit des h. Cyprian in der Kirche anerkannt, da die Märtyrer, wie der protestantische Theologe Karl Müller treffend hervorhebt, den Sündern ihre „überflüssigen Verdienste“ zuwendeten. Ebenso war man auch damals schon, wie derselbe protestantische Forscher gegen den altkatholischen Theologen L. C. Goetz mit Recht betont, der Überzeugung, daß der von der Kirche erteilte Nachlaß Gültigkeit vor Gott habe. In den folgenden Jahrhunderten wurde es kirchliche Ordnung, daß der Bischof denen, die sich durch besonderen Eifer in der Bußübung hervortaten, einen Teil der Bußzeit erlassen konnte. Später konnten auch die ungebührlich schweren Kirchenbußen je nach den Umständen in weniger beschwerliche Leistungen umgewandelt werden. Längere Zeit hindurch geschah diese Umwandlung von Fall zu Fall durch den Bischof oder den Priester, der die Buße auferlegt hatte. Nach und nach wurden derartige Ermäßigungen verallgemeinert. Einem jeden, der gewisse Bedingungen erfüllen wollte, wurde eine Ermäßigung der Buße zugesagt. In dieser Verallgemeinerung der altkirchlichen Bußermäßigung liegen die Anfänge des Ablasses in der Form, die auch heute noch üblich ist.“

Es ist hier nicht möglich, auch nur die hauptsächlichsten Arbeiten des Jubilars über den Ablaß anzuführen. Professor Köhler, der in seiner Schrift „Katholizismus und Reformation“ auf „die außerordentlich zahlreichen und sich noch ständig fortsetzenden Studien zur Geschichte des Ablasses von Dr. Nikolaus Paulus“ hinwies, hat S. 79 eine Übersicht dieser Arbeiten von 1898—1905 geboten. Seither ist kein Jahr ohne neue Arbeiten vergangen. Am genauesten werden dieselben verzeichnet in den von den Gießener Pro-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fessoren Krüger und Schian herausgegebenen „Theologischen Jahresberichten“.

In dem Berichte über das Jahr 1908 schreibt Prof. Hermelink: „In der schwebenden Ablaßkontroverse ist die Abhandlung von Paulus (Zeitschrift für kath. Theologie) als ein entschiedener Fortschritt zu begrüßen, insofern hier eine Reihe von Absolutionen genereller Art ohne ausdrücklichen Nachlaß von Bußstrafen als Segensformeln nachgewiesen werden. . . Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang das Aufkommen der heute noch mancherorts üblichen Sitte, daß man nach der Predigt die offene Schuld bekennt und allgemeine Absolution erteilt“ (Theol. Jahresberichte, 28. Bd., Leipzig 1909, I 429). Und in dem folgenden Jahresbericht über 1909 heißt es von demselben Referenten: „Wiederum hat der unermüdliche Paulus in die Ablaßkontroverse eingegriffen, um Gottlob und Koeniger zu widerlegen. Im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft werden die Büßerprivilegien besprochen, auf welche Gottlob den Anfang des Ablasses zurückführt. Sie hatten nur lokale Bedeutung und sind von den späteren Ablässen völlig verschieden. Die Anfänge des Ablasses sind nach wie vor, das lehrt desselben (Paulus) Aufsatz in der Zeitschrift für katholische Theologie in den individuellen Bußnachlässen der früheren Zeit zu suchen. . . Sehr gründlich ist endlich desselben (Paulus) Zusammenstellung aller bisher ersichtlichen Ablässe für Almosen und Kirchenbesuch bis zum Laterankonzil von 1225“ (Theol. Jahrb., 29. Bd., Leipzig 1910, I 483).

In den letzten Jahren hat nun P., vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend, in mühsamen Einzelforschungen wichtige positive Fragen geklärt oder einer Lösung nahegeführt. Alle diese Arbeiten füllen schon jetzt mehr als einen mächtigen Band, und es wäre dringend zu wünschen, daß dieselben bald gesammelt und ergänzt erscheinen könnten als die erste zuverlässige auf Quellen gegründete zusammenfassende Geschichte des kirchlichen Ablasses, zugleich ein monumentum aere perennius für den Verfasser.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ist P. auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte eine der ersten Autoritäten, so ist er auf dem Gebiete der Geschichte des Ablasses anerkanntermaßen die erste Autorität und zwar nicht allein in Deutschland, sondern in der ganzen wissenschaftlichen Welt.

Bei all diesen Studien hat sich P. als ein Mann der wahren Wissenschaft gezeigt. Die Gott sei Dank immer mehr absterbende Richtung in der katholischen Apologie, die in Kurzsichtigkeit wähnt, der katholischen Kirche einen Dienst zu erweisen, indem man unzweifelhaft verlorene Positionen der Kirchengeschichte durch allerhand Interpretationen und Künste zu behaupten sucht, hat an Dr. P. nie einen Freund gefunden. Ebensowenig aber gibt er Positionen preis, bei denen das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Da hat er selbst oft genug mit neuer langwieriger kritischer Arbeit eingesetzt. Also mit einem Worte: P. ist ein Mann der richtigen konservativen Mitte, die haltlos gewordenes Altes nicht konserviert, weil es alt ist, die aber ebensowenig das blendende Neue schon deshalb annimmt und bejubelt, weil es neu ist und Aufsehen erregt. So sehr er z. B. die Mißbräuche bei den Ablaßfeiern getadelt, ebenso bestimmt hat er betont, daß die Ablaßfeiern, wenn sie gut geleitet waren, segensreich wirken konnten: „Wohl war die Ablaßpraxis des ausgehenden Mittelalters öfters von schweren Mißständen begleitet. Man würde sich aber einer großen Einseitigkeit schuldig machen, wollte man nur von Mißbräuchen reden. Es geht auch nicht an, beim mittelalterlichen Ablaßwesen nur den finanziellen Gesichtspunkt zu betrachten."

Paulus will aber die heutige Apologie der katholischen Kirche nicht unnötigerweise noch schwieriger gestalten, als sie es für einzelne Punkte schon ist, indem man angeblich dogmatische Entscheidungen als solche verteidigen zu müssen glaubt, die gar kein Dogma sind. Nichts ist für die moderne Menschheit schwerer zu verstehen als die Ausschreitungen der Inquisition und die mittelalterliche These von der Ketzertötung. Immer und immer haben



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich Gegner der Kirche auf die von Leo X. in der Bulle „Exsurge Domine“ im Jahre 1520 verworfene Lehre Luthers berufen: „Die Ketzer verbrennen ist gegen den Willen des Hl. Geistes.“ In mühsamer Einzelforschung hat Paulus im Jahre 1907 in dieser Zeitschrift den Nachweis geführt, daß es sich hier um keine dogmatische Entscheidung handelt, daß die Verurteilung des Satzes heute keine Geltung mehr hat. Er schloß diese Untersuchung mit den Worten: „Dem katholischen Gelehrten steht es völlig frei, über die Ketzerverbrennung früherer Zeiten zu urteilen, wie er es nach seiner wissenschaftlichen Überzeugung für gut findet. Durch kirchliche Entscheidungen wird er hierbei nicht eingeengt“ (Diese Zeitschrift, Bd. 140, S. 367).

Man sollte nun glauben, daß die „voraussetzungslose“ Wissenschaft, der es angeblich nur um Förderung der Wissenschaft zu tun ist, einen Mann mit solcher Forschungsmethode und solchen Resultaten doch sicherlich in ihren Kreis gezogen hätte. Weit gefehlt. Weder eine Universität noch eine Akademie der Wissenschaften haben einen Platz für unsere Gelehrten übrig gehabt. P. hat freilich solche Auszeichnungen nie gesucht: die äußere Etikette ist ihm Nebensache, der innere Wert Alles.

Um so mehr haben wir Anlaß, des bescheidenen Gelehrten an seinem Jubeltage mit dankbarem Herzen zu gedenken und seinen weiteren Forschungen Gottes reichsten Segen zu wünschen.

---

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXXIII.

## Die Waldverwüstung in alter und neuer Zeit.

(Schluß.)

### II.

Nicht so intensiv und ausgedehnt wie im Süden war in den früheren Jahrhunderten die Waldverwüstung in Mittel- und Nordeuropa. Sie beginnt dort in größerem, verderbenbringendem Umfange erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters.

Wenn wir die den Wald devastierenden Völker des Nordens kurz benennen sollen, so heißen dieselben Franzosen, Dänen und Angelsachsen.

Frankreich war bis zum 17. Jahrhundert mäßig, aber nahezu genügend bewaldet; von da ab beginnt, namentlich im zentralen und südöstlichen Frankreich, der Rückgang des Waldes, welcher heute, unter Berücksichtigung der Aufforstungen der letzten Jahrzehnte, kaum 18 Prozent der gesamten Bodenfläche beträgt. Eine Hauptursache der Entwaldung lag in dem unter Ludwig XIV. beginnenden Hofleben des Adels. Dieses Hofleben zwang den Adel zu großem Aufwande, entfremdete ihn seinen Gütern, welche verfielen oder der wachsenden Schulden wegen verkauft und deren Wälder abgeholzt wurden. Auch die Lehren des Colbertismus, das System, dem Staate möglichst viel Geld zu verschaffen, die Förderung eines lebhaften Handels schadeten dem Wald mehr, als sie ihm nützten.

Wie erfahrungsgemäß jede große Revolution, so wirkte auch die französische Revolution höchst unheilvoll auf den Wald ein. Mirabeau verlangte die unbedingte Freiheit der Privatwirtschaft auf Grund der physiokratischen Lehren, also auch die Freiheit in der Waldwirtschaft. Und wie die Theorie und Forderung, so die Praxis. Unbarmherzig wurden von den französischen Revolutionären die Wälder verwüstet,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so daß dieselben von rund 6 Millionen Hektar auf 4,7 Millionen Hektar herabsanken. Die verderbenbringenden Folgen dieser Verwüstung deutet ein Bericht der französischen Departementsbehörden[1]) vom Jahre 1818 an, in dem geklagt wird, daß die Flüsse durch das herabgeschwemmte Erdreich versanden, fruchtbare Täler mit Kieseln überschüttet werden usw. In den Hochpyrenäen mußte sich infolge der Entwaldung die Bevölkerung seit 1800 immer tiefer herabziehen. Die Überschwemmungen mehrten sich. Während nach einem französischen Sprichworte die Saone ehemals erst nach neuntägigem Wachsen austrat, so jetzt schon am zweiten oder dritten Tage. Und wie die Wasser der Flüsse wirkten die Wasser des Meeres, als Folge der Abholzung der Küstenwälder, unheilbringend. Die Dämme von Grenoble mußten seit 1840 mit 600,000 Frs. Kosten fortwährend erhöht werden.

Sehr gründliche Waldzerstörer waren die Dänen, bezw. die Nordmannen. Das heutige Dänemark: die Halbinsel Jütland und die dazu gehörigen Inseln, sind bis auf 5,4 Prozent der Bodenfläche entwaldet, so daß das Land nicht mehr das nötige Schiffsbauholz zu liefern vermag und empfindlich unter den Stürmen leidet, wie das bis auf 7 Prozent der Bodenfläche seiner Wälder beraubte Holland. Zu den „großartigsten" Beispielen einer durch Waldzerstörung verschlechterten Natur zählt angeblich die große, zu Dänemark gehörige Insel Island.[1]) Island liefert kaum Brennholz,

1) Vergl. W. Roscher, System der Volkswirtschaft, Bd. II, S. 192, Anm. 3.

1) „Wenn Konr. Maurer die frühere starke Bewaldung der Insel leugnet, so ist doch die von ihm selbst betonte starke Schweinezucht dort ohne Wälder kaum denkbar, und sehr viele Ortsnamen deuten auf Wald." (W. Roscher, A. a. O, S. 192, Anm. 8.) — Island mit seinen ausgedehnten Gletschergebieten war wohl nie übermäßig bewaldet, doch hatte nach der „Landnamabok" der isländische Wald (Birkenwald) ehemals eine ziemlich ansehnliche Ausdehnung. (Vergl. A. Baumgartner S. J., Island und die Färöer, 3. Aufl., S. 138 f.)

Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ein für das rauhe Klima der Insel ganz schwerwiegender Übelstand.

Wie die Dänen haben die Angelsachsen oder Engländer sich in der Walddevastation einen Namen gemacht und, sündigend auf den Kohlenreichtum Großbritanniens, den Wald auf 3,6 Prozent der gesamten Bodenfläche herabgebracht. Die Ausrottung desselben begann auf dem angelsächsischen Insellande bereits im 15. und 16. Jahrhundert; an die Stelle des Waldes trat die Weide. Die meisten Wälder oder Parks besitzt noch das eigentliche England; Schottland ist nahezu baumleer. Nicht viel besser steht es in dem nach der Schilderung des Giraldus Cambrensis (1171) einst ungemein waldreichen Irland; Bäume sind in dem grünen, am stärksten im 18. Jahrhundert abgeholzten Erin heute ein Luxusartikel; oft werden Leichen statt in einem Sarge in einer Matte begraben. An eine Aufforstung der englischen Jagdgründe und des Ödelandes wurde bis in die neueste Zeit nicht gedacht; erst in den allerletzten Jahren tauchte der Gedanke einer teilweisen Wiederbewaldung auf. Macht sich infolge der eigenartigen Lage Englands die Walddevastation nicht so fühlbar wie in anderen Ländern: die letztjährigen Stürme und Überschwemmungen konnten nur infolge des fehlenden Waldes eine so große Ausdehnung gewinnen.

Wie im eigenen Heimatlande haben die Engländer auch in den Kolonien das traurige und kulturzerstörende Werk der Entwaldung unternommen; so besonders, im Bunde mit den Holländern, in Südafrika.

Von anderen europäischen Gebieten, in welchen bereits in früheren Jahrhunderten der Wald stark devastiert wurde, haben wir noch einzelne Landstrecken Rußlands zu erwähnen. „Die großen Wälder des heutigen Rußland reichten (ehemals) tiefer nach Süden, und östlich von der Mündung des Dnjepers fing ein großer Wald an, die Hylaia, und erstreckte sich bis Karkine.“[1]) Heute dehnt sich auch in jenen

1) J. v. Weiß, a. a. O., Bd. I, S. 655.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegenden die baumlose und immer mehr wachsende Steppe aus und verschlechtert das Klima in allen umliegenden Gegenden. Stark entwaldet ist auch das an Rußland angrenzende Rumänien und Galizien, sowie ein großer Teil Ungarns. Die Theißüberschwemmungen (1887 und 1897), die furchtbare Katastrophe von Szegedin waren nicht in letzter Linie eine Folge der bereits vor dem 19. Jahrhundert begonnenen, gedankenlosen Abholzung.

## III.

Es erübrigt uns noch, die Geschichte der Entwaldung in Deutschland sowie die Waldverwüstungen im 19. Jahrhundert kurz zu besprechen.

Deutschland ist eines jener wenigen Kulturländer, in welchen die Waldrodung vernünftig, d. h. innerhalb erlaubter Grenzen betrieben wurde, und in denen man auch die Schäden einer willkürlichen Waldnutzung bereits frühzeitig erkannte. So finden wir bereits im 9. Jahrhundert primitive Spuren einer Forstwirtschaft. Karl der Große „verbietet z. B. bei der Rodung die Wälder allzusehr zu lichten.“ [1]) Auch die Mönche, denen Deutschland in erster Linie die Bodenkultur verdankt, erwiesen sich, als das wirtschaftlich erlaubte Maß der Waldrodung erreicht war, als Beschützer der Wälder. Mit Recht schreibt Montalembert: [2]) „Hatten die Mönche die Wälder überall da abgetrieben, wo sie der fortschreitenden Kultur und wachsenden Bevölkerung entgegenstanden, so wachten die Benediktiner mehr als irgend jemand über die Erhaltung derselben Wälder, deren stufenweises Verschwinden so traurige Folgen für das Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens nach sich zieht. Sie pflanzten Bäume, wo sich das Bedürfnis darnach fühlbar machte.“

Mit dem Beginne des 14. Jahrhunderts war die Waldrodung im großen Stile in Deutschland abgeschlossen. Und

---

1) Dr. G. Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters. Bd. II. S. 208.

2) Die Mönche des Abendlandes, Bd. VI, S. 285. (Vgl. „Histor.-polit. Blätter“, Bd. 119, S. 50.)



Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

nun beginnt auch bald, infolge der Bevölkerungszunahme u. a., die übermäßige Ausnützung und endlich die Devastation des Waldes. Besonders folgenschwer war für den Wald der dreißigjährige Krieg und der bereits berührte Merkantilismus. In Österreich forderte beispielsweise Sonnenfels auf Grund der merkantilistischen Lehren die Verminderung der Wälder und Teiche. Nach dem dreißigjährigen Kriege räumten die Landesherrn, um dem verarmten Bauernstande und der Industrie aufzuhelfen, letzteren neue Waldnutzungsrechte ein. Aus den Wäldern wurde verkauft, was verkäuflich war, und diese Verkaufslust fand ihre Förderung durch den im 17. Jahrhundert auftretenden und vorab in der Provinz Brandenburg sein Unwesen treibenden Holzwucher. Diese waldschädliche Wirtschaftspraxis hatte besonders Norddeutschland und die norddeutsche Tiefebene zu fühlen, wo bald auch die Küstenwälder verschwanden und die Versandung und Überschwemmung des Küstengebietes jährlich zunahm.

Wie in Frankreich so führten auch in Deutschland und Österreich im 17. und 18. Jahrhundert die Finanznöte des hohen und niederen Adels zum Waldverkauf und zur Waldverwüstung. Besonders im Breisgau, in Tirol, Steiermark und in der Schweiz wurde der Wald stark devastiert. Allein während die unter stetem Geldmangel leidenden Fürsten und kleinen Herren die Wälder opferten, schonten und pflegten die Mönche und Klöster die ihrigen.[1])

Wie die Holzausbeute fanden die waldschädlichen Nebennutzungen eine immer größere Ausdehnung. Insbesondere nahm die Streuausbeute zu, welche infolge des eingeführten Kartoffel- und Kleebaues immer notwendiger wurde. Um das Unheil noch voll zu machen, kamen dazu noch „die reaktionären Ideen der Revolution und des Liberalismus . . . Adam Smith forderte die Teilung der Gemeindewälder und

1) Vgl. L. Wassermann, Der Klosterwald: „Histor.-polit. Blätter“ Bd. 119, S. 55.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Verkauf der Staatswaldungen." [1]) Letzterer ließ nicht lange auf sich warten. Unter dem Drucke der durch die vielen Kriege herbeigeführten Finanznot verkaufte z. B. Preußen in den Jahren 1818/20 für nahezu 5 Millionen Mark Staatswald, Bayern 4350 Hektar um 855000 Mark; Österreich veräußerte von 1800—1870 833472 Hektar Staatsgüter, zumeist Wälder, um 54796911 Gulden. Heute verfolgen die in diesem Punkte einsichtsvoller gewordenen Staaten und Regierungen glücklicherweise die umgekehrte Praxis.

Wie die Revolution von 1789 in Frankreich, erwies sich auch die Märzrevolution von 1848 in Deutschland höchst nachteilig für den Wald. „Wir sahen", berichtet W. H. Riehl, [2]) „wie im Jahre 1848 ausgedehnte Waldschläge planvoll verwüstet — nicht geplündert — wurden; man hieb den Wald nieder und ließ die Stämme absichtlich liegen und verderben, man brannte ihn ab, um mit jedem Tagwerk weiter verbrannten Waldes eine neue ‚Volksforderung' zu erzwingen." Dazu kam die dem Jahre 1848 folgende liberale Freimachung und Teilung des vaterländischen Bodens, die vermehrte Güterzertrümmerung und Parzellierung [3]) und damit die teilweise Verwüstung des Waldes.

Wenn in den letzten Jahren in Deutschland von Waldverwüstung die Rede war, so handelte es sich fast ausschließlich um Privatwaldungen. Bei den Gemeindewäldern kann man nicht von Devastation, wohl aber sehr oft von einer viel zu starken Holzausnützung sprechen. Besonders groß ist in den bäuerlichen Privatwäldern, als Folge der wachsenden Verschuldung des Bauernstandes, die

---

1) Conrad u. a., Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. III, S. 594.

2) A. a. O. S. 72.

3) In einer die Zeit von 1894—1904 umfassenden Zusammenstellung der Güterzertrümmerungen berichtet das K. Bayer. Statistische Bureau, daß in 60 Prozent der Fälle Waldkomplex bei der Zertrümmerung vorhanden, und in 67 Prozent der Fälle nach der Zertrümmerung der Wald verschwunden war.



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abschwendung. So wurden in dem zweitgrößten deutschen Bundesstaate, in Bayern, in dem einzigen Jahre 1897 nach amtlichen Erhebungen 8236 Hektar abgeholzt und nur 5306 Hektar aufgeforstet; der Verlust an Privatwald betrug also in diesem einem Jahre nahezu 3000 Hektar. Während nach der Aufnahme vom Jahre 1837 der gesamte Waldbestand Bayerns noch 42 Prozent der Bodenfläche betrug,[1]) so im Jahre 1900 nur mehr 32,1 Prozent. Das Deutsche Reich weist 25,5 Prozent Waldungen auf, d. i. einen Prozentsatz, der ziemlich tief unter dem normalen und notwendigen ist.

Nicht unerwähnt dürfen wir die durch intensive Streuausnützung herbeigeführte Walddevastation lassen. „Die Streunutzung“, sagt Oberforstrat E. Ney,[2]) „beschränkt die forstliche Produktion nach und nach auf eine einzige Holzart, die Kiefer, bei fortgesetzter Übung auf die geringste Masse und auf die geringwertigsten Sortimente und stellt endlich auch dieses Minimum in Frage.“ Derartige Folgen, d. h. kaum lebensfähige Kiefernbestände, kann man u. a. in den Vogesen bezw. deren Ausläufern, im Vorspessart, Odenwald, im Hundsrück beobachten.

Noch umfangreicher als im Deutschen Reiche gestaltete sich in der neueren Zeit die Waldverwüstung in Österreich, und sie zeigt sich dort besonders verhängnisvoll in den Alpenländern. Leider kann der österreichischen und besonders der ungarischen Regierung der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie bis in das 20. Jahrhundert hinein durch den kurzsichtigen Verkauf von Staatsgütern und Staatswald, durch die Mißwirtschaft selbst in manchen ärarischen Waldungen, durch die den meist semitischen Holzhändlern gewährten Privilegien und Freiheiten dieser Verwüstung entgegenkam.

---

1) L. Zierl, Über Entwaldung und Holzteuerung. München 1843. S. 22.

2) Die natürliche Bestimmung des Waldes und die Streunutzung. Dürkheim 1869. S. 137.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein schmerzliches Lied von den Folgen der Waldzerstörung weiß im cisleithanischen Österreich besonders Tirol zu singen.

Das gebirgige Tirol ist bezüglich seiner Waldungen fast völlig der freien Privatwirtschaft ausgeliefert; nur der achte Teil des Waldgrundes ist Staatseigentum. Der Privatwald ist bis zu 20 Meter breiten Streifen herab parzelliert und besteht in der Ausnutzung desselben die schrankenloseste Freiheit. Die Waldverwüstung schreitet trotz kleiner Gegenmaßregeln vor und mit ihr die Verarmung der die Höhen und Hochtäler bewohnenden Bauern. „Es ist", schreibt Dr. G. Ratzinger,[1]) „eine geschichtliche Tatsache, daß in Südtirol in den letzten fünf Jahrhunderten die Vegetationsgrenze um mehr als 200 Meter infolge der Entwaldung des Hochgebirges herabgegangen ist." Und zu der Unfruchtbarmachung der Höhen gesellt sich das Verderben in den Tälern. Die wiederholten Überschwemmungen, besonders jene vom Jahre 1881 und 1884, zeigen die Folgen der gedankenlosen Abholzung der Tiroler Berge.[2]) Ähnlich wie in Tirol liegen die Dinge in der Schweiz.

Am frivolsten wurde in den letzten Dezennien die Waldzerstörung, zum großen Teil unter Förderung derselben seitens der Regierung, in Ungarn und Bosnien betrieben.

Nachdem bereits das sogenannte „Bürgerministerium" die Abholzungen im größten Umfange gestattet hatte, nachdem Kroatien und Slavonien zum großen Teile unwirtschaftliche Steppen geworden waren, setzte die seit 1867 selbständige Regierung von Budapest das Werk des Raubbaues am Walde unermüdlich fort. Insbesondere wurde in Bosnien die Waldverwüstung in der unverantwortlichsten Weise betrieben.[3])

1) Die Erhaltung des Bauernstandes. Freiburg i. Br. 1884. S. 65.

2) Leider haben in Tirol die verheerendsten Überschwemmungen kein besseres Verständnis für die richtige eigentumsrechtliche Stellung des Waldes gebracht, wie besonders die Debatte über die Teilwälder in der Tiroler Landtagssession des Jahres 1903 bewies.

3) In der Sitzung der österreichischen Delegation vom 3. Februar 1904 wurde Folgendes betreffs der Waldwirtschaft, vorab in Bosnien,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kaum minder umfangreich sind die Abholzungen heute im Banat.

Als Maria Theresia das jahrhundertelang brach gelegene Banat unter österreichische Verwaltung stellte, ließ sie eine systematische Entwässerung des Sumpfbodens durchführen und die kahlen Bergrücken des Hinterlandes im siebenbürgischen Erzgebirge aufforsten. Allmählich wurde das von deutschen Ansiedlern bevölkerte Banat zu einer Massenproduktionsfläche von Getreide. Die gewissenlose magyarische Verwaltungspolitik, insbesondere jene des Ministerpräsidenten Banffy, begann die Verwüstung des Banat; dem jüdischen Holzhändler Roeder wurden weite Forststrecken zur Abholzung um ein Linsengericht verkauft, und noch heute dauert die Verwüstung fort. Die Folge war die Versandung der Flußläufe und die verheerende Überschwemmung im Flußgebiet der Temesch und der Bega vom Juli 1913.

In Frankreich wurde auch im 19. Jahrhundert, und zwar bis über die Mitte desselben, fleißig devastiert. Auch der kurzsichtige Verkauf der Staatsforste wurde eingeleitet und damit indirekt die Verwüstung herbeigeführt. So wurden unter der Restauration 287,167 Hektar um 233,7 Millionen Frs., unter dem zweiten Kaiserreich 63,736 Hektar Staatswald und 8510 Hektar des Hauses Orleans, im ganzen von 1814 bis 1870 352,645 Hektar verkauft. Dazu kam, daß

konstatiert: Der Firma Morgurgo und Parente wurde es ohne Schätzung und Offertausschreibung gestattet, um den Schandpreis von 5 Gulden per Stamm Eichen zu fällen. Der Firma Steinbeiß u. Komp. wurde die Bewilligung erteilt, 1'500,000 Kubikmeter Pfosten und Bretter zum Preise von 2 Kronen für den Meter zu schneiden. Die Firma erbaute in Unac eine große Dampfsäge und zog 3000 Holzarbeiter nach Bosnien. Die Firma Ortlieb und Eisler bot der Regierung 100,000 Kronen dafür, daß der Landungsplatz von Gravosa bis zur Eisenbahnstation verlängert werde, damit mehr Dampfer (zur Holzausfuhr) anlegen können. — Die bosnische Landesverwaltung scheut sich förmlich, die Holzabstockungsverträge zu publizieren. Usw. (Wiener „Reichspost" 1904, Nr. 27.)

Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

man, vornehmlich aus politischen Gründen, die waldschädlichen Nebennutzungen wieder in vermehrtem Umfange gestattete. Wohin diese Mißhandlung des Waldes führte, das zeigten die vermehrten Frostschäden in den Wein- und Ölpflanzungen, das zeigte ganz besonders die Überschwemmung vom Jahre 1856, welche zu der Wiederaufforstung in den Gebirgshöhen und zur Wildbachverbauung führte.[1])

Geradezu unheimliche Dimensionen hat in den letzten Jahrzehnten die Waldzerstörung im europäischen und asiatischen Rußland angenommen. Unter der Überschrift „Eine Gefahr für Europa“ schrieb die „Illustrierte Rundschau“ (Jahrg. 1901, Nr. 15), daß sich die asiatische Wüste immer näher gegen Europa ausdehne, daß auch das östlichste Europa immer mehr zur Wüste werde und damit das übrige Europa in Bezug auf seine klimatischen Verhältnisse ungünstig beeinflusse. Der Zustand der Steppen zwischen dem Uralgebirge und der Wolga werde (nach den „Annales Forestières“) immer trostloser. Die Niederschläge mindern sich merklich. Die Forschungen Radloffs in Asien liefern den Nachweis, daß der ehemals üppige Pflanzenwuchs in den Gebieten von Chiwa, Kokan, Samarkand in unaufhaltsamen Rückgange begriffen sei. Die Ursache all dieser Erscheinungen sei die Entwaldung, die in Südrußland eine ungeheuere Ausdehnung angenommen habe. Große Verwüstungen in den Staatswäldern haben zudem die Bauernaufstände vom Jahre 1905 hervorgerufen. — Auch in Schweden nimmt, infolge der sich jährlich steigernden Holzausfuhr,[2]) die Walddevastation zu.

Von außereuropäischen Ländern wollen wir noch zwei, vornehmlich von der durch ihre Waldzerstörung bekannten angelsächsischen Rasse bevölkerte Gebiete, Nordamerika und Neuseeland, hervorheben.

---

1) In den französischen Sevennen, Alpen und Pyrenäen wurden von 1861—1889 im Ganzen 27 Wildbäche verbaut und eine Fläche von 145,000 Hektar aufgeforstet.

2) Im Jahre 1909 betrug der Wert der schwedischen Holzausfuhr 563,6 Millionen Mark.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In den Vereinigten Staaten Nordamerikas, ehemals das größte Waldgebiet der bekannten Welt, beträgt das gesamte Waldareal nicht mehr ein Fünftel der Bodenfläche und verringert sich von Jahr zu Jahr. Einzelne Staaten, wie z. B. Nevada, kann man bereits als „waldlos" bezeichnen. Feuer und Axt kämpfen gegen den Wald. Im Jahre 1880 allein wurden 2,1 Prozent der Waldungen durch die leichtsinnig hervorgerufenen Waldbrände devastiert; noch größer waren die Brände vom Jahr 1910. Wie der Amerikaner mit dem Holz umgeht, ist auch daraus zu ersehen, daß er auf den Kopf der Bevölkerung 260 Kubikfuß verbraucht gegenüber 37 Kubikfuß in Deutschland und 25 in Frankreich. Infolge des immer fühlbarer werdenden Mangels an Bau- und Stangenholz stellte man bereits Versuche an, letzteres aus zusammengepreßtem Stroh herzustellen. Als bedeutende Waldzerstörer erweisen sich u. a. die in Amerika eine ungewöhnliche Ausdehnung besitzenden Papierfabriken und die Eisenbahnen. „Mit den habgierigen Unternehmern," schrieb vor 20 Jahren der amerikanische Ingenieur Hermann Claudis, „wetteifern die Bahnen, die Waldungen zu zerstören." Die Folgen dieses Waldraubbaues[1]) und des konsequenten Nichtaufforstens äußern sich vor allem in der Heftigkeit der Stürme und in den vermehrten Überschwemmungen. Die Mississippi-Überschwemmung des Jahres 1912 war die größte, welche die neuere Geschichte kennt.

In dem unter englischer Herrschaft stehenden gebirgigen Neuseeland ist, infolge der Raubwirtschaft der Einwanderer, der noch vor etwas mehr als einem Jahrhundert beinahe

1) Welcher Unterschied zwischen der Kulturarbeit der Benediktiner- und Zisterziensermönche im Abendlande und der Kolonisation von Nordamerika! Hier überlegende Urbarmachung der Wildnis, dort gedankenloser Raubbau; hier eine wahrhaft soziale, zu ewigem Danke verpflichtende Tat, dort roh-kapitalistische Ausbeutung; hier neben der materiellen Kultur christliche Zivilisation des noch wilden Volkes, dort neben der Gold- und Erwerbsgier Ausrottung der Wilden des Landes; hier Zukunfts- dort Augenblickspolitik! —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das ganze Land bedeckende Wald auf 15 Prozent der Gesamtfläche herabgesunken. Die ein vorzügliches Nutzholz liefernde Kaurifichte wurde bis auf das letzte Exemplar ausgerottet. Auch in Australien hat die Zerstörung der heimischen Flora große Dimensionen angenommen.[1]) Après nous le déluge!

Das in gedrängter Kürze ein Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Walddevastation und ihre für Land und Volk verderblichen Folgen.

Wenn der Wald, in Vereinigung mit der übrigen Pflanzenwelt, die Luft reinigt; wenn er zum großen Teile die Feuchtigkeit der Erde und die Wasserläufe reguliert, bezw. ihren Prozentsatz erhöht; wenn er ebenso zum Teile das Klima saniert: dann muß die Ausrottung der Wälder die entgegengesetzten Wirkungen hervorrufen. Diese Wirkungen und Folgen sind, wie die Erfahrung der Jahrhunderte beweist: Die Verschlechterung des Klimas, manchmal bis zur Unbewohnbarkeit des Landes; teilweise Versumpfung des Bodens und meilenweite Austrocknung, Versandung und Verhärtung desselben, besonders in humusarmen Gegenden; Versandung von Küstengebieten, Abschwemmungen in den Gebirgen und Überschwemmungen;[2]) intensivere, d. h. durch keinen Widerstand gehemmte

1) Vergl. „Histor.-polit. Blätter", Bd. 149, S. 163, 172.

2) Bezüglich der Frage, ob und wie weit der Wald die Überschwemmungen verhüten könne, sind allerdings die Gelehrten nicht einig. So hielt anläßlich der Überschwemmungen im Herbste 1903 Oberförster Pollak auf dem österreichischen Forstmännertag einen Vortrag, in dem er die Anschauungen der in dieser Frage entgegenstehenden Parteien, d. i. des hydrographischen Zentralbureaus und der Wassertechniker, beleuchtete. Ersteres mißt dem Wald inbezug auf den Abfluß der Niederschläge nur eine untergeordnete Bedeutung bei. Es weist besonders auf die bestbewaldeten Quellengebiete der Erlaf, Pielach und Elbe hin, welche gerade am meisten durch Überschwemmungen zu leiden haben. Usw. Dem gegenüber betonte Pollak: daß es hauptsächlich darauf ankommt, in welcher Verfassung sich die Wälder befinden; das „gut bewaldet" allein genüge nicht und führe zu falschen Schlüssen. Der überrasche

Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Stürme, Zunahme der Gewitterherde und damit der Hagelschläge.

Sehr eigentümlich muß es uns berühren, daß schon die Mythe der alten Griechen den Fluch voraussah, welcher auf der Verwüstung der Wälder lastet. Die Sage von dem Schicksal des Erysichthon stellt uns diesen Fluch wie in einem Gesichte vor Augen.

Erysichthon wollte einen der Demeter geheiligten Hain zerstören. Schon hatte er eine Eiche gefällt und das Blut der Dryade floß. Demeter, die Göttin des Landbaues, strafte ihn alsbald, indem sie den Hunger aus dem kahlen Gebirge herbeirief. Er wehte mit seinen fledermausartigen Flügeln den Frevler an, und derselbe war ihm verfallen.

Die Fabel vom Lose des Erysichthon schildert uns in einem allegorischen Bilde das Schicksal vieler Länder der alten und der neuen Welt. Die von habgieriger Menschenhand bekämpfte und besiegte Natur schickt sich, eine andere und erzürnte Demeter, zur Rache und Strafe an; nach dem Siege des Menschen über die grüne Baumwelt tritt das „Gespenst des Erysichthon", das Elend und der kommende Hunger aus dem entwaldeten Gebirge. —

Dem Kampfe wider den Wald müssen wir den Kampf für den Wald entgegensetzen. Das ist vielleicht keine populäre, umsomehr aber konservative Wirtschaftspolitik. „Mein ganzes Leben lang," sagte einst Arndt, „habe ich gekämpft für den Bauer und für den Wald, als die beiden wichtigsten konservativen Prinzipien."

R. F. X. H.

Wasserablauf aus genannten Waldgebieten sei hauptsächlich darin zu suchen, daß sie ihrer Streudecke beraubt, übermäßig ausgebeutet seien. Niemals noch sind Niederschlagswasser über intakte Waldungen überrasch abgelaufen.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXXIV.

## Vom Kampfe um die Orienthypothese in der Geschichte der christlichen Kunst.

Von Anton Baumstark.

### 2.

„Hellas in des Orients Umarmung." — So lautete schon im Jahre 1902 ein zweites von Strzygowski als Überschrift prinzipieller Ausführungen geprägtes Schlagwort. Das Hellenistische ist wie auf allen Kulturgebieten, so auch und wohl ganz besonders in der Kunst nichts Einheitliches, sondern seinem Wesen nach die Verbindung eines hellenischen und eines orientalischen Elementes. Ist daher einmal die frühchristliche Kunst als eine hellenistische begriffen, so sieht man sich ohne weiteres vor die Frage gestellt, welches Mischungsverhältnis jener beiden Elemente für sie charakteristisch sei. Es ist der zweite Teil der Strzygowski'schen Orienthypothese, daß er nicht müde wird, für ein Vorwiegen des Orientalischen zu plädieren, ja geradezu das Wesentliche frühchristlicher Kunstentwicklung in eine zunehmende Orientalisierung des antiken Erbes, in eine Neuentbindung vom Hellenismus niedergehalten gewesener altorientalischer Kräfte zu setzen. Er hat diese Seite seiner Anschauungen zunächst an dem Beispiele der koptischen Kunst Ägyptens demonstriert. Neuerdings legt er besonderen Nachdruck auf eine entscheidende Rolle, die Mesopotamien als Quellgebiet eines mächtigen orientalischen Kunststromes gespielt hätte. Durch die byzantinische Kunst würde im Osten, durch die romanische im Westen der Sieg des reinen Orients über die grundlegenden hellenistischen Werte der christlichen Antike bezeichnet.

Eine solche Betrachtungsweise ist auch bei Forschern auf Bedenken gestoßen, die in der Ablehnung einer maßgeblichen Bedeutung Roms für die Anfänge der christlichen Kunst durch-


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus mit Strzygowski einig gehen, nicht zu gedenken des grundsätzlichen Widerspruches, den eine Anknüpfung der romanischen Kunst an den Orient bei seinen romfreundlichen Gegnern finden mußte. Man hat — speziell bezüglich des Koptischen — Erscheinungen, in denen er ein Wiederdurchbrechen orientalischer Rasseneigentümlichkeit erblickt, als bloße Anzeichen eines bis zum Rückfall in das Primitive gesteigerten Versagens der künstlerischen Fähigkeit gedeutet, sodaß die christliche Entwickelung als eine geradlinige Fortsetzung der hellenistischen in der Richtung auf einen zunehmenden Verfall zu betrachten wäre. Man hat, auch wenn man eine positive Mitwirkung neuer orientalischer Einflüsse bei ihrer Entstehung nicht durchaus bestritt, doch die Bedeutung des hellenischen Erbes für das Wesen der byzantinischen Kunst ungleich höher eingeschätzt, als daß hier von einer Umklammerung oder Erdrückung desselben durch den Orient die Rede sein könnte. Mit fast dithyrambischer Begeisterung hat insbesondere Heisenberg sich zu der Überzeugung bekannt, daß „aller Reichtum an Formen und Gedanken, den wir im Byzantinischen bewundernd wahrnehmen“ „aus der einen hellenistischen Wurzel“ „entsprossen“ sei.

Derartigem gegenüber ist Strzygowski eine, wie mir scheint, in hohem Grade wertvolle Bundesgenossenschaft in der ungemein besonnenen und systematisch vorgehenden Arbeitsweise des russischen Barons W. von Grüneisen erwachsen. In einem prinzipiellen Fragen gewidmeten Kapitel über die bei den Ausgrabungen am Römischen Forum zu Tage getretene Kirche S. Maria Antiqua und deren Freskenschmuck, in Untersuchungen über die Perspektive und das Porträt in der älteren christlichen Kunst und über die eigentümliche Schmuckform des sog. Korbkapitells hat er einen geradezu experimentell exakten Beweis für den von der Spätantike bis zur christlichen Kunst des hohen Mittelalters immer stärker wirksam werdenden Einschlag von Phänomenen erbracht, deren Zusammentreffen mit solchen altorientalischer Kunstübung ein zufälliges schlechterdings nicht sein kann. Es

Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sollte zumal seinen Feststellungen gegenüber immer schwerer werden, sich der Erkenntnis zu entschlagen, daß in der Tat die erste hellenistische Entwicklungsstufe der christlichen Kunst gleichmäßig in Ost und West durch eine wesenhaft neo-orientalische abgelöst wurde.

Dieses Ergebnis kunstwissenschaftlicher Forschung empfiehlt sich nicht zuletzt durch die Tatsache, daß es sich als deren fast notwendige Ergänzung einem ganzen Kreise offenkundigster Erscheinungen im geschichtlichen Leben des ersten christlichen Jahrtausends einordnet, in denen durchweg ein machtvolles Vordringen des Orients nach dem Westen zum Ausdruck kommt. Die Siege der parthischen und neupersischen Waffen über die römischen; die beiden vernichtenden Sturzwellen, die von Osten her an der germanischen Völkerwanderung nördlich und an der arabisch-mohammedanischen Eroberung südlich des Mittelmeerbeckens über das Fruchtland der antiken Kultur in seiner gesamten Breitenausdehnung hingingen; die Ausbreitung orientalischer Religionen nach dem Abendlande, neben dem Christentum selbst vor allem der Verehrung des persischen Mithras; die große wesenhaft von altbabylonischen und zorastrischen Vorstellungen befruchtete gnostische Geistesbewegung einschließlich des Manichäismus; die vom Neuplatonismus in zunehmendem Maße vollzogene Umwandlung selbst der griechischen Philosophie in ein System orientalisierender Erlösungsreligion; die Eroberung der neugeschaffenen christlichen Welt durch das im Orient bodenständige Ideal des Mönchtums; die ebenso sehr durch die zentrifugalen Tendenzen der römischen Ostprovinzen als durch die dogmatischen Wirren des christologischen Glaubenskampfes bedingte Entstehung der durchaus völkischen Charakter tragenden orientalischen Sonderkirchen; die Entwickelung der nichtgriechischen christlichen Literaturen des Orients: — das sind die wichtigsten jener Erscheinungen, neben denen ein gewaltiger Vorstoß des Orients auch auf dem Gebiete der Kunst alles eher als befremdend ist.

Natürlich brauchte nun an und für sich ein solcher Vorstoß nicht in allen Teilen dieses Gebietes sich mit gleicher


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kraft geltend zu machen. Man wird mit der Möglichkeit seiner Wirkung im einzelnen immer und überall zu rechnen, die Tatsache derselben aber von Fall zu Fall stets auf's neue wieder zu beweisen haben. Am handgreiflichsten ist der zunehmend orientalische Charakter der späteren altchristlichen und der gesamten frühmittelalterlichen Kunst zweifellos im Ornamentalen, neben dem plastischen Zierglied der Architektur also vor allem im Kunsthandwerklichen, und soferne ihre Schöpfungen in steigendem Maße eine vorwiegend dekorative Wirkung anstreben, kommt von den verschiedenen Teilgebieten bildnerischer Kunstübung vor allem dasjenige der Buchmalerei als ein dem orientalischen Einfluß weit sich öffnendes in Betracht. Entsprechend wird für das Mosaik und die Wandmalerei gegenüber der in hellenistischer Überlieferung wurzelnden Darstellung heiliger Gestalten und biblischer oder legendarischer Vorgänge durch dieselben ein bloß ornamentaler Stil zunächst literarisch höchst nachdrücklich bezeugt, und abgesehen vom Pavimentmosaik wird diese echt persische Richtung in dem Erhaltenen auch tatsächlich durch die Wand- und Kuppelmosaiken besonders von Saloniki und Ravenna noch sehr greifbar. Für eine Feststellung des Orientalischen in den Ausdrucksmitteln und der stilistischen Technik bildlicher Personendarstellung und Erzählung hat Grüneisen den Weg gewiesen. Schwieriger, aber auch besonders lockend und lohnend ist es, zu ermitteln, in welchem Umfang eine Bereicherung des ikonographischen Repertoires, beziehungsweise eine Umgestaltung einzelner ikonographischer Typen in orientalischer Eigenart begründet oder von hervorragenden Zentren des orientalischen Hinterlandes ausgegangen ist, wobei stets der Gedanke an Edessa, die Hauptstadt des ältesten christlichen Fürstentums, am nächsten liegen wird. Monumente gesicherter orientalischer Provenienz oder eines ausgesprochen orientalischen Stilcharakters sind hier die naturgemäßen, aber doch keineswegs schlechthin untrüglichen Führer der Forschung.

Von entscheidender Bedeutung ist endlich vor allem die


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frage, wie weit und in welchem Sinne die Ausgestaltung des christlichen Kultbaues durch Arkade, Gewölbe, Kuppel und Turm als ein Werk des Orients bezeichnet werden kann. Für die Urgeschichte des Kirchturmes hat H. Thiersch in seinem großartigen Werk über den alexandrinischen Pharos und seine Nachwirkung in der christlichen und mohammedanischen Architektur zwar noch nicht das letzte Wort gesprochen, wohl aber in mustergiltiger Weise das Material bereitgestellt. Soweit hier — bis zu den großartigsten Schöpfungen des hochgotischen Domturmbaues und zeitlich noch über sie herab — ein unverkennbarer, wie auch immer vermittelter Zusammenhang der Turmform mit der berühmten riesigen Hafenleuchte der ägyptischen Metropole besteht, hat die christliche Kunst letzten Grundes einen hochbedeutsamen Impuls von einem der wichtigsten Werke hellenistischer Profanarchitektur erhalten, das ich allerdings selbst nur als die hellenische Vergeistigung des orientalischen Bauprinzips der altbabylonischen Stufentürme zu begreifen vermag. Aber die Verbindung von Turm und christlichem Gotteshause ist unabhängig von der auf den Pharos zurückgehenden Form des ersteren zuerst in Syrien und seinem mesopotamischem Hinterland vollzogen und unter syrischem Einfluß im Abendland verbreitet worden. Vorbildlich für sie wird eine in Syrien belegte turmflankierte Gestalt des spätantiken Tempels gewesen sein, also wieder eine hellenistische, aber einem offenbar besonders stark orientalisch tingierten Hellenismus angehörende Schöpfung. Nicht minder führt auf Vorbilder eines solchen Hellenismus eine vereinzelt gebliebene besonders reizvolle Sonderform des Kirchturmes, die mit einem Gerüste von Arkadengalerien ummantelte zylindrische des Kampanile von Pisa, zurück.

Denn, daß auch Bogenarkade, Gewölbe und Kuppel der klassischen Architektur Griechenlands fremde Kinder des asiatischen Orients und seines uralten Backsteinbaues sind, ist ja klar. Man braucht speziell bezüglich der Kuppel sich nur an die noch heutigen Tages eine charakteristische Erscheinung


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nordostsyrischer und mesopotamischer Landschaft bildenden Gubab-Hütten und an die bereits dieselbe Bedachungsform aufweisenden Stadtbilder assyrischer Reliefs zu erinnern, um über ihre Herkunft keinen Zweifel mehr zu hegen. Aber Gewölbebau, Arkadenmotiv und Kuppel waren unstreitig schon durch die hellenistische Großstadtkunst der vor- und nichtchristlichen Spätantike vom Orient übernommen worden. Antiocheia kommt hier begreiflicherweise in erster Linie in Betracht. Die Frage ist, ob die Rolle, die wir sie auf dem christlichen Boden gewinnen sehen, sich von dieser Seite her hinreichend erklären läßt oder ob die christliche Entwickelung unmittelbar an den Orientalismus Mesopotamiens angeknüpft hat. Strzygowski ist in seinem großen gemeinsam mit M. van Berchem herausgegebenen Amidawerke sehr entschieden für eine grundlegende Bedeutung der christlich-mesopotamischen Architektur eingetreten, wobei neben den Denkmälern von Amida, dem heutigen Dijarbekr selbst, für ihn besonders die unmittelbar zuvor durch eine kühne englische Dame, Miß G. L. Bell, aufgenommenen Kirchen des mesopotamischen Berglandes Tur Abdin, maßgebend waren. Daß es sich bei diesen leider durchweg einer äußeren Datierung entbehrenden Bauten noch um wirkliche altchristliche Anlagen, ja um solche von hervorragendem Alter handle, war dabei die sebstverständliche Voraussetzung.

Nun hat S. Guyer gezeigt, daß eine von Strzygowski gleichfalls beigezogene mit den Tur Abdin-Kirchen verwandte Kirchenruine auf dem rechten Euphratufer eine inschriftliche Datierung auf die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts besitzt. Auf Grund dieser Feststellung glaubt er auch die ihm durch wiederholte Autopsie vertrauten mesopotamischen Bauten erst dem beginnenden Mittelalter zuweisen zu dürfen. Weit entfernt, alte Zeugen einer bodenständig orientalischen Kirchenarchitektur des Zweistromlandes zu sein, sollen sie „mächtig als treibende Kraft" „noch das hellenistische Element wirksam" zeigen und auf Antiocheia als den „gemeinsamen Brennpunkt" eines „östlich des Mittelmeers von den syrischen

Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bergländern bis gegen Persien und Armenien hin" sich erstreckenden, trotz mannigfacher lokaler Differenzierungen seiner Bauweise wesentlich einheitlichen Kunstgebietes zurückweisen. Würde dies zutreffen, so könnte allerdings für das Gebiet der Architektur von einem ihrer hellenistischen Grundlage gegenüber selbständigen Einschlag in der christlichen Kunst kaum mehr die Rede sein. Denn es ist schwer abzusehen, wo ein solcher Einschlag sich geltend machen sollte, wenn er selbst östlich der Euphratlinie nicht greifbar würde. Aber Guyer ist mit seiner Spätdatierung aller erhaltenen christlichen Architekturdenkmäler Mesopotamiens entschieden zu weit gegangen. Ich werde demnächst ein auf der Geschichte der Liturgie beruhendes Alterskriterium in die Forschung einführen, das gestattet unter jenen Denkmälern von einer in der Tat erst frühmittelalterlichen mit aller Bestimmtheit eine noch altchristliche Gruppe zu unterscheiden. Die Ausführungen des Amidawerkes werden demgemäß durch den bezüglich des Altersansatzes einiger Nummern seines Materials dem Verfasser unterlaufenen Irrtum nicht erschüttert. Es wird dabei sein Bewenden haben, daß auch in der altchristlichen Architektur des Ostens an Säule und Flachdeckung, beziehungsweise offenem Dachstuhl der Küstenzone und an Pfeiler und Gewölbe des Binnenlandes sich zwei Paare konstruktiver Prinzipien gegenüberstehen, in denen man einen Gegensatz hellenistischer und orientalischer Weise zu empfinden sehr wohl berechtigt ist, und daß das zweite Doppelprinzip gleichmäßig für den byzantinischen und den romanischen Kirchenbau maßgebend wurde.

Dagegen wird man sich ganz allgemein davor hüten müssen, den Prozeß einer Mischung orientalischer und hellenistischer Elemente in der christlichen Kunst einseitig in einer ausschließlich ostwestlichen Bewegung verlaufend zu denken. Den oben angeführten Beispielen einer solchen Bewegung auf anderen Kulturgebieten stehen doch auch Erscheinungen gegenüber, bei denen sich die Bewegung in umgekehrter Richtung von Westen nach Osten vollzieht. Es sei nur an die







Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewaltige bis nach Indien, Turfan und China ausgreifende nestorianische Missionstätigkeit erinnert oder an die grundlegende Bedeutung, die eine Übersetzung und Nachbildung griechischen Schrifttums doch wieder in allen christlich-orientalischen Literaturen gewonnen hat, oder endlich an die Übernahme griechischer Wissenschaft durch die mohammedanische Kulturwelt des Abbasidenreiches. Ja sogar zu einer bewaffneten Reaktion des Westens gegen den Osten kam es nicht nur in dem Perserkriege des Herakleios, sondern noch durch ein letztes Wiedervordringen der byzantinischen Macht auf asiatischem Boden in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Daß auch derartigem in der Kunst an einer Verbreitung hellenistischer Motive nach Osten zu etwas entsprochen habe, ist nicht nur eine Möglichkeit, mit der zu rechnen die Vorsicht gebietet, sondern eine Tatsache, die beispielsweise im Bilderschmuck syrischer und armenischer Miniaturenhandschriften sich konstatieren läßt. In Sonderheit scheint diese ihrem zweifellosen Hauptstrome gegenüber rückläufige Bewegung der Entwickelung von dem durchaus der hellenistischen Sphäre angehörenden Palästina aus sich geltend gemacht zu haben, von wo aus der Wallfahrtsverkehr ihr natürlicher Träger wurde.

## 3.

„Orient oder Byzanz?" — So hat endlich im Jahre 1906 Strzygowski das entscheidende Kapitel der monumentalen Publikation überschrieben, durch die er eine hervorragende Schöpfung jüngerer christlich-orientalischer Buchmalerei, die Illustration des serbischen Psalters, in die Wissenschaft einführte. Haben die großen hellenistischen Zentren des altchristlichen Ostens, haben die mit erneuter Stärke sich geltend machenden Kräfte des Orients nur solange eine entscheidende Rolle gespielt, bis im Justinianischen Zeitalter die Kunst Konstantinopels sich völlig konsolidiert hatte? Ist, was das alte Rom niemals war, — der nicht empfangende, sondern durchaus gebende Lebensmittelpunkt einer von der Kapitale ausgehenden einheitlichen Reichskunst — das zunächst nicht

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

minder rein receptiv gewesene neue Rom am Bosporus wenigstens geworden, oder sind seitab von Byzanz von jenen älteren Quellgebieten christlicher Kunst herkommende Bäche künstlerischen Lebens einen stillen und verborgenen Lauf gegangen, um erst in spätbyzantinischer Zeit in das breite Bett des großen Kunststromes der orthodoxen Kirche des Morgenlandes einzumünden?

Strzygowski hat sich für die zweite Hälfte der Alternative entschieden. Nicht nur in jener Illustration des serbischen Psalters sondern auch in derjenigen des großen Marienhymnus der griechisch-slavischen Liturgie und der Muttergottesfestpredigten eines Jakobos von Kokkinobaphos und in den Mosaiken, mit denen im vierzehnten Jahrhundert die Kirche des Erlösers im Choraklofter, die heutige Kachrié-Moschee, in Konstantinopel geschmückt wurde, erblickt er einen unvermittelt wiederauftauchenden Nachhall von Schöpfungen des frühchristlichen Syrien. Ich selbst hatte Ähnliches schon früher betreffs der Illustration der Jakobospredigten geäußert und habe hernach den kümmerlichen Nachklang einer noch älteren Gestalt derjenigen frühchristlich-syrischen Psalterillustration, welche Strzygowski als hinter der serbischen stehend erkannte, in den Bildchen einer vereinzelten griechischen Psalterhandschrift zu Jerusalem nachzuweisen unternommen. „Byzance et non l'Orient“, so hat uns mit der Energie eines flammenden Protestes einer der um die Erforschung der christlichen Kunstgeschichte des Ostens höchst verdienten französischen Forscher, G. Millet, entgegengerufen, indem er auf den unlösbaren Zusammenhang hinwies, in dem die in Betracht kommenden Erscheinungen mit noch anderen spätbyzantinischen Monumenten, so vor allem mit dem wundervollen Freskenteppich der Kirchen und Kirchenruinen von Mistra am Fuße des Taygetos stehen. Nicht minder ablehnend haben sich Diehl und E. Bertaux dem Gedanken eines Zurückgreifens der spätbyzantinischen Kunst auf Vorbilder der christlichen Antike gegenübergestellt. In sich selbst soll Byzanz die überraschende Kraft gefunden haben, die sich





in der reichen und vielfach neuartigen Ikonographie aller, wie in dem Stil wenigstens der monumentalen Schöpfungen des um den serbischen illustrierten Psalter liegenden Kreises bekundet.

Millet hat durch seinen Hinweis auf noch weiteres Material das Problem keineswegs niedergeschlagen, sondern erst in seiner vollen Größe und Weite fühlbar gemacht. Nicht um die rückwärtigen Zusammenhänge einer kleineren oder größeren Zahl von Einzelwerken handelt es sich, sondern um die geschichtliche Bewertung und Deutung eines Gesamtphänomens, das ein östliches Seitenstück zu der italienischen Frührenaissance von Duccio und Giotto bis auf Fra Angelico darstellt. Daß in der spätbyzantinischen Malerei etwas der Erklärung Bedürftiges, weil über die unmittelbar vorangehenden Phasen christlich-orientalischer Kunst ruckhaft Hinausgewachsenes vorliegt, wurde empfunden, noch bevor man auch nur annähernd alle diejenigen Schöpfungen überschaute, welche hier heute eine Lösung des in ihnen gegebenen reizvollen Rätsels heischen. Man hat geglaubt, eine Abhängigkeit von abendländischer Kunst annehmen zu sollen. Aber diese Annahme ist zweifellos unrichtig. Ob diejenige einer Abhängigkeit von frühchristlicher Kunst des Morgenlandes richtiger ist, wird sich endgiltig schwerlich auf Grund einer Gesamtbetrachtung dieses oder jenes hervorragenden Werkes der Spätzeit ausmachen lassen. Es wird vielmehr, da jene Abhängigkeit jedenfalls nicht sowohl im Stilistischen, als im Ikonographischen zu suchen wäre, eine Einzeluntersuchung ihrer ikonographischen Typen einzusetzen haben. Ich habe soeben an dem Beispiel des Weihnachtsbildes gezeigt, wie meines Erachtens die Sache anzufassen wäre, und glaube in der Tat für dieses Sujet das Zurückgehen des spätbyzantinischen auf einen noch altchristlichen Bildtyp syrischer Kunst unwiderleglich dargetan zu haben.

Dem von den französischen Gelehrten mit Recht betonten hohen Eigenwert der Werke dessen, was man kurz geradezu als byzantinisches Rinascimento bezeichnen möchte, geschieht jeden-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

falls durch eine mehr oder weniger umfassende Abhängigkeit dieser Art von vorbyzantinischen Mustern ebensowenig ein ernstlicher Abbruch, als die Eigenbedeutung des italienischen Rinascimento durch sein Verhältnis zur paganen Antike beeinträchtigt wird. Aber ihr eigentliches Wesen wird auch bei der einen Erscheinung ebensowenig als bei der anderen durch jene Beziehung zum Nachlasse der Vorzeit erschöpft. So wahr und so sehr Kultur und Kunst des Quattrocento und Cinquecento unbeschadet der Rolle, welche in ihnen die Wiederbelebung der Antike spielt, die eigenste Großtat der zu modernem Menschentum erwachenden italienischen Seele bleibt, offenbart auch Byzanz in der für die beiden letzten Jahrhunderte seiner politischen Existenz bezeichnenden Blüte nicht nur der Kunst eine aus den letzten Tiefen seines Selbst quellende Lebensfülle. Nicht mit dem verneinenden: „Byzanz, nicht der Orient!", sondern mit einem: „Byzanz und der Orient!" wird die von Strzygowski anläßlich des illustrierten serbischen Psalters aufgeworfene Frage zu beantworten sein.

Mit einem Nachweise in ihr nachwirkender frühchristlich-syrischer Vorbilder ist nur die Hälfte, und zwar die kleinere Hälfte dessen geleistet, was zum geschichtlichen Verständnis der Kunst des Palaiologenzeitalters zu geschehen hat. Wie man die Wurzeln des Renaissancegeistes in Italien bis in die Zeit Friedrichs II. und des seraphischen Armen von Assisi zurückverfolgt hat, werden auch die Wurzeln derjenigen kulturellen Gesamterscheinung aufzudecken sein, von der jene Kunst nur ein einzelner Exponent ist. Der Blick wird dabei nicht einmal ausschließlich am griechischen Sprachgebiete dürfen haften bleiben. Es ist eine nicht zu übersehende Tatsache, daß dem kulturellen Aufschwung der Palaiologenzeit entsprechende Erscheinungen, noch früher einsetzend, auch bei Syrern, Armeniern, Georgiern und selbst bei den Kopten sich beobachten lassen. Wenn diese Erscheinungen im nichtgriechischen christlichen Orient allerdings anscheinend im Literarischen stecken geblieben sind, in Byzanz dagegen der seit Wiederherstellung des nationalen Staatswesens nach den


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Jahrzehnten des Lateinischen Kaisertums sich geltend machende Geist kultureller Restauration auch und vor allem die bildende Kunst in seinen Bereich zieht, so wird dies immerhin mit dem verschiedenen Verhältnis zusammenhängen, in dem man hier und dort zur ursprünglichen hellenistischen Grundlage der christlichen Kunst stand. Denn, daß der Zusammenhang mit diesem in den Grenzen des griechischen Kaiserstaates der Kunstübung im Schoße der orientalischen Nationalkirchen gegenüber relativ am meisten gewahrt blieb, lag ja in der Natur der Dinge. So wird denn die eigentümliche Bedeutsamkeit spätbyzantinischer Kunstschöpfungen letzten Grundes vielleicht gerade darauf beruhen, daß sich in ihnen die ursprüngliche Verbindung der beiden konstitutiven Elemente der christlichen Kunst, des hellenistischen und des orientalischen, in einer von keinem früheren Jahrhundert gesehenen Weise erneuerte.

---

## LXXV.

## Die Generalversammlung der österreichischen Leogesellschaft in Salzburg.[1])

Seit einer Reihe von Jahren hatte die österreichische Leogesellschaft ihre ursprüngliche Gewohnheit, die Generalversammlungen abwechselnd in Hauptstädten der einzelnen Kronländer abzuhalten, aufgegeben. Wien war regelmäßig der Ort der Generalversammlung geworden. In diesem Jahre jedoch haben verschiedene Umstände eine Rückkehr zu der früheren Gepflogenheit herbeigeführt. Vom 4.—6. Oktober

1) Verschiedene hindernde Umstände haben zusammengewirkt, daß dieser Bericht unlieb verspätet erscheint.

Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

tagte die Generalversammlung in Salzburg. Seit der ersten Tagung daselbst 1894 sind fast zwei Jahrzehnte verflossen. Der Rückblick auf diese Zeit und die gelegentliche Vergleichung des zweiten Salzburger Tages mit dem ersten gestattet auch ein Urteil über die Tätigkeit und die Aussichten dieses wichtigen Faktors im katholischen Leben Österreichs. Mancherlei läßt in der Salzburger Tagung den Beginn eines neuen Abschnittes im Leben der Leogesellschaft vermuten.

Die „Salzburger Chronik" hatte in ihrer Nr. 227 vom 5. Oktober zur Begrüßung der Teilnehmer eine stattliche Reihe von Berichten über die bisherige Tätigkeit der Gesellschaft gebracht, worin skizzenhaft die Geschichte der Gesellschaft vorgeführt wurde. Der wichtigste Aufsatz dieser Festnummer ist vielleicht der Bericht über „den Salzburger Zweigverein der Leogesellschaft" aus der Feder des Universitätsprofessors Dr. J. Seipel. Dieser Zweigverein ist nämlich erst bei der Salzburger Generalversammlung fest begründet worden. Das vorausgehende Probejahr regster Tätigkeit in sogen. „Leo-Gesellschafts-Abenden" hat aber den Grund zu der diesjährigen Tagung in Salzburg abgegeben. Ähnliche eifrige Arbeit in den übrigen Kronländern Österreichs wird hoffentlich die Bestrebungen der Leogesellschaft mächtig befördern. Die meiste Aussicht auf einen neuen Zweigverein bietet Linz bezw. Oberösterreich. Schon der Begrüßungsabend zeigte nach der Richtung hin einen Fortschritt, von welcher überhaupt die Gesundung der gebildeten Kreise Österreichs zu erwarten. Unter den Versammelten befand sich eine ansehnliche Zahl von Mitgliedern katholischer Studentenverbindungen aus Wien, Graz, Innsbruck, denen sich als werte Gäste Vindelicier aus München angeschlossen hatten, die denn auch mit dem Rufe: „Auf treue siegreiche Waffenbrüderschaft zwischen Leogesellschaft und den katholischen Studentenverbindungen" freudig begrüßt wurden. Der Präsident des Zweigvereins Prof. Dr. Seipel fand auch das rechte Wort in seiner Begrüßungsrede, als er sagte: „Unsere Gesellschaft nennt sich stolz: ‚Österreichische Leogesellschaft.' Durch den Namen


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

‚Leo‘ ist die katholische, durch den Namen ‚österreichische‘ die patriotische Richtung, welche die Leogesellschaft verfolgt, gekennzeichnet.“ Nur unter dieser Fahne können die überzeugungstreuen Katholiken Österreichs hoffen, die träge Gleichgültigkeit des gebildeten Liberalismus und die Stürme des fanatischen ungläubigen Nationalismus zu überwinden. Wie viel noch zu tun übrig bleibt, zeigt die Mitgliederzahl von 1785, wovon 1529 ordentliche Mitglieder sind. Die Görresgesellschaft konnte 1912 die Zahl ihrer Mitglieder auf 5323 mit dem Kern von 4073 ordentlichen Mitgliedern angeben. Im Verhältnis zur Katholikenzahl in Österreich und in Deutschland läßt sich eine gewisse Rückständigkeit Österreichs nicht leugnen. Dieselbe ist hervorgerufen durch die bedauerliche Zurückhaltung der nicht deutschen Kronländer, die auch in dieser Beziehung die gemeinsamen katholisch-österreichischen Interessen hinter nationalem Separatismus zurücktreten lassen, sodann durch den erwähnten unkirchlichen Liberalismus der Gebildeten von Deutsch-Österreich. Desto mehr Anerkennung verdienen die bedeutsamen Leistungen, die trotzdem von der Leogesellschaft in ihrem 21jährigen Bestande zutage gefördert wurden. Die 21 Jahrgänge des „Allgemeinen Literaturblattes“, das an umfassender Beherrschung der Literatur seinem Namen entsprechend die erste Stelle unter den katholischen Blättern dieser Art in deutscher Sprache einnimmt, die 20 Bände „Theologische Studien“, die 10 Bände „Quellen und Forschungen zur Geschichte Österreichs und seiner Kronländer“, die Leistungen der Sektionen für Literatur, Pädagogik und Katechetik; die Unterstützung, die durch die Leogesellschaft großartigen Werken wie: „Die katholische Kirche“, und die 3 Bände der „Illustrierten Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ von Dr. Anselm Salzer, ein monumentales Prachtwerk, zu Teil wird. Diese u. a. hervorgehobene Leistungen zeigen, daß die Leogesellschaft hinter ihrer älteren auf Görres Namen getauften Schwester in Deutschland nicht zurück geblieben ist. Bereits eine halbe Million Kronen hat die Leo-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesellschaft für literarische Zwecke verwendet. Das Hauptverdienst hiervon gebührt unstreitig dem bisherigen Generalsekretär Hofrat Prälat Dr. F. Schindler, der mit unermüdlichem Eifer und klugem Blicke die Leogesellschaft, deren Statuten er entworfen hatte, unter schwierigen Verhältnissen zu den bisherigen Erfolgen geleitet hat. Sein Rücktritt von dieser Stelle, der auf der Salzburger Tagung veröffentlicht wurde, bedeutet eine schmerzvolle Neuerung, wie der bisherige Präsident der Gesellschaft Prinz Franz von und zu Liechtenstein in einem Schreiben an den Leiter des Salzburger Zweigvereins Prof. Seipel betonte. Der an seine Stelle tretende jugendliche Professor Dr. Innitzer an der Wiener Universität bietet allerdings Gewähr für ein glückliches Weiterführen in der bisher eingeschlagenen Bahn. Nicht minder bedeutend für die Zukunft der Gesellschaft war der Rücktritt des erwähnten Präsidenten und die Annahme des Präsidiums durch den hochw. Fürsterzbischof von Wien Dr. Friedrich Piffl, der der Gesellschaft für ihre Tätigkeit in Wien geeignete Räume in seinem Palais zur Verfügung gestellt hat. Somit kann, wie erwähnt, vom Beginn einer neuen Periode für die Leogesellschaft gesprochen werden. Dieselbe ist zudem durch die Neugründung einer weiteren „Sektion für Rhetorik" gekennzeichnet worden, die auf Anregung des Subdirektors im Salzburger Borromäum Dr. F. Fiala unmittelbar vor dem Schlusse der Tagung am 6. Oktober vollzogen wurde. P. Viktor Kolb S. J. hatte diese Gründung durch einen Vortrag „Über die Erhabenheit der Redekunst" mit bekannter Meisterschaft eingeleitet. Der Vorsitzende Prälat Dr. Swoboda gab dem allgemeinen Wunsche Ausdruck, als er die Drucklegung dieses auch zeitgeschichtlich bedeutenden Vortrags beantragte.

Die Eröffnung der Tagung am 5. Oktober fand durch ein Pontifikalamt des Abtes Dr. Willibald Hauthaler in der altehrwürdigen Stiftskirche von St. Peter statt, wobei Mozarts Messe Nr. 15, die in Salzburg zum letzten Male 1871 gehört worden war, mit Einlagen von Haydn aufgeführt


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde. Überhaupt hat der genannte Prälat und sein Stift mit der traditionellen Liebe des Benediktinerordens für Kunst und Wissenschaft der Tagung das opferfreudigste Interesse entgegengebracht.

Nach der geschlossenen geschäftlichen Versammlung hielt der neue Dogmatiker an der Wiener Universität Dr. Martin Grabmann in der philosophisch-theologischen Sektion seinen Vortrag über „Thomas v. Aquin im Werturteil der modernen Wissenschaft". Das Thema an sich, die Art der Ausführung und die praktischen Folgerungen, die der Vortragende aus den Äußerungen der nicht katholischen Dogmenhistoriker und Literarhistoriker über St. Thomas' Bedeutung zog, das alles offenbarte den weiten Gesichtskreis und die vielversprechende Richtung nicht bloß des jungen Gelehrten, sondern der Gesellschaft, die ihn zum Vortrag berufen hatte. Die Wahl dieses Themas war außerordentlich glücklich.

In der historischen Sektion besprach Archivdirektor Dr. Andreas Mudrich das Thema: „Die Universität Salzburg unter Erzbischof Hieronymus und dessen Reformversuch." Für Salzburg, dessen gegenwärtiger Fürsterzbischof und Kardinal Dr. Johannes Katschthaler die Gründung einer katholischen Universität daselbst als seine Lebensaufgabe mit unermüdlichem Eifer betreibt, hatte dieser Vortrag aktuelle Bedeutung. Er lieferte zudem einen höchst wertvollen Beitrag zur Geschichte der Aufklärung und trat damit in ungesuchten Zusammenhang mit dem Vortrag Dr. Grabmanns über den Aquinaten. Der Vortragende schilderte quellenmäßig, wie die Professoren der alten Salzburger Universität im Ausgang des 18. Jahrhunderts sich selbst den Boden ihrer Existenz untergruben, indem sie den bisherigen Führer Thomas v. Aquin verließen, dafür aber Kant und Wolf anhingen. Der im üblen Sinne freisinnige Erzbischof hat im Geiste der Zeit durch Unterstützung dieser Bestrebungen trotz alles Eifers für Hebung der Studien das Seinige zum Untergange der Universität beigetragen.

Zu der öffentlichen Generalversammlung am Nachmittag



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des 5. Oktober hatte sich ein sehr zahlreiches und glänzendes Publikum in der Aula academica eingefunden. Namentlich ließ die Anwesenheit der höchsten Vertreter der militärischen Besatzung von Salzburg auf etwas besonderes schließen. In der Tat war die Teilnahme des gerade in Salzburg weilenden Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand in Aussicht gestellt worden. Derselbe wurde jedoch an der Ausführung seines Entschlusses durch schnelle Abreise gehindert und sandte der Versammlung seinen Gruß mit dem lebhaften Bedauern darüber, gerade in diese Versammlung nicht kommen zu können, da ihn der angekündigte Vortrag über Onno Klopp, seinen Lehrer, sehr interessiert hätte.

Die Rede, die Dr. Richard v. Kralik in dieser festlichen Versammlung über „Onno Klopp als deutscher Historiker" hielt, hätte auch fürwahr das höchste Interesse des Thronfolgers in Anspruch nehmen müssen, wie sie jedem katholischen Österreicher einen Hochgenuß und einen hochernsten Antrieb zur Arbeit im Sinne der Leogesellschaft bot. Das Ideal der Leogesellschaft erschien in Onno Klopp nach den Ausführungen des Referenten nahezu verkörpert. Unwillkürlich mußte dem Zuhörer, besonders wenn er A. v. Ruville's letztes Werk „Der Goldgrund der Weltgeschichte" gelesen hatte, der Gedanke kommen: den hohen Anforderungen, die Ruville an den katholischen Historiker stellt, hat Onno Klopp entsprochen: diesem glänzenden hohen Ziele, das die religionslose wetterwendische Geschichtsbaumeisterei trotz aller Fortschritte der historischen Wissenschaft auch heute kaum zu erkennen vermag, ist Onno Klopp nahe gekommen, weil er das Wort in die Tat umzusetzen beflissen war: „Mein höchstes Streben als Historiker sei, mich der Wahrheit zu nähern!" Dieses Streben führte den mutigen Forscher, der die Gunst der Mächtigen nicht suchte und die Ungunst der öffentlichen Meinung nicht fürchtete, zur Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche, zu der er 1873 nach reiflicher Prüfung zurückkehrte. In diesem Wahrheitsstreben hat er das Haus Österreich als das Fundament der Christenheit bezeichnet.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Treu dieser Wahrheit ist er 1903 als frommer Katholik dem Rufe in die Ewigkeit gefolgt. „Es ist ein Werk der Gerechtigkeit," sagte der Vorsitzende Prälat Dr. Swoboda nach Schluß der Rede, „daß wir uns jetzt 10 Jahre nach seinem Tode Onno Klopps, der schon fast vergessen war, erinnern. Im Herzen dieses großen Mannes konnte man tiefgläubige katholische Gesinnung und Begeisterung für die Wissenschaft schöpfen. Es ist eine Nachwirkung der Tätigkeit Klopps, daß wir mit dem eucharistischen Kongreß unsere Erinnerung an das Jahr 1683 verbunden haben. Er hätte wohl an diesem Tage die größte Freude erleben müssen, wenn er gesehen hätte, wie das Haus Österreich das Fundament der Christenheit ist."

Tief ernst und nachdenklich mußte in diesen wahren Worten die Zuhörer das Geständnis stimmen, daß Onno Klopp 10 Jahre nach seinem Tode schon fast vergessen ist. Die Schlußworte R. v. Kraliks machten denn auch sichtlich auf die aufmerksam gespannte Versammlung den tiefsten Eindruck: „Es ist gerade jetzt, da an der Grenze Österreichs uns so große Ereignisse drohten, an der Zeit, daß wir uns an dem gewaltigen Lebenswerke Klopps neuerdings orientieren. Der Geschichtsschreiber hat einen Großteil des Schicksals eines Staates in seiner Hand. Er kann uns entweder zu großen Taten begeistern oder zum Gegenteil niederdrücken. Klopp hat viel Unheil, das andere angerichtet, gutgemacht. Das Andenken an ihn erhalten ist unsere Rettung, unsere Zukunft." Wahrlich diese bedeutsamen Worte verdienten gegenwärtig in die Herzen aller Katholiken Österreichs und auch Deutschlands zu tiefem Nachdenken eingeprägt zu werden.

Vor der Rede hatte der greise Kardinal von Salzburg die Versammlung in seiner herzlichen einfachen Weise begrüßt, indem er der Leogesellschaft und insbesondere dem neuen Salzburger Zweigvereine den Bergmannsgruß: „Glück auf!" zurief und im Zusammenhang damit auf den festen Mittelpunkt seines Denkens und Strebens, die katholische Univer-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sität in Salzburg hinwies. Auch der Landespräsident und der Landeshauptmann von Salzburg brachten ihr Interesse durch Ansprachen zum Ausdruck. Allgemeinen Jubel löste aber das Erscheinen des Herrn Kardinals bei dem Festkommers von 18 akademischen Korporationen am Abend des 15. Oktober aus. Der Oberhirt stellte sich als ältesten Kartellbruder vor, da er seit 1874 der Innsbrucker Austria angehöre. Die Leitung des Kommerses war mit ausgezeichnetem Takte dem Vertreter der Grazer Carolina übertragen worden, um den Heldenmut derselben bei den bekannten gewalttätigen Angriffen zu Pfingsten d. J. zu ehren. Die gewandte herzliche Ansprache des Vorsitzenden wurde mit hoher Freude angehört zumal bei dem mutigen Worte: „Die Kartellbrüder sind hierhergekommen, weil sich hier Männer zusammengetan haben, die das unerschütterliche „Credo" auf ihre Fahne geschrieben haben." Den Höhepunkt des fröhlichen, begeisterten Abends bildete die glanzvolle Rede des Professors Seibert aus Innsbruck. Indem er auf das Jubiläum der Freiheitskämpfe vor 100 Jahren hinwies, zeigte er, daß die sogen. deutschnationalen Studenten von den Idealen, die damals das deutsche Studententum auszeichneten, keine Spur mehr besäßen.

Eigentümlich interessant wurde die Verhandlung der literarischen Sektion, die am 6. Oktober dem Schlusse der Tagung voranging. Richard v. Kralik präsidierte derselben. Es macht seiner Bescheidenheit und seiner reinen Liebe zur Sache alle Ehre, daß unter seinem Vorsitze der Redakteur der Zeitschrift „Über den Wassern", Dr. Johannes Eckardt, seinen Vortag über „Die dichterische und literarische Bedeutung von Alban Stolz" halten konnte. Bekanntlich stand diese Zeitschrift in dem Literaturstreite auf Seite der Gegner Kraliks, und auch ihr gegenwärtiger Redakteur vertritt eine mit Kraliks Prinzipien nicht übereinstimmende Richtung. Kralik erklärte nun bei der Übernahme des Vorsitzes zunächst das Verhältnis der 1893 gegründeten, von ihm vertretenen literarischen Sektion der Leogesellschaft zu dem Verbande


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen wie zu dem „Gralbunde", die durch dieselben Prinzipien verbunden sind. Daran knüpfte er die Hoffnung auf eine Verständigung zwischen dieser Richtung und der vom Referenten vertretenen, da eine solche durch die Veranstaltung dieser Sektionssitzung angebahnt sei.

Dr. Eckardt seinerseits schickte seinem Vortrag die Erklärung voraus, daß er dieselbe Hoffnung hege, und entwickelte kurz die Grundsätze, die er in seiner Zeitschrift vertrete. Bei dieser Betonung der gemeinsamen katholischen Basis beider Richtungen blieben freilich die Differenzen fast unerwähnt. Jedenfalls hat Dr. v. Kralik das mögliche zur Ausgleichung derselben bei dieser Gelegenheit getan.

Was Dr. Eckardt über Alban Stolz sprach, war der sprachlichen Form und dem Vortrage nach meisterhaft zu nennen. Dagegen konnte seine Charakterzeichnung von Alban Stolz und die dichterische Einschätzung desselben nur teilweise befriedigen. Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, den 30. Todestag des großen mystischen Volksdichters bei dieser Gelegenheit zu feiern. Trotz der verhältnismäßig großen Literatur über Alban Stolz war auch eine originelle vervollkommnende Darstellung dieser einzigartigen Persönlichkeit noch möglich. Die Berechtigung dazu durfte aber nicht daraufhin behauptet werden, daß auch die Alban Stolz-Literatur auf ausgesprochen katholischer Seite bezüglich der literarischen Einschätzung enttäusche, indem sie sich auf biographische Details oder auf die einseitige Betonung des Volksschriftstellers beschränke. Salzers Geschichte der deutschen Literatur (III. 2064 f.) läßt eine solche Behauptung nicht mehr zu.

„Er wurde es (Dichter)", heißt es ausdrücklich, „als Mystiker; denn die Mystik ist, wie Herz bemerkt, ihrem Inhalte nach selber die höchste Poesie. Die Veranlagung zur Mystik war in Alban Stolz von Natur aus vorhanden, die Lesung der Schriften der Mystiker des ausgehenden Mittelalters und der neueren Zeit . . . hat sie in ihrer Entwicklung gefördert, das Beste aber hat er aus seinem eigenen Gemüte


Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA · Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 · Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hervorgeholt. Er durchforscht seine Seele in allen ihren Tiefen und Neigungen, um sie in Einklang mit Gottes Willen zu setzen; er tritt in seinen Gedanken in unmittelbaren Verkehr mit Gott, sieht ihn im Walten der Natur und fühlt sich zu allem Geheimnisvollen und Wunderbaren hingezogen usw."

Wenn Salzer nach ziemlich eingehender Schilderung dieser geistigen Entwicklung zum Mystiker schließlich sagt: „Ein Dichter und Volksschriftsteller von Gottes Gnaden und ein furchtloser Ankämpfer des Unglaubens in einer glaubenslosen Zeit, hat Stolz in seinen Büchern einen Ton angeschlagen, der in ganz Deutschland und darüber hinaus lauten Widerhall fand", so ist das doch mehr als eine „einseitige" Betonung des Volksschriftstellers.

Indem der Redner sodann nach eigener Auffassung die Entwicklung von Alban Stolz zum Dichter und Mystiker schilderte, ist er ihm nicht ganz gerecht geworden. Der Berichterstatter der „Salzb. Chronik" schrieb diesbezüglich: „Dr. Johannes Eckardt zeichnete ihn auf Grund treffender Belege als eine körperlich schwächliche, verschüchterte, melancholische, etwas sentimentale, übertreibende, frauenhafte Natur und bewertete aus diesen Ergebnissen die tiefe Mystik des geistlichen Poeten." Ganz unrichtig ist dieser sonderbare Bericht nicht; er entspricht dem Entwicklungsgange, den der Vortragende seinen Helden nehmen ließ. Derselbe hat dabei aber die übernatürliche Entwicklung außer acht gelassen, die den Mystiker nach bestimmten Gesetzen bildet. Es gibt keine wahre katholische Mystik ohne langwierigen asketischen Reinigungsprozeß. Die Losschälung von der Sinnlichkeit, ohne die es keine mystische Erhebung der Seele zum Schöpfer gibt, ist das Ziel dieses Prozesses. Bei jedem Mystiker findet sich infolgedessen eine gewisse strenge Erhabenheit über sexuelle Zuneigungen. Daß Alban Stolz kein Frauenhasser war, zeigt sein brieflicher Verkehr mit Julie Meineke und Cordula Wöhler. Dr. Eckardt hat diesbezüglich seinen Helden ganz verkannt, indem er seine im obigen Sinne vorhandene Abneigung gegen Frauen dem Umstande zuschrieb, daß er


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mutterliebe und Gattinliebe nicht gekannt habe. Abgesehen von der Unkenntnis der Mystik, die sich hierin zu erkennen gibt, ist diese Meinung in ersterer Beziehung nach Salzer zu berichtigen, der a. a. O. von Stolz schreibt: „Während er dem Mutterherzen viel näher stand als dem herben, wortkargen Wesen seines Vaters, scheint die mütterliche Sorglichkeit der ältesten Schwester Marie Salome in ihm zeitlebens fromm und milde nachgewirkt zu haben.“ Kann somit Stolz' Charakterbild nach diesem Vortrage nicht als völlig gelungen bezeichnet werden, so ist doch der Eifer des Referenten, dem deutschen Volke die Bedeutung seines Alban Stolz nahezubringen, anzuerkennen.

Nach dieser außerordentlich hoffnungsvollen Tagung konnte Hofrat Dr. Swoboda mit voller Überzeugung sagen, es freue ihn, daß man es aufgegeben habe, die Generalversammlungen immer nur in Wien zu halten. Es entstand bei der Frage nach dem Ort der nächstjährigen Tagung fast ein Wettstreit, indem Innsbruck, Prag und Linz befürwortet wurden. Jedenfalls darf die österreichische Leogesellschaft mit Vertrauen in die Zukunft blicken, daß sie unter dem neuen Präsidium neue Fortschritte zur Eroberung der Gebildeten Österreichs für die Wahrheit und die Wissenschaft machen werde.

---

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXXVI.

## Zur Naturgeschichte der Zentrumspartei.

(Schluß.)

Bei aller Betonung des katholischen Standpunktes durch Fraktion und Einzelmitglieder weiß das Zentrum aber doch auch wieder von Anfang an seinen politischen Charakter klar und entschieden zur Geltung zu bringen. Mit demselben Nachdruck, mit dem die Führer ihre religiöse Anhänglichkeit an Papst und Kirche hervorheben, mit derselben Entschiedenheit treten sie für ihre politische Unabhängigkeit — auch Rom gegenüber —, für den politischen, nichtkonfessionellen Charakter der Zentrumspartei ein. Auch hier bieten die Verhandlungen in Reichs- und Landtag zahlreiche Belege. Herr Justizrat Dr. Julius Bachem führt in seiner Broschüre nur ein paar an, denen man in den letzten Jahren immer wieder begegnet, und doch hätte es gelohnt, gerade in dieser Beziehung von dem reichen zur Verfügung stehenden Material etwas ausgiebiger Gebrauch zu machen. Dies um so mehr, als ja die Schrift Bachems speziell auch den politischen, nichtkonfessionellen Charakter der Zentrumspartei dartun soll. Ich freue mich daher, hier einige Ergänzungen beibringen zu können.

Die Beschuldigung der Regierung und der Parteien, das Zentrum sei eine konfessionelle Partei, wurde gleich von Beginn der Fraktion an erhoben, und diese Beschuldigung kehrte immer wieder — bis auf den heutigen Tag. Es scheint sogar, als ob die Regierung selbst daran geglaubt hätte, sonst hätte sie doch nicht zu wiederholten Malen den allerdings vergeblichen Versuch gewagt, durch Rom auf das Zentrum und auf dessen politische Entschließungen einzuwirken. Dies geschah schon gleich i. J. 1871, eine Tatsache, von der auch Hüsgen in seiner Biographie Windthorsts (S. 93 f.) Notiz nimmt. Peter Reichensperger kam darauf




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 10. Dezember 1873 zu sprechen in Ausführungen, welche auch Herr Justizrat Dr. Julius Bachem zum Teil wiedergibt, weshalb wir sie hier übergehen, ebenso wie das bei Hüsgen Zitierte aus der gleichen Rede.

Ausführlich kam Windthorst dann nochmals auf die Angelegenheit in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 19. April 1875 zurück, wobei er sich einleitend auch nochmals über die Gründung der Zentrumsfraktion ausließ, wie folgt:

„Dann hat der Herr Ministerpräsident gemeint, wesentlich habe sich auch die Sache geändert gegenüber der Zeit, wo diese Artikel erlassen, dadurch, daß sich eine konfessionelle Partei hier im Hause und im Reichstage gebildet habe. M. H., eine wesentlich konfessionelle Partei existirte gerade zu der Zeit, als diese Artikel gemacht wurden; sie hat eine Zeit lang fortgedauert und zwar hier im Hause, so lange es notwendig war, die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate geltend zu machen, die Ausführung der Verfassungsbestimmungen zu sichern. Als diese Arbeit so ziemlich beendigt war, löste sich diese Partei von selber auf, und sie entstand erst da wieder, als man von neuem anfing, die Kirche anzugreifen. . . . Wie wir dieses Wetterleuchten sahen, m. H., da wußten wir, daß ein Gewitter im Anzuge sei, das hat uns veranlaßt, uns zu sammeln, nicht aber als eine konfessionelle Partei, sondern als eine Partei, in welcher jeder Aufnahme finden kann, der die unveräußerlichen Rechte beider Kirchen zu vertreten sich entschließen kann, und in welcher deßhalb auch eine Reihe der wackersten Protestanten ihren Sitz hat. Es kann also aus der Bildung der Zentrumsfraktion irgend welche Veränderung der Dinge nicht entnommen werden, auch daraus nicht, daß angeblich diese Fraktion auf Befehl des Papstes votiere, wie es ausgedrückt worden ist. Wir handeln frei nach unserer eigenen Überzeugung, und selbst die Bischöfe Deutschlands haben auf unseren Gang und auf unsere Entschlüsse nicht den geringsten Einfluß. Nun fragen die Herren, wie kommt es denn aber, daß ihr in Harmonie seid


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mit den Anschauungen der Bischöfe und mit den Anschauungen des Papstes? Das kommt einfach daher, weil die unwandelbaren Grundsätze positiven Glaubens in aller Richtung für die Katholiken, wie für den gläubigen Protestanten den Maßstab von selbst in die Hand geben, und unsere Harmonie ist keine verabredete, sondern aus den Grundsätzen sich von selbst ergebende. Das kann manchem befremdlich erscheinen, besonders in einer Zeit, wo es so wenig Grundsätze gibt."

Drei Tage vorher hatte v. Schorlemer-Alst dazu geäußert:

„Dann hat der Herr Ministerpräsident gesagt, seit dem Vatikanum und mit demselben habe sich eine auf Konfession beruhende Partei des Zentrums gebildet. Das ist unrichtig, es gab einmal früher eine katholische Fraktion, die jetzige Zentrumsfraktion ist eine politische Partei und hat sich als solche stets bekannt, und ist als solche aufgetreten. . . .

Ich erinnere Sie daran, daß Fürst Bismarck während des ersten Reichstages — ich glaube, es war im Jahre 1871 — sich nach Rom gewandt hat, um vom Papst eine Einwirkung auf das Zentrum zu erlangen, die unsererseits natürlich abgelehnt und zurückgewiesen wurde, die seitens des Papstes natürlich ebenso abgelehnt worden ist.

Ja wohl, m. H., es ist das alles konstatiert; ich begreife nur nicht das kurze Gedächtnis des Fürsten Bismarck, der uns heute zum Vorwurf macht, was er selbst vor zwei oder drei Jahren von der päpstlichen Kurie verlangt hat."

Ende Mai 1880 veröffentlichte die „Nordd. Allg. Ztg." eine Reihe diplomatischer Aktenstücke zu den damaligen kirchenpolitischen Verhandlungen. Darunter befand sich auch ein Berlin, 20. April 1880 datiertes Schreiben Bismarcks an den damaligen deutschen Botschafter in Wien, Prinz Heinrich VII. Reuß.

Mit Bezug hierauf führte Windthorst in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 28. Mai 1880 aus:

„Die Rücksicht auf die geistige Not der Untertanen, die Rücksicht auf die religiösen Interessen sind es nicht, derentwegen




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man eine Verständigung gesucht hat. Man sucht die Verständigung, weil man als weltliche Regierung dadurch erzwingen will, daß der Papst Einfluß auf das Zentrum übt. Wenn er das nicht kann, so hält man die Verständigung nicht der Mühe wert. Die deutschen Katholiken werden sich dies merken; und ich leugne Ihnen nicht, daß mich neben dem Gefühl des Erstaunens ein tiefer Schmerz ergriffen hat, daß es möglich gewesen ist, so etwas niederzuschreiben und noch mehr, daß es möglich gewesen ist, es zu publizieren. Nun, der hl. Stuhl hat, wie die Depeschen ja beweisen, offenbar erklärt, daß er sich darauf nicht einlassen wird. . . Und wie konnte man glauben, daß der hl. Stuhl in der Lage wäre, auf ein solches Ansinnen einzugehen? Der hl. Stuhl ist nicht allein für einen Staat, er ist für die ganze Welt; und in der Welt, auf dem weltlichen Gebiete gibt es die allerverschiedensten Formen staatlicher Verfassung, die allerverschiedensten Parteien, die allerverschiedensten Interessen. Wie wäre es denkbar, daß der hl. Stuhl nicht seine ganze Stellung verlöre, wenn er sich in irgendeinem einzelnen Lande in irgendwelche besonderen Interessen- und Parteiverhältnisse einlassen würde? Der muß von der angeblichen Aspiration des hl. Stuhls, die Weltherrschaft zu erringen — von der angeblichen —, einen sehr schlechten Begriff rücksichtlich der Möglichkeit haben, der es denkbar finden könnte, daß dieses Ziel erreicht würde, wenn nicht der hl. Stuhl auf weltlichem Gebiete die vollste Freiheit der Bewegung in allen diesen Formen statuierte. Und was denkt denn die Regierung von den Untertanen Sr. Majestät? Glaubt die Regierung, daß ein Befehl des hl. Vaters, für die Samoavorlage zu stimmen, etwa auf uns einen Eindruck gemacht haben würde? Der hl. Vater steht hoch und erhaben für uns da in allen kirchlichen Angelegenheiten; aber auf weltlichem Gebiet hat er uns gar nichts zu sagen."

Und in derselben Sitzung an einer andern Stelle:

„Man sagt, es sei ein anomaler Zustand, daß eine sogenannte konfessionelle Partei in den Parlamenten sei, und diese müsse beseitigt werden. Zunächst leugne ich, daß wir eine


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

konfessionelle Partei sind — oder sind vielleicht die Herren Konservativen, die ihrer überwiegenden Majorität nach Protestanten sind, oder die Nationalliberalen oder der Fortschritt, sind das konfessionelle Parteien? Unser Programm verlangt die Verteidigung der Rechte Aller, und wenn ich die freie Religionsübung, die Gewissensfreiheit, für mich und die Katholiken verlange, so verlange ich sie mit derselben Entschiedenheit für alle anderen Konfessionen, die Juden nicht ausgenommen; wir haben das im Reichstage tatsächlich bewiesen. Außerdem haben in früherer Zeit und auch noch jetzt immer Protestanten zu uns gehört, und wenn ich Ihnen meinen Briefschrank aufschließen wollte, so würden Sie sehen, wie große Sympathieen wir bei den protestantischen Konservativen in Sachsen und in den südlichen Staaten besitzen."

Peter Reichensperger äußerte sich aus dem gleichen Anlaß am nächsten Tag (29. Mai) im preußischen Abgeordnetenhause:

„Nun, Sie wissen ja, daß wir Katholiken alle unter der kirchlichen Autorität des hl. Stuhles stehen, und wenn ich Ihnen daher das Obige sage, werden Sie mir umsomehr glauben, daß ich meiner innersten Überzeugung nach gewiß bin, keiner Reprimande zu begegnen. Ich sage Ihnen also, wie wir es immer gesagt haben: Wir sind und bekennen uns als treue Söhne der Kirche, aber wir sind freie selbständige Staatsbürger in allen weltlichen, insbesondere in allen staatlichen Angelegenheiten. Und das weiß und übt Rom, wie wir es tun. Rom weiß und lehrt uns, daß Staat und Kirche zwei selbständige von Gott gesetzte Ordnungen sind zur Erreichung der Menschheitszwecke! Also diese Eventualität, daß man vom Papste nach jener Seite hin Zusicherungen bekomme, ist wertlos, denn ein solcher Wechsel, wenn er denkbar wäre, könnte und würde von uns nicht eingelöst werden. Wir sehen den Beruf der Volksvertretung ganz anders an, wir sind der Meinung, daß wir den Beruf haben, die objektiven Interessen der Gesamtheit der Nation zu vertreten.

Also wir können nicht Rücksicht nehmen auf die Äuße-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rungen, daß von unserem Verhalten die Schicksale der katholischen Kirche abhängig sein sollen, wir können das auch nicht auf Grund der vorbezeichneten Drohung. Denn nicht bloß die Verfassungsbestimmung verbietet uns das, sondern es verbietet uns das auch der gemeine gesunde Menschenverstand. Die Staatsregierung muß sich doch selber sagen, daß, wenn wir auf diesen Standpunkt eingehen wollten, wir geradezu eine Prämie auf ewige Fortsetzung des ‚Kulturkampfes‘ aussetzen würden, — daß wir damit den ‚Kulturkampf‘ verewigten. Denn er soll ja gerade unsere politische Dienstbarkeit begründen. Es wird also bei ruhiger Erwägung niemand für möglich halten, daß wir, wenn wir überhaupt noch den Kopf auf dem rechten Fleck haben, solchen Zumutungen entsprechen könnten. Also in diesen circulus vitiosus treten wir nicht.“

v. Schorlemer-Alst kam dann nochmals auf das gleiche Thema in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 26. Juni 1880 wie folgt zurück:

„Was nun die Heeresfolge des Zentrums betrifft, so soll dieselbe auf Befehl des Papstes stattfinden. Aber ich frage im Ernst, ist man sich wohl klar darüber gewesen, was die Forderung bedeutet, das Zentrum soll Heeresfolge leisten auf Befehl des Papstes? Das heißt ganz einfach, die Gesetze Deutschlands und Preußens werden fortan in Rom gemacht, denn wenn man verlangt, es soll die Anweisung an das Zentrum erfolgen: stimmt für das Gesetz, dann wird man doch wohl dem Papst die Freiheit lassen müssen auch einmal zu sagen: stimmt gegen das Gesetz. Wir haben stets die Ansicht ausgesprochen und haben es auch bewiesen, daß die Zentrumspartei eine politische Partei ist. Ich meine, wollten wir unter solchen Bedingungen, wie sie unter dem Notenwechsel dargelegt sind, die Vorlage annehmen, so hieße das für uns abdanken und geradezu Verrat üben an unsern Wählern und den Interessen, die sie uns anvertraut haben. Dann aber, weil wir eine politische Partei sind, wirft sich für uns die Frage auf: Darf man durch Gesetz für die Handhabung der Gesetze ausdrücklich die Willkür sanktionieren?“



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 15. Oktober 1880 kam **Windthorst** dann auch in einer Rede auf der 6. Generalversammlung der Katholiken Schlesiens in Breslau auf den politischen Charakter der Partei zu sprechen. Laut dem Berichte der „Germania" (Nr. 237 v. 15. 10. 80) sagte er dazu:

„Ferner heißt es, m. H., es sei unerträglich, daß im Landtage eine **konfessionelle** Partei bestehe; es ist nicht unerträglich, daß eine ‚liberale' Partei besteht, und das ist doch auch eine ‚Konfession'. Aber, meine Herren, die Zentrumsfraktion **ist gar keine konfessionelle Partei**, sie steht allerdings auf dem **positiven christlichen** Boden, aber es findet auf diesem positiven christlichen Boden jeder positiv christliche Mann seinen Platz, der eintreten will, und wir haben die große Befriedigung, daß fast immer seit dem Bestehen der Fraktion feste Protestanten zu unseren Mitgliedern gehörten, heute noch eine recht ansehnliche Zahl, wenn man die Qualität betrachtet, und hier will ich nur meines alten, unvergeßlichen Gerlach gedenken. Ich denke, im preußischen Lande sollte der Name Gerlach uns vor dem Vorwurfe einseitiger konfessioneller Auffassung schützen. Nein, m. H., wie die Dinge jetzt liegen, namentlich auch auf kirchlichem Gebiete liegen, so ist der Kampf ein solcher, daß er keineswegs spezifisch katholische Interessen allein betrifft, er betrifft die vitalen Interessen der christlichen Kirche überhaupt, also auch die der protestantischen. Ich dächte, daß es recht wünschenswert wäre, wenn die wirklich konservativen Männer des Landes so viel Mut und Selbständigkeit hätten, einfach zu uns zu treten. Wäre dann noch irgendwelche Einseitigkeit bei uns, so würden sie ja dieselbe zu heben im Stande sein. Es wird mir hier eben zugerufen, es hörte in der Zentrumsfraktion ‚alles Hoffen auf'; ich bestätige dies in dem Sinne, den der verehrte Herr im Auge hat; vielleicht ist dies allerdings ein Grund, weshalb weniger sogenannte Konservative zu uns treten! M. H., ich leugne also bestimmt, daß die Zentrumsfraktion lediglich konfessionell sei, ich behaupte, **sie ist und will bleiben eine wesentlich politische**; und daß wir uns bei allen poli-


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

tischen Fragen beteiligen, das, glaube ich, sollte doch denjenigen, die noch hören und lesen können, nicht zweifelhaft sein."

Den Unterschied der Obedienz auf kirchlichem und politischem Gebiete hatte Windthorst in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 5. Februar 1880 betont, indem er äußerte:

„Zunächst muß ich dem Herrn Minister erklären, daß wir auf dem Gebiete, welches dem Staate gehört, einen auswärtigen Souverain nicht kennen. Auf dem kirchlichen Gebiet haben wir allerdings das Oberhaupt, welches nach unserer Überzeugung uns von dem Stifter unserer heiligen Kirche selbst gesetzt ist."

Drei Jahre später, in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 11. Juni 1883 äußerte er analog:

„Meine Meinung ist aber die, daß wir unter allen Umständen ohne die Mitwirkung des h. Stuhles zu irgend welchem Resultate nicht kommen können. Über die Befugnisse der kirchlichen Gewalt haben die einzelnen Katholiken, die allerdings nach Millionen zählen, haben wir, als Vertreter derselben, keine Disposition. Nach unserer Kirchenverfassung, die uns heilig, unumstößlich und unveränderlich ist, steht die Disposition über diese Fragen nur der geordneten Kirchengewalt zu; und wir können hier nichts tun, als die gesetzlich geschaffenen Hindernisse zu beseitigen, welche einem freien Verkehr, einer freien Ordnung der Dinge zwischen dem römischen Stuhl und der Staatsregierung im Wege stehen. Die Ordnung selbst können wir selbstverständlich absolut nicht machen und jeder Versuch in dieser Beziehung wird ein vergeblicher sein."

Die Art, wie vielfach von der Regierung operiert wurde, schilderte v. Schorlemer-Alst in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 25. April 1883 artig wie folgt:

„Und wie ist nun operiert worden? Heute spielte man das Zentrum gegen Rom aus, morgen Rom gegen das Zentrum ... Heute wurde Papst und Zentrum gestreichelt, morgen wurden wir mit Vorwürfen überhäuft. Heute klagte man über die Herrschsucht und Herrschaft Roms und morgen verlangte man,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß in rein politischen Fragen der Papst das Zentrum bestimmen solle — ich will mal sagen auch in den Fragen des Tabakmonopols und der Samoa-Vorlage —, wie es zu stimmen habe. Das heißt mit anderen Worten, in rein politischen Fragen, so weit die Stimmen des Zentrums ausschlaggebend waren, sollte Rom die Entscheidung in Deutschland und Preußen haben, was natürlich von Rom abgelehnt worden ist."

Nach all' dem wird man es wohl verstehen, wenn die Führer des Zentrums so großen Wert auf die Betonung der politischen Unabhängigkeit der Zentrumspartei legten und keine Gelegenheit vorüber gehen ließen, dies immer wieder und wieder hervorzuheben. Im allgemeinen tat das noch ausdrücklich Peter Reichensperger in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 29. Mai 1880. Er sagte dort:

„Ich will hierbei noch — ich hätte es vielleicht besser früher gesagt — darauf aufmerksam machen, daß wir ja nicht einmal von den 10 Millionen deutscher Katholiken gewählt sind, sondern nur von denjenigen Katholiken, die in kompakter Masse zusammen wohnen und uns darum wählen können; alle anderen Katholiken, deren Interessen ebenso der Fürsorge der Regierung anvertraut sind, haben uns nicht gewählt und können also am wenigsten für unser Verhalten bestraft werden. Am allerwenigsten aber vertreten wir die römisch-katholische Kirche; eine solche Prätension ist uns niemals in den Sinn gekommen. Wir vertreten einfach die bürgerlichen und staatsbürgerlichen Interessen Aller, d. h. der ganzen Nation, wie die Verfassungsurkunde vorschreibt. Darum sage ich, daß, wenn wir die Interessen unserer katholischen Wahlkreise dadurch fördern wollen, daß wir die Interessen der Gesamtheit der Nation den Wünschen der Regierung nachsetzten, wir uns einer Verfassungswidrigkeit, eines Eidbruches schuldig machen würden."

* * *

Nun meint Herr Justizrat Dr. Julius Bachem in seiner Broschüre, bei Annahme des Leitsatzes der Osterdienstags-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

konferenz — sei der fernere Hinzutritt nichtkatholischer Mitglieder zur Zentrumsfraktion für die Zukunft völlig ausgeschlossen. Ich wüßte nun nicht, weshalb das der Fall sein sollte. Träfe dies aber wirklich zu, so läge es nicht am Zentrum, sondern an den Nichtkatholiken. Denn die Nichtkatholiken, die dem Zentrum gleich nach seiner Gründung beitraten, waren sich wohl bewußt, daß dieses seine Politik nur in Übereinstimmung mit der katholischen Weltanschauung machen könne, sie wußten aber auch, daß das Zentrum gleichzeitig auch für die volle religiöse Freiheit der andern Konfessionen eintreten würde, mit deren gläubigen Elementen die Katholiken so vieles gemeinsam haben. Und an dem Schutz dieser den Konfessionen gemeinsamen Glaubensüberzeugungen haben alle das gleiche Interesse. Ein überzeugendes Beispiel hierfür bietet der Abg. v. Gerlach. Auch er war sich des katholischen Moments in der Fraktion, der er angehörte, voll bewußt. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 17. Dezember 1873 äußerte er sich über die Fraktion:

„Die Katholiken, m. H., sind sehr streitbar; wir überzeugen uns hier in diesem Saale täglich davon; sie haben eine ganze, in sich sehr einige, geschlossene und ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legende Fraktion gebildet. Wir können keine Zeitung lesen, ohne von der Standhaftigkeit und Furchtlosigkeit ihrer Bischöfe und Priester ausführliche Nachrichten zu bekommen. Sie werden daher auch dem Unheil aus diesem Gesetze zu widerstehen wissen."

Weshalb er der Fraktion als Hospitant beigetreten sei, motivierte er in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 15. März 1876 wie folgt:

„Ich will nur bemerken, daß ich ja eben die Politik der Regierung in Bezug auf den Religionsunterricht in der Volksschule in der Beziehung auffasse, daß er die Römer stärkt und die evangelische Kirche zerrüttet ... Ich will gleich hinzufügen, um nicht mißverstanden zu werden, daß mir als Evangelischem diese Kräftigung der römischen Kirche sehr willkommen ist. Mein


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glaube und meine Liebe zum Vaterlande ist dadurch neu geweckt, daß solche Erscheinungen in unserem Vaterlande möglich sind, wie diese Kräftigung der römischen Kirche und Partei. Man hätte vor zehn oder zwanzig Jahren etwas der Art gar nicht für möglich gehalten ... Ich sehe die Sache so an, daß die Einigung mit dem römischen Stuhle möglichst anzustreben ist . . . Lassen Sie uns doch festhalten, daß wir über der Spaltung der Kirche die Einheit der Kirche nicht aus dem Auge lassen dürfen. Die Gesamtkirche ist leider gespalten, doch die Spaltungen sind zeitlich, aber die Einheit der Kirche ist ewig ... Ich erinnere Sie noch an ein Wort Sr. Majestät des jetzt regierenden Königs. Es war ein Friedenswort, das heute hier wiedertönen soll. Se. Majestät ist, zurücktretend von den übrigen streitigen Fragen des Moments, auf die gemeinsamen Urwahrheiten und die tiefsten Grundlagen des Christentums eingegangen, als er vor einem Jahre in einer Audienz in Beziehung auf unsere evangelischen Kirchenzustände aussprach: „Wenn wir an die Gottheit des Sohnes nicht glauben, so sind wir keine Christen mehr." Damit hat Er auf die Basis hingewiesen des künftigen Friedens und der künftigen möglichen Versöhnung zwischen Katholiken und Protestanten. Darin liegt zugleich für uns die Aufforderung, wie für alle Kirchenfragen, so auch für diese Schulaufsichtsfrage, eine gemeinsame Basis zu suchen, die zu finden ist in der gemeinsamen Taufe, überhaupt im gemeinsamen Glauben an Christum und in der gegenseitigen Gerechtigkeit unter einander. Hiermit habe ich auch meine Stellung in diesem Hause bezeichnet, darum als Hospitant des Zentrums, und das ist auch zum Streite mein Feldpanier."

Von besonderem Interesse ist ein Besuch von Gerlachs bei der Zentrumsfraktion des preußischen Landtags Ende Januar 1872, wobei er seine Ansichten darlegte und auf Grund dieser Darlegung der Fraktion anheimstellte, ob sie ihn aufnehmen wolle oder nicht. In der „Germania" (Nr. 24 vom 31. Januar 1872) habe ich darüber einen eingehenden Bericht gefunden. Darnach wurde von Gerlach von dem damaligen Fraktionsvorsitzenden v. Savigny ein-


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

geführt und nahm zunächst an den Verhandlungen des Abends teil. Nach Schluß derselben richtete er eine längere Ansprache an die Versammelten, deren wesentlichsten Inhalt die „Germania“ „zum Teil wortgetreu“ wiedergibt:

„Indem ich als Gast unter Sie trete, verehrte Herren, nehme ich zunächst die Nachsicht in Anspruch, die Sie dem Greise nicht versagen werden. Ganz Fremdling bin ich nicht unter Ihnen; denn ich war im April vorigen Jahres Gast in der Reichstagsfraktion, die sich selbst wie diese Zentrum nennt, und die gegenwärtige Fraktion ist doch im Geiste fast identisch mit jener, aber doch nicht ganz identisch, — so daß ich hier wiederholen muß, was ich damals als Basis meiner Verbindung mit dem Zentrum ohne Widerspruch bezeichnete, nämlich die Einigkeit zwischen römisch-katholischen und evangelischen Christen, soweit sie tatsächlich vorhanden ist. . . . Sollen diese geheimnisvollen Gotteswahrheiten uns nicht verbinden zu einer Einheit, welche zum gemeinsamen Bekennen vor aller Welt uns auffordert und zum gemeinsamen Handeln in Kraft dieses einheitlichen Bekenntnisses, — auffordert mit verdoppelter und verzehnfachter Energie, gegenüber der Energie des Unglaubens, welche leidenschaftlich einstürmt von allen Seiten auf die Kirche Gottes, in die gemeinsamen Heiligtümer der Kirche Gottes, in deren Ehe und in deren Schule? — Man nennt das „schwarze“ Zentrum vaterlandslos, unpreußisch, undeutsch. Nun — ich bin ein Preuße, ein Berliner, und eingefügt in das Wesen des preußischen Staates mit allen Wurzeln und Fasern meines nahezu achtzigjährigen Privatlebens und weit über fünfzigjährigen Amtslebens als Diener dreier preußischer Könige. . . . Und — daß ich nicht bloß Preuße, sondern auch Deutscher bin, habe ich schon vor fast sechzig Jahren gelernt in den Freiheitskriegen von 1813 bis 1815. Aber eben als Preuße, als Deutscher weiß ich mich eng verbunden mit denjenigen, die heute, indem sie die Kirche verteidigen, der sie angehören, eben damit auch wirksam eintreten für die Heiligtümer der evangelischen Christen und für die besten und höchsten Interessen Preußens und Deutschlands. . . . Die eine Kirche Gottes hat


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die Verheißung ewiger Dauer, aber diese Verheißung haben nicht die Streitigkeiten, welche diese majestätische Einheit trüben und zerreißen. Überdies ist weder der Reichstag noch der preußische Landtag der Kampfplatz, die Streitigkeiten der Konfessionen auszukämpfen. Wohl aber ist es recht eigentlich der Beruf des Reichs- und des Landtags die schon vorhandene Einigkeit festzustellen und aus allen Kräften zu verteidigen gegen die gemeinsamen Feinde der gesamten Christenheit. . . . Ich schließe, indem ich nun Ihrem Urteile mich unterwerfe, ob ich geeignet bin, in eine, wie ich wünsche, dauernde Verbindung mit Ihnen einzutreten, jedenfalls aber, wie auch Ihr Urteil ausfalle, für die heutige freundliche Aufnahme Ihnen meinen verbindlichsten Dank sage."

Auf diese mit allseitiger freudiger Zustimmung in der Versammlung aufgenommenen Worte erwiderte Peter Reichensperger:

„Der verehrte Gast, der bei uns erschienen, hat sich als ein Greis eingeführt, ein Kämpfer aus den glorreichen Jahren 1813 bis 1815. . . . Schon lange ist der verehrte Gast allen christlichen Männern in Deutschland als ein Muster und Vorbild von politischem Mut und unerschütterlicher Charakterfestigkeit bekannt, — uns aber soll er um so mehr ein Sporn zur Nacheiferung in jenen Tugenden sein, je mehr wir es bedauern, auf dem wichtigsten Lebensgebiete durch Gegensätze getrennt zu sein, die wir am wenigsten unterschätzen. Das aber wird der verehrte Gast uns bezeugen, daß wir, seine früheren Kampfgenossen, oft Gegner auf dem politischen Gebiete, stets nach dem von ihm mit Recht empfohlenen Grundsatze gesprochen und gehandelt haben, mehr das Gemeinsame zu betonen, das uns katholische Christen durch das Mysterium der Taufe mit den Gläubigen der anderen Konfessionen verbindet, als das Gegensätzliche, das uns trennt. . . . Heute aber, wo der Angriff ein zweifacher geworden ist, heute tritt diese Aufforderung doppelt gebieterisch an uns heran, und wir hoffen und vertrauen, daß dieser große Kampf gemeinsam von allen aufgenommen und siegreich durchgeführt werde. . . Die mächtigste Hilfe kann hierzu geleistet werden


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch energische Kampfesbeteiligung aller gläubigen Männer der anderen Konfessionen, — und unser verehrter Gast ist zur Förderung dieser Gemeinsamkeit vor allem berufen durch die ihm gegebene Kraft und Autorität. Gebe Gott, daß diesem guten gemeinsamen Kampfe recht bald der Sieg folgen werde!"

Schließlich führte v. Mallinckrodt noch aus:

„Die Herren mögen mir erlauben, dem anwesenden verehrten Gaste eine Freundschaftserklärung und eine Kriegserklärung zugleich zu geben.

Die Ultramontanen wissen sich stark. Sie haben die feste Überzeugung, daß sie siegen werden, wiewohl nicht durch eigene Kraft allein, sondern unter dem Schutze höherer Macht. Die Frage bleibt aber, ob sie nur langsam siegen werden oder schnell. . . . Zu schnellem Siege bedürfen auch wir der Alliance und diese kann uns nur eine Partei bieten, welche selbst in dem positiven Boden christlicher Offenbarung wurzelt und die Autorität christlicher Glaubens- und Sittengesetze achtet. . . . Für jetzt handelt es sich in erster Linie um gemeinsame Verteidigung des positiven Christentums gegenüber der mehr und mehr sich demaskierenden Ableugnung aller christlichen Wahrheit, um übereinstimmende Warnung der Staatsregierung vor den bedenklichen Wegen, welche sie betreten hat, und um energischen ausdauernden Widerstand gegen Maßnahmen, bei welchen die Regierung in atemloser Jagd nach politischen Zielpunkten nicht beobachtet, wie sie selbst die Fundamente zersprengt, ohne welche kein Staat auf die Dauer stark, mächtig und glücklich ist."

v. Gerlach trat dann bekanntlich bald darauf der Fraktion bei; selbst die „Kriegserklärung" v. Mallinckrodts, ihn samt allen seinen Genossen für den Ultramontanismus erbarmungslos zurückzuerobern, hielt ihn davon nicht ab. Er war sich eben über seinen Schritt ebenso klar, wie die ihn aufnehmende Fraktion.

Bei der Behandlung evangelischer Angelegenheiten im Parlament legte das Zentrum sich immer große Zurückhaltung auf. Bei Gesetzesvorlagen, die beide Kirchen berührten, vertraten die katholischen Fraktionsmitglieder den


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spezifisch katholischen, die evangelischen den spezifisch evangelischen Standpunkt. Darauf verwies z. B. der evangelische Abgeordnete Dr. Brüel in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 17. Dezember 1873, als die Zivilehe zur Beratung stand.

„Die Kardinalfrage," führte er dort aus, „um die es sich bei diesem Entwurfe handelt, die Frage nach der Form der Eheschließung, erleidet bekanntlich eine verschiedene Beurteilung je nach dem konfessionellen Standpunkte. Ich werde sie gleich meinem Herrn Vorredner nur nach dem evangelischen und speziell lutherischen Standpunkte beurteilen, indem ich die Beurteilung vom katholischen Standpunkte aus befähigteren und dazu berufeneren Rednern überlasse."

Es kam auch vor, daß ein katholisches Fraktionsmitglied für ein verhindertes evangelisches dessen Standpunkt zum Vortrag brachte, so z. B. Windthorst in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 15. März 1886. Er begann dort seine Ausführungen:

„Zunächst habe ich im Auftrage meines speziellen Freundes, des Geheimrats Brüel, der leider durch Krankheit in seiner Familie verhindert ist, heute hier zu erscheinen, ausdrücklich zu bezeugen, daß er mit dem Antrage, wie er hier gestellt worden ist, sich vollständig einverstanden erklärt, jedoch wünscht, daß bei den Beratungen nicht allein die Superintendenten in den Ostprovinzen, sondern auch in den Westprovinzen und in specie in Hannover mit in Betracht gezogen werden. . ."

Wo es sich um die Rechte und Selbständigkeit der evangelischen Kirche handelte, gehörte das Zentrum stets zu deren Verteidigern. Mit Recht konnte v. Schorlemer-Alst in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses v. 25. April 1883 sagen:

„Wir, meine Freunde und ich, haben hier bei allen Gelegenheiten, wo es sich um die Verwaltung oder um die Gesetzgebung handelte, stets die R[illegible] unserer protestantischen und nicht-katholischen Mitbürger bezüglich ihres Glaubens, ihres Lebens nach dem Glauben, ihrer kirchlichen Organisation, auf das Sorgfältigste gewahrt und geachtet."


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Zentrum wollte eben stets für die evangelische Kirche dieselbe Freiheit, die es für die katholische beanspruchte. In der Beziehung führte v. Schorlemer-Alst in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 5. Februar 1880 richtig aus:

„Was nun die Ausführungen der Abgg. Stöcker und Knörcke betrifft, so haben uns dieselben wohl klar vor Augen gelegt, daß es jetzt auch, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, einen sogenannten protestantischen Kulturkampf gibt. Glauben Sie aber ja nicht, daß wir uns etwa darüber freuen; ich darf vielmehr, wie ich mit Bestimmtheit annehme, namens meiner politischen Freunde aussprechen, daß wir dies auf das Tiefste bedauern und beklagen. Denn wir haben soviel unter dem ‚Kulturkampf' gelitten und die üblen Folgen desselben so hinreichend kennen gelernt, daß wir es innig bedauern würden, wenn auch die evangelische Kirche in dieser Weise davon betroffen werden sollte."

Als die Generalsynodal-Ordnungsgesetze im Jahre 1876 im preußischen Abgeordnetenhause zur Beratung standen, ließ die Fraktion durch den Abg. Windthorst in der Sitzung vom 4. Mai 1876 eine Erklärung abgeben, in der ausdrücklich das Recht der evangelischen Kirche auf selbständige „Konstituierung und Organisation" betont wurde, ein Recht, das durch den vorliegenden Gesetzentwurf verletzt werde. Daher lehne das Zentrum ihn ab. Zum Schluß heißt es dann in der Erklärung:

„Dieser ablehnenden Haltung würden wir am liebsten dadurch einen Ausdruck geben, daß wir uns der Abstimmung über dieses Staatsgesetz im Ganzen und im Einzelnen enthielten.

Und wir würden diese Enthaltung eintreten lassen:

1) wenn wir nicht in der durch die Generalsynodalordnung, sowie geschehen, getroffenen Abänderung der definitiv erlassenen Gemeinde- und Provinzialsynodalordnung vom Jahre 1873 eine Verletzung der zu Recht bestehenden Verfassung der evangelischen Kirche erblicken müßten, und

2) wenn nicht in dem in Frage stehenden Staatsgesetze, vornehmlich in Artikel 12 dieses Gesetzes Grundsätze über das


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verhältnis der Kirche zum Staat zum Ausdruck und zur Geltung gebracht würden, zu welchen wir uns nicht schweigend verhalten können.

Sollten durch den Lauf der weiteren Verhandlung die vorstehenden Bedenken gehoben werden, so behalten wir uns vor, unsere Haltung zu dieser Gesetzesvorlage in dritter Beratung zu modifizieren."

In der Sitzung vom 9. Mai 1876 stimmte das Zentrum dann geschlossen gegen den Gesetzentwurf, nachdem die evangelischen Mitglieder v. Gerlach und Brüel eingehend ihren Standpunkt dargelegt hatten.

Kamen endlich bei einer Frage im Parlament lediglich interne evangelische Angelegenheiten in Betracht, enthielt sich das Zentrum jeglicher Äußerung und Abstimmung. Windthorst verwies darauf in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 5. Mai 1874, indem er sagte:

„Sie wollen die Verfassung unserer Kirche ordnen, während wir, als Sie die Verhältnisse Ihrer Kirche ordnen wollten, uns still verhielten und hinausgingen. Das nannte damals der Herr Abg. Richter (Sangerhausen) taktvoll von uns; ich will sehen, ob der Herr Abg. Richter (Sangerhausen) heute denselben Takt uns gegenüber beweist."

Und v. Schorlemer-Alst führte in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 7. Februar 1880 aus:

„Es ist stets der Grundsatz meiner politischen Freunde und der meine gewesen, uns um die Streitigkeiten und Differenzpunkte unserer evangelischen Landsleute im Bereiche ihres Glaubens nicht zu kümmern, und meine Freunde und ich werden auch fernerhin an diesem Grundsatze festhalten. Ich bin sogar der Ansicht, daß man diese Verhältnisse auch nicht mit einem Worte streifen sollte; denn während wir, und mit Recht, verlangen, daß man sich nicht in unsere inneren kirchlichen Angelegenheiten einmische, müssen wir das um so mehr nach der anderen Seite erwidern. Ich leugne aber nicht und bekenne es offen für meine Person, daß meine Sympathie auf Seiten des Glaubens und Konservatismus und nicht auf Seiten des ‚Liberalismus' und Unglaubens sind."





Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Anschluß hieran seien auch noch zwei Auslassungen wiedergegeben, in denen Zentrumsabgeordnete den Ausdruck „Schwesterkirche" gebraucht haben, der ja in der letzten Zeit — aber auch schon früher, wie sich aus der zweiten Äußerung ergibt — Anlaß zu Auseinandersetzungen im katholischen Lager gegeben hat. Die eine Äußerung fand sich in den Verhandlungen des Reichstags vom 21. April 1874. Sie stammt vom Abg. Dr. v. Buß und lautet:

„Ich frage Sie, m. H., was geht es den Staat, ich frage Sie, was geht es unsere Schwesterkirchen an, wenn eine ganz innere Verfassungsfrage über einen Teil nur der Kirchengewalt, nämlich über die Lehrgewalt, auf gesetzmäßigem Wege geregelt wird; das ist eine reine res domestica, eine Haussache der Katholiken."

Die andere Auslassung, die vom Abg. Dr. Majunke stammt und in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 19. Januar 1884 fiel, hat folgenden Wortlaut:

„Herr Stöcker hat uns zunächst einen Vorwurf gemacht, daß wir auf unserer Seite das Wort ‚evangelische Schwesterkirche" nicht statuieren wollten. Wenn der Herr Redner den Passus, den er uns vorgelesen hat, in seinem Zusammenhange näher beachtet hätte, so würde er bemerkt haben, — das Blatt ist überdies schon eingegangen; indes ich muß gestehen, daß ich dem, was er vorgelesen hat, durchaus nicht so unsympathisch gegenüber stehe — ich will also sagen, wenn der Herr Redner sich den Passus im Zusammenhang näher durchgelesen hätte, so würde er gefunden haben, daß der Autor des betreffenden Artikels vom Prinzipienstandpunkte aus spricht und daß er sagt, es sei unmöglich, daß zwei Kirchen, die sich in vielen wichtigen Fragen gegenseitig ausschließen, nicht mit der Bezeichnung ‚Schwesterkirche' versehen werden können. Ich möchte einmal Herrn Stöcker selber fragen, ob er denn auch im Grunde genommen diesen Ausdruck als zutreffend bezeichnen kann. Es würde vielleicht möglich sein, von einem Bündnis und zwar von einem dauernden Bündnis beider Kirchen zu sprechen, wenn die evangelische gleich der katholischen ein einheitliches, fest-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der brasilianischen Hauptstadt hatte Roosevelt ausgeführt, daß Brasilien und die Vereinigten Staaten vereint in Amerika über alle Kriegs- und Friedensfragen zu entscheiden und selbst in Europa, Afrika und Asien die Lösung gewisser Fragen in entscheidender Weise zu beeinflussen vermöchten, — aus welchen Phantasien man einerseits auf die politische Bescheidenheit Roosevelt's und seiner Doktrin, andererseits auch auf die Wichtigkeit der politischen Stellung Brasiliens seine Schlüsse ziehen kann.

Natürlich werden auch die Bäume der Roosevelt und Wilson nicht in den Himmel wachsen. Brasilien, das weiß man schon lange, ist einstweilen gar nicht geneigt, sich von Washington ins Schlepptau nehmen zu lassen; diesem Staate läge vielmehr nahe, an die Spitze eines südamerikanischen Staatenbundes zu treten, welchen Bund zu verhindern, eben auch zu den Washingtoner Sorgen zählt. Von der Stellung Argentiniens haben wir soeben gesprochen. Immerhin können die Vereinigten Staaten in diesen Ländern noch auf eine gewisse Sympathie rechnen. Aber mit einem anderen südamerikanischen Staat, mit Kolumbien, sind sie unter Roosevelt in eine so unfreundliche Situation gebracht worden, daß von Sympathien da nicht mehr die Rede sein kann. Man erinnert sich, wie das gekommen ist. Panama, in dessen Gebiet der Panamakanal liegt, gehörte früher als Bundesterritorium zu Kolumbien und im Jahre 1846 hatten die Vereinigten Staaten dem Staate Kolumbien die Souveränität über den Isthmus mittels Vertrags feierlich garantiert. Als sie die Übernahme und den Ausbau des Panamakanals beschlossen, stellte Kolumbien seine Bedingungen. Die Hauptschwierigkeit war begreiflicher Weise gerade die Frage der Souveränität über das Kanalgebiet. Da erklärte sich Panama am 3. November 1903 plötzlich für unabhängig. Kolumbien schickte Truppen, um seine Autorität wieder herzustellen. Aber der nordamerikanische Admiral Gloß war bereits mit einem Kriegsschiff zur Stelle und verhinderte die Ausschiffung der kolumbischen Truppen. Das Spiel war


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwischen Panama und Washington abgekartet und das so unabhängig gewordene Panama bewilligte für den Kanalbau alles, was Washington begehrte. In Bogota aber, der Hauptstadt Kolumbiens, hat man sich über diese Art von panamerikanischer Brüderlichkeit seine Meinung gebildet, und man versäumt dort seither keine Gelegenheit, zu verlangen, daß der ganze Fall einem Schiedsgericht unterbreitet werde, wovon Washington, wie man wohl begreift, nichts hören will. In neuerer Zeit jedoch besorgt man in Washington, daß dem Panamakanalunternehmen irgendwo ein Konkurrenzkanal oder wenigstens ein Konkurrenzhafen erstehen könnte. Um dem vorzubeugen, hat man von Nikaragua im Norden gegen 15 Millionen Francs sich das ausschließliche Recht eines eventuellen Kanalbaues in diesem Lande gesichert und im heurigen Februar hat man auch dem Staate Kolumbien im Süden 50 Millionen Francs für das Recht eines eventuellen Kanalbaues vom Golf von Darien aus durch das Atratotal geboten. Kolumbien hat dieses Angebot abgelehnt und bei dieser Gelegenheit sein Schiedsgerichtsbegehren erneuert. Im September, also nach Ablauf eines halben Jahres, ist bekannt geworden, daß Kolumbien an eine von Lord Murray geführte englische Gesellschaft große Landkonzessionen erteilt habe, die sich auf die Ausbeutung von Petroleumgruben und auf einen Hafenbau im Golf von Darien nicht sehr weit vom Panamakanal beziehen. Wie viel Lord Murray für die Konzessionen gezahlt hat, wird nicht gesagt, ist angesichts der prinzipiellen und praktischen Bedeutung des Gegenstandes auch Nebensache. Wenn die Meldung völlig auf Wahrheit beruht, so wird man nicht umhin können, in dem Vorgang einen vorzüglich berechneten Schachzug Englands gegen die Washingtoner Pläne und Aspirationen zu erblicken. Vielleicht wird mit dem Schachzug gleichzeitig auch Deutschland getroffen, denn es ist behauptet worden, daß auch deutsche Ingenieure im Dariengolf und im Atratotale Studien gemacht hätten. Einstweilen aber hat Wilson daran seine harte Nuß zu knacken. Liegt ihm wirk-


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

lich daran, die Monroe-Doktrin bis zur oben erwähnten Konsequenz zu treiben, so kann er die englisch-kolumbische Abmachung nicht unwidersprochen lassen. Was aber kann er nach der gegenwärtigen Sachlage dagegen einwenden? Außer der offenen Gewalt steht ihm kein anderes Argument zu Gebote. Die Gewalt aber, das ist eine Sache, mit der sich nicht so leicht hantieren läßt, wie mit großsprecherischen Worten und Doktrinen. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken", aber „hart im Raume stoßen sich die Sachen". Hier wird das „in der Politik entscheidet der Erfolg" plötzlich zweischneidig. England steht bekanntlich annoch in offener Allianz mit Japan. Und mit Japan haben die Politiker von Washington, wie schon erwähnt worden ist, eben wieder ihre Schwierigkeiten. Wilson mußte wiederholte lange Telegramme an den Gouverneur und die politischen Führer von Kalifornien richten, um dieselben zu bewegen, die dem amerikanisch-japanischen Vertrag von 1911 widersprechende Antijapanesenbill zu vertagen, und der Staatssekretär Bryan mußte zu demselben Zwecke sogar persönlich im Parlament von Sacramento erscheinen. Aber noch im Oktober hat Japan einen neuen, den dritten, Protest in der Angelegenheit nach Washington gerichtet. Zwischen dem englischen Landerwerb in Kolumbien und der kalifornischen Antijapanesenbill besteht allerdings ein großer Unterschied, denn nur die letztere Angelegenheit untersteht der legitimen Gewalt der Politiker von Washington, während die erstere völlig außer Landes, sozusagen weit hinten in Kolumbien spielt. Aber es ist die Monroe-Doktrin, die beide Angelegenheiten, also auch beide Interessenten in enge Verbindung bringt, und das ist nicht die Schuld der Engländer und Japanesen, sondern der Nordamerikaner selber, die von der Doktrin nicht lassen wollen, einer Doktrin, die, wie alles beweist, geeignet ist, viel mehr Unfrieden als Frieden zu stiften.

Mit den Japanesen haben die Nordamerikaner auch aus anderen Gründen nicht zu spaßen. Denn einmal haben die Japaner ebenfalls eine Art von Monroe-Doktrin, nur sprechen







Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie dieselbe nicht aus und hängen sie nicht an alle Glocken. Es ist kein Zweifel, daß sie die Vorherrschaft in den ostasiatischen Gewässern beanspruchen und daß ihnen aus diesem Grunde die amerikanische Herrschaft auf den Philippinen noch weniger angenehm ist als die Festsetzung der Franzosen in Indochina. Dann aber haben die Japaner, was man ja in Washington besonders kräftig verspürt, auch ein großes Auswanderungsbedürfnis. Man sagt, daß die Hawaiinseln schon fast ganz japanisch sind. Chili importiert regelmäßig eine bestimmte Anzahl von japanischen Arbeitern. Eine besondere Gesellschaft ist daran, in Brasilien förmliche japanische Kolonien zu gründen. Und jetzt haben die Japaner eine andere Gesellschaft gegründet, welche systematische Forschungen darüber anstellen soll, wohin die japanische Auswanderung am besten zu dirigieren wäre. Zu diesem Behufe ist ein besonderes Schiff ausgerüstet worden, das die Inselgruppen des Stillen Ozeans, insbesondere aber auch die westlichen Küstenstriche Amerika's — in Südamerika wird auch die Ostküste in Betracht gezogen — auf ihre Tauglichkeit zur Aufnahme japanischer Arbeiter eingehend untersuchen soll. An der Spitze dieser Gesellschaft steht ein naher Verwandter des Admirals Ito, und die Forschungsreise dieses Schiffes, resp. dieser Gesellschaft ist auf zwei Jahre berechnet. Das eröffnet die Aussicht, daß vielleicht der ganze pazifische Ozean allmählig japanisch wird. Das könnte, sollte man meinen, den Washingtoner Herren wohl mehr zu denken geben als etwa einmal eine nicht ganz erwünschte Intervention von Europa aus, das doch das eigentliche Mutterland fast aller dieser Herren selber ist. So ganz bestimmt können es auch die Nordamerikaner heute noch nicht sagen, ob sie ihren Panama-Kanal nicht vielleicht mehr für Chinesen und Japanesen als für sich selber bauen. Denn gerade auch in jenen Qualitäten, auf welche die Amerikaner anscheinend besonders stolz sind, geben ihnen die Japaner heute kaum mehr etwas nach. Ein Beweis dafür liegt auch in dem eben erwähnten Auswanderungskapitel inbegriffen, das gewiß manchem Leser die Frage nahe-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelegt hat, warum denn die Japaner ihre Auswanderer nicht nach ihren neueroberten und sozusagen vor ihrer Nase liegenden Ländern, nach Korea und der Mandschurei, dirigieren, und welche Frage sich dahin beantwortet, daß japanische Bodenspekulanten in jenen Ländern bereits alles freie Land aufgekauft haben, so daß die Auswanderer den Preis nicht mehr erschwingen können. Es kann sehr leicht sich erweisen, daß Goethe auch für die hochmütigen Amerikaner gedichtet hat:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag. J—l.

---

## LXXVIII.
## Kürzere Besprechung.

Soziales Studententum der Gegenwart. Die Idee von der Zusammengehörigkeit der handarbeitenden und kopfarbeitenden Stände und die Aufgabe einer Annäherung der Volksschichten sind der zentrale Inhalt des sozialstudentischen Gedankenkreises, den die studentische Sozialarbeit nun seit Jahren mit steigendem Erfolge in lebensvolle Wirklichkeit umzusetzen bemüht ist. Der Ernst dieser auch für den Sozialhistoriker gewiß nicht reizlosen Erscheinung rechtfertigt auch an diesem Orte historischer Umschau einen Hinweis auf die wichtigeren der letzten Neuerscheinungen, die das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit (M.-Gladbach) soeben ausgibt: das Drucksachenverzeichnis und den Inhaltsbericht, beide unentgeltlich.

Das Drucksachenverzeichnis bietet in einem 84 Seiten starken Heftchen die Übersicht über das erstaunlich reiche literarische Material, das dieser von dem Sekretariat aus befruchteten sozialstudentischen Bewegung dient. Hervorzuheben sind neben den Rubriken: Soziales Material, Jahresberichte, Reklameansichtskarten usw. die Abteilungen: Zeitschriften, Studentenbibliothek, Sozialstud. Flugblätter, und auch für engere pädagogische Zwecke verdienstlich die Spalte: Lehrbücher für heimatliche Arbeiter-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kurse (Volksunterricht—Staatsbürgerkunde); sie können als wertvolle Wegweiser jedem, der mit staatsbürgerlichen Unterrichtsforderungen zu tun hat, empfohlen werden.

Verrät schon diese Schriftenfülle das rege innere Leben der Sache, ähnlich eindrucksvoll wie die durchaus beachtenswerten Sozialen Studentenblätter, ihr hauptsächliches Sprachorgan und die Sammelstätte des Wichtigsten aus dem weitschichtigen Material, so schließt auch der Jahresbericht über die Tätigkeit vom Herbst 1912 bis Herbst 1913 mit einem ausgesprochenen Optimismus ab: auf allen Hauptpunkten ist die Bewegung wieder vorangediehen. „Studentenorgane, die von unseren Bestrebungen nicht Notiz nähmen, und studentische Gruppen, die dieselben nicht ernsthaft diskutierten, gibt es kaum mehr." — Die Zahl der Sozialen Ferienvereinigungen, Zentren der Ferienarbeit, wuchs auf 227, und sie leiteten 488 Veranstaltungen (Besichtigungen, Vorträge) in die Wege. In 29 Städten bestehen jetzt die Sozialstud. Zentralen als Mittelpunkt der Arbeit und Organisation — München allen voran. Der Bericht über die Arbeiterkurse redet von 231 Kursen, in denen Studenten und Studentinnen zirka 6000 Hörer der handarbeitenden Klassen um sich sammelten. Neben den Sozialen Studentenblättern erfreut sich das neue Organ „Die Volksgenossen", für Studenten und Arbeiter, sowie den Zwecken der Arbeiterkurse dienend, eines wachsenden Absatzes (achtmal jährlich, 1 Mk.). Das „klassische" Mittel der sog. Residenzarbeit, ein wenigstens einmonatlicher Aufenthalt an sozialen Zentralstellen hat seine Zugkraft behalten; im letzten Jahre wurden 65 Residenzarbeiter gezählt; auf diesem Wege wird der eingangs erwähnte Grundgedanke direkt in volles Leben umgesetzt. Soziale Kurse für Studierende bot dann das Berichtsjahr in Aachen, Köln, Düsseldorf, Bochum, Essen, Frankfurt bei regster Teilnahme.

Wie über das Angeführte, so ist auch über die Beteiligung der semestralen Studienvereinigungen und die Interessierung der studentischen Korporationen, ferner über die weiteren Arbeitsgebiete, wie studentische Jugendgerichtshilfe, akademische Vinzenzarbeit, akademische Abstinenzbewegung, studentische Wohnungsfrage, studentische volkstümliche Kunstausstellungen u. a. m. aus dem Berichte selbst alles Nähere zu entnehmen.

Bonn. Hr. Kuster.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

umgrenztes Bekenntnis hätte; da es aber Tatsache ist, daß in der evangelischen Kirche verschiedenartige Richtungen sich befinden, so ist es schon deshalb unmöglich, mit ihr ein Bündnis, namentlich ein dauerndes einzugehen. Dazu kommt, daß die Richtung, welcher der Herr Kollege Stöcker angehört, uns ja in vielen wichtigen Fragen viel näher steht als die Richtung, welche z. B. der Protestantenverein repräsentiert, der ebenfalls Anspruch macht, Mitglied ein und derselben Kirche, ein und desselben Organismus zu sein, dem Herr Kollege Stöcker angehört. Wie also wäre es möglich, daß hier von einem dauernden Bündnis die Rede sein könnte?! Dort aber, wo sie unter sich einig sind, da sind Sie nur die Negation uns gegenüber, da bekämpfen Sie uns. Also ich glaube, der Ausdruck ‚Schwesterkirche' ist mindestens ein unlogischer, und er wird, wenn er überhaupt angewendet werden könnte, nur immer in relativer Beziehung angewendet werden können, niemals in absoluter Beziehung."

Ich glaube, durch das hier vorgelegte authentische Quellenmaterial einen kleinen, nicht ganz unwesentlichen Beitrag zur Klärung der zurzeit immer noch unter den Katholiken und innerhalb der Zentrumspartei ventilierten Fragen geliefert zu haben. Herrn Justizrat Dr. Julius Bachem würde ich aber nicht gerecht werden, wenn ich zum Schluß nicht noch hervorheben würde, daß er nicht nur die seinerzeit in der „Köln. Volksztg." aufgestellte Behauptung von der allgemein christlichen Basis des Zentrums (in einem Artikel von Dr. Niemann-Rheine i. W.) preisgegeben hat, sondern daß er auch seinem Turm-Artikel nachträglich eine Auslegung gibt, mit der man sich einverstanden erklären kann. Er druckt nämlich zustimmend eine Interpretation von Mausbach ab, wonach der Artikel nur „den stets betonten politischen Charakter des Zentrums festhalten und gegenüber gewissen Unklarheiten, die an die faktische Zusammensetzung der Partei anknüpften, durch gelegentliche Wahl protestantischer, dem Zentrumsprogramm beitretender Abgeordneten schärfer dokumentieren" wollte. Dr. Krueckemeyer.



Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## LXXII.

## Die Monroe-Doktrin.

— 22. November.

Im verflossenen Oktober hat man das Zentenarium der großen Völkerschlacht bei Leipzig gefeiert. Am Tage dieser Schlacht, so sagt man, habe Goethe gedichtet:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Bei Leipzig ist der damalige in mancher Beziehung wirklich geniale Träger der französischen Revolutionsideen geschlagen worden. Aber diese selbst sind dort nicht geschlagen worden. Die Menschen kommen und gehen, die Ideen aber bleiben. Napoleon war ja auch gar nicht der Erfinder oder Urheber der französischen Revolutionsideen. Diese sind, wie vor ihm entstanden, so auch nach ihm trotz zeitweiliger Zurückdrängung geblieben, und im weiteren Verlaufe, nach und nach, in der einen oder anderen Form und Ausdehnung, haben sie umgekehrt sogar auch alle Länder der damaligen Sieger erobert, denn heutzutage hat beispielsweise selbst Rußland eine dem französischen Muster entlehnte sogen. Volksvertretung. Der Übergang vom Feudalsystem zum sogen. staatsbürgerlichen System, von der sozialen Gebundenheit zur Freizügigkeit und zum Individualismus, von der Naturalwirtschaft zur Geld- und Kapitalwirtschaft, nicht zu vergessen die gründlichen Veränderungen im Wehrsystem, dieser große Umwandlungsprozeß ist durch die Schlacht bei Leipzig wohl verlangsamt, aber nicht aufgehalten worden. Die Wehen und Beschwerden dieses in Gang gekommenen Prozesses haben denselben Goethe kaum zwanzig Jahre nach der Schlacht bei Leipzig veranlaßt, den Seufzer auszustoßen:

Amerika, du hast es besser,
Als unser Kontinent, der alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Man sieht, daß Goethe seinerseits sich nicht mit „unnützem Erinnern" und „vergeblichem Streit" seine Lebensphilosophie vergällen mochte. Und, blos vom Standpunkt des äußeren Erfolges betrachtet, hat er auch Recht behalten, so sehr recht, daß Amerika — es sind natürlich immer hauptsächlich die Vereinigten Staaten gemeint — immer mehr das Land geworden ist, in welchem nicht blos die erklärten Anhänger der französischen Revolutionsideen, sondern alle voraussetzungs-, oder, wie sie sich lieber nennen, alle vorurteilslosen Leute ihre Ideale verkörpert finden. Gibt es doch in Amerika weder Junker noch Mucker, weder Ultramontane noch Jesuiten, welche auf unserm Kontinent, dem alten, anscheinend noch immer so vielen Leuten das Leben verbittern. Wenigstens ist in den amerikanischen Wahlprogrammen und Kandidatenreden von solchen Hindernissen der allgemeinen Weltglückseligkeit nie die Rede. Wuchergesetze kennt man dort ebensowenig wie verfallene Schlösser, und auch Ehescheidungen, sogar wiederholte, begegnen keiner ernsteren Schwierigkeit. Voraussetzungsloses, vorurteilsloses Herz, was begehrst du noch mehr!

So ist also Amerika heute gewiß in jeder Beziehung das Paradies der rein praktischen Lebensphilosophie. Und das gilt selbstverständlich auch von der Politik, wovon ja hier hauptsächlich die Rede sein soll. Sonach wenn irgendwo, so gilt gewiß in Amerika auch der so außerordentlich praktische, schier alle Unterlassungen und Begehungen rechtfertigende Grundsatz: „In der Politik entscheidet der Erfolg." Zwar braucht man sich in dieser Beziehung auch auf unserem alten Kontinent kaum mehr sonderlich beengt zu fühlen, denn man begegnet dieser These heute auch in solchen Kreisen und bekommt sie manchmal förmlich in die Ohren gepredigt, daß man beinahe selber sich wie ein räudiges Schaf vorkommt, wenn man etwa einige Schwierigkeit in sich verspürt, ihr


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rückhaltlos beizustimmen. Immerhin wird man zugestehen müssen, daß Amerika auch in dieser Beziehung „es besser hat“ und an Vorurteilslosigkeit noch weniger zu wünschen übrig läßt. Nur leider, um einen Moment dabei stehen zu bleiben, ist die These doch nicht richtig. Denn erstens entscheidet der Erfolg allerdings, aber keineswegs blos in der Politik, sondern auch auf allen anderen Gebieten der menschlichen Betätigung; es ist also völlig unbegründet, für die Politik eine Ausnahmsstellung schaffen zu wollen. Zweitens aber ist der wirkliche und endliche Erfolg gar nicht in des Menschen Hand gegeben, sondern bekanntlich einer ungleich höheren Hand vorbehalten, so daß in Wahrheit dem Menschen, wenn er seine Stellung richtig erkennen will, eigentlich immer nur die Sorge um die Erfüllung seiner Pflicht und nicht die Sorge um den Erfolg übrig bleibt. Dann drittens birgt die These, so wie sie gewöhnlich verstanden sein will, einen anderen Satz in sich, der unmöglich akzeptiert werden kann und auch kirchlich verworfen ist, nämlich das Prinzip vom Recht der vollendeten Tatsachen. Viertens würde die These in dieser Auffassung — und welchen anderen Sinn könnte sie sonst haben? — sogar das Prinzip „Der Zweck heiligt die Mittel“ wieder zu Ehren bringen. Fünftens, sechstens usw. Also der als so außerordentlich praktisch erscheinende Grundsatz ist wirklich aus mehr wie einem Grunde und sowohl theoretisch wie praktisch anfechtbar und sehr bedenklich. Er kann nicht einmal als reiner Erfahrungssatz gelten gelassen werden, denn wie oft entspricht der Erfolg nicht den gehegten Erwartungen! Die These ist vielleicht als eine falsche Anwendung eines anderen an sich richtigen Satzes zu betrachten, des Grundsatzes nämlich, daß die weltliche Gewalt, soweit sie sich in ihrem eigenen Wirkungskreise bewegt, keiner anderweitigen Jurisdiktion untersteht, wirklich souverän ist. Dieser Grundsatz ist gewiß richtig, und in diesem sehr umfassenden Bereich der selbständigen weltlichen, oder, wie man gewöhnlich sagt, politischen Gewalt können also allerdings die von den Trägern dieser Gewalt erreichten Erfolge definitiv entscheidend sein. Aber selbst



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daraus folgt noch immer nicht, daß die politische Gewalt in diesem ihrem Bereich auch von den allgemeinen Rechts- und Moralgrundsätzen unabhängig sei. Die allgemeinen Rechts- und Moralgrundsätze gelten natürlich auch für sie, wie überhaupt für alle Zweige der menschlichen Tätigkeit. Was für die übrigen menschlichen Lebenskreise geboten oder verboten ist, ist gewiß auch in der Politik geboten oder verboten. Es wird nicht zu erreichen sein, daß für die Politik eine Ablaß- oder Nachlaßmoral bestehe. Eine solche besteht aber auch für einzelne Länder, und wäre es auch Amerika, nicht. Gewiß hat fast jedes Land seine eigenen Verhältnisse. Aber daraus folgt nur, daß die Anwendung der allgemeinen Regeln eine verschiedene sein kann. Die Regeln selbst aber bleiben. Es ist darum selbstverständlich, daß wir, wenn wir diesmal den politischen Vorgängen in Amerika unsere Aufmerksamkeit zuwenden, bei der Beurteilung von denselben allgemeinen Grundsätzen des Rechts und der Moral ausgehen müssen, die wir in den bisherigen Besprechungen festzuhalten gesucht haben. Und wir glauben auch keineswegs überflüssiger Weise, etwa blos aus Prinzipienreiterei, auf diesem Punkte zu beharren, denn heutzutage sind bekanntlich fast überall auch die Untertanen selber in größerem oder geringerem Ausmaße zu Trägern der politischen Gewalt geworden, und in Amerika ist dies in besonders großem Maßstabe so der Fall. Den hieraus sich ergebenden Forderungen und Folgerungen können insbesondere Katholiken sich nie und nirgends entziehen.

Wenn man im Allgemeinen von der Politik Amerika's spricht, so stößt man zuerst auf die sogenannte Monroe-Doktrin, deren Sinn und Bedeutung also zunächst zu untersuchen wäre. Diese schon vor nahezu hundert Jahren (1823) unter der Präsidentschaft Monroe's — daher der Name — seitens der Regierung der Vereinigten Staaten aufgestellte und proklamierte Doktrin sagt bekanntlich, es sei keine Einmischung europäischer Mächte in Angelegenheiten Amerika's zu dulden. — Auf den ersten Blick scheint diese Doktrin


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einfach die erste Formulierung des später in Europa namentlich von Napoleon III. verfochtenen und verallgemeinerten Prinzips der Nichtintervention zu sein. Und insofern die Doktrin wirklich ein solches Prinzip ausspricht, wird man nicht bestreiten können, daß sie vom Satz 62 des Syllabus mitbetroffen wird; Katholiken, auch jene von Amerika, können also die Doktrin als Prinzip kaum vertreten, müssen ihr wohl vielmehr entgegentreten. Aber damit sind Sinn und Bedeutung der Doktrin, wenn man näher zusieht, noch lange nicht erschöpft, auch kaum in ihrem Inhalt richtig gekennzeichnet. Das Eigentümliche der Doktrin besteht vielmehr darin, daß sie keineswegs eine allgemeine Regel, einen allgemeinen Grundsatz ausspricht, sondern daß sie umgekehrt einem Teil der Welt bestimmte Ausnahmen von der Regel auferlegen will. Die Doktrin vermißt sich — wir glauben diesen Ausdruck rechtfertigen zu können — die Doktrin also vermißt sich, bestimmte Teile der Menschheit in eine Art Ausnahmezustand geringerer Rechtsfähigkeit zu versetzen. Das Altertum hat bekanntlich den Sklaven überhaupt die Menschenrechte aberkannt. Das Judentum hält, wenigstens theoretisch, noch immer an dem Fortbestand eines „auserwählten Volkes" fest, womit alle anderen Völker in einen Zustand der Inferiorität verwiesen bleiben. Der Islam, wenigstens der orthodoxe, erkennt nur seine Bekenner als wirklich rechtsfähig an. Die Monroe-Doktrin tut wohl nicht dasselbe, aber etwas Ähnliches an den amerikanischen und europäischen Staaten. Der Begriff der Einmischung in amerikanische Angelegenheiten ist sichtlich ein außerordentlich dehnbarer. Bleiben wir aber einmal bei dem gewöhnlichen Interventionsbegriff stehen, so hat gewiß jeder Staat, auch jeder amerikanische, das natürliche Recht, gegen ungerechte Angriffe die Hilfe eines anderen Staates, auch eines europäischen, anzurufen, und jeder, auch jeder europäische Staat, hat das natürliche Recht, einem solchen Hilferuf Folge zu leisten. Dieses natürliche Recht nun will die Monroe-Doktrin den übrigen amerikanischen und allen europäischen Staaten ab-


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erkennen; den ersteren verbietet sie, die Intervention eines europäischen Staates anzurufen oder anzunehmen, und den letzteren untersagt sie, sich überhaupt in irgendwelche amerikanische Angelegenheiten einzumengen. Sich selber aber, nämlich den Vereinigten Staaten, und in diesem Falle allerdings auch den übrigen amerikanischen Staaten, behält die Doktrin das Recht der uneingeschränkten Intervention sowohl in allen amerikanischen wie auch in allen übrigen Angelegenheiten der Welt vor. — Man könnte über die juridische Monstrosität der Doktrin die Achseln zucken, wenn nicht übergenug Anzeichen vorlägen, daß man in ihr vielmehr den Ausdruck jenes Übermenschentums zu erblicken hat, das einen natürlichen Vorzug oder eine Art Privilegium zur Beherrschung der Welt oder wenigstens gewisser anderer Völker zu besitzen glaubt, jener Theorie von den Herren- und Herdenvölkern, die in Europa, von der Türkei abgesehen, erst viel später aufkommen konnte, hier aber doch noch nie von einem Staate selbst proklamiert worden ist.

So viel über die Doktrin als Doktrin. Als solche widerspricht sie jedenfalls dem Natur- und damit auch dem Völkerrecht.

Wie sieht nun die Doktrin in der Praxis aus, und welche Anwendung ist von ihr bisher gemacht worden? Da steht wohl der Fall von Venezuela noch in allgemeiner Erinnerung. Der Präsident von Venezuela hatte mehrere von seinem Vorgänger und, wenn wir nicht irren, auch von ihm selbst mit Europäern abgeschlossene Verträge einfach für hinfällig erklärt. Die Mächte, deren Untertanen von dieser Maßregel betroffen worden waren, blockierten darauf die Häfen von Venezuela und erzwangen durch diese Exekutionsmaßregel die Anerkennung jener Verträge. Angesichts dieser Exekution europäischer Mächte gegen einen amerikanischen Staat haben die Vereinigten Staaten einen formellen Protest nicht erhoben. Es mochte damals den Herren im Weißen Hause von Washington allerdings auch etwas gefährlich geschienen haben, mit einer Koalition, wie


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie aus jenem Anlaß sich gebildet hatte, es aufzunehmen. Aber die Rolle, welche Washington in dieser Affäre gespielt hat, war gewiß nicht von dem Gedanken geleitet, den verhältnismäßig harmlosen Charakter der Doktrin darzutun, sondern war sichtlich darauf gerichtet, vor allem zu verhindern, daß etwa eine der Exekutionsmächte einen Teil amerikanischen, resp. venezolanischen Gebietes als Pfand in Besitz nehme. Die Washingtoner Regierung suchte also den, wenn auch inoffiziellen Sachwalter Venezuelas zu spielen, jenes Sachwalters, der die gegen seinen Klienten erhobenen Klagen in Empfang nimmt und, wenn er sie für unabweisbar findet, in irgendeiner Weise für die Befriedigung derselben sorgt. Die Exekutionsexpedition hat auch tatsächlich diesen Ausgang genommen. Denselben Weg haben die Politiker von Washington auch im heurigen Mai wieder eingeschlagen, wo England Guatemala wegen rückständiger Schuldzinsen mit einer Exekution bedrohte. Washington hat sich ins Mittel gelegt, sodaß die englische Exekution, weil unnotwendig geworden, nicht zur Ausführung kam. Aber natürlich: je öfter sich solche Vorgänge wiederholen, desto deutlicher tritt die vormundschaftliche Stellung hervor, die Nordamerika über das übrige Amerika beansprucht.

Selbstverständlich wird die Doktrin auch jetzt anläßlich der mexikanischen Wirren fortwährend angerufen, denn auch hier soll diese Doktrin die Richtlinie der Washingtoner Politik bilden. — In Mexiko ist bekanntlich im Mai 1911 der frühere langjährige Präsident Porfirio Diaz durch eine Revolution gestürzt worden, an welcher mehrere Parteien beteiligt waren. Unter den Rebellenchefs war Madero der glücklichste; ihm ist es in sehr raschem Tempo gelungen, sich der Hauptstadt Mexiko zu bemächtigen, und im ersten Moment des überraschenden Erfolges schienen auch die übrigen Rebellenchefs sich ihm unterwerfen zu wollen. Er wurde auch vom Präsidenten Taft ohne viel Zögern anerkannt. Aber teils, weil Madero nicht alle Ansprüche der anderen Rebellenchefs zu befriedigen vermochte, teils auch aus Lust an dem „ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne, der Wald ist unser Nachtquartier" usw. brach in seinen eigenen Reihen die Revolte wieder aus, und außerdem organisierten die Anhänger des gestürzten Porfirio Diaz eine Gegenrevolution. Mitte Februar des heurigen Jahres wurde er in Mexiko belagert, besiegt, gefangen genommen und unterzeichnete dann selber seine Abdankung. Der eben versammelte Kongreß wählte den damals mit Felix Diaz, einem Neffen Porfirios, verbündeten Rebellenchef Huerta zum provisorischen Präsidenten. Wenige Tage darauf wurden die gefangen gehaltenen früheren Präsidenten Madero und (Vizepräsident) Suarez auf eine bisher nicht völlig aufgeklärte Weise ermordet. Im Lande setzten die Anhänger Maderos und auch andere Unzufriedene den Bürgerkrieg fort. Taft seinerseits hinterließ, da sein Nachfolger Wilson zu dieser Zeit ja schon bestimmt war, diesem die Frage der Anerkennung Huertas zur Entscheidung. Als Wilson am 4. März ins Amt trat, schlug er richtig gegen Mexiko einen anderen Ton an. Er verweigerte dem Präsidenten Huerta die Anerkennung und hat dies im seitherigen Verlauf der Dinge bald so, bald so motiviert, und jetzt zuletzt hat er mittels Ultimatums begehrt, Huerta habe einfach zu verschwinden, er dürfe in Mexiko überhaupt keine Rolle mehr spielen, während andere Mächte, so namentlich England, Spanien und Österreich-Ungarn die Anerkennung vollzogen haben. Nun läßt sich die Tatsache allerdings nicht übersehen, daß die Vereinigten Staaten längs der ganzen weit gestreckten Nordgrenze Mexikos die unmittelbaren Nachbarn dieses unglücklichen Landes sind; der mexikanische Bürgerkrieg spielt sich also, man kann es nicht anders sagen, vor den Toren der Vereinigten Staaten ab. An und für sich ist deshalb gewiß nichts natürlicher, als daß diese vor ihren Toren Ruhe und Ordnung zu haben wünschen und sich in dieser Absicht und zu diesem Zwecke in die Wirren einmischen. Aber man sehe nur die Zeitungen der verschiedenen Länder durch, man wird so leicht nicht eine Zeitung von politischer Bedeutung finden, die — meist in sehr höflichen und vorsichtigen


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wendungen nur — nicht die Ansicht zu erkennen gäbe, daß es sehr einflußreichen nordamerikanischen Politikern gar nicht um die Löschung, sondern momentan eher um die Schürung des mexikanischen Brandes zu tun sei. Und die offen vor uns liegenden Tatsachen sind auch gar nicht geeignet, das Weiße Haus in Washington von dem schwarzen Verdachte reinzuwaschen, daß es dem Einfluß dieser Politiker viel zu sehr nachgibt. Zuerst die Tatsache der Nichtanerkennung Huertas. Wem vor allem war damit gedient, als den mexikanischen Gegnern Huertas? Indes selbst angenommen, Präsident Wilson habe mit Recht Bedenken tragen müssen, einen eben erst in die Höhe gekommenen „Abenteurer", der ja vielleicht schon morgen wieder in die Versenkung verschwinden konnte, sofort anzuerkennen, so war und ist es doch gegen alle loyale Logik, daß Wilson diese seine Bedenken in demselben Maße steigert, je länger Huerta sich wirklich behauptet. Jetzt will Wilson, da er Huerta diplomatisch nicht wegfegen konnte, sogar offene Gewalt anwenden. Huerta ist derzeit tatsächlich der einzige Mann, der noch einige Ordnung im zerrütteten Lande aufrecht zu halten vermag, und er selber hat schon vor einigen Wochen und anscheinend mit vollem Recht, erklärt, auch wenn er abdanken wollte, er wüßte ja gar nicht, wem er die Gewalt übergeben sollte und könnte. Daraufhin hat Wilson seine Forderung, Huerta habe einfach zu verschwinden, nur verschärft. Dann würde etwa plötzlich die schönste Ordnung sein? Soll man glauben, daß Wilson das selber glaubt? — Aber es liegt noch eine andere Tatsache vor, welche ein nicht minder grelles Licht auf die Situation wirft. Es ist schon gesagt worden, daß der mexikanische Bürgerkrieg sich just vor den Toren der Vereinigten Staaten abspielt. Aber es muß auch beigefügt werden, daß der Krieg sich eigentlich **nur dort** abspielt, daß Huerta und seine Regierung sonst nahezu im ganzen Lande anerkannt werden, und daß gerade ein paar Distrikte unmittelbar an der Vereinigten Staatengrenze den Hauptherd des Widerstandes bilden. Sollte diese in die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augen springende Tatsache dem neuen Präsidenten Wilson wirklich noch nie in die Augen gesprungen sein? Sollte er an dieser so auffälligen Tatsache noch gar nichts Auffälliges gefunden haben? Dann haben die Vereinigten Staaten jetzt einen Präsidenten, von dem sie mit Fug und Recht sagen können: Dies Kind, kein Engel ist so rein, laßt's eurer Huld empfohlen sein.

Wenn wir aber natürlich glauben müssen, daß Präsident Wilson an Reinheit der Gesinnung den Engeln nahekommt, so sind wir doch nicht verpflichtet, dies auch von den übrigen Politikern der Vereinigten Staaten zu glauben, und wir müssen deshalb annehmen, daß andere Gründe die heutige mexikanische Politik der Vereinigten Staaten bestimmen. Speziell in Pariser Zeitungen war schon vor Monaten davon die Rede, daß es sich im Grunde um die sowohl an Zahl wie an Ergiebigkeit reichen Petroleumgruben Mexikos handle, welche die Nordamerikaner gerne — wie seinerzeit die Zuckerplantagen Cubas — in ihren eigenen und ausschließlichen Besitz bringen möchten, und welchem Plane Huerta sich nicht gefügig erweise, wobei übrigens auch englische Kapitalisten interessiert seien, die bereits einen Teil dieser Gruben erworben hätten. Diese Angaben französischer Blätter mochten in einem früheren Stadium vielleicht nicht ganz unbefangen erscheinen, denn wir haben gelesen, daß die jetzige mexikanische Regierung in Frankreich eine Bestellung von zwölf Feldbatterien und hundert Mitrailleusen gemacht habe, wodurch Frankreich natürlich auch einigermaßen materiell an dem Fortbestand des jetzigen mexikanischen Regimes interessiert wäre, wie es aus denselben Gründen an den guten Finanzen und folglich auch an der Gebietsvergrößerung gewisser Balkanstaaten noch weit stärker interessiert ist. Aber, selbst abgesehen von vielen anderen Zeitungen, der „Temps" wiederholt soeben diese Angaben neuerdings noch deutlicher, an deren Richtigkeit zu zweifeln also kein Grund mehr vorhanden ist. Wenn wir den politischen Sinn dieser Behauptungen richtig verstehen, so wird Huerta hauptsächlich deshalb verfolgt,

Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

weil er einer ganz ordinären, aber allerdings in der Richtung der Monroe-Doktrin liegenden Petroleumspekulation sich widersetzt. Es würde dies bedeuten, daß die Doktrin unter der bisherigen Wirksamkeit Wilson's eine große Evolution in der Richtung gemacht hat, daß sie nun auch auf das Privatrecht angewendet werden solle, daß man den Europäern in ähnlicher Weise den amerikanischen Besitzerwerb erschweren will, wie der Bundesstaat Kalifornien, übrigens ohne Berufung auf irgendeine Doktrin, bekanntlich alle Japanesen von jedem Grundbesitz im Lande ausgeschlossen wissen will, durch welche Agitation die Herren in Washington schon wiederholt in arge Verlegenheit gekommen sind.

Die Politiker Nordamerika's kennen übrigens oder fühlen die Schwäche ihrer Doktrin auch selber offenbar ganz gut. Beweis dafür ist die Tatsache, daß mancher Präsident, namentlich Roosevelt, versucht hat, ihr eine harmlosere Bedeutung zu unterlegen. Aber davon, auf sie etwa zu verzichten, sind sie soweit entfernt, daß sie vielmehr alle Anstrengungen machen, ihr durch anscheinend freiwillige Zustimmung anderer Staaten eine gewisse moralische Stütze zu geben. Im verflossenen Oktober, wo eben die Dinge in Mexiko sich zuzuspitzen begannen, sind zwei hervorragende nordamerikanische Politiker nach Südamerika gegangen. Der erste war Robert Bacon, einstmals Botschafter in Paris, den angeblich eine Mission der Carnegie-Stiftung nach Brasilien führte. Ihm ist bald der eben genannte Roosevelt nachgefolgt. Dessen Reise war als ein mehrmonatlicher Jagdausflug an den Amazonenstrom angekündigt worden. Möglich, daß die Jagden noch folgen. Aber zuerst erschien Roosevelt in Rio de Janeiro, von wo er nach Montevideo und dann nach Buenos-Ayres gegangen ist, welche Städte bekanntlich alle nicht gerade in nächster Nähe des Amazonenstroms liegen. In Buenos-Ayres ist ihm ein früherer Minister des Landes offen entgegengetreten und hat erklärt, Argentinien, das auf die europäische Einwanderung und das europäische Kapital angewiesen sei, könne die Monroe-Doktrin nicht vertreten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXXIX.

## Neue Gedanken zur „Allgemeinheit“ der Kirche.

Von Professor Dr. J. Gspann, Stift St. Florian.

Vor einigen Jahren ist ein Buch in französischer Sprache über die „Allgemeinheit“ der katholischen Kirche erschienen. Der Autor macht darin nachdrücklichst aufmerksam, ja die ganze Schrift ist von diesem Zweckgedanken getragen, man solle nicht so sehr die zufällige, von Ort und Zeit abhängige, äußere Allgemeinheit der katholischen Kirche betonen, sondern man solle alle Mühe, alle Studien und Forschungen auf die Darstellung der inneren Allgemeinheit konzentrieren.

### I.

Machen wir uns zuerst die Begriffe klar. Unter aktueller äußerer Universalität oder Allgemeinheit versteht man ihre tatsächliche Allgemeinheit unter den Bewohnern der Erde. Daß es heute, im 20. Jahrhundert, auf der ganzen Erde, in allen Ländern, unter allen Rassen Katholiken gibt, braucht keinen Beweis.

Faßt man die Zahl der Bekenner in das Auge, so ist heute nur unsere Kirche katholisch. In früherer Zeit hat man diese „ziffernmäßige catholicitas“, ein Hauptgewicht auf die Einheit legend, damit bewiesen, daß man die katholische Religion den einzelnen christlichen Konfessionen gegenüberstellte und alle christlichen Religionen zusammen mit den einzelnen großen heidnischen Religionen verglich. Die Apologetik Gutberlets (2. Aufl.) zählt nach dem Bulletin des




Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Internationalen Instituts der Statistik in Paris vom Jahre 1890/91. Es gab auf der ganzen Erde 230 866 000 Katholiken: Die an Bekennern reichste christliche Sekte, der Protestantismus, kommt weit hintennach mit 143 238 000 Bekennern. Alle christlichen Religionen zusammen zählten rund 471 Millionen Anhänger. Die größte Gruppe der heidnischen Bekenntnisse (Konfuzianismus) zählt nur 256 000 000 Gläubige.

Seit ungefähr einem Dezennium ist erfreulicherweise diese Zählung vorbei. Jetzt übertrifft die katholische Religion allein sowohl die zahlreichste christliche Sekte als auch die größte heidnische Religion. Das amerikanische Missionsblaubuch vom Jahre 1907 notiert als Bekenner der katholischen Religion 272 638 000 (Protestanten 166 066 000, Konfuzianer inklusive Taoisten 231 816 000).

Diese äußere, aktuelle Katholizität unserer Kirche beweist auch die Tatsache, daß das heilige Meßopfer auf der ganzen Welt „ab ortu solis usque ad occasum" gefeiert wird, wie der Prophet Malachias vom unblutigen Opfer des neuen Bundes jahrhundertelang vor Christus prophezeit hatte. Es ist höchst interessant, zu sehen, wie unsere Kirche in bezug auf den vorzüglichsten Teil jeder Religion, in bezug auf das Zentrum des ganzen Kultus, das heilige Meßopfer, im eminenten Sinn des Wortes aktuell katholisch ist, d. h. allgemein. Es wird nämlich nach unserer Zeiteinteilung zu allen Stunden des Tages und der Nacht auf dem ganzen Erdenrund gefeiert. Dazu sei bemerkt, daß es heute gegen 400 000 katholische Priester gibt. Diese Priester, eingegliedert in über 1000 Diözesen, sind zerstreut über alle Punkte der Erde und erfüllen als Opfernde den erhabensten Dienst, den es gibt.[1])

Auf die aktuelle cathólicitas der Kirche weist auch das Fest Allerheiligen mit Allerseelen hin. Hier auf Erden umfaßt die streitende Kirche Mitglieder jedes Geschlechtes, jedes Alters, jedes Standes und Berufes. In gleicher Weise sind

1) Zur dogmatischen Ausnützung der voraufgehenden Statistik vgl. mein Buch Mensch und Übermensch (Einsiedeln 1912) 88 ff.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

universal die triumphierende und leidende Kirche. Von der triumphierenden Kirche schreibt zitternd vor Freude der heilige Seher auf Patmos: „Ich sah eine große Schar, die niemand zählen konnte, von allen Völkern und Geschlechtern und Stimmen und Zungen" (Offb. 7, 9).

Treten wir in einer großen Stadt in eine katholische Kirche zur Zeit des Gottesdienstes — welch grandiose äußere Katholizität! Neben der eleganten Dame im rauschenden Seidenkleid kniet ihre arme Näherin, neben dem Hofbeamten in goldgepreßter Uniform steht andächtig betend ein Taglöhner. Alle — Magd und Fürstin — empfangen an der Kommunionbank denselben Heiland in Brotsgestalt, alle hören die nämlichen Worte, allen verspricht der Priester die ewige Seligkeit für ein gutes, gottwohlgefälliges Leben, allen droht er in gleicher Weise mit ewiger, schmerzvoller Verwerfung für Sünden und Laster.

Die höchste Stellung hier auf Erden hat nach der Auffassung des Katholiken unser heiliger Vater in Rom, er ist Statthalter des Gottmenschen. Gibt auch hohe Geburt das Anrecht auf diese höchste Würde? O nein! Der Vater Pius' X. war ein armer Gemeindebeamter — der Papst trägt im Wappenschild nur Wissenschaft und Tugend. Gewiß hat es auch Päpste aus wohlhabenden Familien, reichen Häusern, berühmten Geschlechtern und von fürstlicher Abkunft gegeben — doch die Mutter Benedikts IX. war eine arme Wäscherin, Hadrian IV. nennt Gregorovius hämisch den Hirtenknaben von St. Alban, Sixtus V. hat in seiner Jugend Schweine gehütet, als ersten Papst nahm Christus einen Fischer vom See Genesareth.

Welch weitherzige, im edelsten Sinn liberale catholicitas! Wo in aller Welt trifft man so etwas ein zweitesmal wieder?

## II.

Das wären so einige Kreidestriche von der aktuellen, äußeren Allgemeinheit der katholischen Kirche. Wie man sieht, kommt der Kirche — wenigstens jetzt — nach verschie-




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denen Gesichtspunkten das Merkmal der äußeren Katholizität zu. Es läßt sich aber auch nicht leugnen, daß manche gegenwärtige Äußerungen, Entfaltungen der inneren Universalität, von Zeit und Raum abhängig sind und auch für die Zukunft abhängig sein werden. Doch die innere Universalität ist ganz unabhängig, beherrscht souverain Zeiten, Umstände und Örtlichkeiten. Auf etliche solche Gründe der inneren universalitas der katholischen Religion möchte ich nun, unabhängig von dem im Eingang genannten französischen Buch und auch unabhängig von den Monographien Göpferts und Söders, verweisen.

Der Mensch ist von Ewigkeit her in die übernatürliche Ordnung eingegliedert, ohne Gnade ist unsere Natur nicht der Idee Gottes vom vernünftigen Sinnenwesen entsprechend. Wir sehen auch, wie in der ganzen Religion, vom Weihwassertröpfchen bis zum Gottmenschen, allüberall Natur und Übernatürliches sich zu einem Ganzen verbinden. Im Menschen muß die Natur, die tiefste Natur des Menschen durch die Übernatur im eigentlichen Sinn des Wortes, durch die Rechtfertigungsgnade erhoben, vollendet, vergöttlicht werden und zwar wirkt die Gnade in der Natur „wie ein dem Wildling aufgepfropftes Edelreis". Wasser, Wein, Balsam, Öl, Licht, Salz, Blumen . . . sind durch Weihe und als Symbolträger umwoben und verklärt vom Heiligenschein der Übernatur. Kurz und gut, jedem noch so kleinen Steinchen, das zum Mosaikgemälde „Wahre katholische Religion" gehört, ist das Bild des Gott-Menschlichen aufgeprägt, überall treffen wir das Bild desjenigen eingegraben, der in reinster Harmonie und schönster, innigster Verbindung das In- und Aufeinander von Natur und Übernatur repräsentiert, das Bild Jesu Christi.

Die nämliche Erscheinung zeigt die Religion in ihrer Entstehung, respektive in ihrer Anknüpfung. Die übernatürliche katholische Religion, die nach ihrer übernatürlichen Seite aus dem Wurzelstock Inkarnation—Dreieinigkeit—Eucharistie in blumig reicher Pracht und voll Duft herausblüht, hat die Naturreligion erhoben und vollendet. Das katholische Christen-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tum ist seinem Wesen nach nichts anderes als die Erhebung und Vollendung der Naturreligion. Was sich dürftig noch im Weihwassertröpflein weist, was sich in strahlender Schönheit im begnadeten Menschen zeigt, was sich in denkbar höchster Vollendung im inkarnierten Wort repräsentiert, das spiegelt zum Erstaunen auch die geschichtliche Seite des beginnenden Christentums wider! Gelingt der Beweis, so ergeben sich folgende zwei unabweisbare Konsequenzen: erstens die Wahrheit der katholischen Religion, denn die gottmenschliche Religion muß gottmenschliches Gepräge, muß die reinen Züge Jesu Christi tragen; zweitens ein Argument für die innere Universalität der Kirche, wie es stärker und wirksamer gar nicht gedacht werden kann.

Die vergleichende Religionswissenschaft hat den Beweis erbracht,[1]) daß man bei allen Völkern ohne Ausnahme, vor und nach Christus, den Gottesglauben und Religion gefunden habe. Es ist höchst interessant zu erfahren, daß diese Naturreligion, auch bei niedrigst stehenden Kulturvölkern, auch dort, wo sie sich am ärmsten und dürftigsten repräsentiert, allüberall den ganzen Menschen umfaßt.

Der Mensch besteht aus Körper und Seele, die Seele hat zwei herrliche, wundersame Vermögen: Verstand und Willen.[2]) Umfaßt also die Naturreligion den ganzen Menschen, so müssen Verstand, Willen und Körper an ihr beteiligt sein. Die vergleichende Religionswissenschaft und die Religionsphilosophie lehren nun, daß dem in der Tat so sei. Wir finden bei allen Völkern ohne Ausnahme den Glauben an ein höchstes Wesen, alle Völker beten in ihrer Weise: Vater unser, der du bist in dem Himmel. Christian

---

1) Vergl. Pesch Christian, Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Altertums (Freiburg 1885) und Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen der Neuzeit (Freiburg 1888).

2) Die Dreiteilung der seelischen Vermögen: Verstand, Willen, Gefühl weist treffend zurück Mercier Desiré, Psychologie (deutsch v. Habrich [Kempten 1907]) II 165 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pesch schließt seine hochinteressanten Ausführungen über den Gottesglauben bei allen Völkern mit den Versen:

„Glaubet, daß zu allen Zeiten
Menschenherzen menschlich fühlen;
Daß auch in der Brust des Wilden
Lebt ein Streben, Ringen, Sehnen
Nach dem unbegriffnen Guten;
Daß die Hände schwach und hilflos,
Blind im Dunkeln tastend,
Gottes Hand im Dunkel fassen
Und sich heben und erstarken."

Wir finden ferner bei allen Völkern gewisse sittliche Gesetze, denen der Mensch sich unterworfen fühlt; man nennt sie in der Terminologie der katholischen Sittenlehre oberste Moralprinzipien. Bei allen Völkern sind sie vorhanden, auch bei solchen, bei denen von gegenseitigem Einflusse gar keine Rede sein kann. Wie heißen diese obersten sittlichen Prinzipien, die in die menschliche Natur eingemeißelt sind? „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu." „Das Gute soll man tun, das Schlechte unterlassen." „Gott muß man verehren." ꝛc. Es läßt sich sogar der stringente Nachweis führen, daß der ganze Dekalog[1]) Naturgesetz ist. Kein Gebot läßt sich hinwegnehmen, ohne daß das Menschengeschlecht, also auch die menschliche Natur schweren, schweren Schaden litte. Wenn uns aber die gewöhnliche, praktische Psychologie nicht zu diesem Resultat führen würde, weil faktisch der Dekalog von den Heidenvölkern nicht annähernd so befolgt worden ist wie im Christentum, so ergänzt das fehlende Wissen wie in vielen anderen Fällen die übernatürliche Offenbarung. Der hl. Paulus bezeichnet in klaren Worten den Dekalog, das „Gesetz", als Naturgebot, das in die Herzen aller Menschen geschrieben sei. Man höre: „Wenn die Heiden, die das Gesetz nicht haben, von Natur aus das tun, was des Gesetzes ist, so sind sie, die das Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz. Sie zeigen,

1) Mit Ausnahme des nebensächlichen Umstandes, daß im AT der Sabbat, im NT der Sonntag als Ruhetag gefeiert wird.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß das Werk des Gesetzes in ihren Herzen geschrieben steht, indem ihnen ihr Gewissen Zeugnis gibt“ (Röm 2, 14 ff.).

Wie betätigt sich der Körper in der Naturreligion? Durch den äußeren Gottesdienst, besonders im Opfer. Und wieder bringt die Religionsphilosophie den Nachweis, daß man bei allen Völkern Opfer finde. Man lese die „Allgemeine Religionsgeschichte“ von C. von Orelli.

So umfaßt wirklich die bei allen Völkern vorhandene Naturreligion den ganzen Menschen: den Verstand durch den Glauben an Gott und Vergeltung, den Willen durch Sittlichkeit (oberste und abgeleitete sittliche Grundsätze), den Körper durch äußere, religiöse Betätigung, deren Mittelpunkt das Opfer darstellt.

Im Katholizismus ist diese Naturreligion ergänzt und vollendet worden. „Zu vollenden bin ich gekommen“ (Mt. 5, 17), sagt Christus in der Bergpredigt. Die katholische Religion umfaßt ebenfalls den ganzen Menschen, seinen Verstand durch den Glauben, seinen Willen durch sittliche Betätigung, seinen Körper durch äußere gute Werke und äußeren Gottesdienst. (Zentrum: hl. Meßopfer.) Wie stellt sich demnach die katholische Religion zur Naturreligion? Genau wie ein schönes, fertiges, farbenprächtiges Gemälde zu einem deutlichen Umriß. Die Umrisse und Hauptlinien der einzigwahren Religion sind genau und sorgsam gezogen in der religio naturalis. In den Naturrahmen des Glaubens an Gott und Vergeltung, der Sittlichkeit und des Opferdienstes hat Jesus das entzückende Bild eingefügt: Christentum.[1])

Die Ergänzung, Vollendung, übernatürliche Vervollkommnung der Naturreligion durch die katholische Religion ist nicht nur ein unabweisbares Argument für ihre Wahrheit, sondern vom religiös-psychologischen Standpunkt aus der erste und tiefste Grund für ihre Allgemeinheit. Das Menschengeschlecht bildet eine Spezies mit 1500 Millionen Individuen.

1) Vgl. dazu meine Schrift Vernunft und wahres Christentum (Regensburg 1912) 92 ff.

Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Unterschiede zwischen der weißen und schwarzen Rasse, um gleich einen scheinbar tiefgehenden Unterschied herauszunehmen, begründen durchaus nicht einen spezifischen Unterschied, sondern die Unterschiede sind nur accidentell. Das Menschengeschlecht stammt eben von einem Paar ab, es ist dies katholische Lehre. Im übrigen ist diese Frage auch naturwissenschaftlich längst entschieden. Buffon, Cuvier, Linné, Johannes Müller, Alexander Humboldt, Blumenbach, Schubert, Rudolf und Andreas Wagner, Quatrefages, v. Baer ꝛc. ꝛc. sagen, daß die Verschiedenheit der Rassen der Einheit des Menschengeschlechtes durchaus nicht widerstreite.[1])

So bekommt man einen interessanten Einblick in die Allgemeinheit der katholischen Religion. Als veredelte, vergöttlichte Naturreligion muß sie ja καθ' ὅλους — katholisch — allgemein sein! So war sie katholisch schon innerhalb Jerusalems Mauern!

Nach einer anderen Richtung hat sich die potentiale Allgemeinheit gezeigt und hat in ihrer aktuellen Entfaltung Blüten und Früchte sonder Zahl hervorgebracht: im Leben ganzer Nationen sowohl, wie im Leben des Einzelmenschen. Wieder ein Beweis für die Allgemeinheit und damit für die Wahrheit der katholischen Religion. Denn, nur was wahr ist, paßt für Alle, und Wahrheit kann es nur eine geben.

Wo die katholische Religion Fleisch und Blut eines Volkes durchdrang, hat sie alles durchdrungen: das ganze öffentliche Leben in seiner reichen Verzweigung, Kunst, Wissenschaft, Volkswirtschaft, Rechtsleben ꝛc. Will man denn die Tatsache, daß die katholische Epoche des 12., 13. und 14. Jahrhunderts bei unseren deutschen Vorfahren die Blütezeit der Poesie, Baukunst, des gleichmäßigen Wohlstandes war, auf einen reinen Zufall zurückführen? Was die Kirche an guter Natürlichkeit vorfand, das hat sie veredelt und vollendet. Die Lehre desjenigen, der „die Wahrheit" ist, dessen „Lehre

1) Vgl. Schanz Paul, Apologie des Christentums I², 600. — Stöckl A., Lehrbuch der Apol. II § 31 ff. Scheeben J. M., Handbuch der katholischen Dogmatik (Freiburg 1873) 192 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Gott stammt" (Jo. 7, 17), kann eben als die Wahrheit alles Natürliche vervollkommnen. Wie wunderbar sind die Nationaltugenden der Deutschen durch die katholische Religion geadelt und vergöttlicht worden! Treue, Ehrgefühl, Hochachtung für das Weib, Reinheit der Sitten „wuchsen an dem Stamm des Kreuzes, diesem lebendigen Holz, noch kräftiger und herrlicher heran", wie Altmeister Vilmar schreibt. Diese Allgemeinheit einer Religion steht einzig da in der Weltgeschichte. Wie das Licht und die Luft überallhin dringen, durch den feinsten Riß und den dünnsten Spalt, so hat überall und jedesmal, wo die katholiche Religion einem Volk in Fleisch und Blut übergegangen war, dieselbe alles beeinflußt.

Dasselbe wundersame Schauspiel sehen wir auch im Leben des Einzelmenschen. Jeder Katholik, der seine Religion gut kennt, wird aufs tiefste von ihr befriedigt sein. Seit es ein Christentum gibt, ist es noch nie vorgekommen, daß ein ordentlicher Katholik, der seinen Glauben kannte und nach ihm lebte, sich nach einer andern Religion gesehnt hätte. Wohl aber ist es seit dem 16. Jahrhundert hundert und tausendmal vorgekommen, daß edle Protestanten mit unruhigem Herzen jahrelang um die Wahrheit gekämpft haben, bis sie im katholischen Glauben Ruhe und Frieden fanden. Zwei Aussprüche erweisen sich so als richtig und zutreffend: „Wahrheit macht glücklich" und „Die Wahrheit ist das Lebensprinzip des Geistes" (St. Augustinus).

Man kann von der katholischen Religion die Worte des hl. Paulus anwenden: Sie ist allen alles geworden, um alle zu retten (1 Kr 9, 22). Es liegt wirklich etwas unendlich Tiefes, Allumfassendes, Wunderbares in der einzigen allgemeinen d. i. katholischen Religion der Erde. Gewiß in jedem Getauften, in jedem Begnadeten gewinnt Christus Gestalt (Gal 4, 19), aber auch hier baut die Übernatur auf der Natur. Christi Ebenbild ist bald erhaben, bald gelehrt, bald schön, bald schlicht, bald einfach.

---


Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXXX.

### Zum fünfzigsten Todestage W. M. Thackerays.

(24. Dezember 1863.)

Sir John Gilbert hat uns in einem vortrefflichen Gemälde das Bildnis eines Mannes überliefert, der selber eine Zeitlang ohne Erfolg nach Malerruhm strebte und doch — auf einem anderen Gebiete — sich den wohlverdienten Ruhm eines der größten Menschenschilderer erworben hat. Das Gemälde, dem Londoner Garrickklub gehörend, stellt den Dichter William Makepeace Thackeray als Klubgast dar, neben dem behaglich in einem Sessel Zurückgelehnten eine Tasse Kaffee und einen Block für Manuskriptblätter. Das mächtige, von silberweißem Haar umwallte Haupt des Dichters mit der von roher Knabenfaust zertrümmerten Nase — darin war Thackeray der Schicksalsgenosse eines andern Großen, Michelangelos — hat mit dem Begriff eines konventionell ätherischen, weltfremd blickenden Poetenantlitzes nichts zu tun. Scharf schauen diese Augen durch die Brille, von der man niemals wußte, wie sie eigentlich auf dem unglücklichen Nasenbein Halt finden konnte, Welt und Menschen an, man sieht in dem Dargestellten weit eher einen kühl rechnenden, etwas zu skeptischer Resignation neigenden Staatsmann als einen Dichter.

An dieses Gemälde sollte man denken, wenn man sich des großen Briten geistige Physiognomie vergegenwärtigen will. In vornehmen Klubräumen sind seine meisten Werke niedergeschrieben worden. Der quecksilberne Mann hielt es nicht aus, inmitten von Bücherschränken und im Schlafrock am Schreibtisch zu sitzen, er brauchte die fortwährende Anregung des Verkehrs mit Menschen oder zum mindesten des Anblickes und der Beobachtung von solchen. Grausames Schicksal, daß diesem Weltfrohen, dem das Menschenstudium


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alles war und der über das Menschentum mit seinen wenigen Tugenden und seinen schier zahllosen, in bunter Mannigfaltigkeit sich darstellenden Gebrechen bezaubernd zu plaudern verstand und wohl auch am liebsten nichts anderes getan hätte als plaudern, das Leben als eine unaufhörliche Jagd erschien, als eine unausgesetzte Verfolgung des Autors durch den Druckereiboten. Denn Thackeray mußte schreiben, schreiben, nachdem er am Spieltisch und in unvorsichtigen Zeitungsgründungen sein Vermögen eingebüßt hatte, sollte es der geliebten, schon seit den ersten Jahren ihrer Ehe geisteskranken Frau und den beiden Töchterchen nicht am nötigsten mangeln. Die Manier, seine großen Romane in Form von Lieferungen vor das Publikum zu bringen, ließ ihn nie zu Atem kommen, der Mahnbote des Verlegers war der ihm perpetuierlich drohende Schreck. Von der geschilderten Entstehungsweise ist seinen Schriften sehr viel anhaften geblieben, die Kompositionsmängel sind Legion. Man zähle nur einmal nach, wie oft in den als Ichroman begonnenen „Newcomes" die Person des Erzählers Arthur Pendennis völlig ausgeschaltet wird und an seiner Stelle Thackeray selber die Begebenheiten weiter erzählt. Ähnlich liegt der Fall bei „Edmond".

Dem Kreise seiner Freunde erschien der Dichter mit seiner starken Liebe zu edler Geselligkeit, zu Gespräch und Wein — J may be called a two-bottles man, sagte er einmal hinsichtlich seines Tagesquantums — nichts weniger als der schroffe Pessimist, den soviele seiner Leser in dem Autor suchen zu müssen glaubten und heute noch glauben. Nein, ein Pessimist im Stile A. Schopenhauers war er nicht, es fehlte ihm vor allem der Grundzug eines solchen, die Selbstüberhebung des sich stolz und ablehnend von den Mitmenschen Isolierenden. Zu einem Weltverneiner modernsten Schlages wird man Thackeray niemals machen können, daran hindert nicht minder das unerschöpfliche Maß von Herzensgüte, das er besaß, die Liebe, mit der er das anspruchslose Opferleben, die treue Hingebung sovieler vor der Welt unbeachtet Bleibender, besonders das stille Wirken der sorglichen


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mutter, deren Waffen nur Gebet und Tränen sind, beobachtet und geschildert hat; zu einem Pessimisten passen schließlich nicht seine ritterliche Vornehmheit allen Menschen, auch dem Gegner gegenüber, seine oft wahrhaft fürstliche Art, im Geheimen wohlzutun, die Liebenswürdigkeit seines Temperamentes, die ihm gestattete, über sich selbst und seine Schwächen die köstlichsten Witze zu machen. Nun ist es aber höchste Zeit, den geduldigen Leser darüber zu beruhigen, daß hier nicht versucht werden soll, Thackeray zu „retten“ oder den Vorwurf des Pessimismus vollständig von ihm abzuwälzen. Man erlaube aber gütigst die Frage: gibt es nicht noch einen in gewissen Grenzen berechtigten Pessimismus des Menschenkenners, des Philosophen, des Gottesgelehrten, die ihr nur allzu begründetes vanitas vanitatum in allen Jahrhunderten der Menschheitsgeschichte einem oberflächlichen Optimismus gegenüber verkündet haben? Zur Gruppe dieser einsamen Rufer in der Wüste wünschte Thackeray, wenn auch nur als Laienprediger, zugezählt zu werden. Liebe und Wahrhaftigkeit den Menschen als höchstes Gottesgebot und besten Himmelssegen zu predigen, sei sein Bestreben, so schrieb er einmal dem Kanzelredner Sortain; zumal den Tugendstolzen wollte er klar machen, wie schwach und eitel und selbstsüchtig die Guten seien. Und wenn er die Wortlosigkeit und Eitelkeit sovieler höchlichst gepriesener Güter — des Reichtums und des Ruhmes und des Erfolges und der weltlichen Klugheit — nachzuweisen suchte, so hatte er dafür im Ekklesiastes des Alten Testamentes ein unvergleichliches Vorbild. Freilich haben seine „week day sermons“ vonseiten der Kritik ebensoviel Beanstandungen gefunden als der gleichfalls aus seiner Weltanschauug sich ergebende Mangel an Heroen und Heroinnen in seinen Romanen vonseiten einer Leserwelt, die gewohnt war, „hochromantischen“ Helden in der Romanlektion zu begegnen.

Mit den Tricks etwa des französischen Romanschriftstellers zu arbeiten, verbot ihm sein starkes Bedürfnis, realistisch lebenswahre Gestalten dem Leser vorzuführen; Gen-



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sation und Spannung im landläufigen Sinn gehören nicht zu seiner schriftstellerischen Technik.

„Da ich nie in meinem Leben", so sagt er in der Vorrede zu „Pendennis", „mit irgend einem Sträfling intim gewesen bin, und da mir die Sitten von Schuften und Zuchthäuslern ganz unbekannt sind, so ließ ich die Idee fahren, mit Monsieur Eugène Sue in Wettbewerb zu treten. Um einen wirklichen Schurken zu beschreiben, muß man ihn so schrecklich machen, daß er zum Zeigen zu scheußlich wäre, und wenn ihn der Maler nicht schön malt, so meine ich, hat er kein Recht, ihn überhaupt zu zeigen." Was er wolle, das sei: die Menschen so zu beschreiben, wie sie wirklich seien, mit ihren notorischen Schwächen und dem Egoismus ihrer Lebensführung. Leider glaube die Gesellschaft, das Natürliche in der Literatur nicht dulden zu können. Seine Absicht sei gewesen, in Arthur Pendennis einen jungen Mann zu schildern, der letztlich der Versuchung widerstand, aber die Versuchung liebte. Allein das Publikum wolle nicht hören, was sich in der wirklichen Welt zuträgt, was in den Gesellschaften vorgeht, in den Klubs, auf den Universitäten, an den Offizierstischen — wie das Leben und Reden der Herren Söhne sei.

So ist denn der Held des Romans, Arthur Pendennis, eher alles andere als ein Heros, wir sollen in ihm nur den „Menschen und Mitbruder" sehen, der vielerlei törichte Streiche macht, schwankend und unbeständig ist in der Liebe wie in der Arbeit, auf der Universität wenig studiert und viele Schulden macht, Journalist wird, der at the shortest notice über jedes Thema etwas zu schreiben weiß, und endlich in den Hafen der Ehe einläuft. Diese Fabel ist wahrlich nicht „interessant".

Ermangelt Pendennis aller heldenhaften Züge, so steht in Vanity Fair im Mittelpunkt des Interesses gar eine ausgemachte Schurkin, Heuchlerin, Männerfeindin, die unsterbliche Becky Sharp. Wieviel Geist und brillanter Witz und Lebensklugheit steht dieser Intrigantin zur Verfügung, welche geistigen Mediokritäten sind ihr gegenüber die übrigens


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sämtlich wundervoll gezeichneten Mitglieder der Familie, aus denen diese Sirene ihre Opfer holt, die Crawley's, Sedley's, Osbornes, vom imposanten Lord Steyne ganz zu schweigen. Dieser Roman hat am meisten dazu geholfen, Thackeray den Ruf eines monströs übertreibenden Pessimisten, ja eines Zynikers einzutragen. Man vermißte in dem Buche alle poetische Gerechtigkeit; die Rolle, die der duldenden, opferfreudigen, aber zweifellos beschränkten Amelia Sedley zugeteilt war, galt als gar zu kläglich. Bei diesem Urteil wurde übersehen, daß der Dichter seine Becky doch nur Augenblickstriumphe feiern läßt, die sich freilich oft sehr glänzend ausnehmen, aber schließlich unterliegt die gerissene Abenteurerin dennoch vollständig, von aller gesitteten Welt gemieden, beschließt sie ihr Leben. Ein psychologischer Meisterzug Thackeray's ist es, wie er Becky Sharps Schurkenstreiche als gar nicht etwa aus der Lust am Bösen stammend zeichnet, sondern als Auswirkung des Selbsterhaltungstriebes; einmal läßt er sie über das nachdenkliche Thema monologisieren, wie leicht es für Leute von behaglichem Auskommen sei, tugendhaft zu sein; auch sie könne in solcher Lage sich leicht darin finden, sich bei alten armen Frauen nach deren Rheumas zu erkundigen und ihnen Suppe zu senden, würdig im Kirchenstuhle zu sitzen, ohne während der Predigt zu schlafen, ja sogar auf dem Lande zu leben und die Mode des vorigen Jahres zu tragen. Als psychologisch fein erscheint es ferner, wenn der Dichter es von einer edelmütigen Anwandlung Becky's abhängen läßt, daß einer der Hauptkonflikte in Vanity Fair seine Lösung findet, und die tränenreiche Amelia endlich dem treuen Dobbin, der übrigens bezeichnender Weise ebenfalls weder dem Geiste noch dem Leibe nach Heldenzüge trägt, die Hand zum Lebensbunde reichen kann.

Wohl die idealste Figur, die Thackeray gezeichnet hat, ist der Oberst Thomas Newcome. Ein Gentleman in des Wortes bester Bedeutung, ein vorbildlicher Vater, ein Mann von gewinnender Milde, Güte und Bescheidenheit, ist der Oberst den geldstolzen, herzlosen Bankiers Newcome als


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vertreter einer idealen Weltauffassung wirkungsvollst gegenübergestellt. Und doch erleidet dieser edle Mann einen vollständigen Schiffbruch, sein Leben endet im Armenhaus, den über alles geliebten Sohn Clive hinterläßt er in allertrübsten Lebensumständen. Der Mangel an Weltklugheit, seine Vertrauensseligkeit und Menschenunkenntnis sind es, woran dieser tragische Held der Herzensgüte scheitern muß. Hier scheint in der Tat der Schriftsteller es an der dichterischen Gerechtigkeit fehlen zu lassen, der Verkündiger einer trostlos pessimistischen Weltauffassung zu sein.

Das Thema vom Pessimismus Thackerays wird diskutiert werden, solange noch seine Schriften gelesen werden, d. h. noch sehr lange. Viele werden seine Grundanschauungen hinsichtlich der menschlichen Schwächen und Gebrechen als ganz unberechtigt abweisen, viele andere sie vollständig akzeptieren, wieder andere hie und da bei ihm Übertreibungen feststellen. Eine Einigung unter den streitenden Parteien wird wohl nie erfolgen, weil ein jeder zu der Frage eine ganz individuelle Stellung einnimmt und einnehmen muß, je nach seiner Veranlagung, seinen Lebensgeschicken, ja nach den augenblicklichen Stimmungen, die dem bekannten unaufhörlichen Wechsel unterworfen sind.

Die Untersuchung über die Frage nach W. M. Thackerays Stellung zu Religion und Kirche ergibt für die jüngeren Jahre des Dichters ein ziemliches Maß von religiösem Skeptizismus. Diese Stimmungen hat er in einem Gedichte niedergelegt, das ihn auch als Meister der gebundenen Sprache erweist; wir geben die Strophen hier als Probe in Freiligraths meisterhafter Übersetzung:

### Am Kirchtor.

Nicht tret' ich durchs Portal —
Vor ihm doch manchesmal
Wandl' ich und steh' ich;
Nah der geweihten Tür
Sehnenden Auges ihr
Entgegen späh' ich.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weit schallt die Glock' hinaus
Über der Stadt Gebraus,
Rings füllt der Pfad sich.
Still nun wirds auf dem Turm,
Anschwillt der Orgel Sturm:
Sie naht sich, sie naht sich!

Schüchtern und sittiglich
Niederschau'nd naht sie sich,
Nichts hemmt den Schritt ihr;
Sie kommt — sie ist da — vorbei
Ist sie enteilt schon — sei
Der Himmel mit ihr!

Knie', holde Heil'ge du,
Schütt' aus dein Herz in Ruh'
Mit der Gemeine.
Nicht komm' ich zu entweihn,
Mit wilden Wünschen dein
Gebet, das reine.

Doch laß, o laß mich hier
Nah der verbotnen Tür
Zögern und sinnen!
Wie Geister draußen vor
Des Himmels offnem Tor
Engel sehn drinnen!

Mit zunehmendem Alter bekannte sich Thackeray immer freier und freudiger als gläubiger Anhänger des geoffenbarten Gotteswortes, er blieb nicht mehr vor dem Portal der Kirche stehen, sondern wurde eifriger Besucher des anglikanischen Gottesdienstes. Äußerungen tiefreligiöser Gesinnung liegen aus seinen späteren Jahren in Fülle vor.

Sehr schroffe Urteile hat Thackeray über die katholische Kirche niedergeschrieben, das schrofffste wohl in seinem Reisebuche From Cornhill to Grand Cairo (c. 13). Es gab eine Zeit in seinem Leben, wo es ihm fast unmöglich schien, mit einem gläubigen Katholiken auch nur Sympathie zu empfinden oder an die Ehrlichkeit seiner Überzeugung zu glauben. Diese Schroffheiten nahm er in späterem Alter vor aller Öffentlichkeit zurück in dem köstlichen Briefe, den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er den jugendlich-enthusiastischen Clive Newcome aus Rom schreiben läßt. Dort heißt es:

„Es gibt Momente, besonders in Rom, wo jeder Gutgesinnte, der sich Engländer und Protestant nennt, den schmerzlichen Gedanken haben muß, daß er und seine Landsleute abgeschnitten sind vom Christentum Europas. Ein Ozean trennt uns. Von einem Strande oder dem anderen kann man an hellen Tagen die Klippen drüben sehen, man möchte manchmal wünschen, daß zwischen uns keine stürmische Meerstraße sei, daß der Pilger von Canterbury nach Rom ziehen könnte, ohne bei Dover ertrinken zu müssen. Von den großartigen Seiten der großen Mutterkirche, glaube ich, haben viele Leute unter uns keine Vorstellung. Wir denken an faule Mönche, an selbstquälerische Nonnen, an dumme Bauern, die Holz und Steine anbeten, an Kauf und Verkauf von Abläßen und Absolutionen und was die Gemeinplätze protestantischer Satire noch mehr sind. Aber siehe da drüben die Inschrift, die rings in der Kirchenkuppel strahlt so groß und herrlich wie schier der Himmel, gleich als ob sie in die Sterne geschrieben wäre, sie verkündet aller Welt: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. . . . Komm, Freund, laß uns das anerkennen und St. Peters Fuß küssen. Aber ach, da ist immer dieser Kanal zwischen uns."

Auch darin war W. M. Thackeray ein großer und aufrechter Mann, daß er erkannte Irrtümer und Vorurteile eingestehen, daß er Retraktationen schreiben konnte. —

Dr. K.





Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXXXI.

## Hallers „Restauration der Staatswissenschaft."

Von Dr. Ewald Reinhard.

Die Menschen haben ihr Schicksal, aber auch die Bücher; sie werden bewundert und geliebt, befehdet und gehaßt. Und nicht selten ist die Geschichte ihrer Wertschätzung fesselnder wie das Buch selbst. Daß epochemachende Werke zumeist auf Widerstand stoßen, ist erklärlich, sie haben eine gewisse Zeit notwendig, um die Goldprobe zu bestehen, und kommen dann wohl zu allseitigem Ansehen.

Andrerseits werden Bücher, welche die Gedanken einer Zeitepoche künstlerisch zusammenfassen, beim Erscheinen stürmisch begrüßt, verfallen dann aber bald der Vergessenheit.

Ein ähnliches Geschick hat über Hallers „Restauration der Staatswissenschaft" gewaltet. Karl Ludwig von Haller, der Enkel des Dichters der „Alpen", hatte schon in jungen Jahren Anregung zu Betrachtungen staatsrechtlicher Natur erhalten. Als Beamter der Berner Republik lernte er den inneren Betrieb des Staates kennen; als Zeitgenosse der französischen Revolution wurde sein Blick für äußere Staatsprobleme geschärft. Als Flüchtling in österreichischen Diensten empfing er schließlich die Eingebung zu seinem berühmten Werke; es war im Jahre 1804. Mit geringen Unterbrechungen arbeitete er nun an diesem Werke 30 Jahre lang, sodaß man es mit Recht Hallers Lebenswerk nennen kann.

Es ist das Buch, welches den schwülstigen Titel trägt „Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegengesetzt." Der erste Band erschien im Jahre 1816, dann reihten sich in rascher Folge Band II (1817), III (1818), IV (1820), VI (1825) an, nur der fünfte Band,


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der von der Politik der geistlichen Staaten handelte, brauchte ungewöhnlich lange Zeit, er erschien erst im Jahre 1834.

Was den Inhalt des Werkes angeht, so muß aus dem umfangreichen Buche zunächst der Kern des Ganzen herausgeschält werden; als Hauptangriffspunkt gilt Haller die Lehre vom contrat social. Er wird nicht müde, diesen verhaßten Grundsatz, wonach der Staat durch Zusammentreten einzelner Individuen und Übertragung der Gewalt auf einen einzigen Menschen entstanden sei, zu bekämpfen.

Der erste Band der „Restauration der Staatswissenschaft" bringt zunächst eine scharfe Charakteristik der Staatsphilosophen und Staatsrechtslehrer, welche zu dem Gedanken über die Entstehung des Staates sich geäußert haben. Da werden genannt: Bodinus, Grotius, Hobbes und Montesquieu, weiterhin Pufendorf, Locke, Böhmer, Rousseau, Sieyès und Kant. Haller entdeckt bei allen den gleichen Fehler, nämlich Inkonsequenz. Keiner von ihnen findet den nach Hallers Ansicht richtigen Grundsatz über die Entstehung des Staates; am besten gefällt ihm noch Böhmer, während Hobbes als „ekelhafter Sophist" und Rousseau sogar als ein „ungeselliger moroser Sophist" bezeichnet wird. Montesquieu dagegen läßt er insofern Gerechtigkeit widerfahren, als er seinen Geistesreichtum rühmend hervorhebt. In einer weitgehenden Betrachtung historischer Art kommt Haller dann auf Stolberg zu sprechen, den er lobt; weiterhin behandelt er die nachteilige Wirkung der Einführung des römischen Rechtes, eifert gegen Voltaire und die Freigeisterei, tritt für die Jesuiten ein, um endlich gegen die Beseitigung der geistlichen und weltlichen Autorität Front zu machen. Eine große politische Rundschau lenkt darnach den Blick auf die Staaten, in denen die neuphilosophischen Ideen zur Anwendung gekommen sind: Portugal, Rußland, das Friederizianische Preußen, Österreich und Toskana, Modena, Neapel, Mainz, Köln, Salzburg und Bamberg. Frankreich und die französische Revolution erhalten eine besonders eingehende Betrachtung.

64*


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach dieser Vorarbeit stellt nun Haller seine neuen Grundsätze auf, Gedanken, welche er schon im Jahre 1808 durch sein „Handbuch der allgemeinen Staatenkunde“ einer weiteren Öffentlichkeit vorgelegt hatte, wenngleich nur skizzenhaft umrissen. Die Fundamentalsätze Hallers sind folgende: 1. Es ist falsch, daß die Menschen ursprünglich im Zustande allgemeiner Freiheit und Gleichheit gelebt haben; 2. es ist falsch, daß die Rechte der Menschen nicht gesichert gewesen sind; 3. vielmehr hat der Stand der Natur niemals aufgehört. Die Herrschaft aber gehört demjenigen, welcher am stärksten ist. Da war es also mit dürren Worten gesagt, daß der Stärkere herrsche, und gerade dieser Satz forderte nachmals den heftigsten Widerspruch heraus. Es folgen Belege aus der Bibel und aus den antiken Schriftstellern, in denen Haller wie nur einer zu Hause ist.

Im Schlußteile des ersten Bandes entwickelt Haller die für sein System wichtigste, aber auch verhängnisvollste Idee vom Zwecke des Staates; nach Haller hat der Staat überhaupt keinen Eigenzweck, sondern er unterscheidet sich von jeder anderen Sozietät, welche selbständig ist, nur durch einen höheren Grad von Freiheit und Macht. Auch diese Anschauung, mit der Hallers Gedankengebäude steht und fällt, wurde nachmals Gegenstand heftigster Fehde.

Die Unabhängigkeit, welche dem Herrscher eignet, wird dann nochmals als das charakteristische Merkmal des Herrschenden bezeichnet; sie ist nach Haller „eine Gnade Gottes“. Daß der eine herrscht und der andere dient, ist göttlicher Wille. Über das Verhältnis von Herren und Untertanen zu einander spricht sich Haller folgendermaßen aus: der Starke bezw. der Herrscher muß mit Gerechtigkeit und Liebe regieren. Wenn ein Mißbrauch der Gewalt vorkommt — der Reformator des Staatsrechtes stellt es als einen sehr seltenen Fall hin —, dann bleibt es dem Untertanen unbenommen, das Land zu verlassen; besser ist es, sich in Güte zu fügen, nur in Ausnahmefällen empfiehlt es sich, mit Gewalt Widerstand zu leisten. Haller kennt zwei Gattungen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Staaten: Fürstentümer und Republiken; doch gliedert er erstere wieder in patrimoniale, militärische und geistliche Herrschaften.

Im zweiten Bande, der im ganzen positiver gerichtet ist als der erste, spricht sich Haller zunächst über die Vorzüge von monarchischer und republikanischer Staatsform aus; am natürlichsten erscheinen ihm die Fürstentümer, ein Urteil, das im Munde eines freien Schweizers mehr als auffallend sich ausnimmt. Als das Urbild des Staates erscheint ihm die Familie; wie dort der Vater an der Spitze steht, und wie dort alle Hilfsbedürften sich ihm unterordnen, so ist auch im Staate derjenige Fürst, welcher allein Macht hat und somit dem Schwächeren Schutz und Hilfe gewähren kann. Dieser Vergleich wird bei Haller am Ende mehr als Vergleich; alle Staatseinrichtungen werden nämlich nach und nach zu der Familie in Parallele gesetzt, und es ist zweifellos, daß diese allzu konsequente Durchführung Haller oft in einen falschen oder schiefen Gedankengang hineingetrieben hat.

Der Fürst ist in erster Linie unabhängiger Grundherr; je größer der Grundbesitz ist, desto gesicherter ist auch die Basis seiner Herrschaft. Deshalb empfiehlt Haller in seiner Makrobiotik (Staatsklugheitslehre) auch, die Domänen nach Möglichkeit zu erhalten; auch die Regalien bedürfen sorgfältiger Pflege. Einem Fürsten ziemt es nicht, Steuer zu erheben; er soll reich genug sein, um aus eigener Kraft sich zu erhalten; ist eine Unterstützung notwendig, so haben dafür zunächst die Freien des Landes zu sorgen. Als Idealstaat erscheint dem „Restaurator der Staatswissenschaft" der kleine Staat. Eine Repräsentation des Volkes gibt es nicht; die Landstände vertreten nur sich selbst.

Anstalten, welche der allgemeinen Wohlfahrt dienen, sind Wohltaten; sie entspringen nicht nur der Initiative des Fürsten, sondern sie entstehen meist durch Stiftung von seiten privater Persönlichkeiten und Kommunitäten.

Bei einer derartig freien Gegenüberstellung von Fürsten und Untertanen bleibt naturgemäß dem Monarchen wenig


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unmittelbares Recht auf die, welche in seinem Lande leben. Denn wenn einerseits der Fürst sogar die Audienz nur als Ehre und Begünstigung gewährt, so darf doch andererseits nicht verkannt werden, daß auch der Untertan recht unabhängig dasteht. Der Fürst muß fremde Rechte respektieren, oft sind diese noch durch eigene Verträge sicher gestellt; ja die Freiheit des Untertanen geht so weit, daß er nicht einmal zum Kriegsdienste gezwungen werden kann; Haller spricht dafür dem Söldnerheere das Wort. In der „Makrobiotik“. findet sich eine Fülle von Maßregeln verzeichnet, welche den Staat in der von Haller gewollten Form erhalten sollen, und welcher selbst Mohl das Lob nicht vorenthält, daß sie mit „scharfem Verstande und richtigem Blicke“ aufgestellt seien.

Den Beschluß des ersten Teiles des großen Werkes macht die Abhandlung über die militärischen Staaten; die militärische Herrschaft entsteht ähnlich wie die patrimoniale durch Ansammlung von Getreuen um einen großen Kriegsmann; der Staat vergrößert sich durch Unterwerfung Schwächerer. Die Fortdauer eines Militärstaates steht aber ernstlich in Frage, wenn nicht Grundbesitz erworben und somit zum Patrimonialstaat übergeleitet wird. Als charakteristische Merkmale eines militärischen Staates erkennt Haller besondere Vorrechtsstellung der Getreuen, d. h. des Adels, Lohnsystem und harte Lage der mit dem Schwerte Unterworfenen. In der diesen Staaten zukommenden Makrobiotik wird empfohlen, das Lohnsystem in seiner ursprünglichen Gestalt aufrecht zu erhalten, die Macht der Getreuen aber nicht ungebührlich zu vermehren. Die Reichsstände in solchen Staaten haben für Haller eigentlich keine Existenzberechtigung; sie werden geduldet, allein es wird ihnen nur eine geringe Rolle überlassen: sie dürfen mitberaten und mitbewilligen.

Mit einer gewissen Feierlichkeit geht Haller an den vierten und fünften Band seines großen Werkes, an die geistlichen Herren- oder Priesterstaaten; er betont einmal die Heiligkeit des Gegenstandes, mit dem er sich beschäftigen wolle, dann aber auch das Fehlen irgendeiner Vorarbeit.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die ungemein reizvolle Vorrede des vierten Bandes führt weiter aus: „Ich hatte in meinem ganzen früheren Leben dahin gehörige Kenntnisse zu sammeln und bin wegen dem Glauben, in dem ich erzogen worden, vielleicht nicht ohne Vorurteile gegen jene geistigen Autoritäten und Gesellschaften." Er betont jedoch weiterhin: „Ich habe Gott angefleht, daß er mich auf diesem schlüpfrigen Pfade festhalte."

Als Priesterstaat gilt Haller, um diese Tatsache vorweg zu betonen, jeder Staat, der von katholischen Priestern geleitet wird, also etwa der Kirchenstaat und die ehemals geistlichen Herrschaften in Deutschland.

Auch eine solche Herrschaft entsteht stets von oben nach unten, und zwar vertritt die Stelle eines Grundherren eine religiöse Lehre; sie wirbt Anhänger und gruppiert so um sich Untertanen. Mithin ist das eigentliche Zentrum nicht der zufällig an der Spitze stehende Priesterfürst, sondern die Religion. Die Wirkung einer solchen Herrschaft ist außerordentlich segensreich und kann nicht hoch genug gepriesen werden; ebenso sicher ist es Haller jedoch, daß eine falsche Lehre die größten Verheerungen anrichtet. Eine Priesterherrschaft ist naturgemäß nur möglich bei einer Kirche, welche sichtbar ist und nicht eine unsichtbare Gemeinschaft lehrt. Als Organisation dieser Priesterherrschaft schwebt dem Verfasser durchgängig die Einrichtung der katholischen Kirche bezw. des Kirchenstaates vor: an der Spitze ein Oberhaupt, unter ihm eine sorgsam abgestufte Hierarchie.

Verbindet sich die geistliche mit der weltlichen Herrschaft, so kommt dadurch eine Macht zustande, welche nicht mehr übertroffen werden kann. Die Güter, welche der Kirche gehören, verbleiben ihr unveräußerlich; sonst ruht im unabhängigen Priesterstaate der Hauptnachdruck auf dem geistlichen Momente, namentlich auf der Reinerhaltung der Lehre. Die Entwicklung des Staates wird durch manche Hemmnisse hintangehalten: so kann der zölibatäre Fürst weder durch Heirat noch durch Erbschaft sein Gebiet vergrößern.

Im Inneren des Priesterstaates bildet sich hierarchischer


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staats- und Kirchenadel; alle Stellen werden durch Wahl vergeben, allein die Oberen wählen. Nur das jeweilige Oberhaupt wird durch ein Kollegium der ihm zunächst Stehenden gewählt. Gegen die Untertanen empfiehlt das religiöse Grundprinzip selbst Milde und Gerechtigkeit.

Die Konzile sind den Ständen vergleichbar, sind aber ohne das Haupt des Priesterfürsten ein lebloser Rumpf. In der Makrobiotik der geistlichen Herren- oder Priesterstaaten legt Haller wiederum den Hauptton auf das Religiöse: Reinerhaltung der Lehre, freundliches Verhältnis zwischen Kirche und Staat usw., im übrigen entsprechen diese Klugheitslehren denen, welche er dem Patrimonialfürsten an das Herz legt. Bedenklich erscheint, daß er den weltlichen Fürsten ohne Scheu vorschlägt, sie sollten ihre Söhne und Verwandten auf Kirchenstühle bringen.

Im sechsten Bande geht Haller zur Betrachtung der Republiken über; gegen sie hat er einen unverkennbaren Widerwillen, der sich mitunter bis zu harter Ironie steigert. Die Republiken oder freien Kommunitäten sind ihm geradezu eine „künstliche Einrichtung“, die lediglich dem Umstande ihr Dasein verdanken, daß niemand von den Bewohnern eines Gebietes zu größerer Macht gelangte. Aller Kräfte sind vielmehr gleich, nnd daraus sowohl wie aus gleichen Bedürfnissen heraus bildet sich der republikanische Staat.

Die Unabhängigkeit, das erste Merkmal eines jeden Staates, entwickelt sich bei der Republik sehr oft erst nach und nach; durch Schenkung, durch Vereinigung, durch glückliche Kriege u. s. f. erwächst die anfangs kleine Kommunität zu einer größeren Macht. Eine Republik kann niemals zur Aufnahme neuer Mitglieder gezwungen werden, ebensowenig wie sie selbst andere zum Beitritte zwingen darf.

Die oberste Gewalt in dem republikanischen Staatswesen liegt bei der Mehrheit; Haller spricht es mit den Worten aus: „In Republiken ist die Majorität König.“ Die obersten Behörden dürfen nicht nur als Diener angesehen werden, sondern sie sind auch Mitgenossen. Die Kommunität hat


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Güter, welche ihr als solcher gehören und nie einem einzelnen eignen können. Steuern werden, immer vorherige Einwilligung vorausgesetzt, von den Mitgliedern der Kommunität ohne weiteres erhoben. Zur Verwaltung und Erhaltung der Republik ist eine Verfassung unumgänglich; jedoch ist eine öftere Verfassungsänderung im Laufe der Zeit natürlich.

In der Makrobiotik wird von Haller besonders Beschaffung von Gütern angeraten, aus deren Ertrag die Aufwendungen der Regierung bestritten werden sollen. Auch kluge Gesetze und ansprechende Formen der Wahl werden empfohlen; insbesondere kann jedoch nicht dringend genug zur Pflege der republikanischen Tugenden gemahnt werden; sie sind gewissermaßen die Seele der freien Kommunität, und man verspürt einen Hauch schweizerischer Freiheitsliebe, wenn Haller von dem republikanischen Patriotismus spricht. Genügsamkeit und Fleiß, Achtung vor den Gesetzen, würdiges Betragen sind ihm weiterhin Tugenden, deren Pflege der Republik am Herzen liegen muß. Mit einer Darlegung der Mittel, welche diese Tugenden hervorbringen und fördern können, schließt der große Staatsrechtslehrer sein imposantes Werk.

Es wäre ungerecht, in der „Restauration der Staatswissenschaft“ ein trockenes Gelehrtenwerk sehen zu wollen; allüberall taucht nämlich — es ist das eine bisher wenig gewürdigte Tatsache — hinter den gelehrten Sätzen und Gedanken der Schattenriß des Mannes selbst auf. Namentlich in den Einleitungen zu den einzelnen Bänden gibt Haller interessante Eröffnungen über persönliche Leiden und Freuden; er schildert die Entstehung seines Werkes, die Fortführung, die Schwierigkeiten, die ihm dabei aufgestoßen, die Freuden, welche er bei der Entdeckung seines Grundprinzipes empfunden. Er versichert treuherzig seine Wahrheitsliebe; er betont, daß er nicht um „Orden, noch Pensionen, noch Ehrenstellen“ schreibe, weil er ja keinen Fürsten über sich erkenne (Einleitung zum I. Bande). Er äußert sich über


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinen Vater, bekennt mit schlichten Worten seine Konversion (Einleitung zum IV. Bande), ja er berührt sogar ein so intimes Gebiet, wie die Heirat des Gelehrten (V. Band).

Die „Restauration der Staatswissenschaft" gibt aber auch einen Querschnitt durch das gesamte Wissen des großen Schweizers; wir erkennen in ihm einen belesenen Historiker. Nicht nur die Bibel und die antiken Schriftsteller, wie etwa Cicero und Seneka, sind ihm eingehend bekannt, er kennt sich auch in den neueren Werken der Geschichte aus, eine Hauptfundgrube ist ihm Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu Christi". Weihbischof Zirkels „Geschichte der deutschen katholischen Kirche" hat er ebenfalls gelesen (IV, 357). Vertraut ist er auch mit der Weltgeschichte seines Landsmannes, Johannes von Müller; er erwähnt ferner Möser und verrät eine treffliche Kenntnis der neuesten Zeitereignisse. Auf die kirchenpolitischen Vorgänge hat er sein besonderes Augenmerk gerichtet: Napoleon ist ihm zumeist deshalb verhaßt, weil er die Kirche zu unterdrücken sucht. Um so heller erstrahlt der Glanz des Papstes Pius VII., des „ewig ruhmwürdigen" (II, 432), der in all seiner Not von dem Wege des Rechtes und der Pflicht nicht abgeht.

Haller sieht sonst die Lage der katholischen Kirche nicht als trostlos an; haben doch Männer wie Stolberg, Schlegel, Werner, Schlosser sich ihr zugewandt! Ihre Erwähnung zeigt, daß der Schweizer an ihrem Beispiele sich erbaut hat. Ebenso sind die religiösen Verhältnisse in Frankreich dazu angetan, zu erheben und anzufeuern. Chateaubriand mit seinem „Genius des Christentums", de Bonald und de Maistre haben in Hallers Augen zunächst eine religiöse Gloriole. Lammenais dagegen erregt schon Hallers Schmerz (V, 355). Auch Görres mit seinen freiheitlichen Ideen kann vor Haller keine Gnade finden (IV, 394).

Selbst rein theologisches Gebiet ist dem „Restaurator" nicht fremd, wir finden den hl. Thomas erwähnt (V, 169), weiterhin stößt uns auf der Name des Kardinals Bellarmin (IV, 120).


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die deutsche Literatur wird gleichfalls des öfteren gestreift; es erscheinen da die Namen Wielands (III, 550) und Hagedorns (VI, 357); ferner kann er sich auf August Wilhelm von Schlegel (V, 68) berufen. Dagegen ist Goethe überhaupt nicht, Schiller (III, 477) nur einmal erwähnt; aus seiner Bewunderung für den Dichter des „Tell" macht Haller kein Hehl.

Zur eigentlichen Quellenkenntnis der staatsrechtlichen Ausführungen des Werkes ist noch zu bemerken, daß der Autor ab und zu genauere Angaben über Benutzung von Urkunden macht (III, 428), einmal erwähnt er Statuten religiöser Krankenpflegerinnen aus einem katholischen Spitale (IV, 135); von der zeitgeschichtlichen Fachliteratur rühmt er Adam von Müllers Elemente der Staatskunst. Mitunter durchbricht sein Gefühl die starre Art des objektiven Denkens, und er macht seinem gepreßten Herz Luft; so ruft er einmal im Zorne über die kläglichen Zeitverhältnisse aus: „O du miserables Zeitalter!" (III, 272).

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so charakteristisches Werk auf allen Seiten das lebhafteste Interesse erweckte; nichts beweist diese Tatsache klarer als der Umstand, daß auch außerhalb der deutschen Sprachgrenzen das Werk Beachtung fand. Eine französische Ausgabe veranstaltete Haller selbst (es kamen jedoch nur die drei ersten Bände heraus); weiterhin erschien eine italienische Übersetzung, ja Bischof Ugolini übertrug die „Restauration" auszugsweise ins Lateinische. Das deutsche Original erlebte eine zweite Auflage.

Die Beachtung, die das Werk fand, war aber zwiefacher Art, zustimmend und ablehnend, und der Kampf um das Werk ist zugleich sein Urteil. In den Kreisen des preußischen, des österreichischen und auch des französischen Hofes überwogen die Stimmen des Beifalls. In Frankreich wurde der Verfasser der „Restauration" späterhin sogar durch eine ehrenvolle Berufung in die oberste Staatsbehörde von seiten des Ministeriums Polignac ausgezeichnet. In den Kreisen um Metternich fand Haller wohl den lebhaftesten Beifall;


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

während Adam von Müller mit dem Schweizer in der Bekämpfung des contrat social selbständig zusammentraf, machte Jarcke sich geradezu zum Propheten der neuen Lehre. In seiner geistvollen Art schmolz er gleichsam die schweren Goldbarren der Hallerschen Ausführung in gangbare Münze um. Das hinderte nicht, daß er gegen gewisse Gedanken der „Restauration" sich ablehnend verhielt, wie etwa gegen die Gleichsetzung von Staatsrecht und Privatrechten. Durch Jarcke kam es hauptsächlich, daß Hallers Ideen auch praktische Bedeutung erlangten; denn seine geistvollen Aufsätze trugen jene Gedanken in die Gemüter derer, welche die Politik leiteten.

Der schwärmerischen Begeisterung, welche die „Restauration" auf der einen Seite erweckte, entsprach aber auf der anderen eine Gegnerschaft, ja ein Haß, der an Intensität dem ersteren Gefühle nichts nachgab. Haller selbst hatte schon bei der Herausgabe seines „Handbuches" scharfe Kritik über sich ergehen lassen müssen; gegen sie wendet er sich sehr heftig in der Vorrede zum ersten Bande der „Restauration". Eine viel größere Fehde entfachte nun das Hauptwerk selbst; ja, man kann geradezu von einer Streitliteratur wider die „Restauration" sprechen. Auch gegen diese wehrte sich der Angegriffene noch in dem Werke selbst, und zwar im letzten Bande (VI, 571).

Als erster auf dem Plan erschien der Leipziger Philosophieprofessor W. T. Krug; schon die Überschrift: die Staatswissenschaft im Restaurationsprozesse der Herren von Haller, Adam Müller und Konsorten (Leipzig 1817) verriet, namentlich im letzten Worte, die Gesinnung, welche den Verfasser beseelte. Doch erkannte er bei Haller wenigstens die ehrliche Gesinnung an. Er bezeichnet als ersten Grundirrtum Hallers seine Ansicht über den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Leben und behauptet, nicht die falschen Lehrsätze hätten den Staat verderbt, sondern diese angeblich falschen Sätze seien ja erst eine Ableitung aus der Staatsverfassung, wie sie die Wirklichkeit gebildet habe. Krug greift aber auch die eigentlichen Kernsätze der „Restauration", wie die Lehre von



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Fortdauer des Naturstandes, die Ausführungen über Freiheit und Gleichheit, über Volkssouveränität und Delegierung der Gewalt mit mehr oder minder großem Geschicke an.

Krug reihten sich bald andere an, welche in der Bekämpfung der Hallerschen Theorie eine Notwendigkeit erblickten. So schrieb der Züricher Escher „über die Philosophie des Staatsrechtes, mit besonderer Beziehung auf die Hallersche Restauration" (Zürich 1821), und endlich betrachtete nach Erscheinen des ganzen Werkes der vielseitige Riedel „Hallers staatsrechtliche Grundsätze, nach der ‚Restauration der Staatswissenschaft' bearbeitet und beleuchtet" (Berlin 1842).

Die Kritik lenkte später allmählich in sanftere Bahnen; Leo und Stahl gingen voran.[1]) Dann versuchte insbesondere Mohl unter Hintansetzung persönlicher Stimmungen in seiner „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" (Erlangen 1855, 3 Bände) eine objektive Würdigung des eigenartigen Mannes und seines Werkes. Darnach folgte noch Roscher, der in seiner „Geschichte der Nationalökonomik" (1874) den Schweizer Staatsgelehrten als den „ehrlichsten, konsequentesten und rücksichtslosesten" Vertreter der romantischen Schule der Nationalökonomik bezeichnete.

Was ist nun die Wahrheit über die „Restauration der Staatswissenschaft"? Ist sie das Werk eines Aberwitzigen, der finstere Pläne schmiedete und seine Mitmenschen aus Freude an Trug hinters Licht führte? oder ist es das Werk eines gottbegnadeten Genies, dem gleichsam der Auftrag zuteil geworden, ein neues Zeitalter in der Staatenentwicklung zu beginnen? Weder das eine noch das andere ist der Fall. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Hallers großes Werk hat

1) Der berühmte Berliner Professor Stahl übte in seiner „Philosophie des Rechts" Bd. I („Gesch. der Rechtsphilosophie", 4. Aufl. 1871, S. 568) zwar strenge Kritik, blieb dabei aber so sachlich, daß er Hallers Konversion überhaupt nicht erwähnte. Er stimmt mit Leo darin überein, daß er Haller das Verdienst zuschreibt, „die Naturseite von Recht und Staat zum deutlichen Bewußtsein gebracht und mit Erfolg gepflegt zu haben."



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zunächst das unstreitige Verdienst, die Lehre vom contrat social vernichtet zu haben; moderne Staatsrechtslehrer suchen wenigstens die Möglichkeit einer Staatenbildung durch den contrat social zu retten. Aber all das zeigt nur, wie grundstürzend die Wirkung des Hallerschen Buches war.

Die Entstehung des Staates wird von Haller auch mit einer solchen Anschaulichkeit und Natürlichkeit geschildert, daß man sich wundern muß, wie dieser Auffassung so viele Hemmnisse begegnen konnten. Wenn er dabei von der Familie ausgeht, so kann man das für die Schilderung der Urzustände durchaus gelten lassen. Auch wenn er das Recht des Stärkeren betont und das Schutzgefühl des Schwächeren schildert, so ist dagegen kaum etwas zu erinnern. Spätere Staatsrechtsphilosophen haben freilich neben diesen noch anderen Theorien Raum verschaffen wollen; das Recht dazu kann ihnen nicht abgesprochen werden.

Die Entwicklung eines so entstandenen Staates wird von Haller leider nicht mit derselben überzeugenden Klarheit dargestellt, wie die Entstehung. Der Schöpfer der „Restauration“ kennt eben gar keine Entwicklung, und an dem Mangel dieser Erkenntnis scheitert die ganze positive Grundlegung; darin sind sich alle Kritiker von Jarcke bis Mohl einig. Die Gleichung: Privatrecht gleich Staatsrecht kommt einem verzweifelten Sprunge gleich, um die Position zu retten. Der entwickelte und ausgebildete Staat ist aber nun einmal ein Gebilde, das mit der Familie nicht allzuviel mehr gemein hat. Er hat größere Zwecke und umfassendere Aufgaben als der enge Kreis von ein paar Hausbewohnern: das zu leugnen, heißt in der Tat den Staat in seiner Grundlage negieren.

Einen Fortschritt bedeutet die „Restauration“ aber weiterhin in der Systematik (Mohl); während man vor Haller meist die immer wiederholte Einteilung in Monarchien, Aristokratien und Demokratien benutzte, erweiterte der Schweizer den Gesichtskreis, indem er andere Staatsformen, wie die Theokratie, in den Rahmen seiner Betrachtung zog.


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von besonderem Werte erscheint dann noch die „Makrobiotik" zu den einzelnen Teilen; die Voraussetzungen einmal zugegeben, kann man kaum bessere Vorschläge machen, als dies von Haller geschehen ist. Mohl steht z. B. nicht an, die Makrobiotik der geistlichen Herrschaften „eine höchst bedeutende Arbeit" zu nennen und von einem „dankenswerten Beitrag zur vollständigen wissenschaftlichen Ausbildung der Staatskunst" zu sprechen (III, 378).

Bei allen Irrtümern, welche dem Hallerschen Werke anhaften, läßt sich doch sagen, daß seine Herausgabe eine „mächtige politische Tat" war. Sie sagte einer ganzen, bis dahin unumschränkt herrschenden Schule den Krieg an und versuchte, einer ganz neuen Anschauung den Weg zu ebnen. Diese Tat war um so bedeutungsvoller, als sie zu einer Zeit erfolgte, wo die Reaktion gegen die bisher geltenden Ideen sich allgemein vorbereitete und in den politischen Gestaltungen der nachrevolutionären Zeit den besten Boden fand.

Heute aber, wo die romantischen Bannerfarben sich wieder mehr und mehr hervorwagen, sollte man auch wieder mehr des großen romantischen Staatsrechtsphilosophen gedenken; sein Streben war nicht nur national, sondern auch christlich, und wenn er über der Größe seiner Aufgabe und der Höhe seines Zieles in Fehler fiel, so entrichtete er damit nur der Menschlichkeit seinen Tribut, eine Tragik, mehr beklagens- als verachtenswert.


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXXXII.

## Fürst Bismarck 1890—1898.

ρ. Das Lebens- und Charakterbild Bismarcks erfährt durch ein soeben erschienenes Buch neue wesentliche Ergänzungen. Das Buch ist herausgegeben von dem früher leitenden politischen Redakteur der „Hamburger Nachrichten“ Hermann Hofmann und enthält persönliche Mitteilungen des Fürsten und eigene Aufzeichnungen des Verfassers, sowie eine authentische Ausgabe aller vom Fürsten Bismarck herrührenden Artikel in den „Hamburger Nachrichten“. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1913. 2 Bde. mit einem Titelbild geb. 16 Mk.)

Der Herausgeber ist der einzige noch lebende Mensch, dem die aus der Feder Bismarcks herrührenden Artikel in den „Hamburger Nachrichten“ bekannt sind. Bismarck hatte zu Hofmann regelmäßige und dauernde Beziehungen, und er informierte den Herausgeber über viele Dinge und unter staatsmännischen Gesichtspunkten, wie sie keinem zweiten Journalisten je zu teil wurden. Der Schwerpunkt des Werkes liegt in der Geschichte der Entlassung des Fürsten und in der Schilderung seines Verhältnisses zum Kaiser und zur neuen Regierung. Starkes Interesse bieten auch die Konflikte, die zwischen Bismarck und den Männern des neuen Kurses wegen der Handelsverträge, der Wiener Uriasbriefe und der Veröffentlichung des deutsch-russischen Neutralitätsvertrages entstanden. Hofmann hat diese Zusammenstöße an der Seite des Fürsten Bismarck erlebt und in seinem Auftrage publizistisch dabei mitgewirkt. Das Buch bietet ferner wichtige Aufschlüsse über Bismarcks Stellung zu wichtigen Fragen der inneren und äußeren Politik, über sein Verhältnis zu Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich und deren Gemahlinnen, sodann Aussprüche des alten Kanzlers über sich selbst und andere


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

berühmte Männer, schließlich über Krankheit und Tod des Fürsten. Alle Äußerungen sind sorgfältig notiert worden, und es unterliegt daher keinem Zweifel, daß die vorliegenden Bismarckerinnerungen zu den wichtigsten Quellenwerken für die künftige große Biographie des alten Reichskanzlers zählen. Das zweibändige Werk enthält nicht alle vom Fürsten Bismarck in den „Hamburger Nachrichten" publizierten politischen und persönlichen Auslassungen, jedoch hat der Herausgeber am Schlusse des Werkes eine authentische Ausgabe aller Bismarckartikel in seinem Blatte mitgeteilt.

Zur richtigen Würdigung des Buches ist vorauszuschicken, daß Hofmann Anhänger der damaligen Bismarckfronde und als solcher ein williges Sprachrohr des Fürsten Bismarck gewesen ist. Man gewinnt aus seinen Darstellungen den Eindruck, daß Bismarck's Handlungsweise in manchen nicht einwandfreien Punkten beschönigt wird, daß insbesondere das Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler sehr zu gunsten des letzteren beleuchtet wird. Der Groll des Reichskanzlers nach seiner Entlassung, seine unerhörten Angriffe auf die Öffentlichkeit, namentlich die ganze Presse, seine Mitteilungen an sensationslüsterne ausländische Journalisten, wonach er die sozialen Februarerlasse des Kaisers mit allem Nachdruck zum Scheitern bringen wollte, und sonstige Dinge mehr haben damals das ganze deutsche Volk in seinen Tiefen aufgerüttelt und eine kolossale Erregung für und gegen den Kanzler hervorgerufen. So ziemlich die gesamte deutsche Presse, namentlich die früheren bismarckfreundlichen Organe „Kreuzzeitung", „Köln. Zeitung", Berliner „Post" hatte der Kanzler der „Feigheit" geziehen. Nur noch die „Hamburger Nachrichten" blieben das Sprachrohr des ihnen benachbarten Einsiedlers. (Siehe auch Histor. polit. Blätter Bd. 105; 106, XV. Die „gefallene Größe" in Friedrichsruh.) Unter dem Gesichtswinkel dieser Verhältnisse muß man mit einem gewissen Zweifel an völlige Objektivität Hofmanns Buch zur Hand nehmen.

Bismarck hatte, wie erwähnt, nach seiner Entlassung die „Hamburger Nachrichten" als sein Publikationsorgan gewählt.




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieser Umstand brachte es mit sich, daß dieses Blatt in der weiten Öffentlichkeit mit großer Spannung und Interesse gelesen wurde. Der Fürst hat in den „Hamburger Nachrichten" zunächst Ausführungen machen lassen über seinen Rücktritt. Sehr verletzt zeigte er sich über die Art und Weise, wie er mit den Seinen aus dem Reichskanzlerpalais vertrieben worden war. Es ging Hals über Kopf, der Fürst sei sich vorgekommen wie eine deutsche Familie, die 1870 aus Paris ausgewiesen worden wäre. Die Gründe zum Rücktritt bestanden in der festen Absicht des Kaisers, sein eigener Kanzler zu sein, die Politik selbst zu leiten und zwar in neue Bahnen. Auch spitzten sich die persönlichen Gegensätze zwischen Kaiser und Kanzler immer mehr zu, und zwar dank der Schürung von einflußreichen Persönlichkeiten, die ein Interesse an des Fürsten Entlassung hatten. Die direkte Veranlassung zum Rücktritt des Kanzlers bestand in seinem Verlangen, daß gestützt auf die Kabinettsorder von 1852 den Ressortministern der Vortrag beim Monarchen ohne Vorwissen des Ministerpräsidenten untersagt sei. Da Bismarck zum Nachgeben nicht bereit war, mußte er gehen. Neben diesem Hauptmotive bestanden grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten zwischen Kaiser und Kanzler über die fernere Behandlung der sozialpolitischen Fragen, insbesondere des Arbeiterschutzes.

Ein weiterer unmittelbarer Anlaß war auch die Unterredung, die Bismarck dem Zentrumsführer Windthorst gewährte. Der Kaiser war über diese Zusammenkunft sehr erregt, fuhr ins Kanzlerpalais und betonte, daß er von solchen Verhandlungen rechtzeitig zu erfahren ein Recht habe. Die Unterredung endigte mit der Aufforderung des Kaisers an den Fürsten Bismarck, sofort seine Entlassung einzureichen. In den Morgenstunden des 17. März wurde dem Reichskanzler die strikte Aufforderung neuerdings überbracht. Ein Ministerrat suchte nochmals Schritte zu unternehmen, den Fürsten im Amte zu halten. Doch da kam bereits Herr von Lucanus mit dem Auftrage des Kaisers, daß dieser der

Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Einreichung des Abschiedsgesuches noch im Laufe des Tages entgegensehe. In derselben Nacht verfaßte nun der Kanzler sein Entlassungsgesuch. Wenn, so bemerkt Hofmann, „in der zustimmenden Antwort des Kaisers von der ‚Aussichtslosigkeit weiterer Versuche, den Fürsten zur Zurücknahme seines Antrages zu bewegen', die Rede war, so ist im Interesse der historischen Wahrheit festzustellen, daß solche Versuche überhaupt nicht stattgefunden haben." Den Fürsten traf die Entlassung sehr schwer. Er äußert sich, „die Entlassung sei sein Todesurteil gewesen, seine Trompete sei durchschossen, sie gebe keinen Ton mehr. Die Staatsmänner der alten Römer — wie Cato von Utika — seien, wenn sie sich gezwungen sahen, aus dem öffentlichen Leben abzutreten, freiwillig aus diesem irdischen Dasein geschieden. Ihm sei dies verwehrt."

Hofmann sucht sodann den Nachweis an der Hand zahlreicher Aussprüche des Fürsten Bismarck zu bringen, daß dieser alles vermied, was irgendwie als Unehrerbietigkeit oder Auflehnung gegen den Kaiser hätte aussehen können. Bismarck sorgte dafür, daß in den „Hamburger Nachrichten" niemals die Person des Kaisers angegriffen wurde. Hofmann gibt eine genaue Schilderung der Beziehungen zwischen Kaiser und Kanzler nach der Entlassung, aus der zu ersehen ist, daß das Wohlwollen des Kaisers zickzackartig von politischen Vorgängen und Hofintriguen abhängig war. Viel gespannter war das Verhältnis des Fürsten nach seiner Entlassung zur Regierung. Daß er die Rückkehr ins Amt erstrebte, ist als unbegründet zurückzuweisen. Einmal sagte er zu Hofmann: „Wenn das Vaterland meiner noch einmal bedürfen sollte, werde ich natürlich zur Stelle sein. Aber wer weiß, ob ich dann noch tanti bin." Es sei Bismarck daran gelegen gewesen, gute persönliche Beziehungen zu seinem Nachfolger zu unterhalten. Er ließ der Hamburger Redaktion wissen, Herr von Caprivi möge „mit Rücksicht" behandelt werden; er, der Fürst, sei mit ihm befreundet und wünsche es zu bleiben. Auch vermied er anfänglich jede Kritik an



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regierungsmaßregeln, die als prinzipielle Opposition hätte angesehen werden können. Als dann freilich Caprivi im Reichstag in wenig freundlichem Sinne auf seinen Vorgänger anspielte, änderte sich Bismarcks Haltung. Der Fürst empfing ausländische Publizisten, denen er nach seiner Auffassung Mitteilungen im Interesse des Deutschen Reiches und der Erhaltung des Friedens machte. Diese Unterredungen namentlich mit russischen und französischen Journalisten kamen aber der Berliner Regierung verdächtig vor, und man fragte sich, ob es nicht ratsam sei, die Fortsetzung ähnlicher Veröffentlichungen zu verhindern, weil man im Auslande die Kundgebungen Bismarcks mit der amtlichen deutschen Politik verwechseln könne. Ein Rundschreiben erging an alle auswärtigen Vertreter des Reiches des Inhalts, daß Fürst Bismarck der aktuellen Reichspolitik vollständig entrückt sei, und daß seine Äußerungen im Verkehr mit fremden Journalisten lediglich als die eines Privatmannes zu bewerten seien. Die Stellungnahme des Kaisers kam in den Worten zu dem französischen Botschafter Herbette zum Ausdruck: „Niemals wird der deutsche Kaiser der Welt das traurige Schauspiel geben, einen Mann, wie den Fürsten Bismarck, der ein begeisterter Diener Deutschlands und Preußens war, und den trotz den Fehlern seines Alters die Nachwelt als einen der größten Staatsmänner der Jetztzeit betrachtet, in seinen alten Tagen in den Anklagezustand zu versetzen."

Von diesem Zeitpunkte an trat der Gegensatz zwischen Bismarck und seinen Nachfolgern in der beiderseitigen Presse offen zu Tage. Bismarck drückte immer wieder sein Erstaunen darüber aus, daß man ihm den Mund verbieten und ihm verwehren wolle, sich über die Politik seiner Nachfolger zu äußern. Bemerkenswert ist übrigens, daß der Fürst niemals in die Lage kam, Rat zu erteilen, weil der Kaiser und seine Minister ihn nie darum angingen. Der Kaiser wollte sein eigener Kanzler sein und vermied selbst bei Gnadenbeweisen Bismarck gegenüber den Schein, als ob damit der Gedanke einer Annäherung an die Politik des Fürsten verknüpft


Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werde. Da der Fürst amtlich nicht um Rat gefragt wurde, so blieb ihm nach seiner Auffassung nur übrig, Kritik an der Regierungspolitik zu üben. Bis zum Sommer 1892 hielt sich diese Kritik noch in etwas maßvolleren Grenzen. Als aber von Berlin aus im Juni jenes Jahres die Uriasbriefe nach Wien ergingen, die bezweckten, Bismarck dem Kaiser Franz Joseph, dem Hofe, der amtlichen Diplomatie und der Wiener Gesellschaft gegenüber mit Boykott zu belegen, da wurde Bismarcks Ton schärfer. Unter Fürst Hohenlohe besserte sich das Verhältnis zwischen der Berliner Regierung und dem Fürsten Bismarck zusehends. Hohenlohe gab seine Absicht, den Gegensatz zwischen dem Kaiser und dem entlassenen großen Kanzler abzuschwächen oder zu beseitigen, durch unzweideutige Handlungen vor der Öffentlichkeit zu erkennen.

Die großen Differenzen zwischen Bismarck und der Berliner Regierung bezogen sich auf den deutsch-englischen Vertrag wegen des Austausches von Helgoland gegen Sansibar-Witu, auf die preußische Landgemeindeordnung und auf die Caprivischen Handelsverträge. Bismarck war wohl für die Erwerbung Helgolands, allein er glaubte, daß es mit Sansibar und Witu zu teuer bezahlt sei, und daß man es hätte erheblich wohlfeiler haben können, wenn man in Berlin die Fähigkeit des Wartens besessen hätte. Von der neuen preußischen Landgemeindeordnung fürchtete Bismarck, daß sie der Sozialdemokratie die Wege für ihr Eindringen in das platte Land ebnen würde, wenn man das bisherige Regiment des Dorfschulzen durch die Bureaukratie ersetzen und den Zusammenschluß leistungsunfähiger mit zahlungsfähigen Bauerngemeinden zu „Zweckverbänden“ durchführen würde. Die Entwicklung der Dinge hat dem Fürsten Bismarck Recht gegeben. Zu schärferen Kämpfen kam es bei den Caprivischen Handelsverträgen, welche die bewährte Schutzzollpolitik Bismarcks preisgeben und dem Freihandel einen größeren Spielraum gewähren sollten. Der ganze Jahrgang 1891 der „Hamburger Nachrichten“ ist voll von Warnungen gegen die Um-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kehrung der Wirtschaftspolitik, deren Verlauf dem Reichskanzler recht gegeben hat.

Nun kam im Juni 1892 der große Bruch zwischen Bismarck und Berliner Regierung. Sein Sohn Graf Herbert Bismarck hatte sich am 4. Mai mit der Gräfin Marguerite Hoyos verlobt. Der Kaiser hatte einen herzlichen Glückwunsch gesandt. Am 18. Juni trat Fürst Bismarck die Reise nach Wien an zur Vermählung seines Sohnes. Bismarck suchte naturgemäß um Audienz beim kaiserlichen Hofe nach, und Kaiser Franz Josef fand es natürlich und selbstverständlich, „wenn Fürst Bismarck als alter und bewährter Freund seines Hauses und Österreichs ihm seine Aufwartung mache“. Allein den Ratgebern am Berliner Hofe, die eine Aussöhnung mit dem Kaiser besonders stark fürchteten, war es gelungen, den Kaiser sehr gegen den Fürsten zu verstimmen. Es ging eine Depesche nach Wien, wonach der deutschen Botschaft die Teilnahme an der Bismarckschen Hochzeit verboten wurde. Sogar der Empfang des Fürsten Bismarck durch Kaiser Franz Joseph, der bereits zugesagt war, wurde von Berlin aus amtlich vereitelt. Fürst Bismarck geriet über diese ihm angetanen Beleidigungen, die er dem Grafen Caprivi zuschrieb, zu denen er freilich in schärfster Weise gereizt hatte, in hellen Zorn. Bismarck dachte allen Ernstes daran, den Grafen Caprivi zu fordern, allein er wurde durch die Aussicht nichtssagender Erklärungen bei der ehrengerichtlichen Verhandlung davon abgehalten. Den Erlaß nach Wien nannte er eine „enorme Dummheit“, die sich an ihren Urhebern rächen werde. Die Hintertreibung der Audienz beim Kaiser Franz Josef aber charakterisierte Bismarck als eine Handlung, die nicht nur ihn treffe, sondern das österreichische Staatsoberhaupt selbst, das damit von Berlin aus „gewissermaßen unter Kuratel gestellt werde“. Natürlich mußte sich der deutsche Botschafter Fürst Reuß und seine Gemahlin aufs peinlichste betroffen fühlen, da sie die Einladung zur Hochzeit wieder absagen mußten.

Als erste Quittung über dieses Verhalten des Grafen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Caprivi beschied Bismarck den Herausgeber der Wiener „Neuen Freien Presse" zu sich und unterzog die Berliner Politik einer strengen Kritik. Das Referat in diesem Wiener Blatte lag dem Fürsten vor seiner Veröffentlichung vor, und es ist bezeichnend, daß der Fürst sich jeder Milderung der gebrauchten scharfen Wendungen enthalten hat. Bismarck sprach in dem Artikel von der „Niederlage" Deutschlands in den Handelsverträgen, welche er aus dem Ungeschick der deutschen Unterhändler erklärte, die ihren österreichischen Kollegen nicht gewachsen gewesen seien. Der Hauptgrund liege darin, daß die Berliner Regierung Männer nach Wien geschickt habe, die er, Fürst Bismarck, früher im Dunkeln gehalten habe. Auch sei der Draht, der von Berlin nach Rußland geführt habe, jetzt völlig zerrissen. Seinem Nachfolger fehle das persönliche Vertrauen, wie die persönliche Autorität. Am Schlusse hieß es, er habe keine persönlichen Verpflichtungen mehr gegen seinen Nachfolger. Alle Brücken seien abgebrochen, aber die Kritik der heimatlichen Zustände werde er sich nicht nehmen lassen. Seit seiner Entlassung sei zuungunsten Deutschlands eine starke Veränderung in der politischen Situation Europas eingetreten. Die Wirkung dieses Wiener Berichts in Berlin war außerordentlich. Es fanden lange Ministerkonferenzen statt, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" brachte scharfe Gegenartikel, die soweit gingen, die Zurechnungsfähigkeit des Fürsten anzuzweifeln.

Gleich nach dem Erscheinen der Artikel in der „Nordd. Allgem. Zeitung" wurde Hofmann telegraphisch zu Bismarck nach Kissingen berufen. Er empfing ihn mit den Worten: „Nun wird ja scharf geschossen; dann werden wohl auch wir feuern müssen." In den „Hamburger Nachrichten" erwiderte Bismarck, er sei überzeugt, daß ... das Beginnen der heutigen Minister dem Staate zum Verderben gereiche, ... daß die heutigen Minister nicht, wie die „Nordd. Allgem. Zeitung" behauptet habe, sein Werk fortsetzten, sondern eher alles betrieben, als dies. Er verwahre sich gegen die Mitverantwortlichkeit, die in der Behauptung



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

läge, daß dies sein Werk sei. Er bestreite durchaus, daß der neue Kurs mit dem alten identisch sei, erblicke vielmehr in dem neuen Kurse einen Bruch mit dem alten und lege Wert darauf, dies öffentlich zu bekunden." Auch machte Bismarck die Minister lächerlich, weil sie behaupteten, die Artikel der „Nordd. Allgem. Zeitung" seien eine Privatleistung des Redakteurs des offiziösen Blattes. Es mache einen komischen Eindruck, wenn der „Redakteur der ‚Nordd. Allgem. Zeitung' sich auf das Katheder setze und den früheren Reichskanzler, der dreißig Jahre lang die Politik zur Befriedigung der Krone und des Volkes geführt habe, wie einen Schüler mit einer Sonnabendzensur, in der Tonart eines Verweises, abkanzle, dem wegen früherer guter Aufführung eine schärfere Strafe einstweilen nicht folgen solle". Gegenüber der unerhörten Behauptung der „Nordd. Allgem. Zeitung", die Erinnerungen des Fürsten Bismarck fingen an, sich völlig zu verwirren, beschränke sich der Fürst auf die Bemerkung, es sei nichts leichter, als solche Injurien zurückzugeben, aber er halte das unter seiner Würde. Schließlich bemerkte der Fürst, auch die Redaktion der „Nordd. Allgem. Zeitung" „werde soviel juristische Bildung haben, daß sie die Drohung mit strafrechtlicher Verfolgung selbst als Windbeutelei erkennen werde. Der Versuch der Regierung, ihn durch gerichtliche Klage zum Schweigen zu bringen, werde ihn übrigens im höchsten Grade interessieren. Der Versuch wäre dem Fürsten nicht unwillkommen, er habe gegen einen dramatischen Abschluß seiner politischen Laufbahn nichts einzuwenden, auch wenn die Folgen für ihn ernster sein sollten, als es nach Lage der Gesetzgebung möglich sei." (Die einzelnen Artikel in den „Hamburger Nachrichten" sind im zweiten Teile des Buches zum Abdruck gebracht.)

In einem großen Teile der Bevölkerung war Bismarck infolge dieser Regierungsangriffe in Kissingen der Gegenstand ungeheurer Huldigungen. Zu allem Überflusse tat nun die Regierung das Törichtste, was sie konnte, sie veröffentlichte


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

amtlich im Reichsanzeiger das vertrauliche Rundschreiben vom 23. Mai 1890 an die preußischen und deutschen Gesandtschaften, wonach den Äußerungen des Fürsten Bismarck den ausländischen Journalisten gegenüber aktueller Wert nicht beizulegen sei, ferner die Depesche vom 9. Juni 1892 an den kaiserlichen Botschafter in Wien, Prinzen Reuß, betreffs des Verbots der Beteiligung an der Hochzeit des Sohnes Bismarcks. Der Erfolg der Veröffentlichung dieser amtlichen Schriftstücke war eine ungeheure Welle von Sympathiekundgebungen der Anhänger Bismarcks aus allen Teilen des Reiches in Bad Kissingen, die sich in Jena und Schönhausen fortsetzten. Als Fürst Bismarck von der amtlichen Publikation erfuhr, sagte er zu Hofmann: „Die Leute in Berlin müssen rein von Gott verlassen sein. Das ist eine neue ganz unglaubliche Dummheit, daß sie ihre Erlasse selbst an die große Glocke hängen.“ Auch äußerte der Fürst, daß er die Hintertreibung der Audienz beim Kaiser Franz Josef sehr schmerzlich empfunden habe. Er betrachtete sie als einen Akt der Geringschätzung seiner Person, als Schädigung seiner gesellschaftlichen Stellung und als persönliche Kränkung. Auch erklärte der Fürst, daß derartige amtliche und offiziöse Kundgebungen gegen ihn den Erfolg seiner Kissinger Badekur nicht schädigen könnten, er sei zu abgehärtet gegen diese Dinge und würde die Muße seines Badelebens gern damit ausfüllen, von der Fortdauer des Kampfes und von den Kampfesmitteln, die gegen ihn angewendet würden, Kenntnis zu nehmen. Hofmann schildert sodann noch ausführlich die wichtigen politischen Differenzen zwischen dem Fürsten Bismarck und seinen Nachfolgern betreffs des deutsch-russischen Neutralitätsvertrages, der in der gesamten Presse des Inlandes und Auslandes aufgeregte Erörterungen brachte, sowie zu Debatten und Interpellationen im deutschen Reichstage und in anderen Parlamenten führte.

Sind die bisherigen Ausführungen von politischem und historischem Werte, so bieten die Schilderungen Hofmanns über Bismarcks Urteil über seine Politik, über politische


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Persönlichkeiten, über sonstige verschiedene Äußerungen hohes menschliches Interesse. Fürst Bismarck handelte als Politiker nie nach „theoretischen Gesichtspunkten", er hat in seiner Politik nie ein bestimmtes System verfolgt, sondern sich stets von Fall zu Fall entschieden. Aus der Fülle von Mitteilungen seien nur einige hervorgehoben. Bismarck betrachtete das ganze parlamentarische Fraktionswesen als eine Krankheit, deren Bestand auf dem strebsamen Ehrgeize der Führer beruhe. Ebenso war er der Ansicht, daß sich die bestehenden Parteien überlebt hätten. Auch würde es dahin kommen, „daß bei künftigen Wahlen der Kandidat weniger darnach gefragt wird, ob er konservativ, liberal oder demokratisch sei, als vielmehr danach, wie seine Stellung zu den wirtschaftlichen Fragen ist". Interessant ist Bismarcks Urteil über die Konservativen. Diese seien nicht mehr die alten. „Viele Konservative sind Opportunisten geworden, die es nicht verschmähen, den Mantel nach dem Winde zu hängen. Der eine will Förderung in seinem Amte, ‚man will doch nicht ewig Landrat bleiben', der andere wünscht eine höhere Ordensklasse, der dritte erstrebt auf Andrängen seiner Frau Einladungen zu Hoffestlichkeiten, der vierte möchte sich dem Avancement seines Sohnes in der Armee oder in der Bureaukratie förderlich erweisen und so weiter. Ich will aber nicht behaupten, daß diese Charakteristik auf alle Konservativen im Lande zutrifft. Nichts liegt mir ferner; ich habe mehr gewisse Führer im Auge, die heutzutage zu einem Einflusse gelangt sind, zu dem sie früher niemals gekommen wären." Diese Charakteristik Bismarcks über die Wahrung der Personalien seitens der Konservativen ist ein wertvoller Beitrag für die Parität in Preußen, wonach Protektion in die Höhe geführt hat, während bei Paritätsklagen der Katholiken stets auf die persönliche Tüchtigkeit als angeblich ausschließlich ausschlaggebendes Moment hingewiesen wird.

Wir finden ferner Äußerungen Bismarcks über seine sozialpolitische Auffassung, über die Sozialdemokratie, die Anarchisten, die Polen und die polnische Frage. Nach


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der sozialdemokratischen Frage dünkte Bismarck die polnische die wichtigste. Er glaubte, daß die Polen ein außerordentliches Geschick zur politischen Intrige haben. „Nach meiner langjährigen Beobachtung und Erfahrung sind den Polen das Konspirieren und die politische Intrige nicht nur Lebensbedürfnis, sondern sie besitzen dafür auch eine ausnahmsweise hohe Begabung und Geschicklichkeit, die, in den Dienst der polnischen Nationalidee gestellt, sie niemals zur Ruhe kommen lassen und sie unablässig zu neuen Umtrieben stimulieren. . . . Auf die polnische Frau, die zur höheren Gesellschaft gehört, oder doch dort Zutritt hat, muß dabei ein besonderes Augenmerk gerichtet werden. Das „Cherchez les Polonaises!“ muß man bei jeder höfischen Konspiration befolgen. Hübsche Racker, die Polinnen, aber doch noch mehr Racker als hübsch.“

Die Stellung des Fürsten zur Judenfrage ist in folgenden Worten ausgesprochen: „Wenn ich noch Minister wäre, würde ich in bezug auf die Juden den Grundsatz empfehlen: La recherche de la confession est interdite. Man braucht sich aber die Juden nicht über den Kopf wachsen zu lassen oder sich finanziell von ihnen in einem Maße abhängig zu machen, wie es in vielen Ländern leider der Fall ist. Bei meinen Beziehungen als Minister zur jüdischen Hautefinance ist immer diese, niemals bin ich der verpflichtete Teil gewesen.“

Bismarck war ferner ein ausgesprochener Gegner jeder Einmischung der Frau in die Politik. Über die Anteilnahme der Studenten an der Politik meinte er: „Ich halte die Beteiligung einzelner Studenten oder studentischer Korporationen an den politischen Tageskämpfen nicht für erwünscht und nützlich, weil es den Studenten noch an der nötigen Reife des politischen Urteils und an genügender Erfahrung gebricht.“

Von großem politischem Werte sind alsdann Äußerungen Bismarcks über Fragen der auswärtigen Politik, über Deutschlands Beziehungen zu Frankreich, Rußland, Österreich-Ungarn,



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

England, über die Dardanellenfrage, ferner historische Reminiszenzen über die Emser Depesche nnd den deutsch-französischen Krieg, über den russisch-türkischen Krieg, über das Blind'sche Attentat.

Ein noch lebhafteres Interesse lösen Bismarcks Aussprüche und Mitteilungen über historische, berühmte und bekannte Persönlichkeiten aus. Mit größter Verehrung sprach der Fürst stets über seinen „alten Herrn", Kaiser Wilhelm I. „Kaiser Wilhelm war ein gütiger, vornehmer Herr und ich genoß sein unbegrenztes Vertrauen. . . . Trotz kleiner Züge von Genauigkeit und Sparsamkeit war er aber eine noble und freigebige Natur, was man nicht von allen Herrschern sagen kann. Von alten Angestellten und Dienern konnte er sich nur schwer trennen. . . . Unter anderem war das auch der Fall inbezug auf die Röcke und Beinkleider, die er trug." Seitens der Dienerschaft bedurfte es oft eines Aufwandes von List, um dem greisen Monarchen an Stelle eines ihm lieb, aber doch ziemlich unbrauchbar gewordenen Kleidungsstückes ein neues in die Hand zu schmuggeln.

Über die Kaiserin Augusta fällte Bismarck ein sehr scharfes Urteil: „Sie hat mir mehr Schwierigkeiten bereitet, als alle fremden Mächte und die gegnerischen Parteien im Lande. Der Kampf gegen sie hat mich mehr aufgerieben als alle sonstigen Friktionen. Sie besaß großen Einfluß auf ihren Gemahl, und die Richtung, in der sie ihn ausübte, war nicht immer gut. Meist hielt ihr der König aus Ritterlichkeit die Stange, selbst wenn der Augenschein gegen sie war. Er empfand es unangenehm, wenn seine Frau ins Unrecht gesetzt wurde, selbst wenn er einsah, daß sie sich im Irrtume befand, oder unbegründetem Vorurteile folgte. Sie war öfters Gegnerin meiner Politik ihrer Natur und ihrer Erziehung nach. Sie hatte katholisierende Neigungen, war nicht besonders deutsch-national gesinnt und fand ihre Vorbilder vielfach im Auslande. Sie liebte es ferner, in ihren intimeren


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dienst Franzosen anzustellen. Auch persönlicher Gegensatz zu mir trat oft zutage. Sie übernahm häufig die Anwaltschaft meiner politischen Gegner beim Könige und patronisierte gelegentlich selbst ultramontane, polnische und verwandte Tendenzen." Bismarck konnte der alten Kaiserin es nie verzeihen, daß sie in den Zeiten des heftigsten Kulturkampfes katholische Gegenden im Rheinlande und katholische Persönlichkeiten sogar ostentativ aufsuchte und für den Frieden mit der katholischen Kirche eintrat. Aus diesem Grunde erklärt sich auch sein schroffes Urteil über die edle Kaiserin. Auch in seinen Gedanken und Erinnerungen bringt Bismarck seine Abneigung gegen die Kaiserin zum Ausdrucke, indem er von ihr bevorzugte Persönlichkeiten, wie den Fürsten Radziwill, eben deswegen mit umso größerem Hasse verfolgte.

Wir finden dann charakteristische Urteile über Kaiser Friedrich und seine Gemahlin, den Großherzog von Baden, den Prinzregenten Luitpold von Bayern, dem als echten deutschen Fürsten vor allem die Erstarkung des deutschen Gedankens in Bayern zu danken sei, über die Großherzogin von Weimar, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, König Georg V. von Hannover, Albert von Koburg, Napoleon I., ferner über Staatsminister von Boetticher, Miquel, General von Stosch, von Koeller, Stephan, Graf Harry Arnim, Fürst Gortschakow, Graf Murawziew, Li-Hung-Tschang. Von Miquel urteilte er: „Er ist ein sehr befähigter Kopf, dabei liebenswürdig und von großer Beredsamkeit, außerdem biegsam. Auffällig war mir an ihm, wie gut er stets mit dem Zentrum fertig zu werden wußte. Sobald Miquel auftrat, beruhigten sich die erregten Gemüter dieser Partei ersichtlich sofort . . . Manche glaubten von ihm, daß er nicht bloß mit dem Zentrum auf gutem Fuße stehe, sondern sogar Verbindungen mit dem Orden Jesu habe. Mir persönlich ist darüber nichts bekannt." Bismarck konnte anscheinend den Gerechtigkeitssinn Miquels dem Zentrum gegenüber nicht begreifen.

Nun folgen Urteile über Militärs, Diplomaten, Partei-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führer, Publizisten und andere Persönlichkeiten: Graf Waldersee, Lothar Bucher, Theodor von Bernhardi, Major von Wißmann, den Bismarck sehr schätzte, Geheimrat Hintzpeter, Eugen Richter, von dem Bismarck schrieb „ich bin überzeugt, daß die Beschuldigungen und Verdächtigungen des Herrn Richter auf mich lediglich meinen Ruf als Staatsmann fördern werden", Moritz Busch, Pindter und Windthorst. Das Urteil über Windthorst müssen wir wiedergeben, weil es Bismarcks Haß gegen den großen Zentrumsführer wieder einmal dokumentiert, nachdem er schon einmal in einem Gespräche in Anwesenheit seines Geheimsekretärs von Tiedemann gesagt hatte, er habe zum Leben hauptsächlich zwei Dinge notwendig, seine Frau für die Liebe und Windthorst für den Haß. Bei Hofmann lesen wir:

„Windthorst war und blieb ein politischer Giftmischer, freilich ein geschickter. Gänzlich unverständlich ist mir die Verherrlichung, die ihm bei seinem Ableben auch von nationaler Seite in einer Tonart zuteil geworden ist, als ob in ihm ein Vater des Vaterlandes dahingeschieden sei. Ich glaube, daß die übertriebenen Ovationen, die ihm im Parlament und in der Presse gewidmet worden sind, zum großen Teile auf dem Wohlwollen beruhen, das ihm während der letzten Zeit seines Lebens von oben her bewiesen worden ist. Die Absolution, die ihm von dorther erteilt worden zu sein schien, hat sicher dazu beigetragen, daß der alte und verschlagene Vertreter welfisch-jesuitischer Tendenzen auch außerhalb des Zentrums und seiner Affiliierten so maßlos gefeiert worden ist. Aber die Sache hat auch ihre erfreuliche Seite. Wenn der Strahl der kaiserlichen Gnade, der auf Windthorst fiel, hinreichen konnte, die Auffassung weiter Kreise derart zu beeinflussen, daß sie in Windthorst nicht mehr einen Gegner des nationalen deutschen Kaiserreiches mit protestantischer Spitze sahen, sondern einen Freund und eine Stütze desselben, so beweist das, wie außerordentlich die Krone seit dreißig Jahren an Autorität gewonnen hat."

Über das Verhältnis Bismarcks zur Kunst Richard


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wagners berichtet Hofmann, daß es nicht besonders nahe war. „Die Politik hat alles in mir ausgepumpt“, äußerte Bismarck. Wagner hatte Hoffnung, den „allmächtigen Reichskanzler“ für einen Reichszuschuß zu den Bayreuther Festspielen zu gewinnen. Bismarck war der Anschauung, daß es auch ohne einen solchen Zuschuß gehen würde. Außerdem würde ein Entgegenkommen mit Rücksicht auf König Ludwig II. von Bayern „ein Einbrechen in seine eigenen Jagdgründe“ bedeutet haben. Später hat dann Bismarck über Wagner folgende charakteristische Äußerung getan: „Ich bin doch auch nicht ohne Selbstbewußtsein, aber ein so hohes Maß von dieser Eigenschaft, wie ich es bei Richard Wagner angetroffen habe, ist mir bei einem Deutschen weder vorher oder nachher wieder vorgekommen.“

Hofmann erzählt dann noch allerlei Vorgänge, Eindrücke und Erinnerungen aus seinem Verkehre mit dem Fürsten Bismarck. Er schildert sein erstmaliges Zusammensein mit ihm, sein Zimmer nebst wertvollen historischen Gegenständen. Bekanntlich hatte Bismarck die Gewohnheit, oft mitten in seinen Reden auch im Reichstage zu stocken. Bismarck erklärte diese Eigenart mit seinem Verantwortlichkeitsgefühl. „Man muß nicht selten ein Wort, bevor man es ausspricht, förmlich mit der Hand abwägen, ob es weder ein majus noch ein minus enthält, sondern nur das, was man sagen will. Auch dieses Wägen des Ausdruckes hat oft zu den sogenannten Stockungen in meinen Reden geführt, nichts anderes.“ Zu den Eigenarten Bismarcks gehörte die Vorliebe für Fremdwörter sowie für die deutsche geschriebene oder gedruckte Schrift, außerdem zeichnete den Fürsten ein fabelhaftes Gedächtnis aus. Er tat zu Hofmann einmal die Äußerung, er sei während seines langen Lebens mit etwa dreißigtausend Personen in mehr oder weniger hervorragenden Lebensstellungen zusammengekommen. Jede einzelne derselben stand ihm sofort in ihrer körperlichen und geistigen Eigenart vor Augen, wenn die Rede auf sie kam. „Wenn


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es dem Fürsten gefiel, so verstand er es, sie mit wenigen Worten in höchst charakteristischer Gestalt seinen Zuhörern vor Augen zu führen."

Auch auf die Religion Bismarcks kommt Hofmann zu sprechen. Er schreibt: „Der Fürst war bekanntlich aufrichtig religiös. Er glaubte an das Walten einer göttlichen Vorsehung. . . . Aber er war, obwohl evangelischer Christ, doch nicht im eigentlichen Sinne konfessionsgläubig. . . . Der Fürst erachtete die Religion für die Menschheit als unentbehrlich, weil ihr sonst mit dem Glauben, in Gott ihren ewigen Richter zu finden, das Gefühl der Verantwortlichkeit fehle. Aber andrerseits sah er es als ‚Ausfluß priesterlicher Anmaßung' an, darüber bestimmen zu wollen, welche von den vorhandenen christlichen Konfessionen die allein wahre und seligmachende sei." Als Prinz Ferdinand von Koburg seinen Sohn den Bulgaren und Rußland zuliebe orthodox werden ließ, da schrieb Bismarck in einem Artikel der „Hamburger Nachrichten" „Die bulgarische Taufe" (8. Februar 1896), daß Prinz Ferdinand die bulgarischen Interessen seinen persönlichen konfessionellen unterordnen müsse. Ferner hieß es in dem Artikel: „Wir glauben auch nicht, daß der heilige Petrus an der Himmelstür den Prinzen Ferdinand über diese Unterschiede (zwischen der römischen und griechischen Kirche) katechisieren wird, und wir sind auch zweifelhaft, ob Prinz Ferdinand die feineren Differenzen, welche die beiden Kirchen trennen, einem katechisierenden Examinator gegenüber genau würde angeben können. Wir rechnen beide Konfessionen ebenso wie unsere eigene zu den christlichen und glauben, daß die dogmatischen Streitigkeiten, welche sie von einander scheiden, in der letzten Entscheidung doch für das Geschick des sterbenden Christen nicht maßgebend sein werden." Abgesehen von der leichten Frivolität, die in diesen Anschauungen liegt, ist es zu ersichtlich, daß Bismarck auch in religiös-konfessionellen Fragen die Politik des Erfolges der Politik des Gewissens opferte und das Schachergeschäft der orthodoxen


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Taufe des Prinzen Boris aus staatsmännischen Erwägungen heraus verteidigte.

Hofmann bringt in seinem Werke noch eine Reihe von Zügen aus dem Leben Bismarcks, die in ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Schroffheit, ihrem feinen Humor oder bitteren Sarkasmus, in ihrer für Bismarck charakteristischen Eigenart uns den Alten im Sachsenwalde näher bringen und einen erfreulichen Abschluß des ganzen Werkes bilden. Die Bismarckliteratur und die zeitgeschichtliche Literatur hat an dem Hofmann'schen Memoirenwerk eine Bereicherung erfahren, wie sie jetzt wohl kaum mehr von irgend einer Seite erwartet werden darf.

---

## LXXXIII.

## Die Zaberner Vorgänge in ihrer Rückwirkung auf die Reichslande.

Wenn man von den wenig erfreulichen Vorgängen sprechen will, die sich in der jüngsten Zeit in dem so malerisch gelegenen Vogesenstädtchen abgespielt haben, ist man der Mühe enthoben, vorerst Zeit darauf zu verwenden, deren Bedeutung hervorzuheben. Die Tatsachen sprechen eine so deutliche Sprache, daß nichts hinzuzufügen ist.

Vergegenwärtigt man sich alle diese Vorgänge, so steht man vor einer geradezu ungeheuerlichen Erscheinung, und man muß sich fragen, ob es denn wirklich möglich sein kann, daß derartige Vorkommnisse im 20. Jahrhundert in einem geordneten Staat stattfinden konnten. Denn was im Vordergrund steht, ist die flagrante Ungesetzlichkeit in dem Vorgehen des Obersten von Reuter in den Tagen vom 28., 29. und 30. November. Er hat zunächst die Polizeigewalt ganz ungesetzlich ausgeübt. Das Militär kann in Elsaß-Lothringen Polizeibefugnisse nur ausüben, wenn es durch die Zivilbehörde um Hilfeleistung ersucht, oder wenn der Kriegs- oder




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Belagerungszustand erklärt wird, oder endlich zum Schutze von Militäreigentum und von Militärpersonen. Keine von diesen drei Voraussetzungen traf in Zabern zu. Die Zivilbehörde hat sogar protestiert gegen das Vorgehen der Militärbehörde. Der Belagerungszustand war nicht erklärt worden und konnte auch nicht von Oberst Reuter erklärt werden. Militäreigentum war keines bedroht. Es können nur noch die Beleidigungen gegen Militärpersonen in Betracht kommen. Aber die Beleidigungen vom 26. November können zur Entschuldigung nicht herangezogen werden, denn sie waren schon zwei Tage früher vorgefallen und waren lediglich nach dem gewöhnlichen Justizverfahren zu verfolgen. Auch die Beleidigung, welche sich einige halbwüchsige Burschen am Abend vom 28. November gegen Leutnant von Forstner erlaubten, reicht nicht aus. Denn die Offiziere hätten an jenem Abend blos das Recht gehabt, den auf frischer Tat Ertappten zu sistieren und der Zivilbehörde zu stellen. Nachdem aber dies nicht geschehen und nach der Beleidigung eine gewisse Zeit ohne Verfolgung verflossen war, durfte das Militär nicht mehr einschreiten. Gegen künftige Angriffe und gegen Unbeteiligte steht dem Militär die Ausübung der Polizeigewalt nicht zu. Alle hier durch das Militär getroffenen Maßnahmen: die Patrouillengänge durch die Stadt, die Verhinderung von Ansammlungen, die Aufforderungen zum Weitergehen und die Verhaftungen bei Weigerung der Bürger, diesen Aufforderungen nachzukommen, das Betreten fremder Häuser waren Eingriffe der Militärgewalt in die Polizeigewalt der Gemeinde, in die persönliche Freiheit und in das Hausrecht der Bürger, Eingriffe, die als vollständig ungesetzliche und widerrechtliche bezeichnet werden müssen. Zur präziseren Beleuchtung dieser Seite der Angelegenheit sei hier ein Schreiben des Landgerichtsrats Kalisch gegeben, der ja gleichfalls am Abend des 28. November verhaftet wurde. Das Schreiben erschien am 1. Dezember in der „Straßb. Post“ und lautet: „Nach der Fassung des Berichts in Nr. 1349 der ‚Straßb. Post‘ hat es den Anschein, als ob ich nebst den in Betracht


Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

kommenden Kollegen ‚aus einer Menge heraus' ergriffen worden wäre, ‚die nach Neugierigenart nicht von der Stelle wich'. Eine solche Vorstellung, wie sie durch den Zusammenhang nahe gelegt ist, wäre ganz falsch. Der mich betreffende Vorgang spielt sich viel später ab, als die in dem Bericht geschilderte Jagd nach dem Fortbildungsschüler, und ohne daß ich und die in meiner Begleitung befindlichen Herren davon etwas gesehen hätten. Wir kamen vielmehr gegen 8 Uhr aus einer Gerichtssitzung und kamen auf dem Nachhauseweg am Schloßplatze vorüber. Es war aber auch dort eine neugierige Menge gar nicht vorhanden, zu der wir uns hätten gesellen können. Was wir beobachten konnten, war die Verhaftung eines jungen Burschen auf der verhältnismäßig schwach belebten Straße und die Versperrung des Gehwegs durch einen von bewaffneten Mannschaften umgebenen Offizier in Dienstuniform. Dieser verbot das Stehenbleiben. Dadurch, daß ich mich dieser Anordnung ausdrücklich widersetzte und dieselbe laut für gesetzwidrig erklärte, ist meine Festnahme veranlaßt worden."

Daraus wird wohl die ganze Gesetzwidrigkeit des Vorgehens des Zaberner Obersten bei dieser Gelegenheit zur Genüge beleuchtet sein.

Dadurch bekam aber nun auf einmal der Fall einen ganz anderen Charakter. Bisher nur lokaler Natur, wurde er jetzt zu einer Reichs- und Verfassungsfrage, d. h. zur Frage, ob die allgemeinen Gesetze des Landes in gleichem Maße für alle Bürger ohne Ausnahme gelten, oder ob die Offiziere ein Privileg haben, das ihnen gestattet, die verfassungsmäßig festgelegten Zuständigkeiten mit Füßen zu treten und nach freiem Ermessen zur Selbsthilfe zu greifen, um sich Genugtuung zu verschaffen, dort wo andere Bürger, um sich gegen Beleidigungen zu schützen, nur auf die ordentlichen Gerichte und auf die amtlichen Organe der Sicherheit angewiesen sind. Das ist die Frage, die sich nun auf einmal stellte und dadurch ist der Zaberner Fall weit über den Rahmen seines Schauplatzes hinausgewachsen. Es ergab sich von selbst, daß



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich der Reichstag mit der Angelegenheit beschäftigen mußte. Er hat es getan und er hat seine Mißbilligung des militärischen Vorgehens mit einer Wucht ausgesprochen, aus der sich die Tiefe der Erregung ermessen läßt, von der das ganze Volk ergriffen ist. Die Mißbilligung des Reichstags trifft das militärische Vorgehen in Zabern; sie trifft den Kriegsminister, der das Vorgehen des Militärs in Zabern in ganz unglaublichen Redewendungen geradezu entschuldigte; sie trifft den Reichskanzler selbst, der die militärischen Eigenmächtigkeiten auf Grund von Einflüssen, denen noch nachzugehen wäre, nicht entschieden genug zu verurteilen wußte. Ob man aber an den maßgebenden Stellen die Konsequenzen aus dieser Abstimmung zu ziehen verstehen wird? Ob man die nötigen Maßregeln ergreifen wird, um das Offizierkorps dahin zu bringen, daß es sich nicht als eine über den Gesetzen stehende Kategorie von Bürgern betrachtet, daß es daran gewöhnt wird, sich nach anderen Wertmaßen einzuschätzen und sich nach anderen Grundsätzen zu betätigen. Daß hier eine ganz radikale Wandlung notwendig erscheint, wird wohl nach den Zaberner Vorgängen nicht in Abrede gestellt werden können.

Auf jeden Fall werden diese Zaberner Vorgänge ganz verheerende Wirkungen ausüben in Bezug auf die Stimmung in Elsaß-Lothringen. Daß dadurch das Deutschtum, der innere Anschluß des Landes an das Reich gewonnen hätte, wird wohl niemand behaupten wollen. Der Abgeordnete van Calker sprach im Reichstag die Worte aus: „alles kaput, alles kaput!“ Und der Abgeordnete Hauß sagte: „Die loyalgesinnten Elsässer stehen heute auf dem durch plumpe Soldatenstiefel angerichteten Trümmerhaufen ihrer Arbeit für den inneren Anschluß des Landes an das deutsche Reich.“ Diese beiden Abgeordneten haben den Tatbestand richtig erfaßt. Und es ist nicht eine künstlich in das Volk hineingetragene Erregung. Die „Straßb. Post“ machte in einem Artikel, der gerade an dem verhängnisvollen 28. November erschien, den Versuch die Zaberner Vorgänge als belanglos

Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

hinzustellen und die ganze Erregung auf eine systematische Hetze des Klerikalismus und des Nationalismus zurückzuführen. Das ist direkt unwahr. Der „Nouvelliste" von H. Wetterle zeichnete sich im Gegenteil besonders am Anfang durch eine gewisse Zurückhaltung aus. Die Blätter, die die Kampagne besonders inszenierten, waren der „Elässser", der „Zaberner Anzeiger" und die „Straßburger Neue Zeitung". Nun ist aber der „Elsässer", das Organ des elsässischen Zentrums, durchaus als ein loyales, ruhiges Blatt anzusehen. Der „Zaberner Anzeiger" ist ein liberales Blatt, dessen Redakteur Wiebicke ein geborener Sachse ist. Die „Straßburger Neue Zeitung" ist ein demokratisches Blatt mit ziemlich stark ausgeprägtem Antiklerikalismus, an dem mehrere Altdeutsche neben deutschfreundlich gesinnten Elsässern arbeiten. Der Vorwurf, daß die Bewegung einen klerikalen und nationalistischen Charakter trage, ist also eine objektive Unwahrheit. Ganz im Gegenteil. Die Erregung wurde hervorgerufen durch die unglaublichen Tatsachen selbst, die vorgekommen waren und für das elsaß-lothringische Volk einfach unverständlich sind.

In erster Linie stehen da die sprachlichen Ungehörigkeiten des Leutnants Forstner. Von der Wackesbetitelung fühlte sich das ganze Volk betroffen. Es geht nicht an zu sagen, die Elsässer gebrauchten auch für die Altdeutschen das Wort „Schwob". Denn zunächst liegt in diesem Ausdruck durchaus nichts ehrenrühriges. Man sagt hier „Schwob" für die Altdeutschen, wie man „Welscher" sagt für die Franzosen. Das Wort „Wackes" aber hat einen ehrenrührigen Sinn. Ein „Wackes" ist ein Lump, ein Vagabund. Dann aber wirkte besonders nachteilig der Umstand der Person, die den Ausdruck gebraucht hat, und die Art und Weise, wie er gebraucht wurde. Wenn gewöhnliche Soldaten diese Benennung den Elsässern zugerufen hätten, oder wenn sie ihnen von einem Unteroffizier zugerufen worden wäre, hätte man das in den Kauf genommen. Aber daß es ein Offizier ist und daß dieser Offizier seine Gewalt dazu mißbraucht, einen Elsässer zu


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

zwingen sich mit den Worten: „Ich bin ein Wackes!" bei ihm zu melden, das brachte bei den Elsässern das Blut zum Kochen. Und daß dadurch die Achtung vor der Art und Weise, wie Soldatenmaterial behandelt wird, nicht viel gewonnen, wird man leicht begreifen können. Ganz zu schweigen von den Ausdrücken über die französische Fahne oder über die Fremdenlegion!

Aber dann versteht das elsässische Volk besonders die unglaublichen Eingriffe des Militärs in die Polizeigewalt nicht, die in Zabern stattgefunden haben, das erscheint dem elsässischen Volke tatsächlich wie etwas aus einer fremden Welt, und es bleibt der Eindruck, daß man schließlich durch nichts geschützt ist gegen den Mißbrauch der militärischen Gewalt.

Ebensowenig vermag man in Elsaß-Lothringen die Langsamkeit zu verstehen, mit der die betreffenden Behörden hier Remedur zu schaffen suchten. Und hier bekommt der Vorgang ein besonderes reichsländisches Gepräge. Wenn ein Leutnant sich in einem anderen Staate des Deutschen Reiches derartige verletzende Ausdrücke gegen das Land, in dem er garnisoniert ist, erlaubt hätte, wäre ihm in kürzester Zeit das Handwerk gelegt worden. Es wurde ja daran erinnert, daß ein Leutnant, der in Oldenburg seine Leute oldenburgische Ochsen nannte, in 24 Stunden aus dem Lande war. Und hier in Zabern! Am 6. November werden die schimpflichen Reden des Leutnants bekannt, und erst im Reichstage, am 3. Dezember, erfuhr man durch den Mund des Reichskanzlers, daß der Leutnant für diese Aussprüche bestraft worden sei. Aber bei Leibe nicht, worin diese Strafe bestand, und auf jeden Fall war der Leutnant ganz ruhig in Zabern verblieben und hatte sich die „Strafe" so wenig zu Herzen genommen, daß er noch am 1. Dezember seine Heldentat in Dettweiler an der Person des halblahmen Schusters verübte. Und ebenso bei den ungesetzlichen Handlungen des Obersten v. Reuter, den Verhaftungen und den Verletzungen des Hausrechtes. Sie geschahen am 28. Nov.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nnd bis jetzt ist noch keine richtige, klare Verurteilung dieser Vorgänge von den maßgebenden Stellen aus erfolgt!

Gewiß hat jetzt endlich die elsaß-lothringische Regierung einen Ton verlauten lassen in der amtlichen Korrespondenz vom 6. Dezember. Darin ist dargelegt, was in Donaueschingen durch den Kaiser beschlossen wurde. Zuerst soll das Regiment Nr. 99 nach den Truppenübungsplätzen von Hagenau und Bitsch verlegt werden, um Ruhe und Frieden in Zabern wiederherzustellen. Dann sollen noch weitere Maßnahmen folgen und die am 28. November vorgekommenen Gesetzwidrigkeiten ihre Sühne finden. Endlich hat der Statthalter von dem Kaiser die feste Gewähr dafür erhalten, daß die verfassungsmäßigen Zuständigkeiten künftig strenge Beachtung finden werden.

Aus diesem Dokument ergibt sich zunächst das eine, daß das 99. Regiment Zabern verlassen soll. Das ist mittlerweile auch geschehen. Aber man wird dieser Maßregel nur sehr schwer den vollen Beifall schenken können. Denn zunächst hätte das vermieden werden können, wenn man sofort energisch gegen den Leutnant eingeschritten wäre. Man hätte dann den vielen Offizieren und den Mannschaften des Regiments die ganz gewaltigen Unannehmlichkeiten erspart, die ein solcher Wechsel in dieser Jahreszeit nach sich zieht; man hätte besonders den Kaufleuten Zaberns die wirtschaftlichen Nachteile erspart, die sie jetzt erleiden werden. Aber auch sonst können wir uns für das Dokument in der amtlichen Korrespondenz nicht begeistern. Von einer Mißbilligung der bereits festgestellten Ungehörigkeiten des Leutnants Forstner steht kein Wort darin. Auch sonst ist die Sprache eine so verklausulierte, daß man sich schließlich noch fragen kann, was denn eigentlich gemeint ist. Es ist doch wenigstens in demselben die Rede von Gesetzwidrigkeiten, die zu Zabern vorgekommen sind: es ist also anerkannt, daß solche stattfanden. Wenn es aber heißt, daß der Statthalter die Gewähr erhalten hat für Beobachtung der verfassungsmäßigen Zuständigkeiten, wird man gut daran tun, ein Urteil hierüber

Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

erst dann zu fällen, wenn einmal die genaue Form dieser Gewähr bekannt sein wird.

Bis dorthin wird man wohl skeptisch bleiben müssen in Bezug auf die Energie unserer Regierung. Freilich; der Herr Staatssekretär hat eine elegante Lösung der Frage in der „Morgenpost" vom 9. Dezember zum besten gegeben. Er sagt da, es sei töricht zu behaupten, die elsässische Regierung stehe unter dem militärischen Einfluß, dann fügt er weise hinzu, Militär- und Zivilverwaltung sollen im Einverständnis miteinander handeln. Ganz recht; der Herr Staatssekretär hat aber nur vergessen zu sagen, wer in der Praxis in der Regel der gehorsam nachgebende Teil ist. Aus dem Verhalten der Straßburger Regierung in den Zaberner Vorgängen ergibt sich jedenfalls nicht, daß sie übermäßig auf ihre Rechte pocht. Man kann ihr auch nicht vorwerfen, daß sie zu voreilig gehandelt hat. Aber vielleicht sind mildernde Umstände für sie vorhanden. Es gab für sie nur zwei Wege: entweder sie, d. h. das eine oder andere Mitglied nahm mit éclat die Demission, um so ostentativ den Willen zu bekunden, für die Interessen des Landes einzustehen; oder, wenn man das nicht wollte, dann ertrug man, was man ertragen mußte, und wartete im Stillen vorsichtig, bis die in Berlin angeflehte Hilfe käme. Die Regierung von Straßburg hat in der ganzen Angelegenheit diesen besseren Teil der Tapferkeit gewählt. Und wir fürchten sehr, daß trotz der Gewähr, die der Statthalter erhalten haben soll, die Regierung wieder ebenso tapfer handeln wird, wenn sich wieder irgendwo in den Reichslanden „Zaberner Vorfälle" ereignen sollten. Denn, und das ist die große Lehre, die sich aus der Zaberner Angelegenheit ergibt, die Regierung unseres Landes kann nicht selbständig handeln: sie ist für alle einigermaßen wichtigen Entscheidungen auf den Umweg über Berlin angewiesen und damit hängen die Hauptmängel zusammen, die in der Haltung der reichsländischen Regierung in den jüngsten Ereignissen bemerkbar waren.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## LXXXIV.

## Zukunftsklänge aus der Türkei.

Es ist auffallend, daß, während die Zukunft und die Erstarkung der asiatischen Türkei in Deutschland wie im übrigen Europa alle Gemüter beschäftigt, man bei den Türken selbst wenig oder nichts dergleichen vorfindet. Der Fatalismus der Türken ist nach der Niederlage und den schließlichen Erfolgen in Europa nur um so größer geworden. Araber und Armenier fassen die Zukunft in's Auge und diskutieren viel über die Wege, die jetzt einzuschlagen seien; die Türken hingegen, das Herrenvolk, nehmen ihre Zuflucht zu veralteten Büchern, Weissagungen enthaltend, und verbringen die kostbarste Zeit damit, in Kaffeehäusern und an anderen Orten diesen Prophezeihungen, die ihnen die schließliche Weltherrschaft vorgaukeln, ihr Ohr zu leihen.

Das eine Buch der Weissagungen, Ahmedije genannt, welches jetzt als Lieblingslektüre bei den Türken gilt, stammt in Wirklichkeit aus dem 15. Jahrhundert. Die Mohammedaner erzählen sich jedoch folgende Legende über das Entstehen des Buches:

„Eines Tages brachte der Engel Gabriel zwei Äpfel aus dem Paradies mit einem Gruß von Allah an Mohammed; da Hasan und Husein, seine beiden Enkelsöhne, gerade bei ihm waren, gab der Prophet die Äpfel den beiden Knaben, welche dieselben jedoch nicht aßen, sondern ihrem Lehrer Ibn-al-Agab brachten. Dieser aß einen der beiden Äpfel; sofort schwoll sein Magen auf, und die geheime Wissenschaft stieg von seinem Herzen auf die Zunge und er begann zu weissagen von zukünftigen Dingen. Als das Mohammed hörte, kam er schnell herbei, berührte mit der Hand den Magen Agab's und der Zustand verging. Die Worte nun, welche Ibn-al-Agab in der Zwischenzeit geäußert hatte, wurden aufgezeichnet, in Verse gesetzt und in einem Buche versammelt."


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es heißt u. a. in diesen Weissagungen:

„Wenn die Auferstehungszeit naht, werden zehn Zeichen geschehen. In der Zeit, da die Moslem seiner bedürfen, wird der Mahdi kommen und die zerstörten Orte wieder aufbauen. Vorher aber müssen unter den Menschen viele Übeltaten zur Erscheinung kommen; die Moscheen werden zahlreich sein, aber wenige werden darin beten, und die darin beten, werden ohne Andacht sein. Die Frauen werden wie Männer auf Pferden reiten; sie werden in die Bazare gehen und bei den Fremden Einkäufe machen, Wein trinken und wie die Rinderherden auf der Straße spazieren gehen. Man wird angesehene hohe Gebäude errichten. Schließlich werden die Beni Asfer (die Europäer) kommen und Rum (Konstantinopel, nach anderen Adrianopel) erobern. Vorher jedoch muß im Magkreb (Nordafrika) ein Krieg ausbrechen und diese Gegenden werden dem Islam verloren gehen. Die Weltherrschaft wird auf die Ungläubigen übergehen und 960,000 Christen werden den Islam überfallen. Dann erst wird der heilige Mahdi erscheinen und die Herrschaft des Islam wieder herstellen."

Solange sich die Türken solchen Träumereien hingeben und nicht anfangen zu arbeiten und sich selbst eine Zukunft zu schaffen, darf man nichts von ihnen erwarten. Auch die asiatische Türkei wird sich nur durch das Gleichgewicht der europäischen Machtinteressen, aber nicht durch ihre eigene Stärke behaupten können. Die Interessen des Dreibundes und des Dreiverbandes sprechen zunächst gleichermaßen dafür, die asiatische Türkei zu erhalten, bis ihre Stunde geschlagen hat. Die asiatische Türkei ist trotz ihrer weiten asiatischen Territorien von fast zwei Millionen Quadratkilometern (dreimal so groß als das deutsche Reich) auf die Bedeutung einer Macht zweiten Ranges, etwa wie Spanien, herabgesunken.

Um sich ein Urteil über die in Frage kommenden Zukunftsmöglichkeiten zu bilden, muß man vor allem ein klares Bild von den Bevölkerungsverhältnissen der asiatischen Türkei gewinnen. Die Grenze der nördlichen und südlichen Ländermasse ist zugleich die Grenze des türkischen und des arabischen


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sprachgebiets; beide Teile sind getrennt durch die arabische Wüste. Die nördliche Hälfte zerfällt wieder in zwei sprachlich auseinanderfallende Gebiete, die kleinasiatische Halbinsel mit überwiegend türkischer Binnenbevölkerung und griechischer Küste, und das armenische Hochland mit armenischer und kurdischer Bevölkerung. Die Zukunft dieses nördlichen Teils der asiatischen Türkei liegt begründet in den beiden orientalischen Fragen: die arabische und die armenische.

Bei Arabien denken wir gemeinhin zuerst an die große arabische Halbinsel, die mit ihren drei Millionen Quadratkilometern den Gesamtumfang des türkischen Reiches fast um das Doppelte übertrifft. Nicht selten begegnet man der Vorstellung, daß die arabische Halbinsel zum türkischen Reiche gehöre. Die Türkei hat aber niemals mehr als die Westküste und ein Stück der Nordostküste besessen; das Innere ist niemals von ihr erobert worden. Ihr wirklicher Besitz, der strategisch und wirtschaftlich wertlos ist, beschränkt sich auf die beiden heiligen Städte Mekka und Medina mit der Landschaft Hedschas. Das unabhängige Arabien, das ungeheure Gebiet der Oasen und Steppen ist im Besitz der freien Beduinenstämme, die sich, soweit sie überhaupt eine Religion haben, zur puritanischen Sekte der Wahabichen bekennen und sowohl den Sunniten als den Schiiten feindlich gesinnt sind. Die Landschaften der Süd- und Ostküste — Aden, Hadramaut, Oman und Kuweit — stehen unmittelbar oder mittelbar unter der Herrschaft Englands. Da England Arabien an seinen vier Ecken umklammert und die unbeschränkte Herrschaft über den Suezkanal, das Rote Meer, den indischen Ozean und den persischen Golf inne hat, so ist die Besitznahme Arabiens mitsamt der Oberherrschaft über die heiligen Stätten Mekka nnd Medina nur eine Frage der Zeit. England wird aber nicht eher versuchen, die arabische Frage in seinem Sinne zu lösen, als bis zugleich mit dem Fall Konstantinopels das Kalifat von der türkischen auf die arabische Rasse zurückgefallen ist. Man spricht es in Kairo offen aus, daß der Vizekönig von Egypten der zukünftige Kalif sei.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spricht man daher von der arabischen Hälfte des türkischen Reiches, so ist hierunter nur das von arabischen Syrern bewohnte Syrien mit Palästina und das von arabisch-persischen Mischlingen bewohnte Mesopotamien zu verstehen. Die Vormachtstellung Englands in Egypten und Arabien hat zur naturgemäßen Folge, daß auch dies Gebiet, soweit es nicht unter die französische Interessensphäre fällt, der englischen Herrschaft zuneigt. Die glänzenden Erfolge, welche England in Egypten mit der wirtschaftlichen Hebung des Landes und der Verdoppelung des anbaufähigen Landes erzielt hat, haben auch bei der muhammedanischen Bevölkerung Syriens das Verlangen geweckt, von der türkischen Herrschaft loszukommen und sich England anzuschließen. So z. B. machte es die Gleichgültigkeit und die Unlust der arabischen Bevölkerung während des Balkankrieges der Pforte kaum möglich, syrische und mesopotamische Truppen auf den Kriegsschauplatz zu bringen.

Zu keiner Zeit hat das türkische Reich aufgehört im eigenen Lande Eroberungskriege zu führen. Dies gilt nicht nur von dem Innern Arabiens, sondern auch von großen Teilen der nördlichen Hälfte des Reiches, in den von Kurden bewohnten Gegenden. Die Jungtürken wollten diesem Zustande ein Ende machen, aber alle ihre Maßnahmen waren nur Öl ins Feuer gegossen; bis auf den heutigen Tag haben die meisten kurdischen Stämme ihre Freiheit bewahrt, ihre Häuptlinge beziehen zu gleicher Zeit Jahrgelder von der Hohen Pforte und von Rußland. Im Kriege sind diese Kurden völlig unverwendbar, nur bei der Verfolgung des Feindes und bei Plünderungen stellen sie ihren Mann. Zusammen macht die ganze nicht-osmanische, zum größten Teil völlig unzivilisierte und jeder Regierung feindselige Bevölkerung die Hälfte der muhammedanischen Bevölkerung aus. Die Hohe Pforte hat zum Teil auch gar nicht Ordnung schaffen wollen, da ihr selbst die schlechtesten Elemente der Bevölkerung, die sich äußerlich wenigstens zum Islam be-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kennen, immer noch gut genug waren im Ausrottungskampf gegen die betriebsame christliche Bevölkerung.

Den auf höchstens sechs Millionen einzuschätzenden osmanischen Türken steht eine nicht-osmanische Bevölkerung von ebenfalls sechs Millionen gegenüber; daneben stehen die gesamten Rajaks (Christen und Juden) in der Zahl von etwa fünf Millionen. Die Türken sind trotz aller Scheinkultur der obersten Schichten das jeder ernstlichen Kultur abholde Erobervolk geblieben, das sie vor fünfhundert Jahren waren. Man hat es für einen Fehler gehalten, daß die Jungtürken die christliche Bevölkerung zum Militärdienst herangezogen haben; wollte man aber auf den Kriegsdienst der Christen verzichten, so mußte man auch mit der Tatsache rechnen, daß eine Armee, die sich allein auf das kriegerisch veranlagte Herrenvolk der Türken mit ihrem Anhang stützen wollte, für die Aushebung auf die anatolische Bevölkerung von sechs Millionen und etwa noch auf zwei Millionen gemischte Bevölkerung, also insgesamt auf acht Millionen beschränkt ist. Es darf auch nicht vergessen werden, daß die muhammedanische Bevölkerung in der Türkei stetig abnimmt, während sich die christliche beständig vermehrt.

Der wirtschaftliche Fortschritt der asiatischen Türkei würde in erster Linie, ja fast ausschließlich der christlichen Bevölkerung, Armeniern, Griechen und Syrern zugutekommen. Gerade die osmanische Landbevölkerung von Anatolien würde im Kampfe ums Dasein gegen das vordringende Griechentum zuerst unterliegen. Man möchte es freilich wünschen, daß in einer erneuerten asiatischen Türkei auch dem braven und sympathischen Türken eine, wenn auch bescheidene, doch dauernde Rolle beschieden sein möchte. Aber im Kampfe ums Dasein muß unter den Bedingungen der modernen Kultur, der sich der Islam nicht anzupassen imstande ist, der Türke erliegen. Nur eine weise, gerechte und alle Gegensätze ausgleichende europäische Regierung könnte in dem Völkergemisch der asiatischen Türkei einer jeden Rasse ihre besondere Aufgabe zuweisen.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wird eine muhammedanische Regierung hiezu imstande sein? Ist so etwas wie ein „islamischer Kulturstaat“ möglich? Ist es unter den gegenwärtigen Rassen- und Religionsverhältnissen von Anatolien, Armenien, Syrien und Mesopotamien, selbst unter den günstigsten Voraussetzungen, auch nur denkbar? Schreiber dieser Zeilen muß nach seiner Kenntnis vom Islam und nach dem, was er in den letzten Monaten unter Muhammedanern erlebt hat, mit „Nein“ antworten. Nur „christliche Kultur“ ist in der Türkei möglich; die islamische Kultur gehört der Vergangenheit an.

Noch wichtiger als die arabische Frage ist für die Befestigung der asiatischen Türkei die armenische Frage. Sie ist die orientalische Frage der Zukunft! Eine armenische Frage gab es nicht vor dem Jahre 1895, während die arabische Frage mehr als tausend Jahre alt ist. Erst die europäischen Diplomaten schufen eine armenische Frage; die erste Folge waren die Armenier-Massakers in obengenanntem Jahre. Man glaubte damals, die armenische Frage sei gelöst, es gäbe kein Armenien mehr; doch man hatte sich getäuscht, wenn man auch in Europa wenig von den Armeniern und ihren Leiden hörte.

Auf wiederholte Interpellationen im türkischen Parlamente mußte endlich im Jahre 1911 der Großwesier Reformen für Armenien und eine Kommission versprechen; im Februar 1912 wurden dafür 100,000 Pfund, und im Mai nochmals 200,000 Pfund bewilligt. Das Geld wurde verjubelt, aber eine Kommission wurde nie ernannt, bis kurz vor Ausbruch des Balkankrieges, am 2. September, die Regierung beschloß, überhaupt von der Ernennung einer Kommission abzusehen. So sehen wir, daß die hohe Pforte eine Meisterin im Verschleppen der Dinge ist, und noch immer will Europa nicht glauben, daß jeder diplomatische Schriftwechsel, jeder Federstrich in der Frage der armenischen Reformen eine Farce ist, wenn nicht zu gleicher Zeit ein Druck ausgeübt wird.

Und doch wäre es so leicht, die Armenier zufrieden zu


Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

stellen, denn von allen christlichen Völkern im türkischen Reiche stehen die Armenier den Türken am nächsten. Sie haben keine nationalen Zukunftsträume, denn das Nationalitätsbewußtsein ist bei ihnen seit Jahrhunderten erstickt. Es gibt wohl kaum einen Armenier, der nicht die türkische Sprache wie seine Muttersprache spricht; die bei ihnen in Gebrauch befindlichen Bibeln sind meistens in türkischer Sprache mit armenischen Schriftzeichen gedruckt. Sie haben im Laufe der Jahre der Türkei zahlreiche und zwar die tüchtigsten Staatsmänner und Diplomaten geliefert, und auch im Balkankriege haben die armenischen Soldaten ihre Pflicht und Schuldigkeit getan. Es ist den Armeniern wohl bekannt, daß es um ihre religiösen Privilegien getan wäre, wenn sie unter russische Herrschaft kämen, denn die griechisch-orthodoxe Kirche verfolgt die Gregorianer als eine ketzerische Sekte. Sie haben nur den einen Wunsch, ein menschenwürdiges Dasein, einen Platz an der Sonne im türkischen Reiche und Schutz vor ihren Todfeinden, den räuberischen Kurden. Wenn die türkische Regierung ernstlich will, kann sie die Wünsche der Armenier befriedigen, und dann, aber auch nur dann, ist der Bestand der asiatischen Türkei ohne fremde Hilfe gesichert.

Wird es die Regierung wollen? Auch hierauf muß Schreiber dieser Zeilen mit „Nein" antworten. Der Türke ist zu stolz, um sich herabzulassen und den Armenier in Wirklichkeit als gleichberechtigt anzuerkennen. Daß aus der Bescheidenheit die wahre Größe geboren wird, steht nicht im Koran, und niemand hat es die Türken gelehrt.

Max Roloff.

Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## LXXXV.

## Kürzere Besprechungen.

1. Die Hansastädte und die Kontinentalsperre. Von Walther Vogel. Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins Blatt IX. Duncker u. Humblot, München u. Leipzig 1913. 64 Seiten, Preis geh. 1 Mk.

Waren die Hansastädte für Napoleon, der auch hier die von der Republik vorgezeichneten Wege ging, anfangs nur Gegenstand einer sehr gewinnbringenden Erpresserpolitik gewesen, die ihm Millionen über Millionen einbrachte, in die Selbstverwaltung und den Handel der Städte aber nicht wesentlich eingriff, so verschob sich dies Bild völlig mit Beginn der Kontinentalsperre. Die anfänglich politisch belanglosen Städte wurden jetzt zu einem sehr wichtigen Faktor in dem System des Napoleonischen Kampfes gegen England. Es bestand für Napoleon Aussicht, daß die Städte in diesem Kampfe guten Willen zeigen würden, denn die Engländer hatten sich durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie seit lange ihre Seeherrschaft geltend machten, erbitterten Haß zugezogen. Voraussetzung für ein gemeinschaftliches Handeln aber wäre gewesen, daß Napoleon den Städten Handelsfreiheit auf dem Kontinent als Kompensation zugestanden hätte. Er glaubte jedoch, er könne zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, den englischen Handel vernichten und gleichzeitig Frankreich auf dem Kontinent das Handelsmonopol verschaffen. Durch Zollbevorzugungen aller Art wurde dem französischen Handel das gesamte Gebiet der „Bundesgenossen" schutzlos ausgeliefert, ihnen selbst aber der französisch-italienische Markt durch hohe Schutzzölle streng verschlossen. England hinwiederum erkannte bald, daß die Kontinentalsperre ein günstiges Mittel sei, mit einem Schein des Rechts sich die unliebsame Konkurrenz der Hansastädte vom Halse zu schaffen. Die von ihm verhängte Blockade und Unterbindung des hanseatischen Handels wurde aus dem Mittel zur Bekämpfung Napoleons zum Selbstzweck: Ver-



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichtung des Seehandels der andern seefahrenden Staaten. Der deutsche Seehandel und seine Kauffahrteiflotte, die vor den napoleonischen Kriegen noch gefürchtete Rivalen Englands waren — sie nahmen im amerikanischen Verkehr schließlich die erste Stelle ein — wurden fast völlig vernichtet. Erst in den Jahren 1807—1810 und nicht schon im nordischen Krieg erlitt die deutsche Seeschiffahrt ihren schwersten Schlag.

Dr. Gerlich.

2. **Karl der Große in neuerer Beleuchtung.** Innerhalb der bekannten Weltgeschichte in Karakterbildern erschien gegen Ende 1911 von dem Mitherausgeber Professor Kampers eine Charakterisierung Karls des Großen mit dem Untertitel „Die Grundlegung der mittelalterlichen Kultur und Weltanschauung". Diese Grundlagen sind weitausholend behandelt Es spielt darin das Verhältnis des Papsttums zu dem römischen Weltimperium, sowie zu den germanischen Neubildungen eine Hauptrolle. In plastischer, glänzender Stilisierung sind die verschiedenen politisch, kulturell und religiös einflußreichen Umstände und Gedanken mit ihren Wirkungen in hier und da allerdings phantastisch erscheinender, mit Wiederholungen überlasteter und nicht immer leicht faßlicher Darstellung geschildert. Auf diesen Grundlagen erfolgt dann nach Charakteristerung der Merowinger und ihrer Hausmeier eine eingehende Beleuchtung der Persönlichkeit und Wirksamkeit des großen Karl. Soviel Anerkennung die Leistung des Verfassers auch verdienen mag, so kann dieselbe m. E. doch keine so weitgehende, bezw. keine so wenig vorbehaltende sein, wie sie verschiedentlich erfolgt ist. Es handelt sich da um die Behandlung der im Primate gipfelnden hierarchischen Organisation der Kirche. In einer Besprechung, die sonst an dem Inhalt des Buches in mehr allgemein gehaltenen Wendungen Erhebliches zu beanstanden gefunden hat, sind andererseits als „beachtlich" hingestellt: das schöne Bekenntnis zur Gottheit Christi (S. 12) und die Einsetzung des Primates durch Christus selbst (S. 37). Die letztere erscheint jedoch nicht so deutlich, wie die erstere. Es heißt da allerdings: Christus selbst hat der römischen Kirche den Primat verliehen.






Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es heißt aber sogleich weiter: In einem Schreiben an Kaiser Anastasius zieht Papst Gelasius I. aus dieser römischen Grundauffassung den Schluß (der größeren Wichtigkeit der geheiligten geistlichen Autorität). Immerhin wäre eine mehr anerkennende Art angezeigt (die Stelle hätte doch einfach so lauten können: Christus selbst usw. daraus zieht Papst Gelasius den Schluß).[1]) Der Verfasser hat aber an verschiedenen anderen Stellen mit jener römischen Grundauffassung noch etwas anderes verwoben, sodaß die göttliche Einrichtung und dementsprechende Verwirklichung des Primates nebst der Hierarchie wie nicht vorhanden erscheint. Es ist dieses der stark hervorgehobene Einfluß der angeblichen Aufnahme des altrömischen imperialen Weltherrschaftsgedankens von seiten der Päpste nicht nur in der Richtung politischer Weltoberherrschaft (wenigstens für die frühmittelalterliche Zeit eine starke Übertreibung), sondern auch in Bezug auf die Ausgestaltung der Hierarchie selbst. Es sei da auf Folgendes hingewiesen:

Statt sofortiger Hervorhebung des Primates für die Wirksamkeit der Kirche heißt es im Anschlusse an die Erwähnung der römischen Einbürgerung des Christentums: Inmitten des Zerfalls des römischen Reichs ist die Kirche die Hüterin des geistigen Erbes der Kaiserzeit geworden, hat sie Besitz genommen von dem römischen Staatsgedanken der Zentralisation, ermöglicht sie nunmehr die Neubildung des Reiches aus der universalen Kirche heraus (S. 2[1]). — Ein mehr nach dem Urbilde des Kunstwerks des Römerstaates gebildete Hierarchie tritt (im 4. Jahrhundert!) an die Seite des Beamtenstaates (S. 14[2]). — Wohl ist die Kirche der alten römischen Auffassung entsprechend zunächst noch (im 4. Jahrhundert) ein Teil des weltlichen Staates. Der Kultus erscheint nach wie vor als Sache des Staates, das Priestertum als Staatsbeamtentum. Und doch verdichtet sich allmählich im Gegensatz zum geltenden Recht der staatsähnliche Charakter der Kirche, der sich rasch zum Anspruche einer selbständigen Daseinsordnung verstärkt, die keine Grenzen, auch nicht die des römischen Erdkreises, anerkennt (S. 14[2]). — Was Wunder, wenn Gedanken jener versunkenen Welt des Universalismus mit ihren Hemmungen und Fesseln von einzelnen Päpsten auch auf den ewigen und geistigen Universalismus übertragen wurden (S. 18[1]). — Im 6. Jahrhundert

1) In Hergenröthers Kath. Kirche und christl. Staat lautet der Ausspruch des Papstes übrigens anders, insofern da von Bischöfen, nicht von Päpsten die Rede ist und schließlich auch noch Unterwerfung unter den röm. Stuhl nach Christi stets beobachteter Anordnung gefordert wird.


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schienen Imperium Romanum und katholische Kirche sich deckende Begriffe geworden zu sein . . . Es entsteht ein kirchlicher Romanismus, der vielfach Neigung zur Verweltlichung erkennen läßt und sich als ganz natürliches Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung darstellt . . . So war der Romanismus in das Heiligtum der Gottesstaatsideen eingedrungen. An die Stelle der nationalen Gebundenheit trat die kirchliche. Von der Auffassung des mystischen Körpers Christi, dieser geistigen Gemeinschaft, abstrahiert man die Vorstellung einer staatsgleichen Anstaltskirche, die auch auf weltlichem Gebiete die Führung verlangt (S. 18 f.). — Die zersetzende Wirkung des Romanismus tritt auch für die bedeutendste Sphäre desselben, für die religiöse hervor. Sobald der ideal gerichtete religiöse Kosmopolitismus verfälscht wird durch die fortlebenden Tendenzen des nivellierenden Romanismus, wird die Seele fremd in ihrem geistigen Vaterlande (S. 23[1]). — Die Kirche hatte ja ein Interesse daran, an der Fiktion vom römischen Reiche festzuhalten, seitdem sie ihren Weltberuf nicht zuletzt von der Würde der Stadt Rom herleitete, seitdem ihre Organisation etwas Reichsähnliches geworden war (S. 30[1]). — Ihre überragende Autorität (zur Zeit der „Barbaren"!) verdankt die Kirche der folgerichtigen Gestaltung ihres Rechtes auf römischer Grundlage und ihrer nach römischem Vorbilde gestalteten Organisation (S. 38[1]). — Aus ihrem Prinzipe der Weltverneinung folgerte die Kirche das Recht der Weltbeherrschung . . . Dieser romanische Gottesstaat, nach dem Vorbilde des römischen Reiches ausgebaut, kannte nur ein Haupt, den Papst (S. 94[2]). — Diesen Äußerungen gegenüber erscheint die Erwähnung der „göttlichen Sendung", auf welche, gegenüber der Kniebeugung des geistlichen Cäsar vor dem fränkischen Kaiser (800), die schon sich regenden Geister „pochen" (S. 10[2]), sowie der S. 18[2] und 37[2] erwähnte Primat und das S. 29[1] erwähnte religiöse Prinzip als eine Andeutung des eigentlichen Untergrundes des „imperialistischen und cäsaristischen" Charakters der Inhaber des römischen Stuhles.

Man kann wohl auf den Gedanken kommen, daß die vom Verfasser benutzte protestantische Literatur seine Darstellung beeinflußt hat. Wozu überhaupt für eine „positivchristliche" weltgeschichtliche Darstellung Werke wie Holtzmann „Das neue Testament und der römische Staat, aus der „Kultur der Gegenwart" die Abschnitte von Jülicher, Harnack usw.?

Im Übrigen sei noch Folgendes angemerkt: „Rom wird die Stadt der heiligen Apostelfürsten" — erst nach Leo I. [† 461] (S. 17[2])? — Die erste Danielische Weissagung von dem „Stein", der die große Säule zertrümmerte, soll nicht in Erfüllung gegangen sein, insoferne sich der Untergang der Weltreiche nicht gewaltsam vollzogen habe (S. 19 u. 29). Aber muß denn der Stein etwas Gewaltsames bedeuten? Die katholische




Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schriftauslegung erblickt in demselben ja die vorausgehende und nachfolgende Wirksamkeit des Welterlösers. Und sind die Reiche nicht doch gewaltsamen Einflüssen unterlegen, insbesondere das Römerreich dem Ansturm der Germanen? Der Stein, der all dieses im letzten Grunde gewirkt, löste sich ohne menschliches Zutun von himmlischer Höhe. — „Nur allmählich begann der nordische Bär, das fremde Geisteskind des allgemein menschlichen Gedankens des Christentums bildend zu belecken"! — Erst die allmählich herangereiften germanischen Kräfte sollen der fränkischen Kirche die fehlende Organisation gegeben und damit die drohende Auflösung der „christlichen Welt" verhindert haben!? (S. 39[2]). — „Die grobsinnliche Vorstellung, sich durch Schenkungen an die Kirche Vergebung der Sünden im Jenseits zu erkaufen". . . Ohne Buße auch für schwere Sünden? — Islam „durchaus volksmäßige Religion"? (48[2]). — „Wir kennen die Gründe nicht, die Karl veranlaßten, ohne kirchliche Zustimmung seine Ehe mit der Langobardin zu lösen" (60). Solche Zustimmung war hier doch nicht erforderlich, insofern diese Ehe als bigamisch ungültig war, wie P. Hadrian auch in seinem Abmahnungsschreiben bemerkt hatte.[1]) — Ehe Karl das römische Patriziat „an sich gerissen hatte". . . Karl hatte das ihm bereits 754 zugleich mit seinem Vater übertragene Patriziat nach Eroberung des Langobardenreiches (774) tatsächlich übernommen (vgl. S. 96 oben). — „Selbstsüchtige Interessen Roms" (76[2]) — das Zitat konnte hier fortbleiben. — „Alkuin vertraut ihm sogar den Schutz der kirchlichen Lehre an" (98[1]). Wohl zuviel gesagt. A. preist K. dafür, daß er bestrebt ist (niteris), die Kirche von Irrlehren zu säubern und sie dagegen zu schützen. — „K. schränkt den Ausnahmegerichtsstand der Geistlichen erheblich ein". Unzutreffend nach den Kapitularien (vergl. auch die unter der benutzten Literatur angeführte Rechtsgeschichte von Brunner). — Daß Karl die „kirchliche Regel", die er anerkannte und einschärfte, sonst doch in weiterem Maße walten ließ, als der Verfasser annimmt (100[1]), dafür ist ein Beleg, daß er sich von der Frankfurter Synode (794) die apostolische Ermächtigung bestätigen ließ, einen Archiepiskopus stets bei sich zu haben. — Karls Haltung auf diesem Gebiete ist allerdings mit einer gewissen in den Verhältnissen begründeten Verschwommenheit behaftet, wenn er auch verschiedentlich seine Ergebenheit an den römischen Stuhl bekundet hat.[2]) — Das Ersuchen P. Leos I., ein Königsbote möge dem römischen Volke den Treu-

1) Es ist hiebei allerdings von der bestrittenen Annahme ausgegangen, daß Karls voraufgegangenes Verhältnis zu Himiltrude ein, wenn auch nicht ebenbürtiges, so doch „legitimes" war.

2) Ein in Hergenröther hiefür auch angezogenes Capitulare de honoranda sancta sede Apost., das einen späteren Konzilsausspruch (Tribur 875) enthält, hat in den Mon. Germaniae natürlich keine Aufnahme gefunden.

Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

eid für K. abnehmen (102[1]), galt dem Patrizius. Der Papst blieb im Kirchenstaate Herrscher unter einer gewissen Oberhoheit K.s (Hergenröther Kirchengeschichte II 86). — Leo zum Reinigungseide (bezüglich der ihm von den römischen Großen zur Last gelegten Vergehen) von K. gezwungen, mit der schonenden Rücksicht, den Schwur als freiwilligen hinstellen zu dürfen? (102[2]). Diese Annahme erscheint in Anbetracht der eidlichen Freiwilligkeitsversicherung des Papstes doch unangebracht. Daß K. mit der Krönung zum Kaiser „überrumpelt" sei, ist nicht sicher (Hergenröther). — Daß P. Hadrian (nur dieser kann gemeint sein, da es von Leo nicht behauptet ist) sich und gar wiederholt auf die gefälschte Konstantinische Schenkungsurkunde berufen haben solle (105 f.), ist nicht anzunehmen (vgl. Hergenrötter u. Lönning in Sybels Histor. Zeitschrift 1890, Bd. 65, S. 194). — Auch der Satz, daß die noch abhängige Kirche die „derbe Sinnlichkeit" K.s, die bedenklichen sittlichen Anschauungen seiner Töchter — der gekrönten Tauben, die, wie Alkuin warnend (!) bemerkt, durch die Pfalzen schwirren —, kurz die ganze sündige Sinnenfreudigkeit der königlichen Pfalzen mit Nachsicht und Milde übersehen habe (122), beweist, daß der Verfasser sich von „konfessioneller Voreingenommenheit" frei gehalten hat. Daß eine solche „sinnliche Sündigkeit" bei K. als dauernden Charakters nicht feststeht — seine „Konkubinen" können recht wohl unebenbürtige Frauen (ohne Bigamie — vgl. Kirchenlexikon) gewesen sein — hätte übrigens hier wohl Zurückhaltung gerechtfertigt.

P. Leo.

3. Die Kunst dem Volke. 15. Heft. Die altschwäbische Malerei. Von Dr. Joh. Damrich. Mit 50 Abbildungen. München, 1913.

Strenge im Rahmen kunstgeschichtlicher Aufgabe sich bewegend, in klarer, leichtfaßlicher Darlegung schildert Dr. Damrich Entwicklung und Abschluß der altschwäbischen Malerei, welcher in der süddeutschen Kunst eine sehr beachtenswerte Stellung zukommt. Zwischen fränkischer, altbayerischer und oberitalienischer Malerei eingelagert, zeigt sie ganz charakteristische Merkmale, der Eigenart des schwäbischen Volksstammes völlig entsprechend. Wie anderwärts in Deutschland von den Klöstern in die bürgerlichen Werkstätten übertragen, beginnt sie von da ab scharf ausgeprägte lokale und auch persönliche Art zu zeigen, um nach einer verhältnismäßig kurzen Hochblüte den von außen kommenden Einflüssen sich ein- und unterzuordnen. In chronologischer Folge faßt Damrich die Tätigkeit der Städte Ulm, Nördlingen, Memmingen ins Auge, um so von den Meistern Lukas Moser, Barth. Zeit-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

blom, M. Schaffner, F. Herlin und Strigel zu den beiden Holbein zu gelangen, welche in Augsburg die selbständige schwäbische Malerei zu allzu raschem Abschluß bringen. An diesem jähen Ende sind die religiösen Wirren des 16. Jahrhunderts nicht ganz unschuldig. Abgesehen vom Ulmer Bildersturm, den Damrich etwas milde als „richtigen Schwabenstreich" bezeichnet, ist für jenen Zeitraum schon das Schicksal der beiden Holbein charakteristisch, welches den Vater noch im Alter aus seinem Augsburger Heim nach dem Asyl eines elsäßischen Klosters trieb, während der Sohn, in frühen Jahren nach der Schweiz sich wendend, dort vom Regen in die Traufe gelangt, um erst nach weiteren Irrfahrten im fernen England wieder künstlerischen Sonnenscheins sich erfreuen zu können. — Sehr treffend werden im vorliegenden Hefte all die Meister, die Unterschiede ihres in Bildern sich offenbarenden Charakters klargelegt. Aber schon frühe keimt bei ihnen die gemeinsame Neigung zu jener genauen Naturbeobachtung, die schließlich die bedeutendsten Porträtmaler zeitigen mußte. M. Schaffners Bildnis des sehr ehrenwerten, etwas bärbeißigen Herrn Eitel Besserer aus Ulm ist ein köstlicher Beleg hiefür; Strigels Rehlingen-Porträts gravitieren bereits nach Holbeinscher Höhe hin, und die letzten namhaften schwäbischen Meister, Burgkmair und Amberger, sind uns zumeist nur mehr ob ihrer Bildniskunst sympathisch. Bei solcher Entwicklung konnte der duftige Idealismus, der vom Meister des Sterzinger-Altares, ebenso von Zeitblom und noch in Schaffners anmutigen Marienbildern des Wettenhauser Altares gepflegt ward, nicht allzu lange geltend bleiben. Nur einmal noch, in des älteren Holbein Altarflügeln eines St. Sebastianaltares (München, Pinakothek) einte sich in fesselnder Harmonie das frühe schlichte Empfinden mit der siegreichen Formenentwicklung der jungen Renaissance. In keiner anderen süddeutschen Stadt schlug diese neue Kunst so rasch Wurzeln wie in Augsburg, und zunächst Venedigs prunkliebende Art reflektierte am kenntlichsten im dortigen Kulturleben. So ersieht man denn in den Werken des älteren Holbein die Höhenmarken schwäbischer Kunst, die, wenn auch bereits von Außen her


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beeinflußt, doch noch ausgeprägt den Stempel eines Schaffens trägt, das im Volkstum, in der heimatlichen Scholle seine Nährwurzel hat. Unter gewissen Einschränkungen kann ja auch der jüngere Holbein hier einbezogen werden. Dr. Damrich hat diesem großen Meister bereits früher eine eigene wertvolle Abhandlung gewidmet (Heft 9), daher jenen Lesern, welche völlig lückenlos Schwabens Kunst und Künstler kennen lernen wollen, die Lektüre dieses vorausgegangenen Heftes nur warm empfohlen werden kann. Besonders auffällig ist die rapide Wandlung, welche bereits Burgkmairs künstlerisches Schaffen kennzeichnet. Sein „St. Johannes auf Patmos" könnte ebensogut einen Barockmaler zum Schöpfer haben. Die nächste Entwicklung drängte in Augsburg nach dem Dekorativen; in Decken- und Fassadenmalereien, weiterhin in Entfaltung des Kunsthandwerkes ergaben sich noch Erfolge von großer, nachwirkender Bedeutung.

Nachdem im vorliegenden Hefte gewissermaßen nur ein Bruchteil der alemannischen Malerei zur Vorführung gelangte, erachten wir es für wünschenswert, von derselben gewandten Feder die Malerei der westlich gelegenen Gaue, die oberrheinische, die von der bayerisch-schwäbischen Malerei mehrfach sich unterscheidet, gleich kundiger und volksbelehrender Erörterung unterstellt zu sehen.

4. **Hildesheims kostbare Kunstschätze** mit Begleitwort von Dr. Adolf **Bertram**, Bischof von Hildesheim. 35 **Kunsttafeln in Lichtdruck.** (Format 24×32 cm). Preis Mk. 18. B. Kühlen, M.-Gladbach.

Genannte Publikation darf hinsichtlich der bedeutenden Objekte, welche zur Darstellung gelangen, ebenso aber auch ob der gediegenen Reproduktionsart derselben, als ein wirkliches Prachtwerk bezeichnet werden. Hildesheims älteste Kunstschätze sind schon dadurch von besonderem Werte, daß sie mit dem Namen des großen Bischofs Bernward, der selbst Künstler war, im innigsten Zusammenhange stehen. Zu seinen berühmtesten Schöpfungen, zu den ehernen Domtüren und zur sogenannten Christussäule holte Bernward sicherlich in Rom die ersten An-


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

regungen, die sich unter lombardisch-germanischen Einwirkungen zu charakteristischen Werken romanischer Frühkunst gestalten konnten. Nicht minder fesselnd als die erwähnten Hauptwerke erweisen sich aber auch alle weiteren kleineren kirchlichen Geräte, die mit der Bernward'schen Zeit in Verbindung stehen. Diese seltsam geformten Reliquiarien, Kreuze, Hirtenstäbe, Leuchter u. dergl. lassen den heutigen Beschauer in eine Kunstwelt blicken, die, von herber Strenge und feierlicher Würde durchhaucht, ausgeprägt monastischen Ursprung kündet, dem sich allmählich die aufblühenden Elemente nationalen Kunstempfindens beigesellen, um schließlich den vollendeten romanischen, weiterhin den gotischen Stil zu erzeugen. — Da in vorliegender Publikation zunächst nur eine Auslese der wichtigsten Kleinodien Hildesheims gezeigt werden sollte, war es gut getan, vor allem die frühen Werke herbeizuziehen, und jene der Spätzeit mehr zurücktreten zu lassen. Immerhin erscheint die Wiedergabe eines prächtigen silbernen Rokoko-Antependiums willkommen, da hierdurch Anlaß gegeben, den wunderlichen Weg der Formenwandlungen zu würdigen, der in den Kunstgebilden im Laufe der Jahrhunderte sich einstellen konnte. Überaus sympathisch berührt es, die klaren, präzisen textlichen Erläuterungen von der kundigen Hand eines Nachfolgers des hl. Bernward geschrieben, und die Widmung der herrlichen Gabe einem kunstschirmenden, großen Sohne der Diözese Hildesheim, dem Kardinal und Fürsterzbischof Dr. Georg Kopp von Breslau gebracht zu sehen. Ein sinniger Zusammenhang des Künstlerbischofs Sankt Bernward mit edlen, kunstfreundlichen Kirchenfürsten unserer Tage!

M. Fürst.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-08 18:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-08 18:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-08 18:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.b3033015
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA